



die Heimat
KREFELDER JAHRBUCH



JAHR-
GANG **73**

KÖNIG KUNDE



z.B. bei
Pro Tech

**Schwänen
Markt**

MODE • GESCHENKE • SCHMUCK • REISEN • BLUMEN • SCHNELL-SERVICE
• CAFÉS • RESTAURANTS • WOHNEN • HOBBY/FREIZEIT • FEINKOST
BÄCKEREIEN • MUSIK • DROGERIE • FOTO • POST-INFO • UND VIELES MEHR!

Mitten in KREFELD

die Heimat

KREFELDER JAHRBUCH



Zeitschrift für
niederrheinische
Kultur- und
Heimatspflege

Herausgegeben vom
Verein für Heimatkunde
in Krefeld

Schriftleitung
Oskar Burghardt
Reinhard Feinendegen

Guido Rotthoff

zum 80. Geburtstag
gewidmet

Jahrgang 73
November 2002
ISSN 0342-5185

Inhalt

Archäologie und Bodendenkmalpflege

- Christoph Reichmann 114 Ein großer Hof des 10. und 11. Jahrhunderts in Krefeld-Fischeln
Renate Pirling 124 39 Jahre Archäologin und Museumsdirektorin in Krefeld
-

Geschichte

- Leo Peters 13 Der zweite Band der Krefelder Stadtgeschichte liegt vor
Almuth Spelberg 16 Historische Parkanlagen in Krefeld – Teil 2.
Der Greiffenhorstpark – ein Spätwerk von Maximilian Friedrich Weyhe
Hans N. Weiler 58 „... am sausen den Webstuhl der Zeit“. Erinnerungen und Geständnisse eines älteren Fichte-Schülers.
Aus der Festrede zum 150jährigen Jubiläum des Fichte-Gymnasiums Krefeld
Wilhelm Gobbers 85 Jugend in Krefeld 1933 – 1945
Ingrid Schupetta 91 Die Verfolgungsgeschichte der Zeugen Jehovas in Krefeld
Stephanie Kickum 100 Entnazifizierung und Umerziehung
Georg Opdenberg 106 Spuren vom Großen Krieg. Anmerkungen zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Burg Linn vom
9. Juni bis 27. Oktober 2002
Ursula Broicher 108 Ferdinand Freiligraths Beziehungen zu Krefeld
Werner Mellen 136 Johannes Middels und Johannes Ingenray. Zwei aus Hüls stammende Äbte des Klosters Kamp
Elisabeth Kremers 139 Zwecks Gründung eines Gartenbauvereines ...
Joachim Lilla 150 Die staatliche Polizeiverwaltung in Krefeld(-Uerdingen) 1927 bis 1934
Burkhard Ostrowski und
Reinhard Schippkus 163 Zur Geschichte der Wachstum- und Tapetenindustrie in Krefeld. 2. Teil
Werner Böcking 176 Wo die braunen Netze baumeln – Aalschokker eroberten einst den Rhein
-

Architektur, Denkmal- und Stadtbildpflege

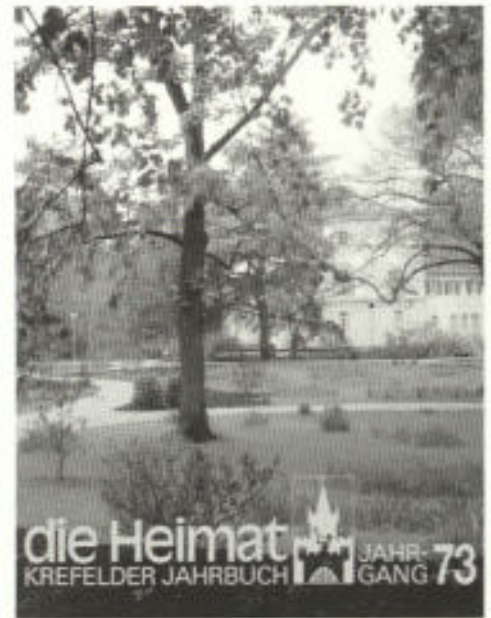
- Berthold Leendertz 32 Der Park am Heilmannshof in Traar. Zur Verleihung des Krefelder Denkmalpreises 2002
Monika Risse-Richter 63 Das Stadtwaldhaus und seine Sanierung
-

Volkskunde

- Dieter Nellessen 46 Tod und Begräbnis – Volksglauben. Teil 2
-

Theater, Kunst, Musik und Literatur

- Hans Joachim Albrecht 21 38 Jahre Lehrer für Gestaltung an der Werkkunstschule Krefeld/Hochschule Niederrhein
Christian Krausch 29 „Hubertus Gojowczyk – Arbeiten im Archiv“. Eine Ausstellung im Stadtarchiv Krefeld zum
Galeriensonntag 2001 vom 2. September bis 21. Oktober 2001
Christiane Heiser 39 Den niederländischen Jugendstil im Gepäck – Johan Thorn Prikker in Krefeld
Horst Hahn 54 Der Kreuzweg von Josef Strater in der katholischen Pfarrkirche St. Stephan zu Krefeld
Theodor Pelster 61 Niederrheinischer Literaturpreis der Stadt Krefeld im Jahr 2001
Ulrich Peltzer 62 Dankrede
Georg Opdenberg 71 In memoriam Berndt Bosseljon (1893 – 1977), Walter Icks (1901 – 1963), Kurt Samnée (1902 – 1965)
und Heinz Steuernthal (1899 – 1975)
Rolf Hennig-Scheifes 78 Krefelds vergessene Kinder oder: Wer war Berndt Bosseljon?
Edgar Thiesbürger 129 Der Töpfermeister und Kunsthandwerker Claus Rudolf Barthelmess (1900 – 1970). Ein
Pionier für die Baukeramik am Niederrhein
Werner Mellen 133 Josef Lichtenberg (1879 – 1941)



Der Sollbrüggenpark im Frühjahr 2002 – ein Beispiel für die geglückte Wiederherstellung eines historischen Parks im Rahmen der EUROGA 2002plus; im Hintergrund Haus Sollbrüggen

Foto: Thomas Lammertz

Natur und Landschaft

Günter Janß 80 Blauer und schwarzer Schlamm aus den Tiefen der Niepkühlen

Mundart, Gedichte und Erzählungen

Theo Versteegen 53 Jevatter Duod
 Kurt von Beckerath 79 Oser alde Scholl
 K. H. 200 Och en Jubiläum

Aus dem Heimatleben

Renate Wilkes-Valkyser 6 Von Oktober zu Oktober
 Reinhard Feinendegen 181 Der Verein für Heimatkunde 2001/02
 182 Bücher
 196 Personalien/Jubiläen
 Michael van Uem 201 Krefelder Daten und Ereignisse der letzten zwölf Monate
 203 Bildnachweis
 204 Die Autoren



„die Heimat“ wird herausgegeben vom Verein für Heimatkunde e.V. in Krefeld. 1. Vorsitzender ist Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstraße 14, F 50 31 70, 2. Vorsitzender Dr. Heinz Büsch, Lenssenstr. 10, F 77 82 38, Schriftführer Burkhard Ostrowski, c/o Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, F 86 27 03, Fax 86 27 15, Kassenswart Peter Vermeulen, Culturplan AG, Tannenstr. 42-44, 47798 Krefeld, F 363 30, Fax 36 31 99, E-Mail: office@culturplan.de, weitere Vorstandsmitglieder sind Dr. Oskar Burghardt, Taubenstraße 47, F 50 54 78,

Frank Deisel, Dr. Eugen Gerritz und Dr. Guido Rothhoff. Der Verein erhebt einen Jahresbeitrag von € 18,-; darin ist der Bezug der „Heimat“ eingeschlossen. Zahlungen werden zu Beginn des Jahres erbeten; das Konto des Vereins: Sparkasse Krefeld 309 617 (BLZ 320 500 00). Die E-Mail-Adresse des Vereins lautet: vfh-kr@freenet.de

„die Heimat“ erscheint jährlich im November. Für Nichtmitglieder sind die Hefte außer beim Schriftführer des Vereins bei den Krefelder Buchhandlungen zum Buchhandelspreis zu beziehen. Der Schriftführer

vermittelt auch frühere Jahrgänge. Die Anzeigenverwaltung liegt bei der Druckerei van Acken (s. oben).

Die Autoren vertreten ihre Beiträge selbst.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Das Recht an den Bildern bleibt den Fotografen oder den Eigentümern der Vorlagen vorbehalten.

Gefördert durch:



Liebe Leserin! Lieber Leser!

Die Schriftleitung der „Heimat“ und der Verein für Heimatkunde in Krefeld widmen den vorliegenden Jahrgang dem langjährigen Direktor des Krefelder Stadtarchivs, Dr. Guido Rotthoff, anlässlich seines 80. Geburtstages, den er am 27. Oktober 2002 in geistiger und körperlicher Frische feiern konnte. Guido Rotthoff hat diese Ehrung wahrlich verdient; die moderne Krefelder Stadtgeschichtsforschung ist ohne ihn undenkbar. Als promovierter Historiker hat er zunächst eine intensive Archivausbildung durchlaufen und wurde dann 1959 – nach verschiedenen Stationen im Archivdienst des Landes – zum ersten fachlich voll qualifizierten Leiter des Stadtarchivs Krefeld berufen. Seine Tätigkeit in dieser Funktion kann an dieser Stelle unmöglich ausreichend gewürdigt werden. Daß Krefeld heute über ein modernes, allen Ansprüchen genügendes Archiv verfügt – die Planung und Durchführung des Neubaus an der Girmesgath fiel in seine Amtszeit – ist in erster Linie dem gebürtigen Krefelder Guido Rotthoff zu verdanken. Auch die vom Stadtarchiv herausgegebene Reihe der „Krefelder Studien“ geht auf seine Initiative zurück. 1987 ging er in den Ruhestand.

Von Anfang an machte er durch profunde Arbeiten zur Stadt- und Regionalgeschichte auf sich aufmerksam. Die Vielzahl seiner Veröffentlichungen kann hier nicht im einzelnen vorgestellt werden. Hingewiesen sei wenigstens auf seine Mappen „Uerdingen“ und „Linn“ im „Rheinischen Städteatlas“ – an der Mappe „Krefeld“ arbeitet er zur Zeit –, auf das „Uerdinger Urkundenbuch“ und auf seine „Studien zur mittelalterlichen Geschichte im Raum Krefeld“ (Rheinische Vierteljahrsblätter, Jahrgang 41, Bonn 1977). Daß er in den bereits erschienenen und noch in Arbeit befindlichen Bänden der neuen Krefelder Stadtgeschichte als einziger Autor mit drei Beiträgen vertreten ist, spricht für sich. Spektakuläre Thesen aufzustellen ist nicht seine Sache, um so mehr liegt ihm an gründlicher, sachgerechter Quellenforschung. Wer auf seinen Erkenntnissen aufbaut, weiß sich auf festem Grund und Boden.

Für den Verein für Heimatkunde, der erst einmal ein Heft der „Heimat“ einer verdienten Persönlichkeit gewidmet hat (Professor Dr. Karl Rembert, Jahrgang 16, Heft 4, Krefeld 1937), war und ist er von unschätzbarem Wert. An keiner Stelle sind mehr wissenschaftliche Aufsätze aus seiner Feder erschienen als in der „Heimat“, deren Schriftleiter er von 1959 bis 1965 war. Im Vorstand, dem er seit vielen

Jahren angehört, hat sein Rat größtes Gewicht. Zu seinem 80. Geburtstag gratulieren der Verein und die Schriftleitung von ganzem Herzen und in großer Dankbarkeit.

Der neue Jahrgang der „Heimat“, an dem viele mitgearbeitet haben, die Guido Rotthoff kennen und hochschätzen, bringt wieder ein breites Spektrum heimatkundlicher und heimatsgeschichtlicher Beiträge. Neben der EUROGA 2002plus, auf die sich auch das Titelbild bezieht, finden etliche aktuelle Anlässe Berücksichtigung: die Ausgrabungen in Krefeld-Fischeln, das Erscheinen von Band 2 der Krefelder Stadtgeschichte, das Jubiläum des Fichte-Gymnasiums, die Ausstellungen in Linn (Spuren vom Großen Krieg), im Buschhüterhaus (Bosseljon, Icks, Samnée, Steuerthal) und im Stadtarchiv (Gojowczyk), die Verleihung des Krefelder Denkmalpreises und des Niederrheinischen Literaturpreises, die Sanierung des Stadtwaldhauses. Fortgesetzt werden die großen Arbeiten über die Geschichte der Krefelder Wachstuch- und Tapetenindustrie sowie über Tod und Begräbnis. Über 39 beziehungsweise 38 Jahre eigenen kulturellen Engagements berichten Renate Pirling und Hans Joachim Albrecht.

Ansonsten ist der übliche Strauß von Beiträgen zu finden, von dem wir hoffen, daß er Anklang findet und gehaltvollen Lesestoff bietet für alle, die an Krefeld interessiert sind, an der Geschichte der Stadt und an den vielen verschiedenen Aspekten, von denen aus das Leben in der Stadt und im Umland betrachtet werden kann. Allen, die am Zustandekommen dieses Jahrgangs beteiligt waren, als Autoren, durch die Ausleihe von Abbildungsvorlagen, in der Herstellung bei der Druckerei van Acken, durch die Verteilung der Hefte an die Mitglieder und – nicht zuletzt – durch die Sicherung des finanziellen Fundaments über Zuschüsse (Stadt Krefeld, Landschaftsverband Rheinland, Köln) und Inserate sei herzlich gedankt. Ein besonderer Dank gilt Herrn Dr. Heribert Houben, der mit diesem Jahrgang die Betreuung der Bücher-Sparte übernommen hat.

Helfen Sie mit, die „Heimat“ überall bekanntzumachen und ihr – über eine Mitgliedschaft im Verein für Heimatkunde – neue Abonnenten zu gewinnen, damit sie trotz der Finanznöte, die derartigen kulturellen Publikationen drohen, in der bewährten und anerkannten Weise fortgeführt werden kann!

Oskar Burghardt
Reinhard Feinendegen

Von Oktober zu Oktober

von Renate Wilkes-Valkyser

Was immer man über die vergangenen zwölf Monate sagen mag, aus dem Blickwinkel der öffentlichen Hand der Stadt gesehen, waren sie die Fortsetzung der mageren Jahre mit der Gewissheit für die Zukunft, dass die fetten Jahre sich nicht einmal am Horizont zeigen wollen. Zu den erfreulichsten Ereignissen zählte die „Euroga 2002plus“, in deren Rahmen sich die Krefelder Parkanlagen als restaurierte Kunstwerke präsentierten.

Der 1. Oktober 2001 ist ein Montag. Am Wochenende zuvor gibt es für Krefeld einiges zu feiern. Oberbürgermeister Dieter Pützhofer feiert mit Erna und Helmut Aretz und dem Förderkreis Gut Schirmau die Eröffnung des Gartensaals, der neben dem Eifel-Gutshaus errichtet wurde und zu dem die Aretz-Stiftung einen kapitalen sechsstelligen Betrag gespendet hatte. Die Polizei entwapnet einen Mann, der sich selbst mit einem Messer erstechen wollte. Bei den Landesmeisterschaften der Ruderer erringen Krefelder vier Titel. Die Industrie- und Handelskammer stellt fest, dass das Konjunkturklima merklich abgekühlt ist. Maik Radtke und Georg Schmidt vollziehen im Standesamt Mitte die erste schwule Heirat in der Stadt. Sie werden „verpartnert“, wie das Amtsneudeutsch dies nennt. Der Kreisvorstand der CDU schlägt für die nördliche Stadthälfte Bürgermeisterin Karin Meincke als Bundestagskandidatin vor. „Tafelfreuden – Damaste des 17. bis 20. Jahrhunderts“ zeigt das Deutsche Textilmuseum in einer Ausstellung. Mit sieben Kindern, 21 Enkeln und 24 Urenkeln feiert Elisabeth Parlings ihren 101. Geburtstag. Monika und Wulf Arens sind zwei von 38 000 Teilnehmern des Berlin-Marathons. Die beiden betreiben unter dem Namen „bonoffice“ in Uerdingen recht erfolgreich einen Büro-Kaffee-Service mit einem Einzugsbereich von mehr als 100 Kilometern. Schüler aus der polnischen Stadt Krakau besuchen ihre Freunde im Uerdinger Gymnasium Fabritianum. Der Regionalrat der Katholiken spricht sich für den Bau einer Moschee im Südbezirk aus. Britische Streitkräfte, darunter auch Royal Signals aus der Krefelder Kaserne an der Westparkstraße, unterstützen USA-Truppen beim Kampf gegen die Taliban in Afghanistan. Im Zusammenhang damit drohen Terroranschläge. Britische und jüdische „Objekte“ in Krefeld werden von deutscher Poli-

zei bewacht. Eine Statistik stellt fest: Mehr als die Hälfte aller Innenstadtgeschäfte sind Filialläden. Für ein Ladenlokal in guter Lage muss man 150 Mark Miete pro Quadratmeter bezahlen, obwohl zahlreiche Geschäfte leer stehen. Die Schlacht, die am 23. Juni 1758 die Preußen gegen die Franzosen zu ihren Gunsten entscheiden konnten, ist jetzt als Diorama im Dachgeschoss des Landgasthofs „Hückelsmay“ zu bewundern. Konrad und Sebastian Schwarzbach, Vater und Sohn, haben aus Legosteinen einen kleinen Roboter gebaut. Nun reisen sie nach Moskau, um von dort aus zu beobachten, wie ihr „Jitter“ mit einer Rakete in den Weltraum startet. Mittels einer Edelstahlklappe, Durchmesser 2,70 Meter, installiert im Hauptabwasserkanal zwischen Krefeld und Uerdingen, soll bei heftigen Regenfällen Straßenüberflutungen und nassen Kellern vorgebeugt werden. Diese Technik wird erstmals in Deutschland erprobt. Der Maschinen- und Anlagenbauer Siempelkamp meldet den Abbau von 220 Stellen. Der Fischelner Theo Pütz hat seinen Hahn geschlachtet. Das Federvieh durfte in der Nähe der Clemenskirche laut geben, wie es seine Art ist, bis ein Neu-Fischelner sich beschwerte. Augenzeugen berichten und Fotos beweisen: Eine afrikanische Zwergglanzgans füttert im Krefelder Zoo die Fische im Teich

mit eingeweichem Getreide aus ihrem Napf. Mit dem neuen Pächter und Meisterkoch Yves Chopelin wird das Uerdinger Casino zur Gourmet-Adresse. Die Sparkasse Krefeld hat lange und schließlich erfolgreich „gefreit“: Der Fusionsvertrag mit der Sparkasse Viersen wird unterschrieben. Im Schnellverfahren wird ein 23jähriger Bürokaufmann aus Krefeld zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Im Gefolge der Terroranschläge des 11. September 2001 in New York hatte er in Düsseldorf ähnliche Untaten angekündigt. Die Firma Bayer stellt bei der Düsseldorfer Kunststoffmesse eine Ampulle vor, aus der mit Hochdruck ohne den gefürchteten Piekser Arznei injiziert werden kann. Mit der Stadtmünze in Gold wird der ehemalige Ratsherr und Uerdinger Bezirksvorsteher Heinrich Strater geehrt. Im Fischelner Saal Gietz feiert das Publikum begeistert die Premiere des neuen „Pappköpp“-Programms „Krie-ewelsche Tü-en“. Die Fachhochschule Niederrhein feiert die Eröffnung der neuen Mensa.

Am 2. November treffen sich in „Et Bröckske“ 30 Krimi-Autorinnen und Autoren, um die ersten „Krefelder Krimi-Tage“ zu starten. Die ersten von mehr als 100 amtlich angemeldeten Martinszügen setzen sich in Bewegung. Der in Deutschland einmalige



Abb. 1. Es hat sich ausgebraut. Familie Wirichs hat ihre Hausbrauerei Rhenania, gegründet 1838, geschlossen. Die bekannte Alt-Bier-Marke gärt jetzt bei einer auswärtigen Konkurrenz.

Studiengang „Gesundheitswesen – Technische Medizinwirtschaft“ an der Fachhochschule Niederrhein verzeichnet zum fünften Semester seines Bestehens 197 Studenten. Die 45 städtischen Politessen bringen mit ihren Aktivitäten rund sieben Millionen Mark in die Stadtkasse. Die Polizei erwischt einen 19-jährigen, der unter Heizlampen im Wohnzimmer in Kübeln Hanf für den selbstgedrehten Joint anbaut. Bratwurst-Paule, Original von der Hochstraße, kündigt an, dass die Bratwurst demnächst 1,99 Euro kosten soll. Peter Bresselschmidt, Fußball-Urgestein, früher bei Bayer, heute beim KFC, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Raimund Fenten, mehrfach behinderter Krefelder, absolviert in Endingen am Kaiserstuhl einen 100-Kilometer-Straßenlauf. Das leere Grundstück an der Rheinbabenstraße, auf dem einst die Linner Synagoge stand, soll neu bebaut werden. Zuvor erforschen die Archäologen vom Museum Burg Linn den Bauplatz. Dr. Jutta Büren, erste niedergelassene Kinderärztin nach dem Krieg, wird 90. Wieder einmal wird über den Abriss der Gaststätte „Haus Steckendorf“ an der Moerser Straße diskutiert, ehe sie unter „vorläufigen Denkmalschutz“ gestellt und von einem neuen Wirt in „Bayerische Botschaft“ umgetauft wird. Peter Vandebosch feiert in Hüls das vollendete 100. Lebensjahr. Der Verkehrsverein legt ein Seidentuch auf, das nach einem Ausschnitt aus den Campendonk-Wandbildern in der Villa Merländer gestaltet ist. Stephan und Elke Hemmers sind das närrische Prinzenpaar der Rheinstadt. Nach 33 Jahren Pause kann auch Oppum eigene Tollitäten vorweisen; Dirk und Pamela Bongartz. Andreas Jörissen und Astrid Meuskens wollen die Krefelder Session beherrschen und OB Dieter Pützhofer nach Nowosibirsk zum Golfspielen schicken. Otto Fricke aus Urdingen kandidiert namens der FDP für den Bundestag und hat einen ziemlich sicheren Listenplatz bereits in der Tasche. Ein 21-jähriger Portugiese wird festgenommen, der als Grossist etliche Heroin-Kleindealer einsetzte und diese wie Leibeigene quälte. Auf dem Platz an der Alten Kirche wird unter einem Zeltdach eine Eisbahn eingefroren, die bis Silvester in Betrieb bleiben soll. Schüler des Maria-Sibylla-Merian-Gymnasiums lernen in ihrer chinesischen Partnerschule in Hangzhou, wie Frontalunterricht mit mehr als 50 Schülern funktioniert. Honig und Likör aus dem Museumsladen am Kloster Kamp gehören zu den Attraktionen des Weihnachtsmarktes auf dem Dionysiusplatz. Rund 1000 Kinder dürfen ausnahmsweise um Mitternacht ins Cinemaxx-Kino, um die erste Aufführung des Harry-Potter-Films mitzuerleben. Nach einer Kollision sinkt vor dem Bayer-Anleger der Tanker „Stolt Rotterdam“ auf den Grund des Rheins. Ehe das Schiff geborgen werden kann, müssen 1300 Tonnen Salpetersäure abgepumpt werden. Mit einem 8:1 klettern die KEV-Pinguine an die Spitze der Tabelle der Deutschen Eishockey-Liga. Die Feuerwehr sammelt Lebensmittel

für Krankenhäuser und Kinderheime in Rumänien.

Der Krefelder Rennclub schließt Anfang Dezember die Saison der Galopp-Veranstaltungen mit schwarzen Zahlen ab. Zu dem guten Ergebnis haben auch Sponsoren mit rund 600000 Mark beigetragen. Der Rektor und neun Dekane der in „Hochschule Niederrhein“ umbenannten Fachhochschule verabschieden zum erstenmal einen Entwicklungsplan. Mehr als 30 „swarte Pieten“ begleiten „Sinter Klaas“ durch Uerdingen. Wie im Jahre 1901 bei der Einweihung, so feiern auch jetzt die Gäste der Pauluskirche am Moritzplatz mit Rehbraten das 100-jährige Bestehen des Kirchenbaus. Die Verseidag eröffnet an der Girmesgath ihr frisch renoviertes Verwaltungsgebäude, das 1931 von Ludwig Mies van der Rohe entworfen wurde. An der Gesamtschule Kaiserplatz wird das Essen aus der Großküche abbestellt. Man kocht jetzt täglich selbst mit sechs Helferinnen rund 700 Portionen. Überall in der Republik, so auch in Krefeld, wird die „PISA-Studie“ lebhaft diskutiert, die den deutschen Schülern schwache Leistungen bescheinigt. Die Krefelder bemühen sich, ihre D-Mark los zu werden: Der Einzelhandel meldet am zweiten „langen Samstag“ der Vorweihnachtszeit ein gutes Geschäft. Mit 25000 Zuschauern endlich wieder einmal Fußballstimmung auf der Grotenburg-Kampfbahn: Erst im Elfmeterschießen unterliegt der KFC dem 1. FC Köln. Die Krefelder Schwimmerin Anne Poleska holt sich in Antwerpen im 200-Meter-Brustschwimmen den Europameistertitel. Schlangen an den Bankschaltern: Halb Krefeld zückt am 17. Dezember die Zwanzig-Mark-Scheine, um einen „Starter-Kit“ zu erwerben. Ins Hochdeutsche übersetzt sind das kleine Plastikbeutel, die ein Sortiment Euro-Münzen „zum Angewöhnen“ enthalten. Werner Ziemer, Geschäftsführer des Stadtsportbundes, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Nach eineinhalb Jahren Kirchenasyl verlässt Sultan Manaz mit ihren fünf Kindern das Asyl in der Altkatholischen Kirche. Die Heirat mit einem Deutschen erlöst die türkische Familie aus der Isolation und der Abschiebe-Verfügung. Das Uerdinger „Rheinschlösschen“ wechselt den Besitzer. Nach Umbau und Erweiterungen sollen neun Eigentumswohnungen und eine neue Gastronomie entstehen. Der Stadtrat verabschiedet kurz vor Jahresende den Etat 2002. Sein Erkennungsmerkmal: das größte Defizit der Stadtgeschichte. Rudolf Cremer, langjähriger Hauptgeschäftsführer des Industrieverbandes der Deutschen Seiden- und Samtindustrie und versierter Kenner der jüngeren Geschichte der Branche, geht in den Ruhestand. Eine 20-jährige Frau wird auf dem Nachhauseweg im Gebiet Gatherhof vergewaltigt. Zwei Krefelderinnen schenken dem Kempener Kramer-Museum kostbare Möbel und eine Zinn- und Messing-Sammlung. Helmut Pick, jahrelang Chef des Krawatten-Unternehmens „alpi“ und Präsi-

dent des Deutschen Herrenmode-Instituts stirbt im Alter von 67 Jahren. Der Plan eines 41-jährigen, sich im alten Jahr noch mal die Haare zu waschen, stört die Polizei. Der Mann hatte das Shampoo in einem Laden an der Hochstraße gestohlen. Einigen Tankstellen geht zu Silvester der Sprit aus. Viele Krefelder wollen ihre letzte D-Mark in den Tank stecken.

Karoline-Mareike, 53 Zentimeter groß, wird am 1. Januar 2002 im Klinikum Krefeld geboren. Ein Neuling war der jungen Dame um Stunden zuvorgekommen: der Euro. Die Mitarbeiter von Banken und Sparkassen mussten sich auch an Silvester zum Dienst melden, um die Krefelder Einzelhändler mit Euro auszustatten. Am Morgen des Neujahrstages geben die Geldautomaten schon die neuen Scheine aus. Und lange Schlangen bilden sich am 2. Januar an den Bankschaltern. Im Stadttheater fragt man sich, ob die „Dreigroschenoper“ jetzt in „Dreicentoper“ umbenannt werden muß. In den Kirchen mischen sich im Klingelbeutel D-Mark und Euro. Russische Lehrlinge besuchen zu einem Praktikum das Bildungszentrum des Bauhandwerks. Die Fischelinerin Gertrud Jages wird 100 Jahre alt. In Venlo wird ein Büro für die Beratung ausländischer Arbeitsplatzbewerber eröffnet. Die Nachbarn suchen hierzulande nach Fachkräften. In Krefeld liegt die Arbeitslosenquote bei 9,6 Prozent. Boecker kündigt die Schließung seiner Krefelder Filialen an. Damit verliert die City zwei große Textilgeschäfte an der Hochstraße. Soll der Zoo in eine Aktiengesellschaft, eine GmbH oder eine Stiftung umgewandelt werden? Die Leere der Stadtkassen mobilisiert ganz neue Ideen. Ein 35 Meter langer, acht Meter hoher und 29 Meter breiter eckiger Betontunnel wird mit Hilfe von drei Pressen zwischen Deutscher Ring und Ritterstraße unter der Bahntrasse 54 Meter weit durchgepresst, während oben auf der



Abb. 2. Neuerscheinungen am Stadtrand in Hüls. Windräder drehen sich über Kappesfeldern.

Schiene der Bahnverkehr ungehindert fortgesetzt wird. Der Zoo meldet aus dem Vorjahr ein Minus von 40 000 Besuchern. Anhaltend schlechtes Wetter und Warnungen vor der Maul- und Klauenseuche haben die Besucher ferngehalten. Martin Bürger, 12-jähriger Marienschüler, ist in Krefeld Punktbester der Mathematik-Olympiade. „Ich bin ein stolzer Türke und musste meine Ehre verteidigen“, sagt der 23-jährige Hüseyin Ö. vor Gericht, ehe er zu vier Jahren Freiheitsstrafe verurteilt wird. Er hatte einem Nebenbuhler ein Küchenmesser acht Zentimeter tief in den Rücken gestoßen. Bereits Mitte Januar häufen sich bei den Verbraucherzentralen die Beschwerden: Haben Handel und Gastgewerbe die Einführung des Euro zu Preiserhöhungen genutzt? Kurt und Alwine Berger sind beide Musterzeichner. Vor 60 Jahren haben sie sich durch den Beruf kennengelernt und geheiratet. In der Bezirksvertretung Mitte ist wegen leerer und vernachlässigter Geschäftslokale von „Verslumung der City“ die Rede. Die „Niederrhein University of Applied Sciences“ – ehemals Fachhochschule Niederrhein – wirbt mit offener Tür und „Schnuppervorlesungen“ um Studenten. Bundestagswahlkampf und Sitzungskarneval greifen gleichzeitig um sich. Oberbürgermeister Dieter Pützhofer hat Delegationen aus 150 Fördervereinen zum Neujahrsempfang eingeladen, um sie zu loben: „Ohne Sie sähe Krefeld aschgrau aus.“ Der Neusser Wilhelm Werhahn ist neuer Präsident der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Niederrhein. Bei Erdarbeiten neben der B 9 in Hüls werden Scherben aus Römer- und Bronzezeit gefunden. Zwei Frauen, bewaffnet mit einer Pistole, rauben den Inhalt einer Bäckerei-Kasse an der St.-Anton-Straße. Nutrias haben sich in den letzten Jahren rasend vermehrt, fressen Gewässer

kahl und unterhöhlen Uferböschungen. Nun sollen sie bejagt werden. Thomas Pluschkell, Leiter der Hülser Bezirksverwaltung und bewährter Karnevalsaktiver, wird der größte Dr. humoris causa: 2,03 Meter. Sieben Mitarbeiter der Stadtverwaltung nehmen ihren Computer mit nach Hause und werden Teleheimarbeiter.

Der FDP-Bundesvorsitzende Guido Westerwelle darf sich Anfang Februar mit dem Titel „Krawattenmann des Jahres“ schmücken. Der Höhepunkt des Karnevals kommt früh: Von Samstag, 9., bis Dienstag, 12. Februar, ziehen in Verberg, Uerdingen, Krefeld, Stahldorf, Oppum, Gellep-Stratum und Hüls die Karnevalszüge. Der Handel zieht eine schwache Bilanz des Winterschlussverkaufs: Der Karneval hat von Kauflust abgelenkt. Pfarrer Peter Quirnbach empfiehlt zu Aschermittwoch 40 Tage Fastenzeit mit einfachen Mahlzeiten und Vorfreude auf das Osterfest. Die Stadt Krefeld verkauft das Restaurant „Forsthaus“ im Forstwald an den derzeitigen Pächter Ulrich Werner. Im Traarer Dorint-Hotel wandern Hunde über den Laufsteg, die nach Diätplan erfolgreich abgespeckt haben. Rund 150 Rauschgiftabhängige treffen sich an verschiedenen Punkten der City. Derzeit besonders beliebt als Treffpunkt zum Kummer der dort ansässigen Geschäfte: Rheinstraße/Ecke Hochstraße. Unternehmer Hans Joachim Schröder bekommt für anhaltende Wohltätigkeit das Bundesverdienstkreuz. Erstmals legt die Firma Universal einen Plan für das an der Oberschlesienstraße geplante International Entertainment Center vor. Obwohl der Betrieb des Vergnügungsparks rund 7000 Arbeitsplätze verspricht, sind die Meinungen über die Genehmigung in Krefeld geteilt. Linner Bürger ärgern sich. Wieder haben

Sprayer bei Nacht und Nebel heimlich Stadtmauer und Museumswände beschmiert. Schüler vom Niederrhein stellen auf Einladung der Unternehmerschaft Niederrhein im Seidenweberhaus 144 Arbeiten beim Wettbewerb „Jugend forscht“ vor. Der Rhein schwillt an. Das Uerdinger Rheintor wird teilweise geschlossen. Die Polizei bilanziert aus dem Vorjahr 7837 Verkehrsunfälle, darunter sieben mit Todesfolge.

Peter Josef Quirnbach, seit 1964 Pfarrer an St. Hubertus, feiert im März 50-jährige Priesterschaft und denkt nicht an Ruhestand. In der Glockenspitzhalle finden die deutschen Meisterschaften im Bogenschießen statt. Dr. Rüdiger Kaspers, Unternehmer aus Tönisvorst, wird neuer Vorsitzender der Unternehmerschaft Niederrhein. Maria Hansmeyer, Bewohnerin des Kunigundenheims, wird 100. Rund 50 Millionen Mark investierte das Tiernahrungs-Unternehmen „Fressnapf“ in sein Zentrallager an der Linner Westpreußenstraße. Nach heißen Debatten stimmen die Arbeitnehmervertreter einem Sozialplan in Höhe von 4,9 Millionen Mark zu, der für die Schließung der Rhenania-Brauerei aufgelegt wird. Ein 23-jähriger hat die Sparkasse an der Marktstraße überfallen, 22 000 Euro erbeutet und wird wenig später gefasst. Eine Delegation aus Polen bringt Bürgermeisterin Karin Meincke das „Kristall-Herz“ als Dank für ihre Hilfsaktionen. Agostinos, Metropolit der griechisch-orthodoxen Christen in Deutschland, besichtigt die Matthäus-Kirche in Stahldorf, die bald in den Besitz der Krefelder Gemeinde übergeht. Klaus Mäurer, Getränkegroßhändler, hat Pläne für den Umbau der Traditionsgaststätte „Herbst Pitt“ vorgelegt, die seit einigen Jahren geschlossen ist. Das ehemalige Ständehaus am Bismarckplatz, noch Standesamt, soll verkauft werden. Schon melden sich Interessenten, doch der Umzug ins „Stadtpalais“, das ehemalige Gebäude der Dresdner Bank am Dionysiusplatz, ist noch in weiter Ferne. Wegen verschärfter Brandschutzbestimmungen müssen die Aulen in den Gymnasien am Moltkeplatz, am Stadtpark und Ricarda Huch geschlossen werden. Wann nachgerüstet werden kann, ist angesichts der leeren Stadtkasse ungewiss. Mit 33:24 Stimmen sagt der Stadtrat ein schwaches Ja zum geplanten Vergnügungspark an der Oberschlesienstraße. Mehr als 10 000 Kinder aus dem Kreis Kleve werden im Laufe des Sommers erwartet. Die Stadt bietet den Schulkindern der Nachbarkreise reihum kostengünstige Lehrfahrten zu Krefelder Zielen an, bei denen der Zoo immer wieder die Nummer 1 ist. Kirchenmusikdirektor Viktor Scholz lässt erstmalig offiziell die neue Orgel der Bockumer St.-Gertrudis-Kirche erklingen. Die Firma Philips holt ihr „Computer Competence Center“ aus Linn nach Eindhoven. 90 Arbeitsplätze gehen verloren. Ein Esel namens Clemens nimmt an der Palmsonntagsprozession in Verberg teil. „Welch ein grausames Saisonende“, so lautet die



Abb. 3. Entlastung für die Innenstadt: die Tunnel-Baustelle am Deutschen Ring.

Überschrift im Sportteil einer Lokalzeitung, denn schon nach drei Play-off-Spielen sind die KEV-Pinguine aus dem Wettbewerb ausgeschieden. Die Hochschule Niederrhein kündigt ihren Auszug aus dem Gebäude an der Petersstraße an, in dem früher die Werkkunstschule beheimatet war. Die Säbelantilope Ndola bekommt im Zoo erstmals Nachwuchs, und zwar männlichen.

Peter Meinig möchte Anfang April in Krefeld die rechtskonservative Schill-Partei gründen. Die Zeitungen erinnern daran, dass vor 250 Jahren Gottschalk Floh geboren wurde, Seidenfabrikant und Krefelder Bürgermeister von 1805 bis 1814 – gestorben 1852. In Verberg formiert sich eine Bürgerinitiative gegen die Bebauung des Ackergeländes an der Kornau. Der Italiener Gianfranco D'Aloisi baut in seinem Linner Schrebergarten Wein an und hat noch 1994er auf Lager. Auf dem Ostwall blühen Tulpen und Narzissen. Mit bunten Fahnen wirbt der Einzelhandel in der Innenstadt um Kunden; aber die Umsätze bleiben flau. Die neue Art, den Haushalt zu entrümpeln: Hausfrauen bieten Überflüssiges auf dem Trödelmarkt an der Niederrheinhalle an. Passformulare und Geld stehlen Einbrecher aus der Bezirksverwaltungsstelle Nord. Theodor Krebbers bekommt den „goldenen Meisterbrief“ der Innung für Holz und Kunststoff. Der Euro-Preis für die Eiskugel liegt um 30 Prozent über dem D-Mark-Preis, der im Vorjahr in den Eisdielen noch üblich war. Im Fischelner Stadtpark wird die letzte von 224 Eichen gepflanzt. Die Skateranlage am Uerdinger Rundweg wird gesperrt. Nachbarn hatten sich über zu viel Lärm beschwert. Dem Trend der Zeit folgend, bietet die Industrie- und Handelskammer die Ausbildung zum Fitness-Kaufmann an. Erste Proteste gegen neue Flugrouten werden laut: Täglich sollen bis zu 80 Flugzeuge nach dem Start in Düsseldorf Fischeln und Forstwald in 2000 bis 3000 Metern Höhe überfliegen. Der ehemalige Bauarbeiter Max Schilder wird 101 Jahre alt. Linner Bürger steigen ins Boot, um den Stadtgraben zu reinigen. Bundestrainer Bernhard Peters und die Feldhockey-Spieler Christian Schulte und Matthias Witthaus werden von Oberbürgermeister Dieter Pützhofen empfangen. Sie haben geholfen, im malaysischen Kuala Lumpur die Weltmeisterschaft für Deutschland zu erringen. Andreas Mand, Pastorensohn aus Krefeld, jetzt in Berlin lebend, stellt bei einer Lesung seinen neuen Roman „Vaterkind“ vor. 20 Krefelder gründen einen Förderverein, um die wertvolle Walcker-Orgel der Lutherkirche zu retten. Die Krefelder Baudenkmal-Stiftung sammelt Geld für das älteste Baudenkmal in der Innenstadt, das aus dem Jahr 1692 stammende Barockportal der Mennonitenkirche. Es ist einsturzbedroht und musste mit Balken gestützt werden. Und noch eine Meldung aus der Statistik: 2001 wurden in Krefeld 216 590 Tonnen Abfall gesammelt. Krefelds Buchhändler bangen: In leeren Geschäftslökalen auf der

Hochstraße wollen sich zwei Großbuchhändler mit 3000 beziehungsweise 1700 Quadratmetern Verkaufsfläche ansiedeln. Regierungsmitglieder aus Äthiopien besuchen das Bildungszentrum des Bauhandwerks. Ausbilder des Zentrums trainieren derzeit Baufachleute in dem afrikanischen Land. „Odysseas“, eine Volkstanzgruppe aus eingeborenen Krefeldern und Griechen, erntet in Kreta großen Beifall und Medieninteresse. Paul Spiegel, Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, wollte in der Volkshochschule eigentlich über „Die Situation der jüdischen Gemeinden in Deutschland“ sprechen. Das Publikum spricht über Militärationen Israels gegen die Palästinenser im Nahen Osten. Vier junge Krefelder bieten verliebten jungen Männern an, an ihrer Stelle dem weiblichen Objekt der Begierde den Maibaum vors Haus zu stellen. 239 Wohnungen und Häuser, bisher von britischen Offizieren genutzt, werden vom Bundesvermögensamt auf den Krefelder Wohnungsmarkt „geworfen“. 10 000 Zuschauer kommen zum Galopp-Renntag in den Stadtwald und setzen 592 338 Euro um – ein neuer Rekord. Die Howinol-Ruinen am Uerdinger Rheinufer haben einen neuen Besitzer gefunden. Ob nun endlich jemand mit der außerordentlichen Lage etwas anzufangen weiß? Ossi-Wessi-Debatte: Krefelder Montessori-Schüler begegnen ihren „Kollegen“ von der Fachoberschule Fürstenwalde und stellen zahlreiche Unterschiede fest. Alt-Bundespräsident Richard von Weizsäcker diskutiert im Gymnasium am Moltkeplatz mit Schülern über das politische Engagement der Jugend. Hans-Joachim Kippel hat den denkmalgeschützten Wasserturm an der Gutenbergstraße gekauft. Er will sich im zweiten und dritten Stock eine Wohnung einrichten. Regierungspräsident Jürgen Büssow lehnt das Haushaltssicherungskonzept der Stadt Krefeld ab. Nun denkt man im Rathaus darüber nach, wie man zu einem genehmigten Etat kommt. Die Sparkasse am Wehrhahnweg wird überfallen. Der Täter wirft seine Beute weg, weil der Kassierer geistesgegenwärtig ein „Security-Pack“ in den Geldsack versenkte, das kurze Zeit später platzte und alle Scheine rot färbte. Die Mannschaft des SC Bayer Uerdingen holte sich zum fünften Mal die deutsche Meisterschaft im Badminton. Gerüste an der Fassade des Seidenwebenhauses: Die rund 25 Jahre alten Betteile sind marode und müssen ersetzt werden. Morgen geht sie wieder im Stadtwald spazieren, aber heute feiert sie Geburtstag, die 100jährige Ferdinande Meyer.

Immerhin rund 3000 Demonstranten nehmen an der Feier zum 1. Mai im Stadtgarten teil. Der Krefelder Maler Georg Cadora eröffnet in der Volkshochschule eine Ausstellung, die Gustav Mahler gewidmet ist. Mit dieser und mehreren weiteren Veranstaltungen erinnert Krefeld daran, dass 100 Jahre zuvor am 9. Juni 1902 Gustav Mahlers dritte Sinfonie in Krefeld uraufgeführt wurde. Mit einem Fest-



Abb. 4. Eine Lücke wird neu gefüllt. Trotz heftiger Proteste sind die Gründerzeithäuser 33 und 35 an der Neusser Straße abgerissen worden. Großflächig wird nun zwischen Neusser, Hansa- und Petersstraße das „Europa-Eck“ gebaut.

akt im Stadttheater und einer Rundfahrt zu den „englischen Gärten“ in Krefeld wird die „Euroga 2002plus“, die grenzüberschreitende dezentrale Landesgartenschau, eröffnet. Acht Millionen Euro wurden in die Restaurierung der Landschafts-Kunstwerke investiert. Die heftigen Bürgerproteste gegen Baumfällungen und Rodungen sind verstummt. In der Innenstadt, vor allem im Westbezirk, stehen etliche ältere Häuser leer und sehen zunehmend verwahrlost aus. Bei stagnierenden Mieten erscheint den Besitzern die Instandsetzung nicht lohnend. Die Stadt Krefeld plant, ihr Kanalnetz an einen US-amerikanischen Investor zu verkaufen und sofort zurückzumieten. Man rechnet mit 15 Millionen Euro Steuer-Ersparnis. Etliche der verarmten deutschen Städte entlasten ihre Haushalte auf diesem merkwürdigen Weg. Fachleute warnen. Christian Ehrhoff, hoffnungsvoller Eishockey-Nachwuchs aus den Reihen der KEV-Pinguine, kehrt von seinem Weltmeisterschafts-Einsatz mit der deutschen Nationalmannschaft aus Schweden zurück. Die Krefelder Schlagersängerin Andrea Berg heiratet auf Burg Linn den Kollegen Olaf Henning. Schon beim Polterabend auf der Rennbahn waren Scharen von Klatschreportern zur Stelle. Nachdem ein schießwütiger 19-jähriger in einem Erfurter Gymnasium mehrere Schüler und Lehrer umgebracht hat, wird auch in Krefeld privater Waffenbesitz diskutiert: Krefelder Bürger verfügen über 7500 Waffenbesitzkarten. Zum Niederrheinischen Pottbäckermarkt kommen 50 000 Besucher. Der Brite Nic Collins bekommt für seine in einem Erdofen gebrannte Keramik den Niederrheinischen Keramikpreis. Oberbürgermeister Dieter

Pützhofer hat sich mit unbekanntem Ziel verdrückt: Er feiert seinen 60. Geburtstag im Familienkreis. Ab sofort ist Andreas Cavellus (St. Dionysius) Regionalkantor. Er löst Josef Schwalbach ab, der sich auf Bistumsebene um die Kirchenmusik kümmert. Hans Onkels und seine Biedermeiergruppe werden von der Arbeitsgemeinschaft Flachsmarkt mit der Leopold-Wahlefeld-Plakette ausgezeichnet. Diesmal kamen trotz Regenschauern 80 000 Besucher zum Handwerkermarkt. 582200 ist eine neue interessante Telefonnummer. Wer irgendwo im Stadtbild Dreck entdeckt, kann die „Sauber-Linie“ anrufen. Die Stadtreiniger versprechen, sofort zu kommen. Das traditionelle „Würstbeiholen“, mit dem die Hülser Schützen ihr Schützenfest beenden, hat ein ziemlich mageres Ergebnis. Wenn die Schützen zum Würstesammeln an den Haustüren klingeln, wird ihnen nur noch selten aufgetan. Theo Rangs, ehemaliger Ratsherr, Leiter der Konrad-Adenauer-Begegnungsstätte und unermüdlicher Freund und Helfer der aus dem Ausland zugewanderten Krefelder ist im Alter von 80 Jahren gestorben. Ein Drittel aller Krefelder Arztpraxen steht vor der Pleite – das jedenfalls sagt Dr. Paul Hoffmann, Vorstandsmitglied der Ärztekammer. Die Gesundheitsreform lässt die Einnahmen schrumpfen.

Am Samstag und Sonntag, 1. und 2. Juni, radeln die Krefelder in Scharen nach Süden, um die neue Rheinbrücke bei Kaiserswerth im Zuge der Autobahn 44 bei einem Volksfest vor der Eröffnung zu besichtigen. Wenn nicht gerade Stau herrscht, kann man nun von Fischeln aus den Flughafen Düsseldorf-Lohausen in zehn Minuten erreichen. Dr. Reinhard Feinendegen, Historiker, ehemaliger Leiter des Gymnasiums Horkesgath,

Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde und Schriftleiter der „Heimat“, wird 70. Wolfgang Stracke und Iwan Mrcela werden Stadtmeister im Boule-Spiel. Helmut Düppen ist der erste Kaiser von Krefeld. Er hat in Oppum unter 30 ehemaligen Schützenkönigen den Vogel abgeschossen. Karl Amendt, Architekt aus Hüls, stellt einen Teil seiner außerordentlichen Sammlung historischer Gläser dem Museum Burg Linn für eine Dauerausstellung zur Verfügung. Der Geologische Dienst von der De-Greif-Strasse stellt im Austauschverfahren gewonnene Erdwärme als unerschöpflichen Energiespeicher vor. Viel Arbeit für Krefelds Familienrichter: Jede dritte Ehe wird geschieden. Hansheinz Hauser, ehemaliger Oberbürgermeister, Landtags- und Bundestagsabgeordneter, nach wie vor Präsident der Handwerkskammer Düsseldorf, feiert mit vielen Gästen den 80. Geburtstag. Die Stadt Krefeld zahlte 2001 für 1574 Kinder „Vorschuss“ in Höhe von insgesamt 3,5 Millionen Mark, weil immer mehr Väter sich ihrer Unterhaltspflicht entziehen. Fast drei Millionen konnten in mühsamen Recherchen bei den Säumigen eingetrieben werden. Der Bierkonsum steigt, die Straßen sind zeitweise leer: Die Krefelder schauen auf ihre Bildschirme, wo die Fußballweltmeisterschaft flimmert. Eine elektrische Antriebshilfe am Fahrrad erleichtert den Krefelder Postboten den Dienst. Die Filiale der Deutschen Bundesbank, ehemals Landeszentralbank, am Friedrichsplatz soll in absehbarer Zeit geschlossen, das markante Gebäude verkauft werden. Bei den 47. Deutschen Skat-Einzelmeisterschaften reizt sich die Fischelnerin Renate Drießen auf den ersten Platz. Die Gesellschaft Creinvelt feiert das 75jährige Bestehen mit einer Aufführung von Kleists „Der zerbrochene Krug“ im

Stadtheater. Der 18jährige Benedikt Zeitner verfügt über eine interessante Baritonstimme und erringt im Wettbewerb „Jugend musiziert“ einen ersten Preis. Heinz Brückels, Obermeister der Raumausstatter, bekommt den „Goldenen Meisterbrief“. Eine Woche lang „Illumina“ im Park an der Burg Linn; die nächtliche Beleuchtungsinszenierung lockt Zehntausende zum Spaziergang in den Park. Das Standesamt bietet ungewöhnliche Trauungs-Orte an, unter anderem auch den „Krefelder Schluff“, die Burg Linn oder die Egelsbergmühle. Krefelder Bäcker suchen händeringend Lehrlinge. Graugänse, Enten, Schwäne und andere Wasservögel wohnen gern auf dem Eifrather See. Die Stadt warnt vor dem Baden, weil der Vogelkot das Wasser zu stark verschmutzt hat. Die Krefelder CDU zeichnet im Rittersaal der Burg Linn ihre Bundesvorsitzende Angela Merkel mit der „Eule der Weisheit“ aus. 43 Prozent der ausländischen Schulanfänger und 30 Prozent der deutschen verfügen über unzureichende Sprachkenntnisse. Mit Hilfe des „kommunalen Handlungskonzeptes zur interkulturellen Pädagogik in Tageseinrichtungen, Schulen, Jugendeinrichtungen und Erwachsenenbildung“ versucht die Stadt eine konzertierte Lösung des Problems zu erreichen und auch die Eltern einzubeziehen. Die Bahn versichert, sie würde die Bahnhöfe in Oppum und Linn gern sanieren. Doch es fehlt ihr an Geld. An 27 Schulen haben die Lehrer für das Konzept der „selbständigen Schule“ votiert, mehr als in jeder anderen Stadt in Nordrhein-Westfalen. Unterstützt vom Bayer-Konzern besuchen ehemalige Zwangsarbeiter aus Osteuropa Uerdingen. In den Teehäusern und Restaurants des Krefelder Südens erleben die Krefelder Türken den Halbfinalsieg der Brasilianer über ihre Nationalmannschaft. Mit den Patres Alois Schwerdt und Richard Gawluk verlassen die letzten Herz-Jesu-Priester der seit 90 Jahren an der Jägerstraße beheimateten Ordensgemeinschaft Krefeld. Auf Krefelds Straßen wird gejubelt, obwohl die deutschen Bundeskicker gegen Brasilien verlieren. Niemand hatte dem ziemlich schlappen Team die Vizeweltmeisterschaft zugetraut.

Eine gute Nachricht zu Juli-Beginn: Das Bahn-Ausbesserungswerk Oppum bekommt eine neue Halle. Ab September 2003 sollen dort alle ICE-Züge der Baureihe III gewartet werden. Immer wieder in der Diskussion: der Bau einer neuen Eishockey-Arena an der Westparkstraße. Da mit einer Verzögerung des Baubeginns gerechnet wird, gerät auch die für September 2003 geplante Eröffnung ins Wanken. Immer wieder werden Bürgerstimmen laut, die das Arena-Geld lieber in Schulen oder Straßen investiert sähen. Rüstig und munter feiert Maria Pellander im eigenen Haushalt am Friedrichsplatz die Vollendung des 102. Lebensjahres. Nach 50 Jahren Pause findet auf Burg Linn wieder ein rheinisches Chorfest statt. Immer weniger Krefelder Vermieter sind bereit, ausländische



Abb. 5. Vor dem Rathaus angetreten zur Parade: die britischen Signal-Regimenter verabschieden sich aus Krefeld.

Studenten aufzunehmen. Mit der Jubiläumsaufführung der 3. Mahler-Sinfonie nimmt Generalmusikdirektor Anthony Bramall Abschied von Krefeld. Die Sparkasse zieht Bösewichter magisch an. Diesmal ist die Hauptstelle am Ostwall Schauplatz eines Raubüberfalls. Jens Pesel, Generalintendant des Theaters, bekommt einen Publikums-Oscar für seine Inszenierung von Brechts „Dreigroschenoper“. Keine Bewegung auf dem Krefelder Arbeitsmarkt. Die Arbeitslosenquote steht bei 9,7 Prozent. Zu Pfingsten tat die Orgel in St. Dionysius ihren letzten Seufzer. Jetzt wird sie abgebaut und eine neue bestellt. Allerdings muss bis zur fälligen Rechnung noch viel Geld gesammelt werden. „Ich habe Glück gehabt“, stellt Günter Nikolaus fest. Der ehemalige Rhenania-Mitarbeiter stand nach Schließung der Brauerei auf der Straße und ist jetzt Küster an St. Clemens in Fischeln. 688 Autofahrer bekommen Knöllchen. An 18 Stellen hat die Polizei gleichzeitig Geschwindigkeitsmessungen durchgeführt. Dr. Lorenz Latz, ehemals langjährig als Chirurg und ärztlicher Direktor am Hülser Cäcilienhospital tätig, ist gestorben. Dr. Karl-Heinz Stienen, ehemaliger SPD-Bundestagsabgeordneter und Stadtdirektor, wird 70. Stefanie Bergmann und Ralf Klaaßen melden sich freiwillig als Prinzenpaar der Karnevalssession 2002/2003. Die Gesellschaft „Concord“ begrüßt zwölf Jugendliche aus der US-amerikanischen Partnerstadt Charlotte für vier Wochen als Gäste in Krefeld. Nina Kraft vom SC Bayer siegt im Mekka des Triathlons, in Roth, und wird beim Verein am Löschenhofweg mit Blumen begrüßt. Nach drei Jahren Bauzeit kann das Uerdinger Josefhospital seinen neuen Operationstrakt in Betrieb nehmen. Nach Café Decker am Neumarkt verkündet auch das Polstergeschäft Jansen im ehemaligen Zielenbachbau die Schließung. Als „skrupellos, abgestumpft und geldgierig“ bezeichnet der Richter einen 56jährigen Krefelder Chirurgen und schickt ihn für vier Jahre hinter Gitter. Mit einer Trefferquote von 40 Prozent habe der Schönheitschirurg „Fehlleistungen am Fließband“ produziert und viele Patientinnen „lebenslang gezeichnet“. Mit viel Alkohol und dichtem Gedränge startet die Jugend „UdU“ am Ostwall in die Ferien. Designer-Pillen und Heroin findet die Polizei bei zehn festgenommenen Drogendealern. Eine archäologische Experimentalgruppe stellt ein Wochenende lang auf dem Gelände des Gelleper Kastells römisches Leben dar. Das Land Nordrhein-Westfalen steckt seit langem in der Finanzkrise und kündigt Streichung von Zuschüssen auf zahlreichen sozialen und sportlichen Feldern an, die viele Krefelder Institutionen und Vereine empfindlich treffen werden. Am 22. Juli bebte um 7.44 Uhr die Erde. Der Chef des Geologischen Dienstes, Professor Josef Klostermann, hat nichts gemerkt: „Ich saß im Auto und fuhr zum Dienst.“ Ritvan C. steht vor Gericht, weil er seine Frau mit acht Schüssen getötet haben soll. Die Pistole hatte er in Rotterdam



Abb. 6. Wolfgang Clement, seinerzeit noch Ministerpräsident des Landes, und einige hundert weitere Gratulanten – darunter auch Ehefrau Annemarie Hauser – kommen, um mit Hans-Heinz Hauser den 80. Geburtstag zu feiern.

gekauft – warum?: „Jeder Ausländer hat eine Pistole. Wir sind Ausländer und müssen uns schützen.“ Anna Bovenkerk feiert im Altenheim an der Wilhelmshofallee die runden 100. In Belgien wurde Viehfutter mit verbotenen Hormonen versetzt und in großen Mengen international verkauft. Unter hunderten von Bauernhöfen, die daraufhin geschlossen werden, sind auch fünf aus Krefeld.

Zum „Spiel ohne Ranzen“ kommen Tausende Kinder auf Einladung der Krefelder Frauenverbände in den Stadtwald. Auch in den Ferien kümmern sich Lehrer und Schüler der Theodor-Heuß-Hauptschule um ihren „Weinberg“ auf dem Schulgelände. Aus der ersten Ernte resultierten 71 nummerierte, handsignierte Flaschen. Seit am 18. August 2000 die abgehängte Decke im Badezentrum einstürzte, wird nach dem Schuldigen gesucht. Das Krefelder Landgericht hat ihn gefunden: die Baufirma. Über die Höhe des Schadenersatzes wird weiter verhandelt. Am 31. Juli jährt sich zum 150. Male der Geburtstag des Gründers des Uerdinger Bayer-Werkes, Edmund ter Meer. Der Chemie-Konzern lädt die Bürger auf die Rennbahn zum Feiern ein.

Anfang August sind in Krefeld und dem Kreis Viersen noch 701 Lehrstellen offen. Viele Krefelder nutzen das Angebot des Grünflächenamtes, die „englischen Gärten“ der Stadt bei sachkundigen Führungen besser kennenzulernen. Die Eishockey-Pinguine beginnen das Training für die neue Saison. Bei den Fans ist das frühe Ausscheiden aus der Play-off-Runde noch nicht vergessen. Im

Bereich Reinartzstraße soll an der Hochschule Niederrhein ein Neubau für den Fachbereich Wirtschaftsingenieurwesen entstehen, hat das Land beschlossen. Bisher sind die 700 Studenten in Mönchengladbach beheimatet. Für 8,1 Millionen Euro saniert die Bahn die Strecke Krefeld-Kempen. Tom und Max, die Rückepferde der Forstabteilung des Krefelder Grünflächenamtes, müssen ran: In Krefelds Wäldern finden Forstarbeiten statt. Zur Familienwallfahrt nach Kevelaer setzt die Bahn Sonderzüge ein. Auch für die Kulturretats kündigt die Landesregierung nun Kürzung der Zuschüsse an. Die Kirchen fürchten um die Gotteshäuser, da auch die Zuschüsse zur Denkmalpflege ausbleiben sollen. Die Konsumenten, auch die Krefelder, halten ihr Geld auf Konten und in Brieftaschen fest. Sogar der Sommerschlussverkauf läuft schleppend. Um 1798 baute Isak de Greiff die kleine Kapelle, die vergessen am Rande des Greiffenhorstparks stand und zeitweise dem Golfclub als Geräteschuppen diente. Mitglieder des Linner Schützenvereins setzen sie jetzt instand. Hochwasserkatastrophe an der Elbe – das Technische Hilfswerk Krefeld entsendet Männer und Geräte. Das ist der Hit: 8200 Besucher kommen zur ersten Krefelder Zoo-Nacht. Fünf Chorfenster der Hülser St.-Cyriakus-Kirche sollen ausgebaut und restauriert werden. Auch drei neugotische Altäre sind zur Restaurierung angemeldet. Trotz einer mehrere Jahrzehnte währenden Nachkriegspause rüsten die 1852 gegründeten und Mitte der 80er Jahre wiederbelebten Uerdinger Schützen zu den Feiern des 150jährigen Bestehens. Nach acht Jahren Leerstand soll bald

mit der Renovierung des traditionsreichen Gasthofs Korff in Königshof begonnen werden. Will Cassel, Krefelds vermutlich beliebtester Künstler und Vater der „Gartenzwerge“, wird 75. Was trägt die Japanerin unterm Kimono? Eine Ausstellung im Textilmuseum zeigt es. Heinz Osterath freut sich. Er tat den goldenen Schuss und wurde Fischelner Schützenkönig – wie 50 Jahre zuvor sein Vater. Soll der liebe Verstorbene in der Urne zu Hause im Regal aufbewahrt werden? Auch in Krefeld lösen beabsichtigte Gesetzesänderungen lebhaften Widerspruch aus. In Wien werden die sterblichen Überreste deutscher Kinder beigesetzt, die im Rahmen des Euthanasieprogramms der Nazis im Dritten Reich für medizinische Experimente missbraucht und noch jahrzehntelang als medizinische Präparate aufbewahrt wurden, darunter auch die des seinerzeit 12jährigen Krefelder Kindes Hans K. Das Haus Talring 153 am Hülser Berg wird neben den Häusern Lange und Esters sowie den Verseidag-Bauten an der Girmesgath als viertes Mies-van-der-Rohe-Gebäude identifiziert. Es wurde 1932 für die Textilfabrikanten-Familie Heusinger errichtet. Die Stadt bezahlte die Farbe, alles andere erledigten Krefelder Bürger ehrenamtlich: Nun strahlt die Egelsbergmühle wieder in reinem Weiß. Auf dem Sprödentalplatz wird die Rheinische Landesausstellung eröffnet. Der Veranstalter erwartet auf seiner Verbraucherschau rund 130 000 Besucher. Alt-Bundeskanzler Helmut Kohl tritt als Wahlkämpfer auf dem Uerdinger Marktplatz auf.

Ein weiteres Sporttalent profiliert sich am 1. September unter der Flagge des SC Bayer Uerdingen: Dennis Leyckes erreicht beim



Abb. 7. Die Gerüste sind gefallen. Der „Behnisch-Bau“ wird als 170 Meter lange Glasplastik im Bild der Innenstadt sichtbar. Eröffnungstermin und Innenleben bleiben noch im Ungewissen.

Zehnkampf beachtliche 8122 Punkte und holt den deutschen Meistertitel in der Juniorenklasse. Der Verein der Zoofreunde begrüßt mit Familie Ulbrich das tausendste Mitglied. Das Kaiser-Wilhelm-Museum wird zur Wahlkampftribüne. Die SPD-Fraktion präsentiert den Kulturstaatsminister Julian Nida-Rümelin. Hans-Joachim Elspass, von 1969 bis 1993 Beigeordneter der Stadt Krefeld und Sozialdezernent, ist im Alter von 72 Jahren gestorben. Ausbau und Neuordnung des Klinikums Krefeld und des Hülser Cäcilienhospitals, Auflösung der Obdachlosensiedlungen, Modernisierung und Ausbau der Altenheime, Errichtung der beschützenden Werkstätten für Behinderte sind einige von vielen Projekten, die Elspass zäh und zielstrebig zum Erfolg führte. Nach einer Neustrukturierung wird Krefeld nun nur noch von zwei Wasserwerken aus versorgt. Pfarrer Paul Wegenaer, seit 27 Jahren an St. Johann Baptist tätig, geht in den Ruhestand. „Es ist erreicht“, signalisiert der sorgfältig gezwirbelte Schnurrbart von Wilfried Pigulla. Er ist nun König der Traarer Schützen und kann sich und die Seinen gründlich auf das Schützenfest Pfingsten 2003 vorbereiten. 68 flotte Kisten sind am Start, als auf dem Hülser Berg das Seifenkistenrennen eröffnet wird. Dem irischen Künstler Stephen Craig wird im Museum Haus Lange der Adolf-Luther-Preis überreicht. Hansheinz Hauser, profilierter und beliebter Politiker und Vertreter seines Handwerkerstandes, wird im Rittersaal der Burg Linn zum Ehrenbürger der Stadt Krefeld ernannt. Konkurrenzlos beliebt, zieht der Hülser Bottermaat wieder großes Publikum an. Musikschullehrer Phan Trät Quan und sein Ensemble des Jugendmusiktheaters der städtischen Musikschule waren wieder fleißig und feiern die Premiere des Musicals „The Girl and the Unicorn“. Die Krefelder sind ins Wasserwerk in der Eit eingeladen, um mit den Städtischen Werken das 125jährige Bestehen der Wasserversorgung zu feiern. Der Anwaltverein Krefeld trauert um seinen Ehrenvorsitzenden Dr. Ulrich de Greiff, der im Alter von 94 Jahren gestorben ist. Ziemlich ungeschoren übersteht Bundesfinanzminister Eichel eine Wahlkampfveranstaltung im Fischelner Saal Gietz, obwohl Krefeld ihm die Steuerreform zu verdankt, die der Stadt einen großen Teil des riesigen Etatdefizits eingetragen hat. Wolfgang Gödeke, Inhaber des City-Hotels, folgt Klaus-Jürgen Wiewrodt vom „Dachsbau“ als Vorsitzender des Hotel- und Gaststättenverbandes. Wiewrodt bilanziert: Von einst 800 Gaststätten in Krefeld sind noch 500 geblieben – Tendenz weiter fallend. Professor Dr. Herbert Greven, von 1954 bis 1978 Direktor der HNO-Klinik am Klinikum Krefeld, stirbt im Alter von fast 90 Jahren. In zwei Jahren feiert der Fachbereich Design das 100jährige Bestehen. Für eine im Kaiser-Wilhelm-Museum geplante Ausstellung fahndet Professor Dr. Werner Schmidt nach Arbeiten und Biographien der Dozenten aus der Werkkunstschulzeit. Schüler der Ge-

samtschule Kaiserplatz haben eine Broschüre entworfen, die über die jüdische Gemeinde Krefeld Auskunft gibt. Mit der Eröffnung der Tiefgarage unter dem Behnisch-Haus gibt es 420 neue unterirdische Parkplätze in der Innenstadt. Die islamische Gemeinde zieht in letzter Minute die Normenkontrollklage zurück, die sie beim Verwaltungsgericht Münster gegen die Stadt Krefeld erhoben hat, weil Rat und Verwaltung den Bau einer Moschee immer wieder hinausschieben. Jetzt wird neu verhandelt. Im Keller der Stadtbücherei, wo die Werke der Philosophen versammelt sind, muss Abstand von den Wänden gehalten werden, an denen feuchter Schimmel wuchert. Die KEV-Pinguine kassieren in Augsburg ihre fünfte Niederlage. Bei Heimspielen bleibt in der Rheinlandhalle mehr als die Hälfte der Plätze leer. Am 22. September haben die Krefelder viel Auswahl: Sie können zur Bundestagswahl gehen, zum Galerien Sonntag einen Kunstspaziergang unternehmen oder den Kulturmarkt auf dem Theaterplatz besuchen. Krefeld wählt zum erstenmal in zwei Wahlkreisen. Im nördlichen Wahlkreis 115, der Teile des Kreises Wesel einbezieht, setzt sich SPD-Kandidat Siegmund Ehrmann aus Morsers durch. Im südlichen Wahlkreis, zu dem Teile des Kreises Neuss gehören, gewinnt um Haaresbreite CDU-Kandidat Willy Wimmer. Das bereinigt fürs Stadtgebiet ausgerechnete Ergebnis zeigt eine deutlich positive Tendenz Richtung SPD. Mit Listenmandaten ziehen auch für die SPD Bernd Scheelen und für die FDP Otto Fricke in den Bundestag ein. Mit 2343 Einschreibungen zum neuen Semester verzeichnet die Hochschule Niederrhein einen neuen Rekord. Die Bayer-AG sucht schon die Lehrlinge für 2003. Für 160 Lehrstellen gibt es bereits jetzt 1700 Bewerber. Die Kastanien-Miniermotte ist aus dem Mittelmeerraum zugewandert und hat sich drastisch vermehrt. Die befallenen Kastanienbäume zeigen schon jetzt reihenweise braune Blätter. Der „Untersuchungsstab Anti-Korruption“ der Landesregierung will die Akten der Müllverbrennungsanlage prüfen. Nach entsprechenden Vorgängen in Köln geraten nun ähnliche Anlagen unter Generalverdacht, was Widerspruch auslöst. Der schmächttige, fünffache Familienvater Kurt D. ist angeklagt, zwei seiner Töchter rund fünfzehn Jahre lang sexuell missbraucht zu haben. Unter 111 Eishockeygrößen, die der Weltverband des Sports in seine Ruhmeshalle aufgenommen hat, befindet sich jetzt auch Eishockeyschiedsrichter Jupp Kompalla. Johann Schwarz wird neuer Direktor des Krefelder Amtsgerichts. Im „Nebenberuf“ ist er Vorsteher der jüdischen Gemeinde. Wolfgang Ley, Vorstandsvorsitzender der Münchener Modefirma „Escada“, wird zur Eröffnung der „Größten Straßenmodenschau der Welt“ mit der „Goldenen Seidenschleife“ ausgezeichnet. Golden ist auch das Wochenende, das 500 000 Besucher dem City-Einzelhandel bescheren.

Der zweite Band der Krefelder Stadtgeschichte liegt vor

von Leo Peters

In jeder Weise sind Herausgeber und Autoren des Ende 2000 erschienenen zweiten Bandes der Krefelder Stadtgeschichte den anspruchsvollen Maßstäben treu geblieben, die sie selbst im ersten Band gesetzt hatten. In – angesichts des Schwierigkeitsgrades vertretbarem – zweieinhalbjährigem Abstand zu dem Antike und Mittelalter darstellenden Band, in einem respektablem Umfang von 791 Seiten, stringent gegliedert, die Forschung entschieden weiterführend und dem interessierten Laien dennoch zugänglich, präsentiert sich ein Buch, das sich vernehmlich in die Reihe der erfreulich zahlreichen und qualitativollen Stadtgeschichten der letzten Jahre im Rheinland (z.B. Moers) einordnet.

Bemerkenswert wie das Buch ist auch das Sujet: War Krefeld mit dem römischen Gellep ein Sonderfall hinsichtlich der bruchfreien Darstellbarkeit von Geschichte vom 1. bis 8. Jahrhundert, so ist Krefeld im 16. Jahrhundert mit seiner eindeutigen und dauerhaften moersischen, eben nicht kurkölnisch-kurzlebigen oder klevisch-halbherzigen „Reformation von oben“ ein Niederrhein mit weitreichenden Konfessions- und wirtschaftsgeschichtlichen Langzeitfolgen.

Die von vier Autoren zu meisternde Aufgabe, Krefelds Geschichte von der Reformation bis zum Ende des Ancien Régime zu erforschen und darzustellen, bezieht aber nicht nur ihren Reiz aus „Gegebenheiten, für die sich in anderen rheinischen Städten nichts Vergleichbares findet“, sie bezieht daraus auch ihre „Schwierigkeiten“ (Vorwort). Hinzu kommt wie im ersten Band die territorialgeschichtliche Heterogenität des heutigen Krefeld – das eben nicht nur die moersische Exklave Krefeld als Kern und Mittelpunkt, sondern auch namhafte kurkölnische Städte und Ämter umfaßte: Uerdingen und Linn, ferner Fischeln und Hüls.

Souverän schildert Guido Rotthoff auf knapp 100 Seiten die Reformationszeit, souverän im Hinblick auf die Durchdringung von Quellen und Literatur ebenso wie in der Beherrschung der Tatsache, daß „zwischen allgemeinen Reformanliegen, evangelischer Reformation und katholischer Reform beziehungsweise Gegenreformation scharfe Trennungslinien schwer zu ziehen sind“ (S. 15).

Moers – und damit Krefeld – ist, von den beiden gescheiterten Kölner Versuchen abgesehen, einer der eher seltenen Fälle einer Reformation von oben in einem rheinischen Territorium des 16. Jahrhunderts. Aufgrund einer einzigartig zu nennenden Überlieferungslage gestaltet sich die Darstellung des „Ringens(s) um die Durchsetzung der Reformation in Krefeld“ ausgesprochen spannend. Es ist insbesondere der umfangreiche Bericht (vertzellong) des Pfarrers Schue, der detailreich und überaus informativ dessen Kampf um seine Rechte, die Auseinandersetzung um theologische Inhalte (z.B. den Laienkelch), die vor Gewalt nicht zurückschreckenden Formen des Streitens, die Heftigkeit der antikatholischen Agitation spiritualistischer Prediger und der reformationswilligen landesherrlichen Obrigkeit (Graf Hermanns von Neuenahr-Moers und des Drostens auf der Burg Krakau) schildert. Teilweise handelt es sich um Ereignisse und Entwicklungen, die zeitgleich mit dem Reformationsversuch des Kölner Kurfürsten Hermann von Wied stattfanden, und unverkennbar ist die gegenseitige Beeinflussung der Geschichte in Krefeld und im benachbarten kurkölnischen Kempen, das bekanntlich als ein zeitweises Zentrum der Reformation am Niederrhein anzusehen ist. Der bisweilen chaotisch anmutende und am Ende gescheiterte Reformationsversuch in Kempen weist nicht nur in auftretenden Personen Parallelen zu Krefeld auf, sondern auch in der verbalen Maßlosigkeit, mit der man teils gegenseitig, in Krefeld aber besonders von nichtkatholischer Seite vorging, so zum Beispiel, wenn der hart bedrängte Pfarrer Schue als ein Mann beschimpft wurde, der „eher ein Wirtshaus oder ein Bordell regieren könne als eine Kirche“ (S. 46). Möchte man angesichts alles dessen während der Lektüre der Darstellung Rotthoffs mit einem raschen Sieg der Reformation in Krefeld rechnen, gestaltete es sich doch vielmehr so, daß das „Weiterbestehen altkirchlicher Strukturen“ (S. 52) noch für längere Zeit zu beobachten war und erst der Augsburger Religionsfrieden von 1555 dem überdurchschnittlich gebildeten und vom päpstlichen Nuntius in Köln „für den schädlichsten Häretiker in Deutschland“ (S. 54) gehaltenen Grafen Hermann die Rechtsgrundlage für die Durchsetzung der Reformation in seiner Grafschaft bot, die schließlich 1581

unter Graf Adolf von Neuenahr ihre endgültige reformierte (calvinistische) Ausprägung erhielt.

Es folgten die leidvollen Jahre des Truchsessischen Krieges, in deren Verlauf Krefeld am 4. September 1584 eingeäschert wurde: „Nur größere Steinbauten wie die Alte Kirche, die Klosterkirche, Stadtmauern und Toranlagen blieben wohl in den Grundmauern stehen“ (S. 67).

Mochte es in der Folge der für den Kölner Kurfürsten Gebhard Truchseß von Waldburg verlorenen Sache noch einmal nach einer Beseitigung des Calvinismus als „der offiziellen Religion in Krefeld“ (S. 71) aussehen, kam es angesichts der, wenn auch nicht rechtmäßigen, Schenkung von Moers und Krakau (dazu gehörte auch Krefeld) an Moritz von Nassau und der daraus sich entwickelnden 100jährigen oranischen Herrschaft doch zu seiner dauerhaften Etablierung in Krefeld. Der Weggang des katholischen Pfarrers anfangs des 17. Jahrhunderts und „der reformiert-calvinistische Bildersturm bedeuteten vorerst das Ende der katholischen Pfarre Krefeld“ (S. 79). Dennoch sollte es den Katholiken unter der künftigen oranischen Regierung besser gehen als den Nichtkatholiken im kurkölnischen Umland, die sich ihrerseits zahlreich nach Krefeld wandten. Die folgenden Unterkapitel behandeln die politischen und kirchlichen Verhältnisse in Uerdingen, Hohenbudberg, Bockum, Linn und Fischeln, wobei die Visitationsprotokolle von 1569 als bisweilen zentrale, jedenfalls aber ergiebige Quelle die oft lückenhafte Überlieferungslage für eine wichtige Phase der Entwicklung vergessen machen. In den einzelnen heute zu Krefeld gehörenden Gemeinden sind die historischen Abläufe des 16./17. Jahrhunderts unter konfessionsgeschichtlichen Aspekten jeweils von eigenem Interesse, auch weil sie durchweg im Rahmen je eigener kirchenrechtlicher örtlichen Traditionen stattfanden (z.B. Personat und Einfluß Groppers in Fischeln).

Einen wichtigen Schlußakzent setzt Rotthoff mit der manche bisherige Darstellung korrigierenden oder relativierenden Einordnung der Hülsener Sonderentwicklung, von der man

insofern sprechen kann, als hier mit Gotthard Haes von Konradsheim eine adelige Herrschaft frühe und deutliche Neigungen zugunsten reformatorischer Veränderungen zeigte. Gerade hier zeigt Rothhoff aber auf, dass behutsame Abwägung angemessener ist als eifertige Zuordnung zu definitorisch festgelegten reformatorischen Konfessionen.

Mit drei von sechs Kapiteln und mit gut 420 von knapp 720 Seiten des Textes hat Dieter Hangebruch den quantitativ größten Teil des 2. Bandes der Krefelder Stadtgeschichte bewältigt: „Krefeld unter oranischer und unter preußischer Herrschaft“ (S. 111-252), „Die kurkölnischen Städte und Ämter Uerdingen und Linn im 17. und 18. Jahrhundert“ (S. 376-620), „Die Herrschaft Hüls im 17. und 18. Jahrhundert“ (S. 621-663). Eine bedeutende Leistung!

In der Auswahl der darzustellenden Aspekte der Zeit zwischen 1600 und 1794 orientiert sich Hangebruch an einer denkbaren Fragestellung von Krefeld-Besuchern der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, „worauf der steile wirtschaftliche Aufstieg der Stadt vom winzigen mittelalterlichen Ackerstädtchen zur Textilstadt von europäischer Geltung zurückzuführen sei“. Hangebruch referiert zu Antwort: „Die Neutralität und die Mennonitenzuwanderung“ und bestätigt, dass darin „das Besondere der Krefelder Stadtgeschichte zum Ausdruck kommt“ (S. 111). Grundlegend sind die einleitenden Betrachtungen zu den Grenzen Krefelds, die bis zum Ende des alten Reiches nie endgültig unumstritten waren (S. 112-116). Die Neutralität war äußeres Konstitutivum für eine überaus gedeihliche Entwicklung der Stadt. Sie stellt Hangebruch in ihrer Entwicklung seit 1598 ausführlich dar, und sieht in der „Militärmacht der Generalstaaten“ (S. 137) ihre außergewöhnliche Stabilität begründet. Für Krefeld hat sie nicht nur die Voraussetzungen für ungewöhnliche Prosperität geschaffen, sondern den Krefeldern im Laufe von Generationen auch viel Leid erspart. In der goldenen Zeit der Niederlande unter den Oranien war Krefeld selbst ein Teil ihres Herrschaftsgebietes.

Hangebruch hat sich für eine „chronikartige Darstellung“ (S. 111) entschieden, deren Abschnitte durch Herrschaftsdaten der oranischen Prinzen und der preußischen Könige, äußere politische Ereignisse sowie durch Geschehnisse der inneren Entwicklung markiert sind. 1702 wurde nach dem Tode Wilhelm Heinrichs von Oranien das brandenburgische Wappen an das Rathaus geschlagen.

Viel erfährt man über das Nebeneinander (aber auch Gegeneinander) der zahlreichen Konfessionen in Krefeld, über die konkreten Ausgestaltungen von Toleranz in der Perspektive des 17. und 18. Jahrhunderts, man erfährt, dass das Klischee der einfachen, nur

ihrem Glauben lebenden Mennoniten von den reichen und fast weltläufigen Krefelder Angehörigen dieser Konfession konterkariert wurde: „Auch in der Verweltlichung folgte Krefeld damit dem niederländischen Beispiel“ (S. 155). Zwei mitunter fast plakativ zitierte Sätze aus der für Krefelds Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dieser Epoche weitgehend konstitutiven Plurikonfessionalität werden interpretierend eingebettet in eine gründliche Aufarbeitung aller Quellen: der ins Niederländische übersetzte Vers des Moerser Gymnasialrektors Hermann Cruse und der handschriftliche Vermerk König Friedrichs II. zugunsten der Katholiken: „Reformeerden en Papisten Lutheranen en Mennisten Dompelaers en Abramssoonen t'samen nu in Krefeld woonen“ (S. 202) und „in Meinem Lande Seindt alle Religionen frei also Sol ihnen die Schule verstatet werden“ (S. 169).

Besseres als einen König zu haben, der auf Grund eigener Anschauung sagte „Krefeld und die dasigen Manufacturen sehe ich als ein Kleinod an“ (S. 177) konnte einer nieder-rheinischen Stadt wahrlich nicht widerfahren. Nichtsdestoweniger wird die im engeren Sinne kirchengeschichtliche Betrachtung Krefelds noch in einem eigenen Band der Stadtgeschichte folgen (Vorwort, S. 5), was sicher ihrer Gesamtbedeutung für die Stadt angemessen ist.

Unter sehr informativer Einbeziehung alles vorhandenen Kartenmaterials schildert Hangebruch ausführlich die Ausdehnung Krefelds (S. 203-224) und gestattet anschließend „Einblicke in die geschichtlichen Rahmenbedingungen der Stadt und Herrschaft Krefeld für das 17. und 18. Jahrhundert“ (S. 225-252), wobei die einschlägigen verfassungs- und verwaltungsgeschichtlichen Grundtatsachen erörtert werden. Zitierenwert die prägnante, fast lexikalische Beschreibung am Schluß: „Krefeld: Eine mittelalterliche kleine Ackerbürgerstadt, die dem Ende als Wüstung 1584 nur knapp entging, die durch überlebende Rückkehrer und reformierte Exulanten aus den Nachbarstädten und Orten in allen überlieferten Strukturen wieder aufgebaut wurde! Nicht die Festung Krakau und auch nicht die zeitweise Funktion als Hauptstadt und Regierungssitz der Grafschaft Moers wurden entscheidend für die Stadtentwicklung, sondern die vom oranischen Landesherrn aufgezwungene Funktion einer abgelegenen Abschiebeinsel für Mennoniten. Dank deren Fleiß und wirtschaftlicher Tüchtigkeit erlebte die Stadt nach Zuzugswellen 1654 und 1697 einen steilen wirtschaftlichen Aufschwung, ab etwa 1670 zunächst im Leinen-, dann im Seidengewerbe, die letztendlich allen Krefeldern zugute kam. Die Mennoniten, die Träger dieses Aufschwungs, sollten und wollten am politischen Stadtleben bis weit ins 18. Jahrhundert nicht teilnehmen. Damit konnte sich

die reformierte Stadtherrschaft halten, war aber schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts zahlenmäßig durch die Katholiken und in wirtschaftlicher Hinsicht durch die Mennoniten zum Anachronismus geworden. Neues Machtzentrum in der Stadt wurde auch in politischer Hinsicht die Familie von der Leyen und in deren Gefolge ab etwa 1780 die Kaufmannschaft“ (S. 250).

Einen ausgewiesenen Experten fand die Stadt Krefeld auch für das bevölkerungs-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Schwerpunktkapitel: Peter Kriedte vom Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen. Unter der Überschrift „Vom Leinen zur Seide“ charakterisiert er die Entwicklung vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis 1794 (S. 253-375).

Die Zahl und Treffsicherheit seiner nicht zuletzt auch wirtschaftsgeschichtlichen und methodischen Fragestellungen, mit denen er an das weitverstreute Quellenmaterial herangegangen ist, läßt keinen Wunsch offen. Wertvoll die Visualisierung vieler Probleme und die Veranschaulichung mit Hilfe von Tabellen und Diagrammen! Zudem ist reiches statistisches Material ohne Schwerfälligkeit in den Text eingearbeitet. Auch wirtschaftsgeschichtliche Einzeluntersuchungen der Krefeld benachbarten Gebiete und Orte werden ohne Kriedtes Arbeit künftig nicht auskommen. Man muß nur einige Zwischenüberschriften zitieren, um die Vielfalt der mit Gründlichkeit untersuchten Aspekte zu erahnen: Beschäftigte, Webstühle, Produktionswert – Der Haushalt als die grundlegende Einheit der Produktion – Berufliche Differenzierung – Soziale Ungleichheit und soziale Schichtung – Häuser und Hausbesitz – Die konfessionelle Komponente des Schichtungssystems – Die Unterschichten – Beschränkte Artikulationsmöglichkeiten und paternalistische Einbindung.

Deutlich wird in seiner Untersuchung nicht zuletzt auch, dass Krefeld einerseits eine weit überdurchschnittlich prosperierende Stadt war, dass andererseits aber eben auch galt, was die Regierung in Moers 1785 zu Papier brachte: „Ohnerachtet der in der Stadt Krefeld subsistierenden sehr ansehnlichen Seyden- und andern Fabriken und der großen Industrie seiner Einwohner herrscht doch unter dem gemeinen Hauffen mehrere Armuth, als man in solchen Umständen vermuthen mögte“ (S. 319).

Eine je eigene „Stadtgeschichte“ für das 17. und 18. Jahrhundert erhalten mit diesem Buch die kurkölnischen Städte und Ämter Uerdingen und Linn (S. 376-620) und die Herrschaft Hüls (621-663). Die Fragestellungen, denen Hangebruch in diesen verdienstvollen Untersuchungen nachgeht, orientieren sich über wichtige Strecken am Fragenkatalog des „Rheinischen Städteatlas“, was dem Ganzen angesichts des ver-

arbeiteten Materialreichtums Struktur und Überschaubarkeit gibt. Auch hier beeindruckt die starke Fundierung durch erstmalige oder erneute Befragung archivalischer Quellen. Aber auch die vorhandene, nahezu unübersehbare und mindestens dem Umfang nach überdurchschnittliche (für Uerdingen allein erschien schon 1950 eine über 100 Seiten starke Bibliographie) stadthistorische Literatur wurde gründlich ausgewertet, gewichtet und bewertet.

Es ist gut, wenn ein Autor selbst den Anspruch benennt, an dem er seine Arbeit messen lassen möchte. Hangebruch tut dies auf S. 376: „Ziel der Darstellung ist es, für den historisch interessierten Bürger aufzuzeigen, unter welchen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen die Bewohner beider Städte und Ämter die beiden Jahrhunderte erlebten“. Dieses einfach formulierte, aber nicht leicht erreichbare Ziel ist erreicht worden!

Uerdingen und Linn gehörten zum Städtekollegium des Kurfürstentums (S. 389). Als Anfang seiner Darstellung und damit gleichsam als Epochenbeginn wählt Hangebruch den Beginn des Truchsessischen Krieges (1583), eine sehr vertretbare Entscheidung. Man ist in einem anderen Territorium als in Krefeld und damit in andere außen- und kriegsgeschichtliche Gegebenheiten und Schicksale eingebettet, was für viele folgende Jahrzehnte gilt. Während beispielsweise die Schlacht bei Krefeld 1642 „ohne direkte Folgen für die Stadt“ (S. 143) blieb, machte sie die Ämter Linn und Uerdingen für etliche Jahre zu hessischem Besatzungsgebiet (S. 398-407). Hangebruchs Darstellung macht aber auch deutlich, dass mindestens unter kommunalverfassungsgeschichtlichen Gesichtspunkten in Uerdingen mehr Urbanität war als in Krefeld, mit anderen Worten: in Uerdingen gab es ein engermaschigeres Geflecht an klassischen städtischen Merkmalen, einen höheren Organisationsgrad der städtischen Verwaltung. Mutatis mutandis gilt dies auch für Linn. Von überörtlichem Interesse ist nicht zuletzt die sehr umfangreiche Wirtschaftsgeschichte der Rheinstadt Uerdingen (S. 543 ff.).

Die Geschichte von Uerdingen und Linn wird abgeschlossen mit Listen der Bürgermeister (S. 608 ff.), mit Übersichten über Einnahmen und Ausgaben der Stadt Uerdingen (S. 611), der kurfürstlichen Beamten der beiden Ämter (S. 612 ff.), der Liste der schwersten Hochwässer und Eisgänge (S. 615 ff.), der „in Uerdingen regelmäßig landenden Schiffer“ (S. 617 ff.) und einer „Statistik des Amtes Linn 1631/1632“ (S. 620).

Hangebruchs Beitrag über die Städte und Ämter Uerdingen und Linn, sowie über Hüls muß man umso mehr hervorheben, als er den Auftrag „kurzfristig nach dem Ausfall des ursprünglich vorgesehenen Bearbeiters“ übernommen hat (S. 376).

Krefeld

Die Geschichte der Stadt



Von der Reformationszeit bis 1794

Auf den ersten Blick für eine „Stadt“geschichte überraschend ist der sechste und letzte Beitrag mit dem Titel „Grundzüge der Agrargeschichte“ (S. 664-718). Autor ist Paul Wietzorek, der durch verschiedene Publikationen zu Aspekten Krefelder und Hülscher Stadtgeschichte, aber besonders durch seine Arbeit über St. Tönis 1991 hervorgetreten ist. Er macht bekannt mit den „landwirtschaftlichen Verhältnissen“, den landwirtschaftlichen Organisationsformen, Abgaben und Diensten, mit bäuerlichem Leben, der Waldwirtschaft, mit der Nutzung von Gemeinheiten und den Mühlen in Krefeld. Mit seinen vielen instruktiven Tabellen und Zeichnungen (z.B. die summarischen Descriptionen von 1663, S. 677 ff.) legt Wietzorek neben einem überzeugend strukturierten Text eine wertvolle und in dieser Art für Krefeld erstmalige Aufarbeitung des vielschichtigen Themas vor.

Ein umfangreiches Literaturverzeichnis (S. 719-728), ein nützliches Glossar (S. 731 f.) und ein zuverlässiges, von Norbert Feinendegen bearbeitetes Register (S. 733-790) runden das Buch und den guten Eindruck ab.

Nicht colorandi causa, sondern mit zusätzlich informierender Wirkung eingesetztes Bildmaterial macht das Buch nicht nur leserfreundlicher, sondern steigert auch die Erlebbarkeit der Stadtgeschichte.

Kürzlich ist an diesem Buch Kritik u.a. in dem Sinne geäußert worden, dass seine Schwerpunktsetzungen „dem spezifischen

Forschungsinteresse der Einzelautoren geschuldet“ seien¹⁾. Daran ist insgesamt viel Richtiges, aber wird man realistischerweise anders zu solch differenzierenden und weiterführenden Ergebnissen kommen? Eine Stadtgeschichte, die den gesamten Katalog aller denkbaren stadthistorischen Fragestellungen gleichermaßen berücksichtigt, muß angesichts stets vorhandener terminlicher Vorgaben, des tatsächlich zur Verfügung stehenden und sich zur Verfügung stellenden Forscherpotentials, wie auch der ökonomischen Ressourcen eine kaum erreichbare Idealvorstellung bleiben. Gleichwohl wird man, wenn man sich Laux' Kritik hinsichtlich des von ihm empfundenen Mangels an „kompositorischer Geschlossenheit“ auch grundsätzlich nicht anschließt, doch seinen Konkretisierungen dieser Sicht nicht gänzlich verschließen können: etwa hinsichtlich inhaltlicher Überschneidungen zwischen den ersten beiden Kapiteln. Hangebruch räumt hinsichtlich der Integration der wirtschaftsgeschichtlichen Betrachtungen in den 2. Band der Stadtgeschichte ein: „Eine inhaltliche Abstimmung konnte nur in Einzelfällen vorgenommen werden“ (S. 111). Doch wer je an einem solchen Gemeinschaftswerk mehrerer Forscher beteiligt war, weiß um die zahllosen, eher banalen praktischen und organisatorischen Hindernisse, die dem wissenschaftlich Wünschenswerten oft übermächtig im Wege stehen. So gesteht der Rezensent denn auch freimütig, dass er diese kritischen Anmerkungen nur unter Hintanstellung großer Bedenken äußert, denn insgesamt ist hier ein Werk entstanden, zu dem man Krefeld und dem Niederrhein nur gratulieren kann. Krefeld ist einen sehr großen Schritt weitergekommen auf dem Weg zu einer modernen Stadtgeschichte, die nichts Heimattümelndes hat, die solide und wissenschaftlich vorzeigbar ist, die dem Variantenreichtum rheinischer Stadtgeschichten der letzten zwei Jahrzehnte eine interessante Variante hinzufügt, und die sicher auch geeignet ist, in Krefeld identitätsstiftend zu wirken.

Man legt das voluminöse, auch ästhetisch sehr befriedigende Buch mit Neugier auf die folgenden Bände aus der Hand – zugleich mit Dank an die Autoren für die große Bereicherung eigenen stadt- und landesgeschichtlichen Wissens, und mit Respekt vor der Leistung der Herausgeber Reinhard Feinendegen und Hans Vogt.

Anmerkung

¹⁾ Besprechung von Stephan Laux in Band 72 (2001) des Düsseldorfer Jahrbuches (S. 330-334)

Historische Parkanlagen in Krefeld – Teil 2

Der Greiffenhorstpark – ein Spätwerk von Maximilian Friedrich Weyhe

von Almuth Spelberg

Mit dem Greiffenhorstpark wird die Reihe „Historische Parkanlagen in Krefeld“ fortgesetzt. Der Greiffenhorstpark liegt östlich angrenzend an den historischen Ortskern von Linn und ist über einen Spazierweg entlang des Linner Stadtgrabens mit dem Burgpark verbunden. Der Park gilt als ein Spätwerk des rheinischen Gartenkünstlers Maximilian Friedrich Weyhe (1775-1846).

Ausgangssituation im 19. Jahrhundert

Bereits 1795 erwarb der Krefelder Seidenhändler Isaak de Greiff (1754 – 1826) den östlich des historischen Ortskerns Linn gelegenen Hausenhof mit den dazugehörigen Ländereien. 1816 ließ er am Überlauf des Stadtgrabens in den Linner Mühlenbach den Mühlenhof erbauen.

Als Isaak de Greiff 1826 starb erbte sein ältester Sohn Cornelius (1781 – 1863) beide Höfe mit den dazugehörigen landwirtschaftlichen Flächen. Er ließ das Greiffenhorstschlößchen erbauen und beide Hofanlagen durch einen Landschaftspark miteinander verbinden.

Mit dem Entwurf für das achteckige Jagdschlößchen beauftragte er den Landbauinspektor von Gloeden aus Xanten. Baumeister Jürges stellte das Gebäude mit umlaufender Terrasse 1843 für die Bau- summe von 16 940 Thalern Preußisch Courant fertig.

Für die Gestaltung der Parkanlage wurde wieder M.F. Weyhe gewonnen. Wann dieser hinzugezogen wurde – ob auf Initiative von Gloeden oder aufgrund seiner Arbeiten am Burgpark für Cornelius jüngeren Bruder Philipp de Greiff – ist nicht bekannt.

Im Gegensatz zum Burgpark haben sich für den Greiffenhorstpark keine Originalpläne Weyhes erhalten. Sicher ist nur, daß der Park 1844 spätestens fertig gestellt wurde, denn die Preußische Uraufnahme von 1844 stellt den Park schon in seiner gesamten damaligen Ausdehnung dar.

Die historischen Kartenaufnahmen „Plan de la Commune de Linn“ sowie die Karte des Geometer Godier von 1816 geben darüber Aufschluß, welches Gelände Weyhe für seine Planung vorgefunden hat: Nur ein schmaler, durchschnittlich 80 bis 90 Meter breiter Wiesenstreifen, durchflossen vom Linner Mühlenbach und eingebettet in nördlich und südlich angrenzende Ackerflächen, stand ihm im wesentlichen für seinen Parkentwurf zur Verfügung.

Die Weyhesche Parkkonzeption für den Greiffenhorstpark

Es existieren zwar keine Originalpläne von Weyhes Hand mehr, jedoch haben sich im Stadtarchiv ein Schwarzweißphoto des verlorengegangenen Plans von Geometer Spangenmacher von 1848 sowie eine Karte

von 1916 und einige Parkansichten aus den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts erhalten, anhand derer sich Weyhes Gestaltungsabsichten gut nachvollziehen lassen (s. Abb. 1).

Die lange, schmale Parzellenform, war für die Anlage eines Parks ungewöhnlich und stellte an die gestalterischen Qualitäten des Gartenkünstlers hohe Anforderungen. Trotz der schwierigen Ausgangssituation eines schmalen Grundstücks gelang es Weyhe, hier einen abwechslungsreichen Park entstehen zu lassen. Weyhe staute den Linner Mühlenbach zu langgezogenen Parkweihern mit Seerosen und weichgeschwungenen Uferlinien auf. Der Himmel spiegelte sich im Wasser und gab dem Park Großzügigkeit. Mit sogenannten „Landschaftsfenstern“ öffnete er den Park zur Landschaft und holte die angrenzende Niederrheinlandschaft mit ihrer Baumkulisse in den Park und verlieh

Abb. 1. Historische Kartenaufnahme von 1916





Abb. 2. Historische Schrägluftaufnahme von 1929

damit dem schmalen Park Weite. Insbesondere im Süden erschloß sich der Blick entlang der Waldränder bis zum Elter Busch (s. Abb. 2).

Die Grenze zwischen kunstvoll gestaltetem Landschaftspark und angrenzender landwirtschaftlicher Fläche verschwammen. Ein klassischer Landschaftsgarten, der das Gestaltungsprinzip der „ornamented farm“ d.h. die Einbeziehung der umgebenden landwirtschaftlichen Flächen in die Parkkonzeption meisterlich umsetzte, entstand.

Mit weitgezogenen, eleganten Wegschwüngen führte Weyhe den Spaziergänger

auf den Wegen als „stumme Führer“ in den Park hinein. Nie war der Weg in seiner ganzen Länge sichtbar. Immer wieder wurde der Verlauf durch Strauchgruppen oder leichte Bodenmodellierungen verdeckt und der Besucher auf das nächste Parkbild neugierig gemacht.

Denn Weyhe komponierte seinen Park als begehbare Bilder. Tiefe Parkveduten über die Parkweiher hinweg lenkten den Besucher von der schmalen Ausdehnung des Parks ab. Mit vier Brücken über den Weiher wurden die beidseitig am Ufer verlaufenden Parkwege verbunden. Die Brücken dienten nicht nur der Verknüpfung der beiden Ufer-

wege, sondern übernahmen im Parkbild auch die wichtige Funktion von architektonischen Staffagen (s. Abb. 3).

Architektonischer Höhepunkt ist das klassizistische Greiffenhorstschlößchen. Das Jagdschlößchen steht an der breitesten Stelle des Parks, der sich hier zu einem fast 180 m hohen Dreieck trichterförmig aufweitet. Ob Weyhe diesen Standort axial zum südlichen Hausenhof bereits vorgefunden hat oder auf die Platzierung Einfluß nehmen konnte ist nicht überliefert. Weyhe verstand es jedoch, das oktagonale Schlößchen mit seinen vier Nebenflügeln von einer Vielzahl von Standorten im Park aus in einem ausgeklügelten System von Sichtachsen und Blickverbindungen zu präsentieren.

Wie im Burgpark war Weyhe bei der Gehölzartenverwendung hier zurückhaltend. Eschen, Ahorn, Rotbuchen, Eichen und Roßkastanien bildeten das Grundgerüst der Randbepflanzung, in das punktuell Platanen, Robinien, Linden und Eßkastanien eingestreut waren. Tulpenbaum und Blutbuchen, insbesondere im Umfeld des Schlößchens, setzten farbige Akzente. Gezielt platzierte Trauerweiden, Säulenpappeln oder Schwarzkiefergruppen sorgten mit ihren markanten und bizarren Kronen für eine Akzentuierung in der Baumkulisse (s. Abb. 4).

Dichte Gehölzpflanzungen gingen in „untersichtige“ Baumgruppen über, bei denen man zwischen den Stämmen hindurch schauen konnte und die zu offenen Wiesenflächen überleiteten. So entstand im Park ein Spiel aus Licht und Schatten, Enge und Weite.

Einheit und Schlichtheit sind die überzeugenden Merkmale des Greiffenhorstparks. Außer dem Schloß und den Brücken sowie Bäumen und Baumgruppen wurden keine sonst in dieser Zeit so beliebten Staffagen



Abb. 3. „Parkbild“ mit Hausenhofbrücke und Schlößchen um 1921



Abb. 4. Baumkulisse und „Landschaftsfenster“, Parkansicht um 1921



Abb. 5. Das Greiffenhorstschlößchen als Parkcafé

wie Pavillons, Grotten, Denkmäler oder Tempel u.s.w. verwandt. Der Greiffenhorstpark ist ein „klassischer Landschaftsgarten“, bei dem die Einbeziehung der angrenzenden Landschaft meisterlich umgesetzt wurde.

Entwicklung im 20. Jahrhundert

1863 starb Cornelius de Greiff und vererbte seiner Nichte Marianne Rhodius seinen Besitz und damit auch den Greiffenhorstpark. Ob zu dieser Zeit Veränderungen im Park vorgenommen wurden, ist nicht überliefert.

Nach Mariannes Tod 1902 ging die Verwaltung der Ländereien an die „Witwe Rhodiuscher Nachlaß GmbH“ über. 1924 erwarb die Stadt Schlößchen, Park und angrenzende Ländereien von den Erben Rhodius und wandelte das Gelände in eine öffentliche Parkanlage um. In einem ersten Schritt wurde der alte Parkteil 1927 überarbeitet. Hierbei vereinfachte man das Wegenetz im Park: Wege wurden begradigt und die Uferwege z.T. ganz aufgegeben. Besonders schwerwiegend war, daß außer der Hausen- hofbrücke alle drei weiteren Brücken abgerissen und jeweils nach Westen verschoben wurden.

Auch wenn die im Stil der Zeit neu geschaffenen Brücken zum Parkcharakter paßten, so geriet das Parkgefüge mit seiner Folge von Veduten und Sichten durch dieses Versetzen außer Balance. Nicht überliefert ist, warum die Brücken erneuert und verschoben wurden.

Im Zuge der Grüngürtelpolitik unter Oberbürgermeister Johansen erhielt der Park eine

Erweiterung nach Osten bis zum Römersee. Abgesehen von gradlinig geführten Wegen lehnte sich die Gestaltung der Erweiterungsfläche weitgehend an die Grundsätze Weyhes an.

Nach Ausbruch des II. Weltkriegs wurde die Bewirtschaftung des Parkcafés, das seit Anfang des Jahrhunderts im Greiffenhorstschlößchen untergebracht war, eingestellt (s. Abb. 5).

Die Entwicklung bis heute

Von den Bombenangriffen des II. Weltkriegs blieben Park und Jagdschloß weitgehend verschont. Jedoch verwahrloste das Ge-



Abb. 6. Kurz vor dem drohenden Abriß: Zustand 1968

bäude mehr und mehr, bis 1968 der Abriß drohte (s. Abb. 6).

Statt dessen erfolgte 1974 in letzter Minute die aufwendige Sanierung durch den städtischen Baudenkmalpfleger, so daß sich das klassizistische Kleinod heute, wenn auch ohne umlaufende Terrasse, wieder in seiner zurückhaltenden Schönheit präsentiert und für Ausstellungen und Konzerte genutzt wird.

Die Bebauung rückte immer näher an den Park heran. Wohnsiedlungen ziehen sich entlang der ganzen Nordseite des Parks, so daß die enge Verbindung von Park und Landschaft heute nur noch entlang des südlichen Parkrandes erlebbar ist.



Abb. 7. Zugepflanzter Blick vom Südufer auf das Jagdschlößchen, Zustand 1998



Abb. 8. Blick über den trockenengefallenen Parkweiher mit ausgedehnten Brennesselbeständen, Zustand Frühling 1998

Über Jahre reduzierte und nicht mehr am historischen Konzept orientierte Pflege ließ Sämmlingswildwuchs insbesondere aus Ahorn, Esche und Holunder aufkommen. Der Sämmlingsaufwuchs trat in Wachstums- und optische Konkurrenz zum alten Parkbaumbestand.

Einhergehend mit dem natürlichen Abgang des Altholzbestandes wurden in Unkenntnis

der Pflanzkonzeption vor allem auf den langgestreckten Wiesen entlang der Weiher und im Schloßumfeld umfangreiche Nachpflanzungen vorgenommen.

Die Folge war, daß das ausgeklügelte System aus Sichten zuwuchs und die komponierten Parkbilder aus Bäumen, offenen Wiesenflächen, Wasserspiegel und Brücken allmählich verschwanden (s. Abb. 7).

Abb. 9. Zustand 2001 mit teilweise freigelegter Sicht und hohem Grundwasserstand



Anhaltende Grundwasserabsenkungen führten dazu, daß die Weiher immer öfter trocken fielen und das für den Park so wichtige, weil beherrschende Element Wasser über lange Monate für den Besucher nicht mehr erlebbar war. Statt blanker Wasserspiegel nahmen stickstoffreiche Brennessel- und Ruderalfluren die Flächen in Besitz (s. Abb. 8 und 9).

Unter den schwankenden Grundwasserständen litten auch die Parkbrücken. Notdürftige Betonkragen und Wangen aus Sichtbeton glichen Absackungen aus und entstellten die Bauwerke. Die ursprünglichen Schmuckgitter aus den 20er Jahren waren durch einfache Nachkriegsgitter ersetzt worden.

Wiederherstellungsmaßnahmen im Rahmen der EUROGA 2002plus

Erst seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wird man sich auch des gartenkünstlerischen Wertes der Anlagen stärker bewußt. Seit 1998 steht der Park nach § 2 Denkmalschutzgesetz NW als eingetragenes Bau- und Denkmal unter Schutz.

1999/2000 wurde ein Parkpflegewerk in Auftrag gegeben, das die Geschichte und den Bestand der Anlage aufarbeitete, analysierte und sowohl Ziele als auch Pflegemaßnahmen für eine denkmalgerechte zukünftige Entwicklung formulierte.

Mit der Teilnahme an der Dezentralen Landesgartenschau im Rahmen der EUROGA 2002plus, 2. Regionale in NW, die sich zum Ziel gesetzt hat, das vorhandene kulturelle Erbe der Region, und dazu gehört auch das gartenkulturelle Erbe, wieder in Wert und in das Bewußtsein der Bürger zu setzen, ergriff die Stadt die Chance, diese Fehlentwicklung der Vergangenheit zu korrigieren.

Mit einem Bündel von Baumaßnahmen, die aus dem Ziel- und Entwicklungsplan des Parkpflegewerkes abgeleitet sind, erhielt der Park in den Jahren 2000 bis 2002 sein historisches Gestaltungskonzept, das ihn so unverwechselbar macht, zurück.

So begann man im Winter 2000/2001 mit der Gewässerwiederherstellung. Die trockenfallenden Parkweiher wurden entschlammt und künstlich mit Tonmatten abgedichtet, um unabhängig vom Grundwasserspiegel eine ständige Wasserbespannung zu bekommen.

Bei den Bauarbeiten stellte sich heraus, daß im Park und der angrenzenden Landschaft sich das größte bisher in NRW bekannte Kammolchvorkommen befindet. Die Arbeiten wurden daraufhin unterbrochen und die



Abb. 10. Parkansicht des historischen Brückenstandortes, Zustand 1998

ursprünglichen Planungen überarbeitet. Von einer Entschlammung der östlichen Erweiterungsfläche des Parks aus den 20er Jahren wurde Abstand genommen. Im westlichen Parkteil sicherte man einen Teil des vorhandenen Schlammes und der Ufervegetation und brachte beides nach Einbau der Abdichtung als Initialpflanzung und zur Strukturaneicherung wieder ein.

Im Rahmen der landschaftsgärtnerischen Arbeiten legte man wieder einen Teil der wichtigen Sichten auf das Schloßchen durch Rodungsmaßnahmen frei.

Nachpflanzungen in den Randbereichen mit Baumarten aus dem historischen Artenspektrum wie Buche, Eiche, Kastanie, Linde, Robinie, Weide, Pappel und Kiefer ergänzen

Abb. 11. Das wiederhergestellte „Parkbild“ mit neuer Brücke an historischem Standort



heute wieder die Gehölzpflanzungen im Sinn der von Weyhe beabsichtigten Pflanzkomposition. Strauchpflanzungen entlang des nördlichen Parkrandes kaschieren zukünftig den optisch störenden Einfluß der nahen Bebauung.

Durch gartenarchäologische Grabungen ließen sich anhand des noch vorhandenen Unterbaus die ursprünglichen Wegetrassen feststellen. Sie wurden zur Richtschnur für die Wiederherstellung des historischen, meist wesentlich stärker geschwungenen und an die Topographie angelehnten Wegeverlaufs.

Auf der Grundlage historischer Pläne entstanden wieder zahlreiche Sitzplätze im Park neu, die in den vergangenen Jahrzehnten verschwunden waren.

Wildstaudenanpflanzungen im Bereich dieser Plätze und entlang von Gehölzsäumen sowie Frühlingsgeophyten verleihen dem Park zukünftig neben der Wiesenblüte im Mai einen zusätzlichen Blühaspekt im frühen Frühjahr und Sommer.

An den durch Fundamentfunde belegten ursprünglichen Standorten konnten neue Parkbrücken in ihrer historisch korrekten Lage im Park errichtet werden. Sie beleben heute wieder die von Weyhe vor 160 Jahren komponierten Parkbilder aus Wasser, Pflanze, Licht und Parkarchitektur (s. Abb. 10 und 11)

Im Herbst 2002 präsentiert der Greiffenhorstpark sich erneut als gelungenes Spätwerk eines bedeutenden rheinischen Gartenkünstlers des 19. Jahrhunderts. Um dieses wieder erreichte Niveau in der Parkgestaltung zu halten, bedarf es auch zukünftig einer kontinuierlichen, dem Gartendenkmal und den Belangen des Artenschutzes angemessenen Pflege der Anlage.

Daß der so natürlich scheinende und doch so kunstvoll angelegte Landschaftspark auf reges Besucherinteresse stößt, zeigt die starke Teilnahme an Führungen durch den Park, bei denen die Weyhesche Parkkonzeption und die durchgeführten Maßnahmen erläutert werden: die Region hat ihr gartenkulturelles Erbe entdeckt.

Schriften

Klumpen-Hegmans, J.: Linn – Burg und Stadt vom Mittelalter zur Gegenwart, Krefeld 1993

Planungsgruppe Grüner Winkel: Der Greiffenhorstpark in Krefeld – Parkpflege, Verfasser Gerd Bernbach, im Auftrag der Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, Nümbrecht 2000 (unveröffentlicht)

38 Jahre Lehrer für Gestaltung an der Werkkunstschule Krefeld / Hochschule Niederrhein

von Hans Joachim Albrecht

Der Beginn der Lehre: Wie ich 1963 zur Werkkunstschule Krefeld gekommen bin

Im Jahre 1958 machte ich das Abitur am Krefelder Arndt-Gymnasium. Dort kannte man noch den früheren Kunsterzieher Ernst Röttger, der als Professor für künstlerische Grundlagen an die Kasseler Kunsthochschule – die vormalige „Werkakademie“ – berufen worden war. Daher ging ich mit guten Empfehlungen nach Kassel und bestand dort die mehrtägige Aufnahmeprüfung.

Nach meinem Studienabschluß im Sommer 1962 hatte ich mich mit Professor F. G. Winter bekannt gemacht, dem Direktor der Werkkunstschule Krefeld, der zugleich Vorsitzender der Direktorenvereinigung aller Werkkunstschulen war. Meinem Wunsch entsprechend hatte er mich in eine Liste von Bewerbern aufgenommen, die einen Lehrauftrag anstrebten. Völlig überraschend rief Professor Winter am 20. April 1963 an, einem Freitag, um mich zu fragen, ob ich am kommenden Montag, dem 23. April, eine krankheitsbedingte Vertretung in der Vorlehre-Klasse übernehmen könnte. Wie er mir später einmal erzählte, hatte er sich in Kassel bei Professor Röttger und beim Direktor der Werkakademie, Professor Stefan Hirzel, über mich erkundigt. Professor Hirzel wiederum war kurzzeitig Direktor der hiesigen Werkkunstschule gewesen, Winters unmittelbarer Vorgänger.

Der Vorkurs „Fläche und Farbe“, den alle Studierenden zu belegen hatten, die nicht im Bereich Architektur/Innenarchitektur eingeschrieben waren, war bis zu diesem genannten Zeitpunkt von Professor Gerhard Kadow betreut worden. In den folgenden Wochen, während er sich von seiner Herzattacke wieder erholte, besuchte ich ihn des öfteren in Bockum, im Atelierhaus Windmühlenstraße 37. Da zu hoffen war, daß er seine Gruppe bald wieder übernehmen würde, erkundigte ich mich so genau wie möglich nach seiner Lehre, die selbstverständlich von seinem Studium am Bauhaus deutlich geprägt war. Vor allem die gerade begonnenen Lasurübungen mit Aquarellfarben ließen das Konzept seines Lehrers Kandinsky durchschei-

nen. – Bei unseren Treffen konnte ich noch nicht ahnen, daß wir unsere Gespräche zehn Jahre später ausgiebig fortsetzen würden. Denn 1973 wurden meine Frau und ich unter der Nr. 35 die unmittelbaren Hausnachbarn von Gerhard und Elisabeth Kadow.

Ich trat also an jenem Montagmorgen als Lehrer in den Ring und begegnete Gleichaltrigen auf Seiten der Studierenden, manchmal sogar älteren. Von den Lernenden war ich als Lehrbeauftragter äußerlich nicht zu unterscheiden. Vor der Tür zum Klassenraum 118 (heute), in dem 38 Studierende der

Vorlehre in strenger Präsenz bei der Arbeit waren, treffe ich am zweiten oder dritten Tag eine zierliche junge Frau, spreche sie fragend an: „Gehören Sie auch zu dieser Gruppe?“ Sie schaut zu mir hoch und sagt ganz erstaunt: „Wir duzen uns hier aber alle!“ Als ich jetzt etwas zögernd meine Frage unverändert wiederhole, ernte ich ein verständnisloses Kopfschütteln.

Die Semester lagen zur Zeit der Werkkunstschule regelmäßig im Jahresverlauf, stets war der März der Ferienmonat zwischen dem Winter- und dem Sommersemester.



Abb. 1.
Hans Joachim Albrecht auf einer Bank sitzend, Federzeichnung von Claus Hessler; 19 x 15 cm; 1967

Deshalb lagen die Karnevalstage fast immer in einer der letzten Semesterwochen. Entsprechend gab es eine berühmt-berüchtigte Tradition wilder Künstlerfeste der Schule im „Seidenfaden“. Diese Feste kannte ich zwar nicht, aber in Kassel hatte es Jahr für Jahr vergleichbare Tollheiten gegeben, damals vielleicht noch als eine Art seelischer Aderlaß zu verstehen, der emotionalen Überdruck senken konnte.

Beim ersten anstehenden Fest studierte ich mit meinen Studenten ein Tanzstück ein, „Der Raub der Proserpina“ betitelt, ein Männerballett, denn alle Rollen wurden nur von den Jungen der Gruppe dargestellt. Die Mädchen sorgten für anmutige, ja „liebrende“ Kostüme. Ein Jahr später wurde von mir eine „Integraloper“ inszeniert, „Der Freischurz“, in dem ich selber mitwirkte als Mörder mordende Primadonna, die sich am Ende in den weisen Sarastro verwandelt. Diese opersynthetische Inszenierung läßt sich hier leider nicht ausbreiten. Schön zu erinnern ist aber ein Moment vor dem Spektakel. Die Truppe kostümierte und schminkte sich in der Schreinerei, die Mädchen hatten mir eine üppige orangefarbene Perücke aus Papier aufgesetzt, mit violetten Bändern. Ich stecke in einem langen, ärmellosen hellblauen Gewand, um den Hals ein Spitzen Tuch, sitze bereit auf einer Hobelbank, da betritt eine dunkle, vermummte Gestalt auf dünnen, strumpfbehosten Beinen die Werkstatt, schlingert auf mich zu und fragt, wo denn der Herr Albrecht sei? „Dort unten, Herr Direktor Winter“. Mit verstellter hoher Stimme habe ich die hagere Figur in den Holzkeller geschickt.

Die Aufführungen fanden rasenden Anklang, und so forderte mich Professor Winter in einer Konferenz auf, für den nächsten „Dreikönigsausflug“ des Kollegiums ein Programm vorzubereiten. Die Kollegen trafen sich dieses Mal in einem Reitstall in Meerbusch, auf Vermittlung von Frau Waltraud Zaiser. Ihr Freund, Herr Achim von der Marwitz, demonstrierte für uns die hohe Schule der Dressur. Hinterher kam der komisch gemütliche Teil, der nach mehreren kleinen Sketchen in der Verleihung des „Weichirn-Preises“ gipfelte. Auf einem blauen Samtkissen wurde von den drei Damen des Büros eine kleine Gummiknete dem Lehrer mit dem stärksten Gedächtnis überreicht: Karl Stickelbrocks. Was aber diese Sketche geradezu subversiv machte, war die mehrmals gesungene „Integrationsale“, dirigiert vom frisch berufenen G. C. Kirchberger, eine strahlende Erscheinung im weißen Sommeranzug, „Hoch schallt unser Chor ...“ nach der Melodie des Liedes „Die Gedanken sind frei ...“. Danach habe ich keinen weiteren Auftrag mehr für ein Unterhaltungsprogramm im Kollegenkreis bekommen.

Meine besonderen Anregungen für solche Aufführungen zog ich aus den rasch wech-



Abb. 2. Proben für eine Aufführung zu einem Karnevalsfest 1967: Doktor Frank Bühler will den Sänger Albrecht mit einer Doping-Spritze aufputzen.

selnden Kapiteln der aktuellen Schulgeschichte. Als ich 1963 die Vorlehreklasse übernahm, waren zwei religiös motivierte Phasen in der Nachkriegsgeschichte der Schule bereits abgeschlossen, obwohl davon noch häufig gesprochen wurde. Die christliche oder kirchliche Kunst nämlich war die eine gewesen, inspiriert von Pater Theodor Bogler aus dem Kloster Maria Laach, und die zen-buddhistische Geisteshaltung die andere, die sich die Kollegen durch Bogenschießen im Landschulheim in Herongen persönlich anzueignen versucht hatten.

Zur Zeit meines Einstiegs herrschte der willentliche Drang zur fundierenden Gestalttheorie, oder spezieller wenigstens zur Gestaltpsychologie. Christian von Ehrenfels war ihr vielgenannter Ahnherr, Wolfgang Metzger lehrte damals noch in Münster und hatte zum Thema reichliches Material veröffentlicht, das nicht gerade leicht zu lesen ist. Ich ging diesen Gestaltforschungen nach, doch schon tauchte in der Petersstraße der Begriff der „Integration“ auf, adaptiert vor allem aus dem Konzept von László Moholy-Nagy am New Bauhaus in Chicago (USA). Alle Abteilungen des Hauses mußten sich unter dem Titel „Integral“ in einer Ausstellung zusammenfinden. Als ich den tieferen Sinn zu begreifen anfang, wurden sämtliche bisherigen Positionen von der „Exakten Ästhetik“ überrollt. Die aufkommenden Op-

Artisten zeigten Musterbeispiele für diese progressiv wirkende „Informationsästhetik“. Victor Vasarely trat als ihr Meister noch weiter ins Licht, als es die Analysen der Theoretiker um Max Bense ermesen und beweisen konnten. Bense folgte zwei Einladungen in unsere Werkkunstschule, wir saßen wißbegierig in der Bibliothek im weiten Kreis und staunten über die statistisch gesehen „unwahrscheinlichste Verteilung“ der Elemente in einem „objektiv“ guten Bild. Mit kritischer Neugier nahm ich teil an Tagungen zur Kybernetik und erfuhr mehr über die bedrohliche, alles nivellierende Entropie im physischen Weltprozeß, der Kunst und Leben zu widerstehen hätten. Vermutlich gab es neben mir allenfalls einen Kollegen, der das Werk „Aesthetica“ von Max Bense ganz gelesen hatte.

Hauptamtlicher Dozent im Jahr 1967

Berufungsverfahren wie heutzutage gab es in der Ära der Werkkunstschule nicht. Jede Anstellung hing von dem wohlwollenden Antrag des Direktors ab. Es gab natürlich mehrere Kandidaten oder Interessenten für eine Position, und so konnten diese Bewerber in kleineren Lehraufträgen sich so lange die Sporen verdienen, bis einer den Vorzug erhielt und eingestellt wurde. Auch dieser Vorgang konnte sehr lange dauern.

Da ich die Planstelle des Bildhauers Stickelbrocks übernehmen sollte, hatte ich außer der Vorlehre/Grundlehre noch das von ihm für Architekten und Innenarchitekten angebotene Zeichnen zu unterrichten, das Darstellende Geometrie, Schattenskonstruktion und Perspektive beinhaltete. Anfangs war ich dieser Studiengruppe mit meinem Wissen meist nur um eine Woche voraus. Im Jahre 1967 wurde ich als hauptamtlich Lehrender für Grundlagen der Gestaltung angestellt.

Die studentischen Unruhen von 1968 ergriffen auch die Krefelder Studentenschaft und mit ihr die Mehrzahl der Lehrenden. Der Protest schwoll gewaltig an, und im Sommersemester 1969 war die Empörung über die Entwürfe des Fachhochschulgesetzes übergroß, weil die Regelungen zur Mitbestimmung den studentischen Forderungen nicht genügten. Verlangt wurde die paritätische Besetzung der neuen Gremien. Ein Streik wurde ausgerufen und auch durchgeführt. Knallhart wurden im Gegenzug die Studentenausweise abgestempelt: „Semester nicht anerkannt“.

In allen Turbulenzen wurde immerhin eine Restordnung bewahrt, da ja eine sympathische Beziehung zwischen den meisten Mitgliedern der Werkkunstschule bestand. Eine kleine Szene mag das illustrieren. An einem



Abb. 3. Heftige Diskussion mit dem Krefelder Ratsherrn Willi Sinnecker bei einer Vollversammlung im großen Hörsaal; 1968

Nachmittag sitze ich in meinem winzigen Raum 309 im dritten Stock des Gebäudes an der Petersstraße und lese irgendetwas. Auf dem Flur draußen entsteht plötzlich schrilles Getöse, Parolen werden durch ein Megaphon ins Haus geschrien. Ich gehe also hinaus und fordere die fünf Studenten auf, diese Beschallung zu unterlassen. Das würden sie nicht tun, sagen sie. Dann würde ich ihnen das Megaphon wegnehmen, sagte ich. Das dürfen Sie gar nicht, entgegnen sie. Ich werde es dennoch tun, kontere ich. – Sie zogen zähneknirschend, aber schweigend ab.

Schon zwei Jahre etwa bevor die kollegialen Strukturen der neuen Fachhochschulgesetze wirksam wurden, erschien es Direktor Winter opportun, einen Kollegenrat an der Leitung der Werkkunstschule zu beteiligen. Auch studentische Vertreter wurden in diesem neuen Gremium zugelassen. Das „Krefelder Modell“ kam auf die Beine und ließ bei den ersten Bewegungen sogleich seine gewissermaßen „tragische“ Seite erkennen. Weil nämlich der Direktor die volle Verantwortung im juristischen Sinne behielt, waren natürlich Konflikte aus einer so vagen, zwittrigen Konstruktion vorprogrammiert. Nicht zuletzt von derartigen Differenzen und Mißverständnissen handelt der Lebensbericht „Querlage“ von F. G. Winter (Krefeld, Scherpe, 1988). Zunächst wurde sein Wunsch Kandidat Kirchberger nicht zum „Ratsvorsitzenden“ gewählt, sondern der selbstbewußte, zu perfekter Organisation neigende Architekt Paul Kuff – später über viele Jahre Rektor der Fachhochschule Düsseldorf. Auf Nebenwegen hatten sich Gerüchte und Gerüchte aus der „Küche“, aus der legendären Mittags-

runde in der Wandmalerei im obersten Stock des Gebäudes an der Petersstraße, in die Steuerung der Schule eingemischt, doch darüber weiß ich nichts Genaueres zu sagen, da mir der Zutritt zu diesem lukullischen Familienrat niemals gewährt wurde.

Als Vertreter für die Lehrer der Grundlagen wurde ich in jenen halboffiziellen „Rat“ gewählt, und schon ergriff mich die „Verwaltungskarriere“ mit einer Flut von Beratungen und bloßen Sitzungen, kaum daß ich mein 30. Lebensjahr überschritten hatte. Es war dennoch zur rechten Zeit, um meinen idealistischen Kopf praktisch zu testen und zu rechtzurücken. Der erste Höhepunkt dieser Karriere setzte 1971 ein, als mich der vorläufige Gründungsrektor Dr. Karlheinz Brocks auf Vorschlag des Wahlgremiums der Werkkunstschule zum „Beauftragten mit der Leitung des Fachbereichs Design“ ernannte.

Standortfrage für den neugegründeten Fachbereich Design der Fachhochschule Niederrhein

Folgerichtig wurde ich im Januar 1972 bei der ersten Wahl offiziell zum „Fachbereichsleiter“ gewählt, den Titel „Dekan“ gab es noch nicht. Die ersten fünf Jahre gehörte ich dem Senat an, einige Jahre mehr dem Konvent, der damals sämtliche Hochschulordnungen zu beraten und zu verabschieden hatte. Es konnte passieren, daß über Stunden die Kontroverse ausgefochten wurde, ob in den Texten durchweg alle Personenbe-

zeichnungen mit weiblichen **und** männlichen Endungen ausgeschrieben werden müßten, oder ob eine erklärende Präambel diesem Zweck genügen könnte. Dabei drängte die Zeit, denn für die frischgebackenen Designer galt immer noch die Prüfungsordnung aus den 1930er Jahren, die ihre Herkunft aus der „Meisterschule für das gestaltende Handwerk“ un schwer erkennen ließ. Ein regelrechter Prüfungsausschuß existierte also noch nicht, und deshalb war ich als Fachbereichsleiter gleichzeitig verantwortlich für alle Prüfungsangelegenheiten.

Parallel zu den Tätigkeiten in der neuen Hochschule arbeitete ich an anderen Stellen.

Für den Krefelder Kunstverein leitete ich 1970/71 ein einjähriges Seminar für Kunst- und Werkerzieher, an dem die Düsseldorfer Professoren Karl Bobek und Erwin Heerich beteiligt waren. In Form eines Buches sind die Ergebnisse unter dem Titel „Initiativen zur Veränderung der Kunsterziehung“ von mir gemeinsam mit Klaus Ulrich Düsseldorf herausgegeben worden. Im Anschluß daran gründete ich die Malschule im Kunstverein, die bis heute noch ein lebendiges pädagogisches Unternehmen ist.

Drei öffentliche Aufträge für größere zweiteilige und teilweise bewegliche Skulpturen fallen in diese frühen Jahre: Parkhotel Krefelder Hof (1970), Bauberufsgenossenschaft Wuppertal (1971/72) und Schule am Wimmersweg, Krefeld-Fischeln (1974).

Aus der Farblehre, die ich mit meinen Studenten immer weiter entwickelte, ging das 1974 bei DuMont in Köln publizierte Taschenbuch „Farbe als Sprache“ hervor. Das Buch fand weite Verbreitung und ebnete mir Wege zu einigen hochgeschätzten Künstlern und Wissenschaftlern: Sonia Delaunay, Josef und Anni Albers, Camille Graeser, Richard P. Lohse, Rudolf Arnheim, Carola Giedion-Weicker, Lucia Moholy, Gyorgy Kepes, Hans Heinz Holz, um nur meine ältesten Bekanntschaften und Freundschaften anzudeuten.

Zurück zum jungen Fachbereich Design: Allgemein herrschte um 1971 ein enormer Optimismus, es keimten viele Hoffnungen, deren rasche Verfallsdaten wir noch nicht absehen konnten. Planeschmiedend saßen die Amtsträger fast täglich beisammen, oft bei dem Industrie-Designer Friedbert Obitz im Garten, um eine echte Hochschule entstehen zu lassen. Alle Kollegen aus Nordrhein-Westfalen, die in ihren Fachbereichen Objekt-Design lehrten, trafen sich in der „Lüttelforster Mühle“ zu konzeptionellen Absprachen. Vergleichbares leisteten die anderen Studienrichtungen, die Grafik-Designer etwa. Ein von zwei Kollegen betreutes Propädeutikum wurde erprobt, außerfachliche und interdisziplinäre Veranstaltungen wurden eingeführt, in Psychologie, Soziolo-



Abb. 4. Seminar für Kunst- und Werkerzieher im Krefelder Kunstverein 1970/71; am Tisch sitzend Professor Karl Bobek von der Kunstakademie Düsseldorf

gie, Literatur und anderem mehr, betreut von engagierten Fachleuten, wie etwa von dem spektakulären Regisseur Hans Neuenfels, oder von Kollegen aus anderen Fachbereichen (Hougardy, Löcker).

Kollegen stießen über den bisherigen engeren Wirkungskreis hinaus. So reisten G. C. Kirchberger und ich 1972 zu einer der ersten Konferenzen des „Deutschen Farbenzentrums“ nach München, wo die Elite der Farbtheoretiker und -pädagogen sich versammelte. Als wir vom Hotel mit der U-Bahn zum Tagungsort fahren wollten, ereignete sich ein denkwürdiger Zwischenfall. Die Bahngesellschaft hatte funkelneue Fahrkarten-Automaten aufgestellt. Wir standen mühsam lesend davor und kamen – als Spezialisten für Leitsysteme – nicht hinter die Bedienungsanleitung. Kurz entschlossen warf Kirchberger eine größere Münze ein, ich las gerade noch das Schriftband „Keine Rückgabe von Wechselgeld“ und drückte sofort auf „Stornieren“: Ein Münzregen rasselte aus der Box in die Auffangschale! Wir schauten hinter hochgeschlagenen Kragen um uns. Warum sollte das nicht ein zweites Mal klappen? Auch dieser Versuch brachte Bares, und mit klappernden Münzen in den Taschen, aber ohne Fahrkarte, fuhren wir zum Deutschen Museum. Schlimm nur war, daß G. C. Kirchberger von dem Moment des Reingewinns an ständig an Weißwürste mit Süßsenf denken mußte, und allein der kontinuierliche Abbau seines Verlangens stellte sein wissenschaftliches Interesse wieder her.

Ein schwerer Einbruch erschütterte den jungen Fachbereich, als die Abteilung Architektur/Innenarchitektur nach Düsseldorf „wegkonzentriert“ wurde. Die Studentenzahl, sank um die Hälfte von etwa 350 auf vielleicht noch 180. Professor Winter versuchte von der Architektur zu retten, was zu retten schien, indem er einen Studiengang „Elementiertes Bauen“ gründen wollte. Der Gründungsrektor Brocks unterstützte ihn dabei und ernannte mich – gegen meinen Willen – zum Leiter eines Fachbereichs „Architektur i. A.“ (im Aufbau), der am Frankenring untergebracht wurde. So war ich auf halbverlorenem Posten zweifacher Dekan. Als symptomatisch für die unglückliche Situation, wenn nicht als ironische Anspielung, empfand ich einen postalischen Irrläufer an die „Fachwerkschule“.

Im ersten Schwung war es dem Fachbereich gelungen, eine Studienrichtung „Fotografie“ zu installieren, die sofort sehr tüchtige Fotografen ausbildete. Leider blühte dieser von Detlef Orlopp gehegte Zweig der Ausbildung nur wenige Semester.

Gravierender noch für den Fachbereich war 1976 der Verlust der Abteilung „Industrie Design“, die anfangs durch Übernahme der Dortmunder Designer zwar stark gefördert und erweitert worden war, etwa 90 Studierende ausbildete, nun aber an die Gesamthochschule Essen abgegeben werden mußte. Die Statusfrage der Hochschulen wurde zur Begründung vorgeschoben.

Zur Kompensation erhielten wir per Erlaß im selben Jahr die Studienrichtung „Textil Design“, völlig unvorbereitet und überstürzt. – Sechs Jahre zuvor, kurz vor der Gründung der Fachhochschule Niederrhein, hatte sich der von Professor Winter eingeführte „Rat“ um die Angliederung der gestalterischen Abteilung der Krefelder Textilingenieurschule bemüht, die nacheinander von Johannes Itten, Georg Muche und Elisabeth Kadow geleitet worden war. Die Verhandlungen scheiterten damals leider, aus schwer durchschaubaren Gründen, aber sicher auch deswegen, weil die anfangs guten Beziehungen zwischen dem Direktor der Werkkunstschule und dem Ehepaar Kadow eingefroren waren. Nun waren ganz kurzfristig ein aktuelles Konzept und sämtliche dazugehörigen Ordnungen für das Textil Design aufzustellen. Tröstlich bei aller aufwendigen Arbeit war lediglich, daß es sich nach den schweren Verlusten immerhin um einen Zuwachs handelte. Die neuen Textil-Designer unter der Leitung von Helmut Hahn wurden am Frankenring angesiedelt.

Ebenfalls zum Standort Frankenring übersiedelten die Keramiker. Sie waren unter der Regie von Karlheinz Modigell zum Umzug gezwungen, da sie durch eine Expansion von 15 auf etwa 150 Studenten alle Raumvorgaben im Gebäude an der Petersstraße sprengten.

Aus diesen Umständen verlagerte sich auch mein Einsatz, zeitweise ganz, an den Frankenring. In der Shedhalle, in der heutigen Porzellan-Werkstatt, im ersten Geschos des vorderen Neubaus, fanden lange Jahre meine Gestaltungslehre, das Plastische Gestalten und die Formentwicklung statt. Eine Reihe von Diplomarbeiten betreute ich dort.

Viel zu selten ging es hinaus zu ferneren Zielen. An die von der Kunsthistorikerin Roswitha Hirner geleitete Exkursion nach Süddeutschland (Straßburg, Breisach, Freiburg, Ulm, Bamberg) erinnere ich mich gut, an die heiteren Seiten zumal, beispielsweise an den bein- und zungenschweren Auftakt in Kehl-Kork im „Ochsen“, wo nach reichlichem Genuß frischen Weines die Reisegenossen nacheinander von ihren Toilettengängen nicht mehr in die Gaststube zurückkehrten. Nach schlimmem Erwachen gelang dann die präzise geplante Studienreise.

Vor allem blieb die Fahrt von 1975 nach Italien unvergeßlich, Florenz, Siena, Pisa und die kleineren Städte in der Toskana. Wir spannten uns nach den intensiven Besichtigungen von Stadtanlagen und Bauwerken, von Kanzeln, Fresken oder Decken auch durch sportliche Aktivitäten. Risikoreiche Spiele fanden statt, ihre Schlagzeilen lauteten: „G. C. Kirchberger beim Fallrückzieher auf dem Rasen am Campo Santo in Pisa am Fuß verletzt“ und „Auswahlmannschaft von S. Lorenzo/Florenz beim abendlichen Fuß-



Abb. 5. Im Garten der Villa Romana in Florenz während der Exkursion in die Toskana 1975, eingeladen von Joachim Burmeister, dem Leiter dieses deutschen Kulturinstituts

ballturnier auf dem steinharten Kirchplatz knapp geschlagen“.

Zu den fröhlichen Ereignissen zählen auch die großen Schulfeste der 1970er Jahre. Die „Olympiade“, das „An(n)imalmal“ oder die „Frustrationsfrist“, in welcher Frost Frust frißt oder der Frust den Frost, wie auf dem violett verpackten Kaugummi geschrieben stand, der als Eintrittskarte diente. In heller Erinnerung geblieben sind auch die studentischen Feten in der Shedhalle, das Spiel vom baumlangen, verschlafenen, wolligen „Blaukäppchen“ mit einem springlebendigen, süßen kleinen „bösen Wolf“.

Ausstellungen und Präsentationen kleineren Umfangs gab es häufig, besonders nachdem uns die Stadt Krefeld das Forum „Alte Post“ im Buschhüterhaus zur Verfügung gestellt hatte. Die wichtigste Selbstdarstellung jedoch fand 1977 im Museum Haus Lange und im dahinter liegenden Park statt. „Design in Krefeld“ war der Titel. Gemeinsam mit Frau Hirner arbeitete ich an der Koordination der Schau und an der Redaktion des Kataloges; außerdem organisierte ich die Präsentationen der von mir betreuten Kurse und Projekte.

Zwei Jahre danach, 1979, zum 75jährigen Jubiläum der Gestalter-Ausbildung in Krefeld, wurde ein Tag der offenen Tür im Gebäude an der Petersstraße veranstaltet, wieder mit einer ansehnlichen Ausstellung.

Eingespielter Studienbetrieb in den 1980er Jahren

Zwischen plastischen und farbigen Aufgaben und Themen führte ich ein „Doppelleben“: Zum einen hatte ich in der Lehre die Inhalte zwischen theoretischen und praktischen Anteilen zu wechseln und die Orte zum anderen. Von Krefeld aus reiste ich viel herum.

Eins der Ziele war Berlin im Jahr 1987. Dort hin führte eine „Farb-Info“, zu der meine Studenten eine aufwendige Sonderausstellung vorbereitet hatten. Der Transport großer Teile für mehrere Installationen, damals noch über die bestehende Transitstrecke durch die DDR, erforderte eine erhebliche Logistik und außerdem viel Geduld, und die wurde tatsächlich auf eine harte Probe gestellt. Zu einem bestimmten Gebäude der Technischen Universität Berlin sollten alle Gruppen mit ihren Fahrzeugen kommen, und zwar innerhalb einer angemessenen Zeitspanne. Das klappte auch – bis auf ein Auto. Irgend-einer hatte wohl gehört, daß der Reisepaß eines Mitfahrers abgelaufen gewesen sei und in Mönchengladbach provisorisch verlängert werden mußte. In dunkler Nacht waren die vier jungen Leute endlich da. Von der Sache mit dem Reisepaß wußte ich ja schon.



Abb. 6. Der nordrhein-westfälische Wissenschaftsminister Jochimsen im Jahre 1979 beim 75jährigen Jubiläum des Fachbereichs Design in Krefeld; neben ihm die Professoren Dr. Hirner, Orlopp und Rüscher



Abb. 7. Präsentation von Farben in Bewegung im Fach Gestaltungslehre (farbig strukturiertes kinetisches Objekt); Sommersemester 1976

Warum so spät? Ja, wir sind auf die Transitstrecke nach Prag geraten. Wie konnte das passieren? Ja, wir hatten nur einen Scheinwerfer am Auto. Wieso? Wir sind auf der Autobahn bei Lehnin mit einem Wildschwein zusammengestoßen. Soweit war die Erklärung ausreichend, einen Wildschwein-Kadaver sah ich bei der Rückfahrt auf dem Mittelstreifen liegen. Doch die Verlegenheit der Studenten hielt an. Das Auto muß morgen ganz schnell repariert werden, gleich hier in Berlin. Warum denn das? Damit Papa nichts merkt. Jetzt kam es heraus. Der Freund der

Studentin hatte den Wagen von seinem Vater ohne dessen Wissen „geliehen“. – Unser Unternehmen bei der Konferenz verlief im weiteren aber erfolgreich; die groß angelegte Präsentation der Studienarbeiten fand vollen Anklang, und drei Studentinnen erhielten für eine umfangreiche Studie zur synästhetischen Wahrnehmung von Farben und Gerüchen den „Karl-Miescher-Ausstellungspreis zur Farbenlehre“.

Offt war und bin ich unterwegs, häufig begleitet von meiner Frau. Die meisten Ziele la-



Abb. 8. Professor Werner Schmalenbach als Testperson bei der Studie zur Synästhesie: „Farben riechen und sehen“ in der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf; Juni 1987



Abb. 9. Besuch bei Professor Rudolf Arnheim in Ann Arbor, Michigan (USA), im September 1984

gen in Europa, doch auch in den USA wollte ich einige Monate, um dort zu arbeiten und Kollegen zu treffen. Vornehmlich waren Ausstellungen einzurichten, Vorträge zu halten oder Publikationen vorzubereiten. Auf diesen Wegen begegnete ich vor allem wichtigen Theoretikern und Praktikern der Farbe: Manfred Richter, Siegfried Rösch, Heinrich Frießling, Harald Küppers, Paul Kowaliski, Ellen Marx, Frans Gerritsen, Osvaldo da Pos, Antal Nemcsics, Torger Holtsmark, Anders Hård, Richard Gregory, John Gage, Moritz Zwimpfer Weitere, bedeutende, mir im

Alter vorausgehende Künstler konnte ich näher kennenlernen, etwa Hans Hinterreiter, George Rickey, Emil Schumacher, Ellsworth Kelly, Johannes Geccelli, Paul Suter, Bridget Riley, Rainer Jochims ...

Weniger bekannt aber ist vermutlich das Bestehen der Hochschulgemeinde in Krefeld und Mönchengladbach. Deshalb konnte mich vor Jahren ein Student verwundert fragen: „Machen Sie jetzt auch noch Telefonseelsorge?“ Er hatte das wohl einer Einladung der Hochschulgemeinde entnommen, auf der hinter der Kontaktperson für die Designer mein Namen stand, und in diesem Sinne gedeutet. So ganz daneben war dieser Schluß ja nicht, denn in der Tat hatte die Gemeinde damals einen souveränen Seelsorger als Kopf, Pater Alexander (Senftle), der übrigens seinen zweiten Dokortitel bei dem erwähnten Gestalttheoretiker Wolfgang Metzger erworben hatte. Es sind sicher nicht sehr viele Design-Studenten, die ihm persönlich begegnet und nähergekommen sind, aber unvergessen wird er denen bleiben, die ihn gekannt haben. Kaum bemerkt worden ist ferner der Besuch des Aachener Bischofs Klaus Hemmerle im Fachbereich Design, eingeladen von seinem Freund Pater Alexander, der mit einer voll besetzten Tischrunde ein längeres Gespräch geführt hat.

Die 1990er Jahre

In den meisten Hinsichten verlängerten sich die vorgezogenen Linien: Lehren, Konferieren, Vortragen, Bildhauern, Zeichnen, Ausstellen, Schreiben, Publizieren gingen weiter. Viele neue Bekanntschaften zu gleichaltrigen und jüngeren Kollegen kamen hinzu. Dem Lebensalter entsprechend aber, und das gilt für die Mehrzahl der im Fachbereich Lehrenden, waren wir in die Elternrolle gerückt. Plötzlich trat der Wechsel klar zutage. Während der persönlichen Vorstellung, üblicherweise nach drei Wochen im 1. Semester, sagt eine ältere Studentin, die etwa meinem Jahrgang angehört, in die Runde der Jungen: „Ich könnte eure Mutter sein“. Spontan schließe ich mich an: „Und ich der Vater“. Wenn auch für mich kein Generationenkonflikt aufgetreten war, der Altersabstand zu den gleichbleibend jungen Studenten war durchaus spürbar geworden, und die Veränderung für die Gestalt des Lehrers erschien offensichtlich. Sie läßt sich, metaphorisch gesprochen, vielleicht so charakterisieren, daß sie vom unbeschriebenen frischen Blatt zum beständigen wie auch widerständigen Gewächs geworden war, natürlich mit ein paar verholzten Stellen. Aus meiner Erfahrung aber glaube ich, daß es nicht allein Reife und kritisches Urteil sind, die in der Lehre starke Wirkungen auslösen können, sondern gerade so jugendlicher Schwung und ansteckende Begeisterung.



Abb. 10. Wöchentliches Arbeitsgespräch im Fach Plastisches Entwerfen in der Shedhalle am Frankenring, Sommersemester 1998

Im Jahr 1997 wurde mir das erste Forschungssemester in meiner langen Lehrtätigkeit genehmigt, vom März bis zum August schrieb ich einen Essay über „Die Maske des Zeitgenossen“, der einen Diskurs über den ‚Stil‘ in der Moderne unternimmt. Daneben arbeitete ich im Atelier an Kopfthe-

men aus Stahl, und aus beiden Vorgängen formierte sich 1998 eine Präsentation in der „Alten Post“ und 1999 schließlich eine Ausstellung meiner Skulpturen in der Sammlung des Wilhelm Lehbruck Museums in Duisburg. Der zugehörige Katalog stellte beide Teile dar und entsprach so diesem Konzept.



Abb. 11. Präsentation der Ergebnisse des Forschungssemesters 1997 im Designforum „Alte Post“ Anfang April 1998. Zu den ausgestellten Metallskulpturen und Glasentwürfen gab es zwei Lesungen und eine Demonstration des Pantomimen Harald Seime aus Jena.

Resümee: Veränderungen in der Gestalterausbildung

Die Tradition der alten Kunstgewerbeschulen wirkte nach dem Zweiten Weltkrieg immer noch fort. Es galt nun aber der neugefundene Begriff „Werkkunst“ (> Kunstwerk) als Bezeichnung für solide gestalterische Qualität. Die „gute Form“ wurde prämiert, geschaffen und bewertet, möglicherweise nach dem von der Gestaltpsychologie begründeten „Gesetz der guten Gestalt“ („Prägnanztendenz“).

In den 1960er Jahren kamen Bestrebungen auf, Gestaltung und Wissenschaft in einem Integrationsprozess zu verbinden. Die Informationsästhetik und die ihr verschwisterte Op-Art rückten diese Vereinigung in greifbare Nähe. Thomas Dawo war ihr Prophet in Krefeld. Das Ziel schien durchaus einleuchtend. Ein Gestalter, oder inzwischen Designer, hat doch einen überpersönlichen Auftrag zu erfüllen, da er größere Zielgruppen überindividuell, sozusagen „objektiv“, ansprechen und bedienen soll, ja muß.

Bald aber wurde die Lage verwirrend. Einerseits brach die Pop-Art in die bislang der Werbung eigenen Felder ein, und andererseits radikalisierte die Minimal-Art ihr Kunstprodukt mit Hilfe von Halbfertigwaren zur puristischen Raumstruktur. Im erklärten Gegensatz dazu grenzten sich viele Künstler immer stärker vom Design ab, sie bemühten sich um eine technisch nicht herstellbare Originalität, indem sie ihr Werk vor allem durch seine hochspezifische Materialität und Bearbeitung unreproduzierbar machten. Dabei entgeht allerdings kaum eine derart vorgeführte Spontaneität dem Verdacht, höchst spekulativ zu sein.

Ein offenes Wechselverhältnis zwischen freien und angewandten Arbeitsweisen ist dringend geboten, weil es keineswegs sicher ist, ob Gestaltung in der Zivilisation unserer Tage überhaupt noch Geltung beanspruchen kann. Das kritische und qualitätsbewußte Publikum ist klein, sein Einfluß schwindet zusehends. Der Streit um den etwaigen Vorrang von Kunst oder Design dürfte gegenstandslos sein, wenigstens in den Augen der Verbraucher, deren Wahl der Kaufpreis entscheidet. Entsprechend beeinträchtigen maßlose Umsatzsteigerungen die Güte der Waren, ungeachtet aller aufgedruckter Siegelmarken, und als Folge der beschleunigten Produktion wird unerhört viel Ausschuß hingenommen.

Inzwischen hat die Datenverarbeitung alle Lebensbereiche erfaßt, ihre gewinnbrin-

gende Vermarktung wird forciert durch eine andauernde Propaganda von Industrie und staatlichen Instanzen. Entwickelt für militärische Zwecke dient der Rechner jetzt auch im Zivilen dazu, Mitarbeiter zu disziplinieren, strategische Vorteile am Markt zu erzielen und alte Privilegien zu verteidigen oder neue zu erkämpfen. Das Überleben unserer Gesellschaft – auf komfortablem Niveau – gilt als abhängig von der datentechnischen Auf- und Ausrüstung.

Den expandierenden Datenträgern ist das individuelle Gedächtnis nicht gewachsen. In den immensen Rechner-Systemen ist nur noch das „real“ existent oder „virtuell“ verfügbar, was in irgendeinem Programm gespeichert und von dort wieder abgerufen wird. Hinter ihrem Siegeszug steht ihre unvorstellbare Leistungsfähigkeit beim sekundenschnellen Bearbeiten hochkomplexer Aufgaben. Doch wie alle bedeutenden Erfindungen erweist sich die elektronische Datenverarbeitung/Informationstechnologie als janusköpfig, sie zeigt zwei Gesichter. Vorrangig dient sie dem Machtgewinn der Gruppen, die sie beherrschen und ihre Möglichkeiten ausnutzen können. Verbunden mit wesentlichen Fragestellungen und kontrolliert durch kritischen Gedankenaustausch ist sie andererseits ein unverzichtbares Instrument geworden, wie es beispielhaft im Kernforschungszentrum CERN in der Schweiz eingesetzt wird.

In den vergangenen beiden Jahrzehnten hat sich die Arbeit der Designer zusehends verändert, aus meiner Sicht mit folgenden Trends: Ein Grafik-Designer, der nominell zum Kommunikations-Designer aufgestiegen ist, hat gewaltige Informationsmengen zu komprimieren und assoziativ zu übersetzen in schlagende visuelle Effekte, die im Handumdrehen wieder verwaschen.

Die „Wegwerf-Kultur“, über die Direktor Winter vor 35 Jahren im Lehrzimmer orakelte, einen Pappbecher in der Hand, hat sich um die westlichen Staaten immer weiter ausgebreitet. Ein Produkt-Designer ist gezwungen, bei stetiger Kostenminimierung hochwertig wirkende Produkte zu entwerfen, die meist nur kurzlebig sind oder es sogar sein sollen. Das „exklusive“ oder „De-luxe“-Produkt führt das Leben einer Eintagsfliege.

Im Innovations-Poker geht es um die Aktivierung der letzten Aufmerksamkeits-Reserven aller erreichbaren Kunden. Der rasche Einfall beim Entwerfen wird entscheidend, um einen Vorsprung vor der Konkurrenz zu gewinnen. Die Folgen sind in Studium und Beruf zu spüren. Seit mehr als 30 Jahren, seit dem

amerikanischen Sputnik-Schock, werden beispielsweise Kurse und Trainingslager eingerichtet, um Kreativität einzuüben. Augenblicklich im Versuch ist das 6 : 3 : 5 Modell (6 Studenten finden 3 Ideen in 5 Minuten).

Nach meiner Auffassung ist ein verkürzter Kreativitäts-Begriff weit verbreitet. Ihm genügt ein spontaner assoziativer Reflex inmitten der Informations- und Warenflut. Gute Anpassungs-Intelligenz wird verlangt. Aber es reicht nicht aus, nur für Marktlücken zu erfinden, denn gerade junge kreative Menschen müssen eine unkonventionelle, unbändige Einbildungskraft aktivieren, auch wenn ihr zerstörerische Züge eigen sind. Sie bevorzugen ungerime Vorgaben, fühlen sich herausgefordert von unklaren, mehrdeutigen Sachlagen. Gute Erfinder stützen sich auf spezielles Wissen und starkes Gedächtnis, verlieren grundlegende Rangfolgen im Leben nicht aus dem Sinn. Für ihre Lösungen benötigen sie meist Inkubationszeiten, einige Freizeit und gesunden Schlaf.

Ohne diese Voraussetzungen verhält sich der Designer in „punktuellen Ekstasen“. Über die soeben angesprochenen Faktoren der Kreativität erwächst ihm – wie auch dem Künstler – die nötige Kompetenz, um erfolgreich ein „Denken in Situationen“ (Josef Albers) einzubringen. Daraus folgt mein Plädoyer für ein breites Grundstudium, das partiell in die Tiefe geht.

Zu seiner Basis gehört heute auch der geschulte Umgang mit den elektronischen Medien, deren ästhetische Grundlagen bereits von der zitierten „Informationsästhetik“ angelegt worden sind: Statistische Verfahren, Zufallsgenerator, Modularität, Serialität, Struktur- und Systemdenken sind die Stichworte aus jener Frühzeit. Damals generierte die technische Bildproduktion zwar gerne illusionistische Muster, doch ihre relativ groben Raster blieben optisch kontrollierbar. Die gegenwärtige Datentechnik dagegen läßt die den Bildern immanente Rationalität kaum an die Oberfläche. Sie versteckt sie, während sie spielerisch leicht phantastische und fiktive Bilder produziert, dabei jedoch nur einer insgesamt gewöhnlichen Sicht auf die Wirklichkeit dient: Sie verpackt Träume in „realistische“ Muster, die sich im Fenster des Monitors vermengen, überblenden, ja, absichtlich verwirren. Unentdeckt bleiben die inneren Achsen und Ebenen für die Erkenntnis der Bilder und Zeichen.

Enormer Anstrengungen bedarf es demnach, einen solchen „Zeitgeist“ mit sichtbarem Erfolg zu parieren.

„Hubertus Gojowczyk – Arbeiten im Archiv“

Eine Ausstellung im Stadtarchiv Krefeld zum Galerienonntag 2001
vom 2. September bis 21. Oktober 2001

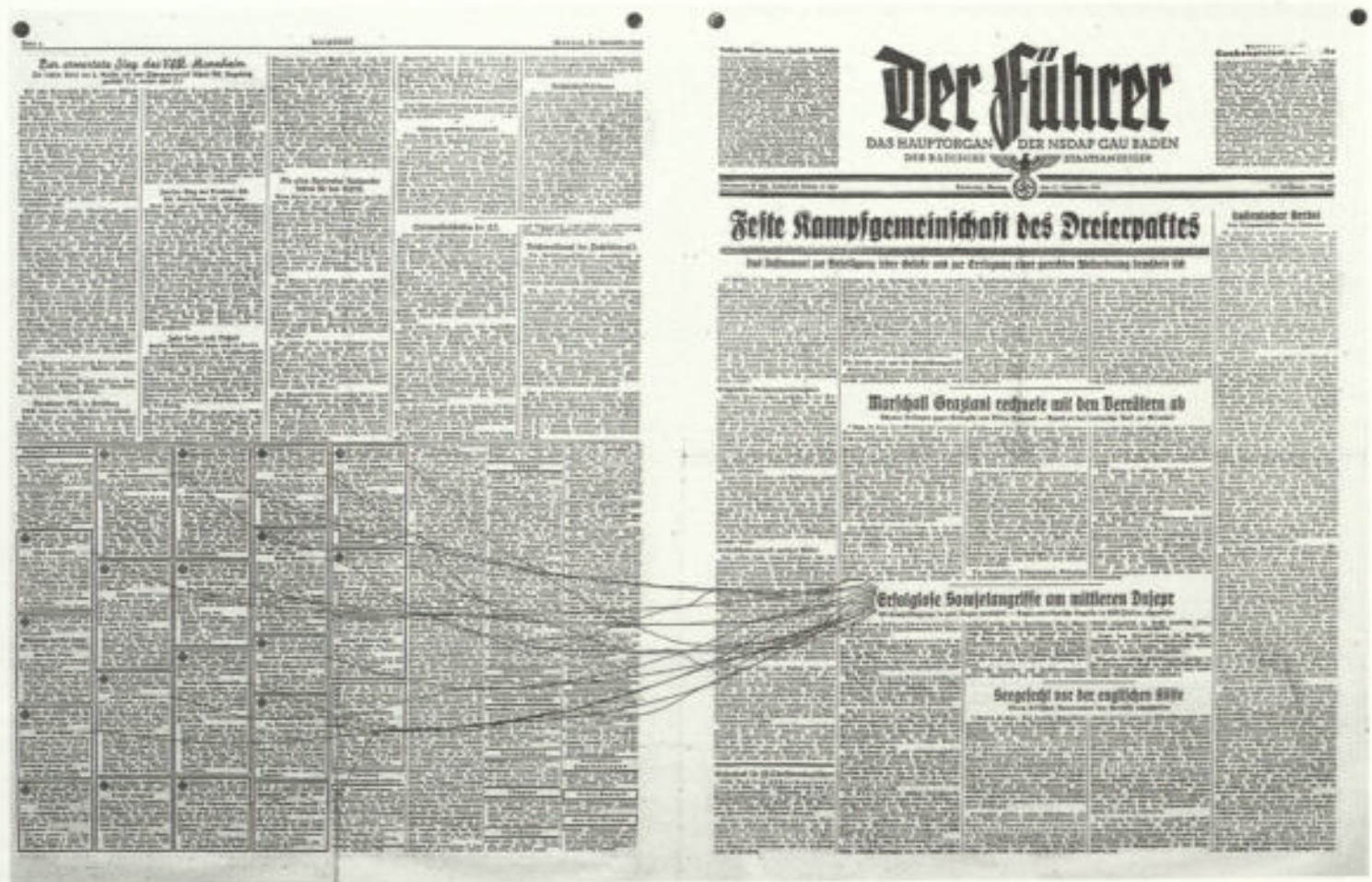
von Christian Krausch

„Das macht man eben nicht mit Büchern“, erinnert sich Hubertus Gojowczyk, ist eine der häufigsten spontanen Reaktionen der Betrachter im Anblick seiner Arbeiten. Wen wundert's, ist doch der gezielt ungewohnte Umgang mit dem Buch die Basis des in Krefeld lebenden Künstlers, dessen Werk seit 1968 mit Sicherheit belegen kann, daß die Lektüre des geschriebenen Wortes wahrlich nur eine Facette seiner Möglichkeiten darstellt. Es gibt kaum ein Buch, das Gojowczyk nicht zu einer künstlerischen Auseinandersetzung animiert, wobei auch Notenblätter,

Zeitungen und andere Formen des Gedruckten in die Überlegungen des Künstlers einbezogen werden können. Mit seinen Buchobjekten beteiligte er sich bereits 1972 an der documenta 5, wie auch fünf Jahre später an der documenta 6. In zahlreichen Ausstellungen erstaunte er über die Jahre hinweg die Betrachter durch seine quasi bibliophile Arbeitsweise, die selbst eine scheinbar gewalttätige Auseinandersetzung mit dem Buch nicht scheut. So ist es erst rund zwei Jahre her, daß Hubertus Gojowczyk ein gewaltiges Bücherfeld auf dem Gelände des

Kunstvereins Region Heinsberg realisierte, indem er gut 400 ausrangierte Bücher der verschiedensten Themen in aufgeschlagener Form zu je einem Drittel in den Boden „pflanzte“. Sechs Wochen waren die Werke im Rahmen der Ausstellung „Bauernhof“ Wind und Wetter ausgesetzt, wobei durch die Pflanzung und den Verfall die für einen Bauernhof typischen Komponenten „Werden und Vergehen“ auf ungewohnte Weise formuliert wurden. Gesammeltes Wissen, verkörpert durch die Gestalt des Buches, erschien sinnfällig sowohl dem Wachstum

Abb. 1. Plakat zur Ausstellung (Teilansicht)



preisgegeben als auch seinem Verfall und gehorchte somit nicht minder dem Lauf der Zeit.

Entsprechend seiner Aufgabe als „Gedächtnis der Stadt“ zeigte auch das Stadtarchiv Krefeld unter dem Titel „Arbeiten im Archiv“ im Rahmen des GalerienSonntages 2001 rund 50 Buch- und Zeitungsobjekte von Hubertus Gojowczyk (s. Abb. 1). Es war dies seit 1997 die fünfte, gezielt auf die Funktion und Aufgaben des Archivs zugeschnittene Ausstellung, deren Motivationen darin liegen, neben der Förderung aktueller Kunst, die Arbeitsweise des Hauses einem breiteren Publikum durch künstlerische Interventionen zu vermitteln. Die Idee, Kunst fern der alltäglichen Ausstellungsorte in einem Verwaltungsgebäude zu zeigen, fußt darüber hinaus auf der Hoffnung, ein Motor für Folgeveranstaltungen in weiteren öffentlichen Institutionen zu sein. Wie in den früheren Ausstellungen wurden neben der Eingangshalle mit den Vitrinen und Wandflächen sowohl der Kopierraum als auch der Benutzerraum einschließlich Verbindungsgang zum Foyer genutzt, womit im Grunde alle der Öffentlichkeit zugänglichen Bereiche des Archivs eingebunden waren.

Die Ausstellung von Hubertus Gojowczyk basierte sowohl auf eigens zu diesem Zweck entwickelten Arbeiten als auch auf einer Vielzahl älterer Exponate, die jede für sich einen narrativen Charakter aufwiesen. So zeigte das früheste der Werke, entstanden 1969, unter dem Titel „Eingemachtes“ eine alte Version des „Knigge“ in einem Einmachglas. Hier ist bereits der feine Humor des Künstlers zu spüren, dem es gelingt, zeitgeschichtliche und gesellschaftspolitische Themen feinfühlig aufzuarbeiten und dadurch zu vermitteln. Unter den Händen des Künstlers wandelt das Buch seine Gestalt und wird beispielsweise zum „Kleinen Puzzle“, das als „Das Märchen von F. von der Leyen“ einen direkten Bezug zu Krefeld erkennen läßt. An anderer Stelle waren zwei Bände der „Geschichte unserer Welt“ zu Würfeln geschnitten und wackelig aufeinander gesetzt, wohingegen eine mehrteilige „Allgemeine Kirchenhistorie“ zu einem sich selbst stützenden Gebäude arrangiert worden ist. Gojowczyk nimmt die Titel und Inhalte der Bücher zum Anlaß, um ihnen eine entsprechende sinnfällige Form zu verleihen, wobei er sich vereinzelt selbst als Autor der Werke einsetzt. So findet sich sein Name beispielsweise auf dem Schuber eines kleinen Kirchengesangsbuches von 1972, dessen Buchrücken durch eine zierliche Wirbelsäule anschaulich markiert wird. Die herzförmige Blüte einer Kapuzinerkresse bildet 1996 das Zentrum der fiktiven „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau“, deren Besonderheit sich im Verfall der bis auf die Kapillaren aufgelösten Blüte spiegelt. 1997 erscheint Gojowczyk als Autor einer vermeintlichen „Geschichte der

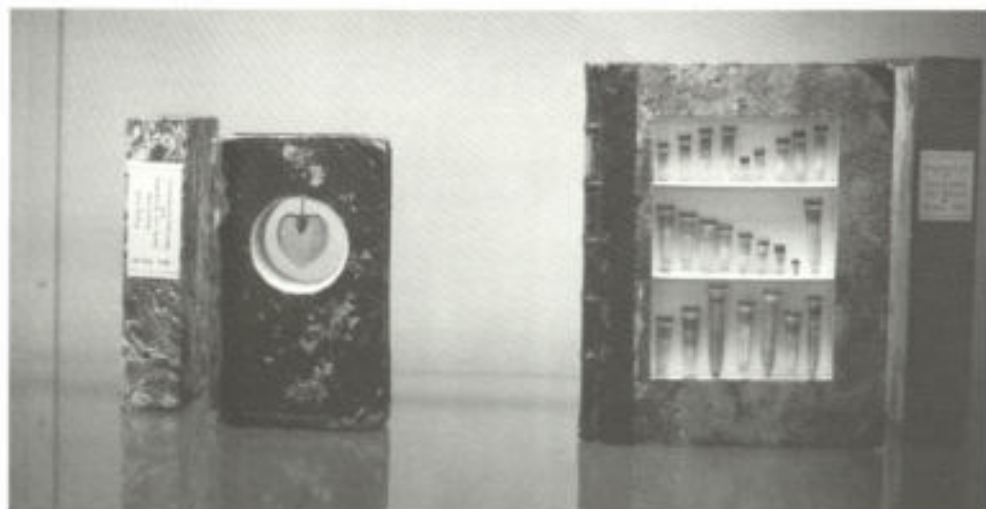


Abb. 2. Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau (links), Geschichte der Pokale (rechts)

Pokale“, die sich de facto als Sammlung unterschiedlicher Schachtelhalme zu erkennen gibt (s. Abb. 2). Die Entwicklung eigenständiger Schriften unter Verwendung alten Buchmaterials sowie von Fundstücken aus der Natur oder anderer Herkunft erlaubt eine zusätzliche Verfremdung der Werke, deren erzählerische Qualitäten damit einer Steigerung unterlegen sind.

Allein die beiden Standvitrinen im Foyer des Archivs boten auf diese Weise eine Fülle vielschichtiger Exponate, die den Einfallsreichtum des Künstlers dokumentierten. Sie animierten aber zugleich die Kreativität der Betrachter, die angehalten waren, ihre eigene Position zu jeweiligen Thema, ihren Wissensstand und/oder ihre Meinung zu überprüfen. So erinnerte etwa ein auf die Buchwangen gestellter „Ploetz“ unter dem Titel „Auszug aus der Geschichte“ durch die herausmarschierenden Soldaten an das immerwährende Thema des Krieges im Laufe der Jahrhunderte. Ein als „Gensfleischens Ei“ bezeichnetes Objekt dagegen spielte geschickt mit dem eigentlichen Namen Johannes Gutenbergs – eigentlich Gensfleisch zur Laden –, des Erfinders des Buchdruckes. Zahlreiche Metaltern, eingefaßt in ein Gänseei, führen die Genialität des Buchdruckes vor Augen, wobei die gedankliche, formale und sprachliche Verbindung zum „Ei des Kolumbus“ gesucht wird (s. Abb. 3). Gojowczyk scheut hier, wie auch an manchen anderen Arbeiten, nicht den dezenten didaktischen Hinweis, doch würde man seinem Werk nicht gerecht, es daraufhin allein im Zusammenhang mit seiner langjährigen Tätigkeit als Kunstlehrer zu betrachten. Vielmehr finden sich in Gojowczyks Werk deutliche Verweise auf seine Lehrer Rolf Sackenheim, Dieter Rot und Joseph Beuys während der Studienzeit an der Kunstakademie in Düsseldorf, die der Künstler interessanter-

weise erst zwei Jahre nach Beginn des Schuldienstes, im Jahr 1967 aufgegriffen hat. Hubertus Gojowczyk, so scheint es, ist sich der unbefriedigenden Beschränkung auf den reinen Schuldienst zu dieser Zeit bewußt und findet neben Sackenheim in Beuys und Rot zwei innovative Künstler, die jeweils auf ihre Art große Förderer der Kreativität gewesen sind. Insbesondere der spielerische und dabei symbolträchtige Umgang mit vorgefundenen Materialien bei Beuys sowie der bei Rot oft anzutreffende Umgang mit dem Faktor Zeit prägen auch die Gedankenwelt von Hubertus Gojowczyk.

So war es nicht verwunderlich, daß der Künstler, flankierend zu den bereits vorhandenen Buchobjekten in den Vitrinen, explizit für die Ausstellung in Krefeld die sogenannten „Objekte auf Zeit“ entwickelte, die sich hintergründig mit der Vierten Dimension auseinandersetzen. Anhand eines Archiv-Doku-

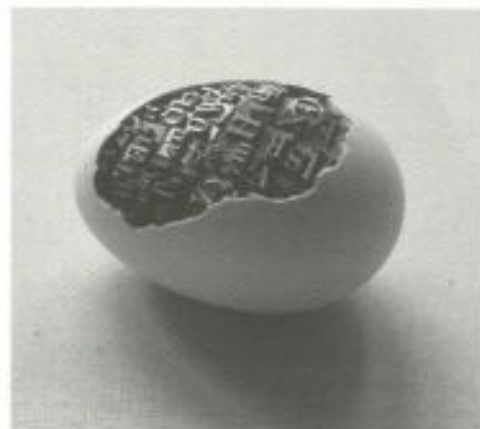


Abb. 3. Gensfleischens Ei



Abb. 4. Von der Geduld und dem Vergilben des Papiers; 2001

ments, das einerseits vom Künstler in immer helleren Graustufen abgelichtet, andererseits genau entgegengesetzt zusehends dunkler fotokopiert wurde, veranschaulichte Gojowczyk so beispielsweise im Kopierraum „Die Verteidigung des Originals durch seine Kopien“. Eine dem Licht preisgegebene Zeitung dagegen verdeutlichte dagegen unter dem Titel „Von der Geduld und dem Vergilben des Papiers“ die Problematik des Verfalls von Aktenmaterial, der sich ein Archiv täglich stellen muß. Schon innerhalb weniger Tage war der Schriftzug „Licht“ in seiner Negativ- und Positivform durch die Vergilbung der nicht abgedeckten Zeitung deutlich zu lesen (s. Abb. 4). Gojowczyk reflektierte hier den täglichen Windmühlenkampf der Menschen gegen das unaufhaltsame Vorschreiten der Zeit, dem lediglich der Versuch entgegengesetzt werden kann, aus den Spuren der Zeit zu lernen. So bietet das Archiv die Chance, wie eine andere Arbeit mit dem Titel „Drei Register“ signalisierte, bestehend aus einem Geburts-, Heirats- und Sterberegister, anhand weniger vorhandener Materialien, Akten und weiterer Aufzeichnungen, das Leben der Menschen grob zu rekonstruieren. Immer muß dabei unter Berücksichtigung gesetzlicher Vorschriften und der Einhaltung vorgegebener Fristen die Privatsphäre der Betroffenen gewahrt bleiben, so daß zahlreiche Akten lange Zeit der Öffentlichkeit verschlossen bleiben. Gojowczyk zollte auch dieser Regelung Tribut, indem er „Zwei Akten des Sozialamtes“ durch künstliche Abdeckungen oder die Zerschredderung im hauseigenen Aktenvernichter den neugierigen Blicken und dem Zugriff auf immer entzog.

An anderer Stelle wiederum verwies Gojowczyk auf die absurde Künstlichkeit heutiger Zeitmaße, wie sie als Folge zivilisatorischer Prozesse den täglichen Ablauf des Menschen prägen. So konterkarierte er unter dem Titel „Aus dem Archiv der Natur“ im Benutzerraum die dort installierte Funkuhr mit einer alten Baumscheibe, die über die Zahl ihrer Jahresringe die Pflanzung des Baumes im Jahr 1846 genau definierte (s. Abb. 5). Die Absurdität manch menschlicher Handlung gewann an dieser Arbeit an Brisanz, da es sich um eine originale Baumscheibe einer Ende März 2001 im Park von Haus Sollbrüggen gefällten Eiche handelt, die, wie mehr als 350 weitere Bäume, im Rahmen des „Parkpflegewesens“ (amtliche Bezeichnung) für die EUROGA 2002plus zum Opfer fiel. Hintergründig benannte Gojowczyk hier einen streitbaren Punkt innerhalb der Krefelder Stadtplanungen, die er auch in weiteren Arbeiten zum Thema seiner künstlerischen Auseinandersetzung gemacht hat. So stellten sich im Benutzerraum seine „11 Aktenordner mit konkretem Inhalt“ verschiedenen Themen der Krefelder Stadtgeschichte, darunter auch der im Jahr 2001 aktuellen Diskussion um den Abriß der Seidenfabrik Peltzer und Scheibler. Ein Spielzeugbagger bekrönte den (fiktiven) Ordner Nr. 7 mit der Aufschrift „Denkmalschutz in Krefeld“, der auch auf weitere Bausünden der Stadt verwies. Andere Ordner spielten humorvoll mit dem „Hurenwesen in Krefeld“, den „Filzproben“ aus der Verwaltung oder dem Krefelder „Zoobestand“, dessen Ordner durch ein Rinderhorn markiert wurde. Aufgeklärt wurde man hier auch über „Polizeiliche Observationen seit 1968“ sowie „Den roten Faden der

Innenstadtplanung zwischen 1960 und 2001“, der sich als wahres unentwirrbares Knäuel zu erkennen gab.

Mit diesen und zahlreichen weiteren Arbeiten entwickelte Hubertus Gojowczyk einen mal witzigen und kurzweiligen, mal tief sinnigen und belehrenden Rundgang durch das Stadtarchiv Krefeld. Eingedenk der Tatsache, daß das Archivwesen eine Folge der im 12. Jahrhundert von Papst Alexander III. eingeführten „Schriftlichkeit der Juristen“ ist, aus der wiederum die „schriftliche Verwaltung“ resultiert, bot das Stadtarchiv mit seinem gewaltigen Magazin an Akten, historischen Werken sowie seinen die Geschichte der Stadt und deren Menschen reflektierenden papiernen Dokumenten dem Künstler eine geeignete Plattform für die Realisierung seiner Ausstellung. Hubertus Gojowczyk hat hier sein früh formuliertes Interesse an dem künstlerischen Umgang mit dem Buch auf andere Formen der „Verschriftlichung“ ausgedehnt, um mit älteren und aktuell angefertigten Arbeiten die Welt des Archivwesens zu durchleuchten.

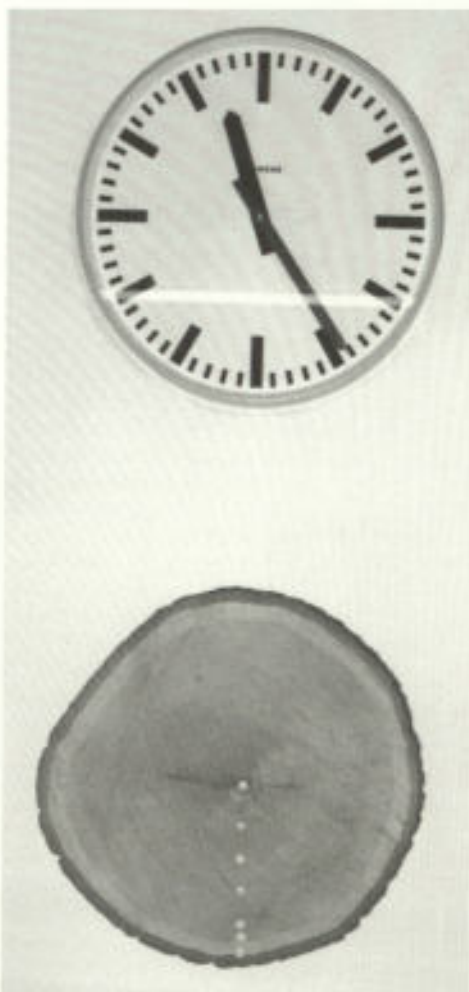


Abb. 5. Aus dem Archiv der Natur; 2001

Der Park am Heilmannshof in Traar

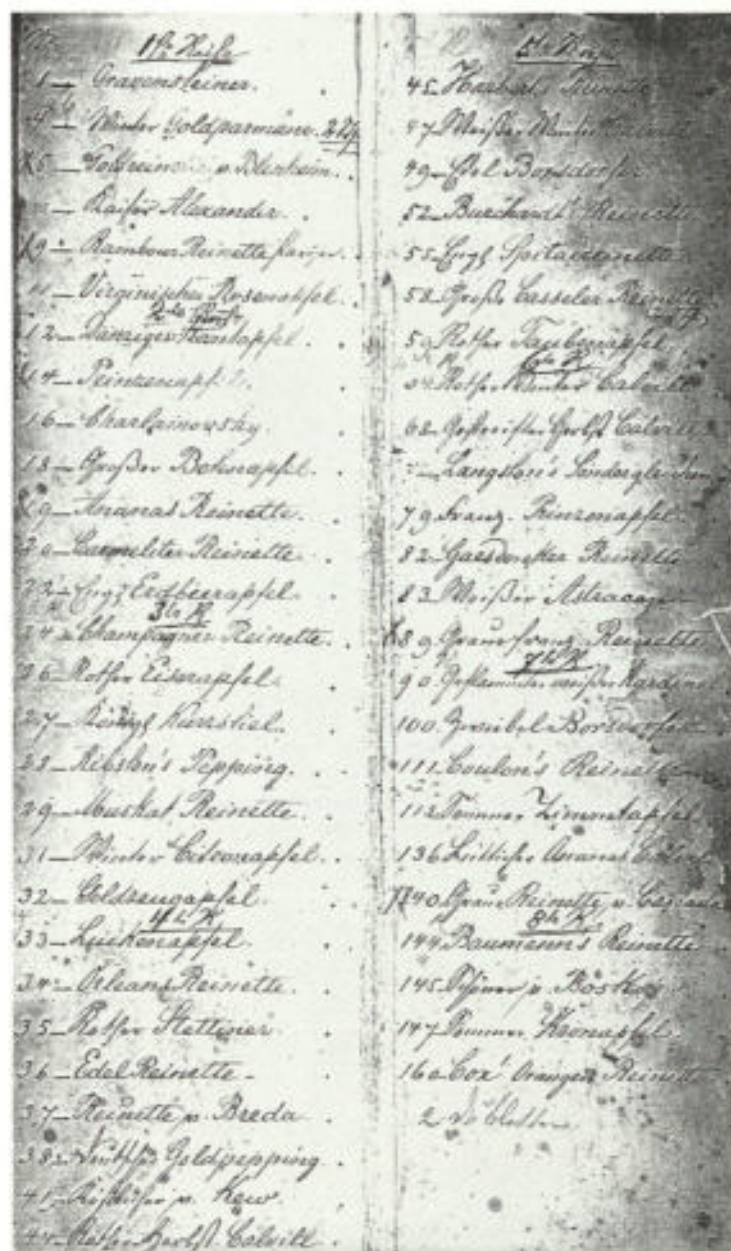
Zur Verleihung des Krefelder Denkmalpreises 2002

von Berthold Leendertz

Handfeste Akten zur Entstehung des Parks am Heilmannshof gibt es nur aus den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Gartenarchitekten, der von meinen Eltern mit der Anlage eines Gehölz- und Staudengartens beauftragt war. Einerseits mag das daran liegen, dass sowohl die Familie Heilmann, nach welcher der Hof benannt ist, als auch die Familie Leendertz wenig aufgezeichnet haben. Möglich ist auch, dass eventuelle Unterlagen beim Luftangriff auf Krefeld im Juni 1943 im Keller der Firma Scheibler & Co. am Friedrichsplatz Ecke Friedrichstraße verbrannt sind. Dort soll auch der schöne, farbige Gartenplan des 1937 bis 1939 entstandenen sogenannten „Gehölzgartens“ des Barons von Engelhardt verwahrt worden sein. Die Aufarbeitung des erhaltenen Teiles des Familienarchivs durch meinen Bruder Dr. Werner Leendertz brachte bezüglich der Parkgeschichte des Heilmannshofs kaum nennenswertes Material zu Tage. So muss ich mich also auf mündliche Überlieferungen meiner Eltern, meiner Geschwister und der von 1937 bis 1972 auf dem Hof tätigen Wirtschafterin, Frau Anneliese Altkemper, sowie eigene Erinnerungen berufen.

Die knappe Vorgeschichte ist kurz geschildert: Der Hof kam durch die Heirat meines Großvaters Fritz Leendertz mit Luise Heilmann 1906 in den Besitz der Familie Leendertz. 1910 wurde das alte Wohnhaus abgebrochen und das neue Wohnhaus nach Plänen der Baumeister Girmes & Oediger im Stile eines Englischen Landhauses gebaut, das bis 1922 nur als Sommerhaus genutzt wurde¹⁾. 1922 zogen meine Eltern nach dem Tod der Großeltern sowie von Dr. Paul Heilmann und dem Verkauf des Stadthauses (Dionysiusstraße 19) ganzjährig auf den Heilmannshof. Das sogenannte „Gärtnerhaus“ stammt in seinem Grundbau von 1870 (Jahreszahl über der alten Haustür aufgemalt, leider inzwischen überstrichen), etliche Anbauten stammen aus späterer Zeit. In diesem Haus hatte mein Großonkel Paul Heilmann, Arzt in Krefeld, Junggeselle, ein Refugium: Er soll nach der Überlieferung jedes Wochenende hier auf dem Hof verbracht haben, Naturbeobachtung, Angeln und die Beschäftigung mit dem Obstbongert auf dem Hof waren seine Leidenschaft. Von ihm soll

Abb. 1. Die handschriftliche Liste enthält 52 Apfelsorten des alten Heilmannshofer Obstbongerts. Ich erinnere mich an den alten Apfelkeller an der Nordseite des ehemaligen Stallgebäudes, wo der Winterbedarf des Haushaltes nach Sorten gesondert auf sogenannten Horden (Lattenroste, die übereinander in Stellagen geschoben wurden) lagerte. Auch wurden nach Erzählung meiner Mutter Äpfel und Birnen auf dem Hof verkauft und auf Bestellung geliefert.



die bis heute wohlerhaltene Sammlung alter Apfelsorten stammen: in Pappmaché, mit Wachsfarben naturgetreu bemalt und mit Nummern versehen, die wiederum in einer

inzwischen wegen des drohenden Papierverfalls restaurierten handschriftlichen Liste aufgeführt sind (Abb. 1). Meine Eltern berichteten oft voller Schmunzeln von den fröhlichen



Abb. 2. Winterszene mit Pavillon



Abb. 3. Blick vom Waldpark über die Kuhle zum Heilmannshof



Abb. 4. Blick von der Terrasse über die „Bühne“ zur ehemaligen Waldwiese

Stunden, die „Onkel Paul“ mit den übrigen Familienmitgliedern hier verbracht hat. Auch fuhr man nach Hohenbudberg, an den Rhein und zur Familie Kniffler (Haus Wiesenhof).

Der älteste Parkteil, der sich östlich der Front des Gärtnerhauses bis an die Nieper Kuhlen erstreckt, stammt aus der gleichen Zeit: Eine vor Jahren wegen Sturzgefahr gefällte alte Buche, die diesen Gartenteil mit mehreren anderen Großbäumen flankierte, habe ich per Jahresringanalyse auf das Herkunftsjahr 1865 datieren können. Dieser Parkteil zeigt deutlich die Elemente des Landschaftsgartens: zwei Wiesenflächen, verbunden durch ein Baumtor, umstanden von Großbäumen, von einem Kiesweg umrundet. Mein Vater brachte in den 30er Jahren einige Zwiebeln der in englischen Parkanlagen weit verbreiteten Blue Bell (*Hyacinthoides non scripta*) mit und pflanzte sie hier ein. Bis heute hat sich dieser entzückende Frühjahrsblüher auf dem ganzen Heilmannshof ausgebreitet: Die Wiesenflächen des ältesten Parkteils sind im April in ein blaues Meer verwandelt. An beiden Endpunkten der Gartenpartie gibt es je einen Point de vue: Auf der südlichen Seite war es ein großer Riesen-Lebensbaum (*Thuja plicata*, Heimat: Pazifikküste, Kanada und USA²⁾), der inzwischen abgestorben ist, jedoch, ganz nach der Manier der Art in seiner Heimat, einige Absenker hinterlassen hat, von denen wir einen zum neuen Blickfang auserkoren haben. Auf der Nordseite hebt sich das Gelände zu einem künstlichen Hügel, der von einer großen Rhododendron-

gruppe geziert wird und kurz vor dem steilen Hang zu den Kuhlen einen oktogonal gestalteten Traillagepavillon trägt, von dem aus man einen Fächerblick in vier Richtungen genießen kann. Den Pavillon überkronen ehemals vier Großbäume, zwei Rosskastanien (*Aesculus hypocastanum*) und zwei Platanen (*Platanus x hispanica*). Eine Platane ist inzwischen abgestorben, was der Situation jedoch keinen Abbruch tut: Die massiven Baumkronen hinderten durch hängende Äste die Blickbeziehungen; die noch stehenden Bäume habe ich stark aufgeastet, ohne ihre malerischen Kronenformen zu sehr zu beeinträchtigen (Abb. 2). Der künstliche Hügel entstand offenbar aus dem Abraum der möglicherweise zum Hof gehörenden Ziegelei am Luiters Weg. Hinweis hierfür: das ausgekleite Gelände, auf dem in meiner Jugend im Winter immer Wasser stand (und wir, nach wenigen Frostnächten, Schlittschuh laufen konnten³⁾). Bei einer Tiefenlockerung auf der Parzelle fanden wir Ziegelschutt, desgleichen bei Pflanzarbeiten am Pavillon. Der Pavillon steht auf einer massiven Betonplatte, er selbst ist eine reine Holzkonstruktion. Jugendstilistische Zierelemente weisen auf eine Entstehung zwischen 1900 und 1910 hin. Das ist also deutlich später als der Baumbestand des ältesten Gartenteils. Bei der in Abstimmung mit dem Denkmalamt der Stadt Krefeld ausgeführten gründlichen Restaurierung vor drei Jahren stellte der mit den Arbeiten betraute Schreiner fest, dass die tragenden achteckigen Säulen (Eiche) nur wenige Schäden aufwiesen, die Hand-

läufe (Pitchpine) überhaupt keine. „Noch hundert Jahre“ – so seine Aussage – „werden die halten“. Noch vorhandene Gehänge belegen, dass der Pavillon früher mit von innen abnehmbaren Fenstern ausgestattet war. Mein Vater erzählte einmal, im Pavillon habe früher ein Tisch mit einem Loch in der Mitte gestanden, in das ein großer Bowlietopf passte, weshalb das Ensemble „Leendertzscher Ozean“ genannt wurde; Großvater Fritz muss hier mit Schwager Paul und anderen Familienmitgliedern oder Freunden ordentlich gepichelt haben! Nach Aussage meines verstorbenen Onkels Heinz Leendertz (eines Vetters meines Vaters) ist dieser Tisch in späteren Jahren in den Besitz der Familie Schmidt (Verwandtschaft der Familie Leendertz) nach Düsseldorf gelangt. Ein mit einigen Basaltstufen ausgestatteter treppenartiger Abgang vom Pavillon zur Brücke über eine Schmalstelle der Nieper Kuhlen ist beiderseits mit Schlackensteinen flankiert. Die Brücke, etwa 10 m lang, war ursprünglich eine sogenannte Knüppelbrücke, höchstwahrscheinlich aus Erlenholz, welches aus dem nahegelegenen Erlenbruch stammte; die Erlen (*Alnus glutinosa*) wurden von den anwohnenden Bauern bei Erreichen einer bestimmten Dicke „auf den Stock gesetzt“, d.h. in etwa 1 m Höhe abgeschnitten, die Stämme anschließend geschält und ein bis zwei Jahre in der Kuhle geflößt. Danach hielt sich dieses Holz über Jahrzehnte. Es wurde ganz allgemein für Haus und Hof, eben auch zum Brückenbau, genutzt. Die auf den Stock gesetzten Erlen trieben wieder aus, so

konnte die Gewinnung von Stämmen nach 30 bis 40 Jahren wiederholt werden; Beispiel für eine echte nachhaltige Wirtschaftsweise.

Mitte der 80er Jahre musste die Brücke aus Sicherheitsgründen abgebrochen werden, ein zwischenzeitliches Provisorium wurde durch einen kompletten Neubau vor drei Jahren ersetzt, allerdings nun in moderner eleganterer Bauweise, wohl mit dem exakt gleichen Stich, aber ohne Geländer.

Auf der nördlichen Seite der Nieper Kühlen liegt ein nahezu 2 ha großer Waldpark, der von einigen Wegen durchzogen ist. An einigen Stellen verläuft der Weg dicht an der Uferlinie, von dort bieten sich weiträumige Blickbeziehungen über das Wasser zum Wohnhaus (Abb. 3). Der Waldpark ist eine Kombination aus dem bestehenden Auwald mit den für diesen charakteristischen Baumarten Esche (*Fraxinus excelsior*), Ulme (*Ulmus minor*) und Stieleiche (*Quercus robur*) und einigen eingebrachten Einzelbäumen wie Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*), Blutbuche (*Fagus sylvatica purpurea*), Kaukasische Flügelnuss (*Pterocarya fraxinifolia*) und Roteiche (*Quercus rubra*). Auf der Nordseite des Waldparks als Begrenzung zum Feld gab es eine Weißdornhecke, die aber wegen des Feuerbrands (*Erwyna amylovora*) zum Schutz der zum Hof gehörenden Obstanlagen vor 20 Jahren gerodet werden musste. Dem Alter der Bäume nach zu urteilen, ist der Waldpark auch in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstanden. Eine frühere Waldwiese gehört heute zu einer Sukzessionsfläche. Im westlichsten Teil wurde 1958 der überständige Altbaumbestand gefällt und eine damals heftig propagierte Pappelkultur angelegt. Diese ist 1989 geerntet worden (der Ertrag erreichte wegen des Preisverfalls für Pappelholz nur knapp 1/5 der Prognose von

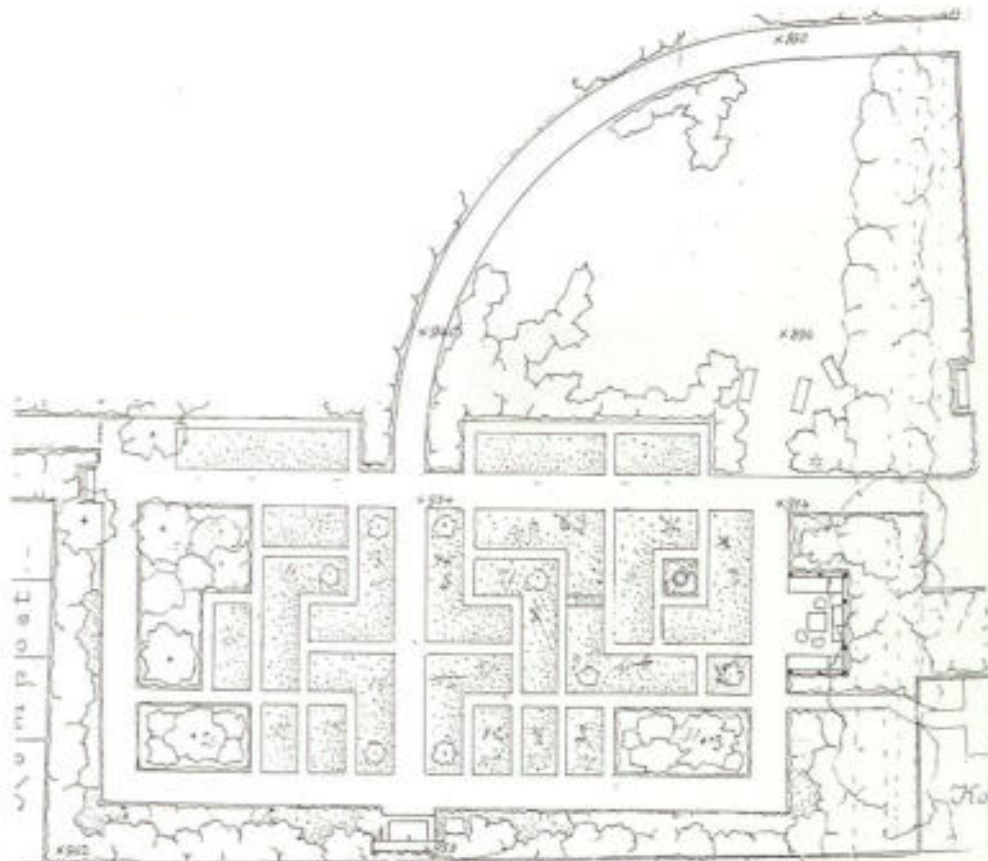


Abb. 5. Der „Staudengarten“, Plan von Walther Baron von Engelhardt aus dem Jahre 1938 mit den typischen Beeten in L-Form

1958), seither ist diese Fläche ganz sich selbst überlassen (Sukzessionsfläche) und erfreut durch anwachsende Pflanzenvielfalt. Im äußersten Westen stand eine einfache Bank aus Holzbohlen, flankiert von großen

Schlackensteinen neben einer Trauerweide (*Salix alba „Tristis“*). Von hier hatte man früher einen großräumigen Blick über die ganze Länge der Kühle bis zur Brücke und zum Pavillon. Diese Blickbeziehung ist inzwischen



Abb. 6. Große Wiese: Zustand in den 30er Jahren. Heckenflankierter Weg zur Kühle. Links die beiden Linden



Abb. 7. Formaler Garten am Haus mit großem Birnbaum. Zustand der 30er Jahre



Abb. 9. Der „Gehölzgarten“ im ersten Jahr nach der Anlage

die logische Folge. Anlässlich einer Diplomarbeit „Skulptur im Park“ wurde von einem Künstler vor zehn Jahren diese Landschaftsszene als „Bühne“ bezeichnet, seither ist dieser Name auf dem Heilmannshof zur Gewohnheit geworden (Abb. 4). Die Anreicherung des Bereiches der ehemaligen Wald-

wiese mit einigen Gehölzen mit besonders intensiver Herbstfärbung wertet die Situation zusätzlich auf.

Zwischen Wohnhaus und Wasserfläche finden wir eine große freie Wiese. Die jetzige Gestalt erhielt dieser Gartenraum unmittelbar nach dem II. Weltkrieg auf eine Anregung des Gartenarchitekten Roland Weber aus Düsseldorf hin. Aus der Entstehungszeit des Wohnhauses gab es einen kleinen formalen Garten an den drei hofabgewandten Seiten; das auf einer Warft stehende Wohnhaus war durch geschnittene Buchshecken und gekieste Wege vom übrigen Gelände abgetrennt, lediglich ein 5 m breiter, mit Rasenstreifen und geschnittenen Ligusterhecken flankierter Weg führte nach Norden im rechten Winkel zur Hausrückseite in Richtung auf die Kuhle, um dort in einen uferbegleitenden Weg einzumünden (Abb. 6). Östlich dieses Weges stand eine große Himalaja-Zeder (*Cedrus deodara*), die aber den strengen Kriegswinter 1941/42 nicht überlebte. Außerdem gab es ganz nahe am Haus einen uralten Birnbaum, von dem es eine schöne Geschichte gibt: Dieser Baum ragte mit seiner ausgedehnten Krone bis an die Fenster des Schlafzimmers meiner Eltern (Abb. 7). In den schönen Mainächten müssen dort die Nachtigallen überaus lautstarke Rendezvous veranstaltet haben, was meinem Vater den Schlaf raubte. Da soll er nach Aussage meiner Mutter eines späten Abends wutentbrannt seine Pantoffeln aus dem Fenster in den Birnbaum geworfen haben, allerdings, so wurde dazu vermerkt, mit wenig Erfolg. Die Nachtigallen ließen sich offenbar durch solche Maßnahmen nicht stören! (Heute ist die Nachtigall leider nur noch ein gelegentli-

cher Gast auf dem Heilmannshof.) Ein Gehölzsaum bestehend aus einer uralten, schon zu meinen Kinderzeiten halb umgestürzten Mispel (*Mespilus germanica*), – sie diente uns Kindern als Kletterbaum, heute nutzen meine Enkelkinder sie auf die gleiche Weise – und einige, vom Baron von Engelhardt im Rahmen der Anlage des sogenannten „Gehölzgartens“ 1938/39 gepflanzte Magnolien überlebten den harten Winter 1941/42, der über fast 2 Monate nur Temperaturen unter dem Gefrierpunkt und viele Tage unter minus 20 Grad Celsius brachte, fast ohne Schaden. Im östlichen Wiesenteil gab es einen kleinen Brunnen mit Staudenpflanzungen und Rosenbüschen. Roland Weber schlug die Entfernung des breiten Weges zum Wasser sowie von Brunnen und Beeten vor, lediglich die Parkrosenbüsche verblieben. Damit entstand ein großer freier Wiesenraum, östlich flankiert von Mispel und Magnolien mit dem Hintergrund der Großbäume des erwähnten ältesten Parkteils, im Westen durch malerische Gehölzgruppen, die teils mit dem „Gehölzgarten“ angelegt worden waren. Bis auf wenige Verluste und Hinzufügungen, den Wegfall eines alten, sehr geliebten Süßkirschenbaumes aus Altersgründen, die Rodung einer ausufernden Essigbaumgruppe, die Zupflanzung eines Azaleensaumes vor einer großen, sehr alten Goldeibengruppe (gelbaustreibende Form von *Taxus baccata*), ist diese Szene bis heute kaum verändert. Im Norden, am Ufer des Gewässers, ist die Wiese begrenzt durch eine Pyramidenreihe (*Quercus robur fastigiata*) und eine mehrstämmige Esche (*Fraxinus excelsior*), weiter westlich nach einem großen freien Bereich durch zwei nebeneinander als Gruppe stehende Linden (*Tilia x intermedia*, siehe auch Abb. 6) sowie noch weiter nach Westen durch einen Laubengang aus Eiben (*Taxus baccata*), die inzwischen Höhen von 8 m erreicht haben und den uferbegleitenden Weg beiderseits flankieren, bevor der Weg die schon erwähnte „Bühne“ quert. Aus dem Dunkel des Eibenganges heraustretend, hat der Besucher einen Blick nach Süden über die Wiese diagonal zum Haus hin, nach Norden über das Wasser zur Waldwiese und zum Waldpark.

Folgt man dem Weg über die Bühne in westlicher Richtung weiter, so gelangt man in einen alten, sehr dichten waldartigen Bestand, einerseits flankiert von einem typischen Saurmgehölz des 19. Jahrhunderts, der Schneebeere (*Symphoricarpos albus*), andererseits von Eiben und Rhododendron. Der Weg ist dunkel, vor allem im Sommer, wenn die Baumkronen voll belaubt sind. Dann zweigt plötzlich nach Norden, zum Wasser hin, ein mäßig ansteigender Weg ab und führt auf den sogenannten „Kaninchenberg“, wahrscheinlich errichtet aus dem Abbruchmaterial des 1910 gleichzeitig mit dem Bau des neuen Wohnhauses abgerissenen alten Bauernhauses; der Weg ist grottenartig flankiert von Schlackensteinen und freiwach-



Abb. 10. Restaurierungsarbeiten in den 90er Jahren: Freilegen alter Wege im „Gehölzgarten“. Unterbau und Kantensteine sind größtenteils gut erhalten.

senden Buchsbaumbüschen (*Buxus sempervirens* „Rotundifolia“ u.a.). Auf der Höhe verbreitert sich der Weg zu einem kleinen Platz, umstanden von ehemals vier Platanen, von denen wir gerade eine wegen Schiefstand und Sturzgefahr gefällt haben. Nach Norden, zum Wasser hin, fällt die Böschung steil ab. Ein schmiedeeisernes Gitter sicherte den Bereich. Dieses Gitter wurde im Laufe der Jahrzehnte durch die sich verbreiternden Baumwurzeln und herabstürzende Äste total verformt, außerdem zerstörte der Rost die bodennahen Teile. Der vor einigen Jahren gegründete „Heilmannshof e.V.“, der unter anderem auch der Bewahrung der alten Parkstrukturen dient und vom Finanzamt als gemeinnützig anerkannt ist, hat in diesem Winter die Rekonstruktion des Gitters exakt nach der alten Form und ihren Maßen finanziert; es ist im März 2002 von mir aufgestellt worden. (Auch der Brückenneubau wurde vom Verein mitfinanziert und vor allem von Mitgliedern des Vereins an einem Wochenende montiert.) Die in vielen Jahrzehnten aufgewachsenen Baum- und Straucharten, welche die Sicht auf das Wasser vollkommen versperrten, habe ich gerodet oder zurückgeschnitten: Jetzt erlebt der Besucher wieder den malerischen Blick auf die Wasserfläche und die jenseits des Wassers liegenden Partien des Waldparks. Von hier lassen sich die vielen Wasservögel, Stockenten, Blessrallen, Teichhühner und Haubentaucher, in der Zugzeit auch Gäste aus dem Norden, gut beobachten, und mit etwas Glück gewahrt der Beobachter wie einen blauen Blitz den schnellen Flug des Eisvogels am Ufer entlang. Der Kaninchenberg hat seinen Namen vom hier früher zahlreich vorkommendem Kaninchenvolk, das etliche Gänge und Höhlen in die Substanz des Hügels buddelte, jedoch seinen Bestand bisher nicht hat gefährden können. Hier gibt es auch Bäume mit Höhlen und ausgemorschten Astlöchern, in denen gelegentlich der Waldkauz zum Vorschein kommt und Kleiber, Baumläufer, Grün- und Buntspecht zu beobachten sind. Der Park bietet mit seinen vielen alten Bäumen und den mannigfaltigen Strauchstrukturen nach Kartierungen des Naturschutzbundes 35 Vogelarten Brutplätze.

Die wiederum weiter westlich gelegene, von einem Weg umrundete sogenannte „Baumwiese“ ist durch Überplanung des ehemaligen Obstbongerts im Zusammenhang mit dem „Gehölzgarten“, quasi als Widerlager, entstanden. Walter Baron von Engelhardt hat hier zwei Papierbirken (*Betula papyrifera*) gepflanzt und ihnen durch Rückschnitt in den ersten Standjahren den für diese Baumart typischen Habitus wie in ihrer Heimat im nördlichen Kanada gegeben, nämlich als Großstrauch mit mehreren Stämmlingen. Diese eigenartige Baumform entsteht durch die extreme Witterung des Heimatgebietes: Mittem im Sommer kann es zu Eisregen und Schnee kommen, die jungen Triebe der



Abb. 11. Der „Gehölzgarten“ 1995 ohne Mittelweg mit Blick auf die Terrassenanlage



Abb. 12. Herbstliche Farbenpracht im „Gehölzgarten“

Bäume brechen. Als Reaktion erfolgt ein Neuaustrieb von Knospen in Bodennähe. Der Vorgang kann sich über Jahre wiederholen, bis schließlich einige Stämmlinge so stabil werden, dass sie den Unbilden der Witterung standhalten und zu einer mehrstämmigen, breit ausladenden Krone heranwachsen. Weitere Baumarten, welche die Wiese umstehen, sind: Silberahorn (*Acer sacharinum* „Wieri“), Tatarischer Ahorn (*Acer*

tataricum) und Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*). Bis vor einigen Jahren gab es auch noch einen Großblattahorn (*Acer macrophyllum*), der jedoch seit Jahren kränkelte und schließlich durch einen Pilz zu Tode kam. Er wurde durch zwei Exemplare des Nikko-Ahorns (*Acer maximowiczianum*) ersetzt.

An der Südseite des Rundweges lag der ehemalige Staudengarten. Er war ohne

Frage der Liebling meiner Mutter, sie wandelte dort oft zusammen mit Frau Anni Leendertz, einer Cousine meines Vaters, die in ihrer Jugend Gartenbau gelernt hatte und sich in meiner Erinnerung immer intensiv um Anlage und Pflege dieses Gartenteils gekümmert hat. Dieser nach Planung von Baron von Engelhardt entstandene, von vielen Wegen durchzogene Staudengarten mit Beeten in der für Engelhardt typischen L-Form (Abb. 5), fiel beim Luftangriff auf Krefeld im Juni 1943 einer Luftmine vollständig zum Opfer. Er wurde nach dem Krieg sicher auch aus wirtschaftlichen Gründen nicht wieder hergestellt. Statt dessen diente mir die Fläche zur Anlage eines Rhododendronhains mit einigen immergrünen Großbäumen wie Mammutbaum (*Sequoiadendron giganteum*) Gelbkiefer (*Pinus ponderosa*) und anderen. Die 1973 als Baumtor gepflanzten Mammutbäume machen ihrem Namen alle Ehre: Ihre Stammumfänge sind bei 3,50 und 3,10 m und ihre Höhen bei 21,5 und 16,5 m angekommen. Man kann ihnen, wie man so schön sagt, beim Wachsen zusehen.

Herzstück und am besten dokumentiert ist der östlich von Baumwiese und Staudengarten gelegene „Gehölzgarten“. Er ist zusammen mit der an der nördlichen Seite des Hauses angebauten Terrassenanlage, auf die sich eine lange Mittelachse nach Osten ausrichtet, das eigentliche Zentrum der in den Jahren 1937 bis 1939 entstandenen Gartenanlage. Zusammen mit dem ehemaligen Staudengarten und Teilen der Baumwiese umfasst das etwa 1,5 ha große Gelände den früheren etwa gleich großen Obstbongert, der aus Altersgründen der Gartenanlage geopfert wurde. Zur gleichen Zeit entstanden zwischen Maria-Sohmann-Straße und Papendyk auch die umfangreichen intensiv bewirtschafteten Obstplantagen, welche lange Zeit die wirtschaftliche Basis des Heilmannshofes bildeten. Der Gehölzgarten ist durch ein streng geometrisches Wegeraster in 20 Beete gegliedert. Drei Längs- und drei Querwege waren mit Kantensteinen eingefasst und mit Perlkies auf Aschenunterbau ausgestattet. Nebenwege in polygonalen Sandsteinplatten erschlossen die größeren Beete zusätzlich (Abb. 8, 9). In einer Dissertation über das Werk des Landschaftsarchitekten Walther Baron von Engelhardt ist der Garten in seiner historischen Entwicklung nach den uns zur Verfügung stehenden Unterlagen beschrieben als die letzte dokumentierte Anlage des Gartenkünstlers⁴⁾. In einem erhaltenen Brief an meinen Vater nach Kriegsbeginn 1939 schreibt er u.a.: „Ob Sie in dieser unruhvoll bewegten und kriegserfüllten Zeit an Ihren Garten gedacht oder gar an ihm weitergebaut haben?“ Er hat, denn so weit ich mich erinnere und aus Erzählungen meiner Mutter weiß, wurde der Umbau der Terrasse nach

Engelhardts Plänen erst 1940 fertiggestellt. Ursprünglich war ein Gärtner mit der Pflege der Anlage betraut, in den späteren Kriegs- und Nachkriegsjahren war die intensive Pflege aus vielen Gründen nicht mehr möglich, nach dem Tod meiner Mutter 1977 überwucherte Efeu und Graswuchs gänzlich die Wege und Beete. Ab 1989, nachdem ich den Betrieb (Obstbau und Baumschule mit Verkauf) zweien meiner Töchter übergeben hatte, begannen meine Frau und ich, Teile des Wegesystems wieder zu aktivieren (Abb. 10). Den Mittelweg ließen wir nach Entnahme der Kantensteine gezielt eingrasen, weil die allzu strenge Form durch den Weg als Mittelachse unserer Gartenauffassung nicht entsprach. Ohne den Weg wirkt die Mittelachse als Rasenfläche viel weicher, die schwingenden Linien der Gehölzsäume kontrastieren nicht mehr mit der ehemals harten Linie des schnurgeraden Weges, das Grundkonzept wird aber nicht wesentlich verändert. Die beiden seitlichen Längswege haben wir unter Verwendung der noch vorhandenen alten Einfassungselemente in den alten Zustand versetzt, ebenso zwei der Querwege; so ist heute die Grundstruktur der Anlage wieder sichtbar und begehbar. Das Grundprinzip des Engelhardtschen Gartens, den freiwachsenden Gehölzen in den Beeten durch die strenge Wegeführung einen formalen Rahmen zu geben, verbunden mit der Möglichkeit, die vielen liebevoll zusammengestellten Gehölze von nahem betrachten zu können, ist zum größten Teil wiederhergestellt. In der erhaltenen Pflanzenliste sind über 200 verschiedene, mit Nummern versehene Gehölzarten aufgeführt, die in dem ebenfalls erhaltenen Pflanzplan aus dem Jahr 1938 verzeichnet sind (Abb. 8). So haben wir heute einen Nachweis, in welches der Beete welche Pflanzen gesetzt worden sind. Viele Arten, vor allem die Rosen und Bodendecker, haben die pflegearmen Jahrzehnte nicht überlebt, auch haben die strengen Kriegswinter, vor allem der schon erwähnte Winter 1941/42, etlichen empfindlicheren Pflanzenarten und Sorten den Garau gemacht. Dichtstandprobleme haben uns zusätzlich veranlasst, einige Bäume und überalterte Großsträucher zu fällen, um den Charakter der Gesamtanlage zu erhalten und unterdrückten, aber durchaus lebensfähigen Gehölzen eine Chance zu bieten. Auch wurden inzwischen Nachpflanzungen einiger verlorengegangener Arten getätigt. Die Terrasse markiert das östliche Ende des Gehölzgartens, von hier aus geht der Blick nach Westen bis zu einem kleinen, von einem doppelten Baumtor betonten Rasenplatz mit einer in den letzten Jahren mittig aufgestellten Blumenstele (Abb. 11 u. 12). Die Endpunkte einer Querachse, ehemals als kleine Sitzplätze mit weißgestrichenen Gartenmöbeln ausgestattet, werden heute begrenzt durch beiderseits aufgestellte Stein-

bänke aus England (National Trust), die keine Pflege benötigen, aber als Point de vue gut geeignet sind.

Gartendenkmalpflege ist ein Abenteuer. Ganz anders als bei Baudenkmalern dient als Baumaterial lebende Substanz; Pflanzen verändern sich durch Wachstum, aber auch durch unvorhersehbare Einflüsse der Witterung. Der Gartenarchitekt hat ein Bild als Planungsvision im Kopf, das einen möglichen, bestenfalls wahrscheinlichen Zustand der Gartenanlage in 20 und mehr Jahren darstellt. Seine Kunst besteht darin, seine Komposition den vorgefundenen Gegebenheiten anzupassen, wie Boden, Kleinklima, Umgebung. Er muss den „genius loci“ erspüren. Und der Gartendenkmalpfleger, der Bewahrer, muss, wie der berühmte Gartenschöpfer Fürst Pückler gesagt hat, ein kaltes Herz und eine „silberne“ (sprich „scharfe“) Axt haben. Denn schon nach 10 bis 15 Jahren müssen Eingriffe in die Substanz erfolgen, will man das Konzept als Ganzes erhalten. Je länger damit gewartet wird, um so härter fallen die Eingriffe aus: Liebgewordene Bäume oder Sträucher, die den Rahmen der Anlage sprengen oder andere Pflanzen unterdrücken, müssen verjüngt, oder ganz entnommen werden.

Und manche Enttäuschung, etliche Verluste bleiben im Laufe der Zeit dem Bewahrer nicht erspart, zum Beispiel durch Frost, Sturm und Dürre, oder auch durch das wechselvolle Schicksal einer Familie, die in Kriegs- und Notzeiten ihr Augenmerk auf andere Probleme des Lebens lenken muss, als den Erhalt eines Parks oder Gartens. Aber ein schlafender Garten oder Park, aller Pflege über Jahre entäußert, kann wie erneuert aufwachen, wenn es einmal wieder jemanden in der Familie gibt, der sich um ihn kümmert.

Anmerkungen

¹⁾ Siehe dazu: Hans-Peter Schwanke, *Architekturführer Krefeld*, 1996, S. 124 f.

²⁾ Alle botanischen Namen zitiert nach Zander, *Handwörterbuch der Pflanzennamen*, Stuttgart, 16. Aufl., 2000.

³⁾ Es kann sich auch um eine Feldbrandstelle handeln, allerdings deutet die Größe der ausgeklebten Fläche eher auf eine Ziegelei als längerfristige Anlage hin. Immerhin verfüllte ich in den 60er Jahren die Fläche mit 3500 m³ Oberboden. Auf einem Katasterauszug von 1866 ist die Fläche mit „Im Kledbruch“ bezeichnet: Kled = Kley, Klei, auch Klai, Ton, siehe: Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Leipzig 1873, Reprint München, Bd. 11, S. 1964 f.

⁴⁾ Felix Grützner, *Gartenkunst zwischen Tradition und Fortschritt. Walther Baron von Engelhardt (1864 – 1940)*, Bonn 1998.

Den niederländischen Jugendstil im Gepäck – Johan Thorn Prikker in Krefeld¹⁾

von Christiane Heiser

„Holland liegt außerhalb des heutigen politischen Deutschland, aber eben darum ist es der archimedische Punkt, von dem aus letzteres geistig in Bewegung gesetzt werden kann“²⁾.

Diese in August Julius Langbehn's Werk „Rembrandt als Erzieher“ 1890 geforderte geistige Bewegung ist ein Schlüssel zum Verständnis des kulturellen Klimas im Deutschland der Jahrhundertwende. Gerade für die Region Niederrhein spielte das Nachbarland Niederlande eine wichtige Rolle. Als Vertreter der damals modernsten Kunstströmung der Nieuwe Kunst, der niederländischen Variante des Jugendstils, nahm Johan Thorn Prikker für Westdeutschland eine wichtige Verbindungsfunktion ein. Seine besondere Leistung lag dabei in der Vermittlung der javanischen Kunst.

Thorn Prikkers Weg nach Krefeld

Der 1868 geborene Johan Thorn Prikker orientierte sich nach seiner Malerei-Ausbildung an der Haager Academie van Beeldende Kunsten an den Symbolisten in Brüssel, wo er auch ab 1893 bei der Künstlervereinigung Les XX (später La Libre Esthétique) ausstellte. Dort lernte er Henry van de Velde und den englischen Sozialisten und Künstler William Finch kennen, die ihn mit dem englischen Arts and Craft Movement und ihren Anhängern in den Niederlanden und Belgien vertraut machten. Die Hinwendung des bekennenden Sozialisten Thorn Prikker zur angewandten Kunst erfüllte nicht nur sein Ideal der notwendigen Verbindung von Kunst und Gesellschaft, sondern bescherte ihm auch die ersten wirtschaftlichen Erfolge.

In Den Haag gründete er 1898 den Kunsthandel „Arts and Craft“ und 1901 „Binnenhuis Die Haghe“, für die er vor allem Batiken fertigte, aber auch Möbel und Kleingeräte entwarf. 1902 beteiligte sich der Künstler mit einem großen Wandsgraffito und Möbel-Entwürfen an der Innenausstattung des von van de Velde erbauten Hauses „De Zeemeeuw“ in Scheveningen.

Dort lernte er 1903 den Krefelder Museumsdirektor Friedrich Deneken kennen, dessen

Begeisterung für Thorn Prikkers Kunst sich in einem Ruf an die Krefelder Kunstgewerbeschule äußerte³⁾. Thorn Prikker folgte diesem Angebot wohl aus mehreren Gründen: Seit einiger Zeit wurden seine Arbeiten in den Niederlanden von vielen Kritikern und Künstlerkollegen angefeindet⁴⁾, darüber hinaus widerstrebte ihm die Arbeit für den Kunsthandel immer mehr. Er empfand, daß die Trennung von Entwurf und Ausführung die Qualität seiner Werke negativ beeinflusse⁵⁾, was schließlich zu seiner Kündigung bei „Arts and Craft“ und zur Schließung von „Binnenhuis“ führte. Denekens Begeisterung schmeichelte ihm sicherlich in dieser schwierigen wirtschaftlichen Situation⁶⁾, die Aussicht auf ein geregeltes Einkommen und Aufträge der Krefelder Textilindustrie erleichterten ihm die Zusage. Nach einem ersten Besuch in der Stadt im Dezember 1903, zogen er und seine Frau, deren Vorfahren aus Krefeld stammten⁷⁾, im Juni 1904 nach Deutschland. Der Aufenthalt in Krefeld sollte eine wichtige Phase im Schaffen Thorn Prikkers markieren.

Krefeld um 1900

Krefeld war im Jahr 1900 seit fast 200 Jahren Teil des preußischen Königreiches und seit knapp 30 Jahren des deutschen Kaiserreiches. Die Stadt hatte zur damaligen Zeit rund 100 000 Einwohner und gehörte damit zu den größeren deutschen Städten.

Krefelds Anschluß an die Moderne setzte wie in vielen deutschen Provinzstädten relativ spät ein. Die umfassende Industrialisierung und die mit ihr verbundenen sozialen und kulturellen Veränderungen waren erst nach dem Sieg über den sogenannten Erbfeind Frankreich mit den eingehenden Reparationszahlungen und mit der Reichsgründung 1871 durch Wegfall des Zollvereins möglich⁸⁾.

Im Unterschied zu vielen Großstädten und Residenzen wurde der Bildungsgedanke in Krefeld vom Industriebürgertum getragen, genauer: von den Textilunternehmern und den Handwerkern. Auch sie sahen in der Kultur ihr Verlangen nach Sinnstiftung, die in der modernen Lebenswelt verlorenzugehen

drohte, befriedigt. Darüber hinaus war deren „Bereitschaft zur Förderung, bzw. der Einrichtung von Museen – (...) gekoppelt an praktische Erwägungen, nämlich die Überzeugung, daß die Sammlung nicht so sehr großer Kunstwerke als vielmehr von Beispielen angewandter Kunst für die wirtschaftliche Entwicklung förderlich sein werde“⁹⁾. Ein Museum als moderne Vorbildersammlung neben der historistisch angelegten königlichen Gewebesammlung erschien den Textilgewerblern nach den erschreckenden Mißerfolgen des deutschen Kunstgewerbes auf den Weltausstellungen bitter nötig. Auch die Reform der Handwerker-Ausbildung durch eine Stärkung des künstlerischen Verständnisses war Ergebnis dieser Überlegungen, die zu einer neuen konkurrenzfähigen Produktion führen sollten, besonders gegenüber den marktführenden französischen Produkten.

Hinzu kam, daß die Aufwertung des neuen Nationalstaates als eines Kulturstaates zugleich auch als eine Steigerung des eigenen gesellschaftlichen Status empfunden wurde¹⁰⁾. Die Förderung von Kultur war damit nicht nur Teil des bürgerlichen Wertesystems, sondern ermöglichte auch ein neues Selbstbewußtsein und war somit auch gut geeignet „die Hegemonie (bestimmter) bürgerlicher Schichten auf der Ebene der städtischen Selbstverwaltung gegenüber den drängenden demokratischen Kräften von unten (...)“¹¹⁾ zu konsolidieren. Am Niederrhein waren diese andrängenden Kräfte in erster Linie der ärmere katholische Volksteil, denn die Krefelder Kulturpolitik war eng verknüpft mit den politischen Ereignissen rund um den Kulturkampf im Deutschen Reich. Auch in Krefeld war die katholische Mehrheit von über 70 Prozent politisch so gut wie ohne Einfluß. Die Kommunalpolitik lag in der Hand der durch das Dreiklassen-Wahlrecht begünstigten protestantischen Unternehmer. Dabei wurde die Kultur als Legitimierung dieser politischen Hegemonie angesehen.

So fiel die Wahl eines Bauplatzes für ein neues Museum wohl nicht zufällig auf den Karlsplatz, den Katholiken an kirchlichen Feiertagen für Prozessionen und Festivitäten nutzten¹²⁾. Er war ein Ort höchster symbolischer Bedeutung für ihre Religionsausübung

und damit ihrer Präsenz im öffentlichen Leben. Trotz heftigstem Widerstand der Katholiken war die Entscheidung der national-liberalen Mehrheit im Stadtrat, die die protestantische Minderheit politisch vertrat, nicht mehr zu kippen. Auf dem Karlsplatz wurde im Jahr 1897 das Krefelder Kaiser-Wilhelm-Museum fertiggestellt, ein Ereignis, das von den Protestanten als Sieg des modernen Geistes über den rückschrittlichen Katholizismus gefeiert wurde.

Es bleibt in diesem Zusammenhang anzumerken, daß es sicherlich kein Zufall war, daß neben deutschen Künstlern fast ausschließlich ausländische Künstler aus traditionell protestantischen Ländern nach Krefeld verpflichtet wurden. Diese Berufungen an die Krefelder Kunstgewerbeschule können als Demonstration moderner Geisteshaltung verstanden werden.

Seit der Pariser Weltausstellung im Jahr 1900 galt der Jugendstil als modernste Strömung in Europa. Um auf der Höhe der Zeit zu sein, mußte man Vertreter dieser Richtung in die Stadt holen; in Krefeld zog man jedoch Vertreter des deutschen und nordischen Jugendstils den Vertretern des „Erbfeindes“ vor.

Die Berufung des Niederländers Thorn Prikker muß also in diesem kulturpolitischen Zusammenhang gesehen werden. Die niederländische Kultur hatte seit Hippolyte Taines „Philosophie der Kunst“ (1869) und dem bereits zitierten August Julius Langbehn „Rembrandt als Erzieher“ (1890) in Deutschland nicht nur den Ruf gesund und modern, sondern auch dem deutschen Geiste verwandt zu sein.

„Rembrandt ist der Prototyp des deutschen Künstlers; er und nur er entspricht deshalb vollkommen als Vorbild den Wünschen und Bedürfnissen, welche dem deutschen Volke von heute auf geistigem Gebiet vorschweben“¹³⁾.

„Es würde daher kein Sprung ins Ungewisse sein, wenn Preußen sich auch innerlich wieder mehr dem Holländerthum zuwenden würde, es würde damit nur seine ältesten und besten Traditionen wieder aufnehmen“¹⁴⁾.

Für die akademisch Gebildeten, insbesondere für die Generation der Reformpädagogen, handelte es sich bei den Langbehnschen Thesen um eine Art Offenbarung. Ihre Rezeption läßt sich in besonderem Maße am Niederrhein entlang der Niederländischen Grenze nachweisen¹⁵⁾.

Kunstgewerbliche Reformbestrebungen in der Region

Der 1897 zum Aufbau des Kaiser-Wilhelm-Museums nach Krefeld berufene Friedrich Deneken hatte seine reformerische Prägung

in seiner Assistenzzeit am Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe erhalten. In Verbindung mit den Erwartungen der Krefelder Handwerker- und Unternehmerschaft führte dies zur Herausbildung einer der fortschrittlichsten Ansätze kunstgewerblicher Reformbestrebungen im deutschen Kaiserreich. Unter seiner Leitung entstand nicht nur die Sammlung des Kunst- und Kunstgewerbemuseums, sondern Deneken legte auch großen Wert auf ein lebendiges Ausstellungs- und Vortragsprogramm¹⁶⁾, um, wie er selbst sagte, „Kunst in weitere Kreise zu tragen“¹⁷⁾. Außerdem nahm er durch die Gründung von kunsthandwerklichen Vereinen, wie der „Vereinigung für Kunstarbeit“ oder dem „Verein für Bucharbeit“, Einfluß auf die Entwicklung der gewerblichen Produktion in der Region. Über diese Vereine unternahm er auch das Zusammenführen von modernen Künstlern wie Peter Behrens oder Otto Eckmann mit den Krefelder Fabrikanten, damit diese nach Künstler-Entwürfen fertigen ließen. Nach seiner Überzeugung sollte nämlich der Künstler – ganz im Langbehnschen Sinne – Lehrer für das Gewerbe sein. Daß für Deneken dieser Künstler ein Vertreter des Jugendstils sein mußte, manifestierte sich in der Auswahl der Künstler, die er nach Krefeld einlud. So gab es fast ausschließlich Vorträge namhafter Vertreter dieser Richtung, wie van de Velde oder Berlage. Darüber hinaus war eine ganze Vortragsreihe dem Kunstgewerbe auf der Weltausstellung 1900 in Paris gewidmet.

„Deneken war ein Reformler und als solcher ein Eiferer. Er glaubte alles und jedes im Geiste des Art Nouveau umformen zu können. In der Textilindustrie, in der Kunstverglasung, im Buchgewerbe, in der Möbelindustrie und auch in der Frauenmode. Hier war er stark gegen den französischen Geist und Einfluß gerichtet“¹⁸⁾.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, daß Deneken Thorn Prikker als nicht-französischen Künstler und Vertreter des niederländischen Jugendstils zur Zusammenarbeit nach Krefeld bat. Dabei erhoffte Deneken sich, ebenso wie von den anderen zugewanderten Künstlern, daß dessen Tätigkeit als Lehrer geschmacksbildend auf die Krefelder Handwerker wirken würde, denn die 1904 eröffnete Handwerker- und Kunstgewerbeschule war neben dem Museum ein weiteres Instrument zur Durchsetzung seiner kunstgewerblichen Reformen. Ihre Aufgabe war es, nach modernsten kunstgewerblichen und pädagogischen Erkenntnissen auszubilden¹⁹⁾. Die Leitlinien entsprachen den Forderungen des Arts and Craft Movement und der Jugendstil-Bewegung nach Materialgerechtigkeit, Funktionalität und enger Verbindung von Entwurf und Ausführung.

Als Leiter der Schule wurde der an der Hamburger Kunsterziehungsbewegung geschulte Architekt Carl Wolbrandt bestellt, und neben

ausgewiesenen modernen deutschen Kunsthandwerkern wurden angewandte Künstler aus dem Ausland engagiert. Neben Thorn Prikker waren dies der Flame Julius de Praetere, der schwedische Goldschmied Julius Svensson und der Däne A. Nielsen. Die enge Zusammenarbeit der Schule mit dem Museum in Ausstellungen, Vortragsreihen und anderem mehr garantierte den Erfolg der von Deneken angestrebten Kunstgewerbereform²⁰⁾, und so ließ sich nach nur wenigen Jahren vermeiden:

„Krefeld gehört zu den aufstrebenden Städten des Rheinlandes. Es ist noch gar nicht lange her, da schlief es noch wie Dornröschen. (...) Von Krefeld wußte man nur, daß dort die Nachkommen betriebsamer französischer Emigranten Samt und Seide webten. Das ist jetzt anders geworden. Dank der unermüdlichen Arbeit einsichtsvoller Männer (...) ist neues Leben erwacht und die Stadt hat einen bedeutenden Aufschwung genommen, so daß sie heute nicht mehr vergessen wird, wenn man die wichtigsten Plätze am Niederrhein aufzählt“²¹⁾.

Thorn Prikkers Wirken in Krefeld

„Die wichtigste Gestalt für den Impuls des modernen Milieus im Rheinland überhaupt war der Niederländer Johan Thorn Prikker, der 1904 als Lehrer nach Krefeld kam und Niederrheiner wurde“²²⁾.

Der erste Auftrag Thorn Prikkers für das Krefelder Kaiser-Wilhelm-Museum ergab sich bereits zwei Wochen nach dem beschriebenen Treffen in Scheveningen. Deneken bat den Künstler um einen Plakatentwurf für die geplante Holländische Kunstausstellung, deren Idee zwar bereits vor seiner Bekanntschaft mit Thorn Prikker geboren, danach aber stark von diesem beeinflusst wurde. In einem ausführlichen Briefwechsel²³⁾ wird das Plakat besprochen, das im Juni 1903 von der niederländischen Druckerei Lankhout & Zon gedruckt wurde (s. Abb. 1). Darüber hinaus beriet Thorn Prikker bei der Einrichtung der Ausstellungskojen befreundeter Künstler. Er selbst stellte fünf Möbelstücke aus dem Haus „De Zeemeuw“ und sechs Textilien (Stickereien, Kissen und Batiken) aus²⁴⁾. Die Ausstellung wurde von Deutschen wie auch Niederländern gut besucht und in Kunstzeitschriften beider Länder positiv besprochen. Als Beispiel sei hier ein Artikel aus der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ genannt, dessen Autor die Batiken als Meisterwerke lobte und resümiert: „(...) im Kunstgewerbe nicht in der reinen Kunst liegt ihr aufregender Wert, und zwar nicht nur für die Kunstgewerbestadt Krefeld“²⁵⁾. Deneken versuchte Thorn Prikker an möglichst vielen Aktivitäten des Museums zu beteiligen; neben weiteren Ausstellungen²⁶⁾ waren dies auch Vorträge, Empfänge und Künstlerfeste²⁷⁾.



Abb. 1. Johan Thorn Prikker: Holländische Kunstausstellung 1903, Ausstellungsplakat; Lithographie; 125 x 85 cm; Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld



Abb. 3. Johan Thorn Prikker: Rotfeuerfische; Aquarell; 133 x 85 cm; um 1904; Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld

Mit der Eröffnung der Handwerker- und Kunstgewerbeschule im Mai 1904 begann Thorn Prikker seine Lehrtätigkeit in Krefeld. Er war mit ungefähr zwölf Stunden pro Woche Nebenlehrer und unterrichtete „Zeichnen nach Naturgegenständen, Entwürfe zu Plakaten, Tischkarten, Briefköpfe(n) usw. Verarbeitung von nach der Natur gezeichneten

Landschaften für Lithographie. Materialkunde über Stein- und Farbenmaterial, Zeichnen auf Stein und Präparieren derselben. Farbenabstimmungen, Umdruck und Farbendruck-Allgraphie. Naturstudien: Zeichnen und Malen im Freien, Landschaft und Tier in Blei, Pastell, Aquarell, Gouache und Ölfarben“²⁸.

Thorn Prikker konnte sich für diese Aufgaben mit guten Qualifikationen ausweisen. Das von ihm entworfene Werbeplakat für die Kunstzeitschrift „L'art appliqué“ und einige seiner Batiken (s. Abb. 2) waren unter anderem auf der Pariser und der Turiner Weltausstellung zu sehen gewesen, die Villa „De Zeemeeuw“ von van de Velde in Sche-



Abb. 2. Johan Thorn Prikker: Ornament; Batik auf Baumwolle; Tischdecke 109 x 109 cm; um 1899; Tropenmuseum Amsterdam



Abb. 4. Krawattenstoff mit Seepferdchen-Motiv; Entwurf Johan Thorn Prikker, Ausführung Audiger & Meyer, Krefeld; Seide; um 1908; 28 x 37 cm; Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld

veningen war in den Niederlanden und in Deutschland besprochen worden, und seine zwischen 1899 und 1903 entstandenen luministischen Landschaften waren Deneken und seinem Umfeld bekannt.

Von besonderer Bedeutung für Krefeld war sicherlich sein Unterricht in Dekorationsmalerei, da die Beschäftigung mit Stilisierung und Ornament als Thorn Prikkers Arbeitsschwerpunkt sehr eigenwillig und äußerst fortschrittlich war²⁹. Dies läßt sich exemplarisch an der Darstellung zweier Fische aus dem Jahr 1904 (s. Abb. 3) demonstrieren (Bleistift, Farbstift, Deckfarben und Collage auf Papier). Es handelt sich um Feuerfische, deren Körperformen durch Farbflächen reduziert sind und die, ausgehend von dem Naturvorbild, von Rottönen bestimmt werden. Die graphische Auffassung der Tiere ist in ihrer geometrischen Vereinfachung kennzeichnend für das Linienspiel der Nieuwe Kunst, die in ihrer Stilisierung nicht immer auf die kurvilinearen Formen zurückgreift wie der französische Art Nouveau. Die Vorliebe des Jugendstils für Fische und andere niedere Tiere, wie Insekten, läßt sich durch deren fast graphisch zu nennenden Körperbau mit ihren elastischen Gliedern erklären, die in einer Zeit expandierender Naturforschung (Mikroskopie) darstellungswürdig wurden.

Mehrere Tieraquarelle dieser Art von Thorn Prikker sind in die Krefelder Zeit zu datieren. Es handelt sich stets um Paare oder Tiergruppen, wie Heuschrecken, Vögel oder Mäuse, die häufig symmetrisch in die Fläche geordnet sind. Ausgewogenheit und Symmetrie erweisen sich auch in Thorn Prikkers Ornamentik als bestimmende Koordinaten.

Neben den technischen Fertigkeiten und künstlerischen Ideen vermittelte Thorn Prikker seinen Schülern vor allem die französische und niederländische Moderne von den Symbolisten bis zu van Gogh³⁰. Dabei wurde er von anderen Lehrern an der Schule unterstützt, so daß die Moderne in Krefeld zeitweise stärker präsent war als in den von den traditionellen Kunstakademien bestimmten Großstädten.

„Er wurde der bedeutendste Pädagoge in der Reihe der niederrheinischen Maler, in dem sich Intellekt und Intelligenz am glücklichsten trafen. (...) Er war und blieb der künstlerische Initiator, um den sich in einer langen Reihe von Jahren eine große Künstlerschaft gruppierte“³¹.

In Publikationen zur Krefelder Textilindustrie um 1900³² werden immer wieder Entwürfe Thorn Prikkers für die Krefelder Teppichfabrik, vormals Kneusels & Sohn, und für die Krawattenstickerei Audiger & Meyer vermutet³³. Fotos und vor allem ein heute noch erhaltener Krawattenstoff nach Entwürfen Thorn Prikkers (s. Abb. 4) sind wohl die ein-

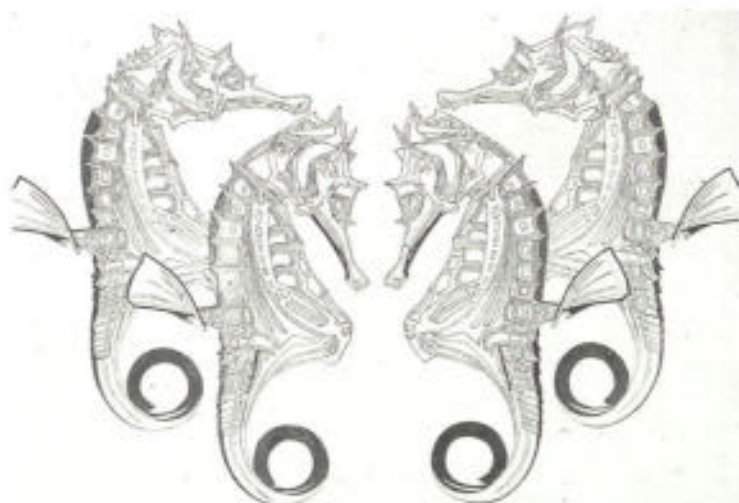


Abb. 5.
Johan Thorn Prikker:
Vier Seepferdchen;
Aquarell;
129 x 86 cm;
um 1904;
Kaiser Wilhelm
Museum, Krefeld



Abb. 6.
Johan Thorn Prikker:
Organisch-
Konstruktiv II (Welke
Sonnenblumen),
Textilentwurf;
Aquarell; 61 x 52 cm;
um 1906;
Kaiser Wilhelm
Museum, Krefeld



Abb. 7.
Die drei Eisheiligen;
Gobelin, Entwurf
Johan Thorn Prikker,
Ausführung
Frau Pahde,
Baumwolle;
173 x 118 cm;
um 1910;
Bröhan Museum,
Berlin



Abb. 8. Johan Thorn Prikker: Salomos Urteil; Karton für ein Wandgemälde; Entwurf für das Krefelder Amtsgericht; Aquarell; 112 x 64 cm, 1905; Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld



Abb. 9. Johan Thorn Prikker: Die Trauung; Karton für ein Wandgemälde; Entwurf für das Krefelder Standesamt; Aquarell; 140 x 112 cm; 1909; Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld

zigen Dokumente einer wohl weitaus umfassenderen Zusammenarbeit mit der örtlichen Textilindustrie. Das im Kaiser-Wilhelm-Museum befindliche Seidengewebe mit Seepferdchen-Motiv weist sowohl über die Provenienz als auch über den stilistischen Vergleich Johan Thorn Prikker als Autor aus, da Stilisierung, Ornamentik und Flächenanordnung an seine Tieraquarelle erinnern (s. Abb. 5). Bei dem ebenfalls im Krefelder Museum aufbewahrten Aquarell auf Karton mit vier Seepferdchen handelt es sich zwar nicht um den Originalentwurf des Stoffes, aber es ist sicher im Zusammenhang zu sehen.

Thorn Prikkers Zusammenarbeit mit einer Krefelder Möbelfabrik kann durch einen Katalog und Fotos aus dem Kaiser-Wilhelm-Museum nachgewiesen werden, denn er war 1911 auf der Ausstellung Krefelder Werkbundmitglieder mit verschiedenen ausgeführten Textilentwürfen vertreten. Auf einem Foto des Hauptausstellungsraums kann man eine Arbeit des Künstlers entdecken. Es handelt sich um die Ausführung des Entwurfs „Organisch-Konstruktiv II“ (s. Abb. 6). Im Katalog ist zu lesen, daß es sich bei dem Exponat um einen Wandschirm aus Mahagoni der Krefelder Möbelfabrik Stroucken & Co. handelt mit einem von Frau Pahde ausgeführten textilen Einsatz. Frau Professor Pahde, „eine begabte Dilettantin, die in Krefeld die Gobelin-Weberei wiederbeleben möchte“³⁴), hatte bereits seit 1908 Entwürfe Thorn Prikkers gewebt, von denen zwei weitere ebenfalls in der genannten Ausstellung präsentiert wurden: der Wandteppich „Die drei Eisheligen“ (s. Abb. 7) und ein Wandbehang mit Blumenmotiv. Sie folgten dem Vorbild der Scherrebecker Kunstwebschule, die

eine Erneuerung der Volkskunst in der Webtechnik erreichen wollte und mit der Deneken in enger Verbindung stand³⁵.

Durch seine Tätigkeiten an der Kunstgewerbeschule und am Museum ermutigt, bemühte sich Thorn Prikker, unterstützt von Friedrich Deneken, seit seiner Ankunft in Krefeld um städtische Aufträge. „Wandmalerei war damals seine Sehnsucht, aus Mangel an Aufträgen schuf er diese Entwürfe auf festem Karton und sprach viel von der Technik der Wandmalerei“³⁶). 1905 nahm er ohne Erfolg mit einem Karton am Wettbewerb für ein Wandbild im Krefelder Gerichtsgebäude teil (s. Abb. 8). In der Folge fertigte er einige Wandbild-Entwürfe ohne gezielte Auftragslage (s. Abb. 9)³⁷.

Ein neuer Exotismus? Javanische Kunst in Krefeld

Das Interesse an exotischen Kulturen verbreitete sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in ganz Europa. Der Japonismus hatte in den neunziger Jahren auch den Niederrhein erreicht und die Begeisterung für außereuropäische Kunst geweckt. Da Deutschland selbst eigentlich kein Kolonialstaat war, mußte es sich mit den Angeboten der Konkurrenz zufriedengeben. Aber auch hier konnte Frankreich nicht das Vorbild sein. Daher ist für das Verständnis von Thorn Prikkers Bedeutung für Krefeld die von ihm initiierte Niederländisch-Indische Kunstausstellung, die 1906 im Kaiser-Wilhelm-Museum stattfand, grundlegend³⁸). Angeregt wurde sie durch die Holländische Kunstausstellung

drei Jahre zuvor³⁹), die gezeigt hatte „(...) daß sich die zeitgenössischen holländischen Künstler auf die Kunst der niederländischen Kolonie beziehen“⁴⁰). Als Ziel der Ausstellung versprach sich Friedrich Deneken, an die Kontakte mit den Niederlanden anzuknüpfen, sie zu festigen und auszubauen, aber auch mit deren Kolonien. Zu vernachlässigen ist nämlich nicht, daß Java auf diesem Wege zum Vorbild für eine deutsche Kolonie in Südostasien gemacht wurde. Gleichzeitig sollte die Ausstellung auch Anregung für das deutsche Kunstgewerbe sein, da in diesen traditionellen außereuropäischen Exponaten laut Katalogtext moderne Ansätze für die Flächenverzierung wie „Materialgerechtigkeit, Flächigkeit und Linearismus“⁴¹) bereits verwirklicht waren.

Thorn Prikker erarbeitete gemeinsam mit Deneken das künstlerische Ausstellungskonzept und verwies den Museumsdirektor auf die entsprechenden wissenschaftlichen Fachleute in den Niederlanden⁴²). Genannt sei hier die Unterstützung des ethnographischen Museums in Leiden und des Haarlemer Kolonialinstituts, das die meisten Exponate und eine Anleitung zu Batik-Verfahren lieferte, und auf die Wissenschaftler G. Rouffar und J. Loebèr, die Katalogtexte zu einzelnen Aspekten des javanischen Kunsthandwerks schrieben. Die Hälfte der ausgestellten Objekte stammte allerdings nicht aus den Niederlanden, sondern direkt aus javanischen Sammlungen, zum Beispiel 217 Wajang-Figuren aus dem Besitz des Susuhunan von Solo⁴³). Thorn Prikker entwarf wohl nach deren Vorbild das Ausstellungsplakat (s. Abb. 10) mit javanisierenden Ornamenten und vier zentralen Wajang-Kult-Figuren



Abb. 10. Johan Thorn Prikker: Niederländisch-Indische Kunstausstellung 1906, Ausstellungsplakat; Lithographie; 92 x 72 cm; Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld



Abb. 11. Blick in die Niederländisch-Indische Kunstausstellung im Kaiser-Wilhelm-Museum; Raum mit Wajang-Figuren; Archiv des Kaiser Wilhelm Museums, Krefeld

über dem Titel. Ein Entwurf ist heute im Kaiser-Wilhelm-Museum ebenso erhalten wie auch das Plakat.

Thorn Prikker nahm auch großen Einfluß auf die Präsentation der Kunstwerke. Es sind zwar keine schriftlichen Quellen darüber erhalten, aber Archivfotos des Kaiser-Wilhelm-Museums (s. Abb. 11 und 12) belegen seine Beteiligung. In fast allen Ausstellungs-

bereichen hatte er die Wandgestaltung übernommen und seine Kenntnisse der Wandmalerei mit denen der Batik-Technik und des indonesischen Kunstgewerbes verbunden.

Thorn Prikkers Interesse für das südostasiatische Kunsthandwerk war vermutlich durch den befreundeten Kunstkritiker Henri Borel, der in Niederländisch-Indien lebte, oder aber durch den Malerfreund Jan Toorop, der auf

Java aufgewachsen war, geweckt worden. Die Batiktechnik hatte er sich wohl im November 1896, als er zu Besuch bei van de Velde in Uccle war, angeeignet. Natürlich hatte der Künstler javanisches Kunstgewerbe auch auf den niederländischen Kolonialausstellungen und den Weltausstellungen sehen können (s. Abb.13). Javanische Ornamentik, Fragen des Materials und der Färbetechnik beschäftigten ihn seither, und



Abb. 12. Blick in die Niederländisch-Indische Kunstausstellung im Kaiser-Wilhelm-Museum, Treppenaufgang mit der Wandgestaltung von Johan Thorn Prikker; Archiv des Kaiser Wilhelm Museums, Krefeld

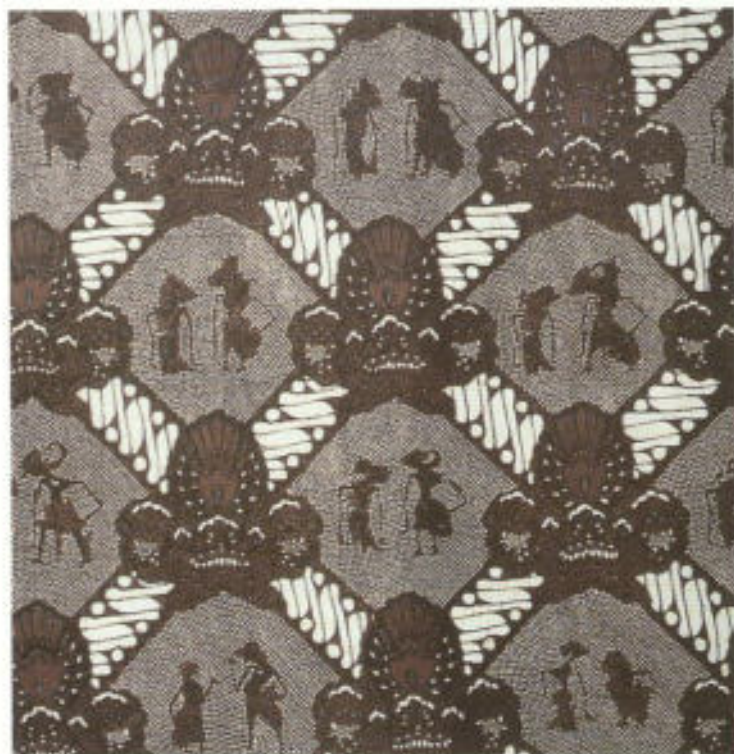


Abb. 13. Javanische Batik, Kraton-Muster auf Baumwolle, 19. Jahrhundert; Saba-Collection London

er experimentierte mit dem neuartigen Verfahren⁴⁴). Als er in Den Haag ab 1898 für den neugegründeten Kunsthandel „Arts and Craft“ und seit 1901 für „Binnenhuis Die Haghe“ Batiken entwarf (s. Abb. 2), aber auch Möbel und Kleingeräte, perfektionierte er das Verfahren, entwickelte aber auch die Ornamentik weiter.

In der Krefelder Ausstellung manifestierten sich diese Erfahrungen in der Formensprache der Wandmalereien in Kasein-Secco-Technik, die er für durchlaufende Friese, vorgeblendete Säulen mit Maskenkapitellen und Randverzierungen spezieller Objekte einsetzte (s. Abb. 12). Deneken stellte mit dieser Ausstellung erstmals umfangreich javanisches Kunstgewerbe in Deutschland aus und war nach Osthaus in Hagen (1904) der zweite, der indonesische Textilien außerhalb der Niederlande präsentierte. Ein weiterer Aspekt, der diese Ausstellung zu einer Pionierleistung machte, war die Tatsache, daß der Kunstcharakter der javanischen Exponate im Vordergrund stand und nicht der ethnographische. Dies unterstreichen auch die vielen Rezensionen, nicht nur in niederrheinischen Zeitungen, die die überregionale Rezeption der Ausstellung in Deutschland und den Niederlanden deutlich machten. Stets wurde neben der Vorbildlichen Vermittlung einer in Deutschland fast unbekanntes Kultur die enge Zusammenarbeit mit dem Nachbarn Niederlande in den Vordergrund gestellt. Die regionalen Zeitungen und Zeitschriften betonten darüber hinaus die Anregung für das örtliche Handwerk.

Obwohl die javanische Kunst und die Batik-Technik durch die Weltausstellungen einigen deutschen Künstlern bereits bekannt war, stieg das Interesse daran ab 1905, wobei die Ausstellung in Krefeld und ihre breite Diskussion in der Öffentlichkeit sicher einen Teil dazu beigetragen hat⁴⁵.

Johan Thorn Prikker kann meines Erachtens als der Künstler betrachtet werden, der die javanische Kunst mit dem niederländischen Jugendstil nach Westdeutschland gebracht hat.

Zum Schluß soll nochmals ein Freund von Thorn Prikker, der Holländer Albert Plasschaert, zu Wort kommen:

„Ein schwieriges Problem ist die Frage, war Deutschland gut für Thorn Prikker? Sofort muß man den Fall umkehrend sagen, daß Thorn Prikker für Deutschland gut war. Es war kultureller Eigennutz, einen verfeinerten Künstler wie Thorn Prikker einer ist, und einen Charakter, stets absolut unabhängig in seinem Ausdruck, in ein prosperierendes Land von anderer Wesensart zu locken. Es war will man es richtig verstehen – ästhetisches Kaufmannsdenken. Es wurde bloß versucht, einen empfundenen Mangel durch ihn zu beheben. Das war der Nutzen für

Deutschland, denn diese Einsicht hat in der Tat ihr Ziel nicht verfehlt“⁴⁶).

Der Bedeutung des Aufenthalts Johan Thorn Prikkers in Krefeld für sein eigenes Leben und Werk, aber auch für die Region Krefeld, wurde 1948 von seiner Witwe durch die Übergabe und spätere Schenkung des Nachlasses mit über 1000 Werken an das Kaiser-Wilhelm-Museum Rechnung getragen⁴⁷). Die Stadt Krefeld ehrt noch heute Nachwuchskünstler mit der Thorn-Prikker-Plakette.

Anmerkungen

¹) Die Autorin verfaßt eine Dissertation über Johan Thorn Prikker (Vom Symbolismus zum Deutschen Werkbund. Thorn Prikker und die künstlerischen Reformen in Holland und Deutschland um 1900). Die hier zusammengefaßten Forschungsergebnisse wurden im April 2001 auf der Jahrestagung der Association of Art Historians in Oxford erstmalig vorgestellt. Sie basieren auf neu erschlossenem Archivmaterial des Kaiser-Wilhelm-Museums, des Stadtarchivs, des Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchivs, Düsseldorf, und des Karl-Ernst-Osthaus-Archivs, Hagen.

²) Langbehn, August Julius: Rembrandt als Erzieher, 36. Auflage, Leipzig 1891, S. 145.

³) Archiv des Kaiser-Wilhelm-Museums, Krefeld (Akte Nr. 24, Gruppe V, C 17.1).

⁴) Vgl. Plasschaert, Albert: Johan Thorn Prikker, een karakterisering. In: Opgang, 5, 1925, S. 538 f. Als Beispiel seien hier der Kritiker Theo Molkenboer und der Künstler Hendrikus Berlage genannt.

⁵) Vgl. Vogelsang: Hollandse Gebruikskunst. (Binnenhuis – de woning – Arts and Craft, in: Onze Kunst, 2. Jg., 1. Jh., 1903, S. 19 – 23.

⁶) Vgl. dazu Leuring, W.: Johan Thorn Prikker, in: Wendingen. Orgaan van het genootschap Architectura et Amicitia te Amsterdam, Heft 9, 9te Serie, 1928, S. 3.

⁷) Im Besitz der Tochter Julie Sprecher-Thorn Prikker befindet sich ein Dokument zur Familiengeschichte. Aus diesem geht hervor, daß die Vorfahren Berta Cramers tief mit der Krefelder Textilwirtschaft verbunden waren. Ihr Großvater Samuel Mueller (1785 – 1875) war Sohn eines mennonitischen Schneiders aus Krefeld, der die Stadt im frühen 19. Jahrhundert verließ, um in Amsterdam zu studieren.

⁸) Schädelbach, Herbert: Die Abkehr von der Geschichte. Stichworte zum Zeitgeist im Kaiserreich. In: Ideengeschichte und Kunstwissenschaft, Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich, hrsg. von E. Mai et al. Berlin 1983, S. 31.

⁹) Mommsen, Wolfgang: Bürgerliche Kultur und politische Ordnung. Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle in der deutschen Geschichte 1830-1933, Frankfurt a. M. 2000, S. 22.

¹⁰) Mommsen, W.: Bürgerliche Kultur, a.a.O., S. 65.

¹¹) Mommsen, W.: Bürgerliche Kultur, a.a.O., S. 48.

¹²) Dies geht aus den Akten (10.453) des Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchivs, Düsseldorf, hervor.

¹³) Langbehn, A. J.: Rembrandt als Erzieher, a.a.O., S. 9.

¹⁴) Langbehn, A. J.: Rembrandt als Erzieher, a.a.O., S. 143.

¹⁵) Vgl. dazu Hein, Peter Ulrich: Rembrandtdeutsche Motive am Niederrhein. Hippolyte Taine, August Julius Langbehn, Joseph Beuys, in: Der Kulturraum Niederrhein im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 2, hrsg. von Dieter Geuenich, Bottrop, Essen 1987, S. 124.

¹⁶) Diese aktive Museumsarbeit ermöglichte eine bessere Vermittlung, Qualität und Vielfalt von Kunstwerken, fast wie in einer Kunstmetropole. Vgl. Kloos, H.: Übersicht über die Entwicklung der Stadt Krefeld 1901 – 1910, Krefeld 1913, S. 11.

¹⁷) Zitiert nach Heynen, J.: Kunst, Handwerk und bürgerliche Bildung. Die Anfänge des Kaiser-Wilhelm-Museums in Krefeld (1897 – 1912), in: die Heimat, Jg. 51, Krefeld 1980, S. 20.

¹⁸) Wember, P.: Das Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld, in: Krefelder Studien, hrsg. vom Stadtarchiv Krefeld, Bonn 1973, S. 277.

¹⁹) Vgl. dazu den Bericht über die Einrichtung der Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu Krefeld, Krefeld 1906, S. 4 f., Stadtarchiv Krefeld (F 463/1906).

²⁰) Es muß hinzugefügt werden, daß natürlich nicht die ganze Krefelder Bevölkerung von diesen kulturellen Aktivitäten und den zugereisten Künstlern, wie eine Aussage August Hoffs zeigt, begeistert war. „Wir nahmen heftig Partei, wenn in der Krefelder Presse auf die Moderne geschimpft wurde, auf Thorn Prikkers Weberlein und Kartons.“ Hoff, A.: Aus den ersten Jahren, in: 50 Jahre Werkkunstschule Krefeld, Krefeld 1954, S. 5, Stadtarchiv Krefeld (F 180).

²¹) Eppler, Alfred: Die Handwerker- und Kunstgewerbeschule Krefeld, in: Dekorative Kunst, 20. Bd., XII. Jg., München 1909, S. 177.

²²) Wember, Paul: Die Krefelder Expressionisten, in: Merian, Jg. 56 (1973), Heft 2, S. 27.

²³) Archiv des Kaiser-Wilhelm-Museums, Krefeld (Akte Nr. 24, Gruppe V, C 17.1).

²⁴) Im Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld, existiert noch der kleine Ausstellungskatalog, der die Exponate der Holländischen Kunstausstellung nennt, aber nicht abbildet.

²⁵) Anonymus: Die holländische Kunstausstellung in Krefeld, in: Kunst und Künstler, Heft XI, 1903, S. 327.

²⁶) Für die Ausstellung „Linie und Form“ lieferte der Künstler einen Plakatentwurf, der zwar abgelehnt, dessen zugrundeliegendes Aquarell „Sägefische“ aber ausgestellt wird. Vgl. die Unterlagen zur Ausstellung „Linie und Form“ im Archiv des Kaiser-Wilhelm-Museum, Krefeld, (Nr. 26, Gruppe Vb, 19.1.)

²⁷) Neben einem Plakatentwurf war Thorn Prikker auch im Organisationskomitee des Niederrheinischen Künstlerfestes vertreten, das im Sommer 1905 in Krefeld stattfand.

²⁸) Lehrplan im Programm der Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu Krefeld, Krefeld um 1904, Stadtarchiv Krefeld (F 1078), S. 17. Wie es zur Auswahl dieser Fächer gekommen ist, läßt sich anhand der noch existierenden schriftlichen Quellen nicht mehr nachvollziehen.

²⁹) Vgl. dazu: Leuring, W.: Johann Thorn Prikker, in: Opgang, a.a.O., S. 5.

³⁰) Dies läßt sich anhand der Werke und Aussagen seiner Schüler feststellen. Vgl. dazu den Ausstellungskatalog „Reformzwang“, Ahlen 1999, der den Einfluß Thorn Prikkers auf Heinrich Campendonk, Helmuth Macke und andere nachzeichnet.

³¹) Wember, P.: Die Krefelder Expressionisten, a.a.O., S. 27 f.

³²) Zum Beispiel Christiane Lange: Die Krefelder Teppichfabrik AG, vormals Kneuels & Co., und die Reformbestrebungen des Krefelder Museumsdirektors Deneken, in: Die Moderne im Rheinland. Ihre Förderung und Durchsetzung

In Literatur, Theater, Musik, Architektur, angewandter und freier Kunst 1900 – 1933, hrsg. von Dieter Breuer, Köln 1994, S. 343 ff.

³²⁾ Leider läßt sich die Zusammenarbeit Thorn Prikkers mit dem Krefelder Gewerbe nur sehr schwer rekonstruieren, da fast alle Firmenarchive seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen sind. Nur im Archiv des Kaiser-Wilhelm-Museums sind vereinzelte Hinweise erhalten geblieben.

³³⁾ Schmidt, Max: Werkbundbestrebungen in Krefeld, in: Dekorativ Kunst, Bd. 19, 1911, S. 555.

³⁴⁾ Vgl. dazu „Der westdeutsche Impuls 1900 – 1914, Kunst und Umweltgestaltung im Industriegebiet. Von der Künstlerside zu Industriephotographie“, hrsg. von Gerda Breuer, Krefeld 1984. Meine Vermutung ist, daß nur deshalb so wenige Krefelder Firmen nach Entwürfen Thorn Prikkers gearbeitet haben, weil seine Textilentwürfe besser für die wiederzubelebende Hausweberei als für die industrielle Fertigung geeignet waren (im Unterschied zu denen von Behrens oder van de Velde).

³⁵⁾ Hoff, August: Persönliche Begegnungen mit bedeutenden Malern (1), in: Mitteilungsblatt des Wirtschaftsverbandes Bildender Künstler Nordrhein-Westfalen, Jg. 17, Heft 3, März 1971, S. 13 (Stadtarchiv Krefeld, Zeitungsausschnitte Nr. 1465).

³⁶⁾ Einen erneuten Versuch startete er 1909 für einen Auftrag beim Krefelder Standesamt, der jedoch wieder nicht ausgeführt wurde. Die Gründe sind dafür heute nicht mehr zu ermitteln. Das einzige nachweislich ausgeführte Wandbild ist eine Kasein-Secco-Malerei im Restaurant am Hülsberg, das einen Hühnerhof darstellte. Dies geht aus zwei Briefen Dr. Leulings an die Sekretärin des Krefelder Oberbürgermeisters aus dem Jahre 1932 her-

vor, die sich heute im Stadtarchiv Krefeld befinden. Wie auf einem Foto der „Rheinischen Post“ aus dem Jahr 1969 zu sehen ist, hatte Thorn Prikker den gesamten oberen Teil des Gastraums mit einem durchlaufenden Gemälde ausgestattet und wahrscheinlich auch ein Deckengies ausgefertigt. Da dieses Werk 1929 übermalt und in der Folgezeit zerstört wurde, gibt es in der ganzen Stadt keine erhaltene Auftragsarbeit mehr aus Thorn Prikkers Krefelder Zeit. Fotos und Informationen liefert der Artikel von Norbert Koch: „Thorn Prikker kein Opfer der NS-Zeit“, in: „Rheinische Post“, Nr. 222, vom 26. Februar 1969, Kopien im Stadtarchiv Krefeld, Zeitungsausschnitte, Nr. 1465.

³⁸⁾ Die einzige Untersuchung zu diesem Thema ist bis heute der Artikel von Carl-Wolfgang Schürmann im Ausstellungskatalog „Der westdeutsche Impuls“, Krefeld 1984, a.a.O., S. 153 – 157.

³⁹⁾ Brief von W. Leuring an F. Deneken vom 5. August 1903, Archiv des Kaiser-Wilhelm-Museums, Krefeld, Nr. 24, Gruppe V, C. 17.1, Blatt 330.

⁴⁰⁾ Ausstellungskatalog der Niederländisch-Indischen Kunstausstellung 1906 im Kaiser-Wilhelm-Museum, Krefeld, S. IV, Archiv des Kaiser-Wilhelm-Museums, Krefeld. Zum Einfluß javanischen Kunstgewerbes auf den holländischen Jugendstil vgl.: Billeter, Erika: Über den Javanismus im holländischen Jugendstil, in: Ethnologische Zeitschrift Zürich (I), 1972, S. 25 – 43, und Joosten, Joop: De batik en de vernieuwing van de nijverheidskunst in Nederland (1892-1905), in: Nederlands Kunsthistorisch Jaarboek, XXII, 1972, S. 407-429.

⁴¹⁾ Ausstellungskatalog der Niederländisch-Indischen Kunstausstellung, a.a.O., S. V.

⁴²⁾ Archiv des Kaiser-Wilhelm-Museums, Krefeld, Akten zur Niederländisch-Indischen Kunstausstellung, Nr. 26, V.

⁴³⁾ Archiv des Kaiser-Wilhelm-Museums, Krefeld, Akte Nr. 25, Gruppe V, C. 18.3, Blatt 147.

⁴⁴⁾ Dies geht aus Briefen hervor, die er an seinen Freund Henri Borel nach Java schrieb und bat, Geräte, Material und Farben von seiner Reise mitzubringen. Vgl. Briefwechsel Thorn Prikker mit Henri Borel, hrsg. von Joop Joosten, Nieuwkoop 1960, S. 252/253; zu Thorn Prikkers Batiken siehe Joosten, Joop: De batik en de vernieuwing van de nijverheidskunst in Nederland, a.a.O., S. 414-417.

⁴⁵⁾ Damit folge ich Michel Brummanns Ansatz, daß Kunst- und Ausstellungen zum repräsentativen Forum für das Kunstgeschehen und die Kunstanschauung im Sinne einer Ermittlung von Zeitgeist und Stimmung sind. Vgl. Brummann, M.: Die Kunstzeit als Faktor der Ideen- und Geistesgeschichte. Ein Beitrag zum Thema Kunst und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert, in: Ideengeschichte und Kunstwissenschaft, a.a.O., S. 260.

Ein Hinweis auf Krefelds Vorreiterrolle findet sich im Kapitel „Europa entdeckt die Batik“, in: Forman, Bedrich: Batik und Ikat. Textilkunst aus Indonesien, Prag 1990, S. 29.

⁴⁶⁾ Plasschaert A.: JTP: een karakterisering, a.a.O., S. 546, übersetzt von der Autorin. Dieser Artikel ist auch für Datierungsfragen der Krefelder Zeit hilfreich.

⁴⁷⁾ Vgl. Bestandskatalog zu Thorn Prikker von Paul Wember und Johannes Cladders, die den Nachlaß 1966 erstmals ordneten: Wember, Paul: Johan Thorn Prikker. Glasfenster, Wandbilder, Ornamente 1891 – 1932. Krefeld 1966.

Tod und Begräbnis – Volksglauben

Teil 2

von Dieter Nellessen

8. Volksglauben

8.1 Das Brauchtum vor Eintritt und im Angesicht des Todes

Der Mensch hatte aufgrund der unausweichlichen Konfrontation mit dem Tod seit alters her immer wieder versucht, seine durch den Tod eingeschränkte Lebensouveränität und damit seine Würde als höchste Schöpfung insofern halbwegs wiederzuerlangen, als er den Tod beziehungsweise seine Vorzeichen hinterfragte, ohne in Frage zu stellen, ob der Tod sich überhaupt sichtbar ankündigte. Ein Trugschluß ohne Zweifel! Für ihn und vor allem für seine Psyche war es aber wichtig, den Tod als berechenbare Situation zu verstehen, ihn einzukalkulieren, akzeptable Schlüsse zu ziehen und Regeln im Umgang mit ihm aufzustellen. Kurz gesagt: Der Tod sollte irgendwie greifbarer, berechenbarer sein. Eine für den Menschen angeblich qualitativ gleichrangige Auseinandersetzung zwischen Mensch und Tod und Tod und

Mensch hatte sich damit über die Jahrhunderte hinweg angebahnt, wobei der Mensch letzten Endes dennoch den Verliererposten besetzte. Wir haben es hier mit einem klassischen Fall des Volksglaubens zu tun. Er ist nämlich genau das, was das Volk, zumal in bezug auf die außer- und übernatürliche Welt und die scheinbar nicht erklärbaren Vorgänge, für wahr hält. Wir haben es mit einem Brauch ohne Glauben, aber nicht ohne Sinn zu tun⁽²⁹⁾. Mag er, nach unseren heutigen Erkenntnismaßstäben auch noch so aus der Luft gegriffen sein, zur damaligen Zeit hatte der Volksglaube, gerade bei diesem Thema, zu einem gewissen Trost der Lebensbewältigung geführt.

O. Runkel hat in seiner Abhandlung über den niederrheinischen Aberglauben (Aberglaube = Volksglaube) einige interessante Hinweise über Vorsichtsmaßnahmen bei eventuellen Begegnungen mit dem Tod gegeben. So glaubte man, daß Kinder bald sterben müßten, wenn sie an Grabblumen riechen. Nach R. Beitzl galten als ausgesprochene Grabblu-

men die gelbe Ringelblume – wegen ihres scharfen Geruchs als Totenblume verwendet; Nelken (Grabnägel) – wegen ihrer meist kreuzständigen Blätter ein apotropäisches (Unheil abwehrendes) Mittel gegen Dämonen oder Wiedergänger; das schwach giftige Immergrün, ein Hundsgiftgewächs; die Raute – in Österreich auch Totenkraut genannt und als Grabbeigabe verwendet, eine Abwehrpflanze gegen die Pest; die Lilie – aus dem Grab hervorsproßend ein Zeichen für die Unschuld des Getöteten, eine beliebte Totenblume; der Rosmarin – wegen seines starken Geruchs ebenfalls wie die Ringelblume ein Apotropaikum (Früher wurden die Totenkronen aus Rosmarin gewunden! An dieser Stelle sei auch an das Volkslied „Ich hab’ die Nacht geträumet“ erinnert, in dem von einem Rosmarinbaum, einem Kirchhof und einem Grab die Rede ist). Die Königin der Blumen, die Rose, war die wohl beliebteste Grabblume – in der christlichen Symbolik ein Sinnbild des Paradieses (Während der Schweizer Reformationszeit pflanzten die Katholiken rote Rosen und die

Protestanten weiße Rosen auf die Gräber!). Die Grabblumen galten als Eigentum des Toten. Wer sie abpflückte oder sogar mitnahm, der hatte sein Leben verspielt⁷⁰). Weiter führt O. Runkel aus, daß eine Wiege, in der sich kein Kind befand, niemals bewegt werden durfte, sonst würde der Tod angelockt. Bestenfalls konnte aber das Kind – nur – Kopfschmerzen bekommen. Heulende Hunde, schreiende Käuzchen („Komm mit, komm mit!“), eine plärende Elster, ein trauriger Klang der Kirchenglocke, ein unerklärliches plötzliches Zerspringen einer Fensterscheibe, Spinnenflecken in der Wäsche, knarrendes Schrank- oder Bettenholz, ein Birnbaum in seiner zweiten Blüte, weiße Blätter an Bohnen und Rüben, das unerklärliche Stehenbleiben einer Uhr und manches mehr waren sichere Zeichen des nahenden Todes⁷¹). Sehr bekannt war die Version der rappelnden Sargbretter in einer Schreinerei, die auf einen nahen Tod hindeuten. J. Nießen hat in seine Sammlung der „Sagen und Legenden vom Niederrhein“ eine Geschichte dieses Inhalts, aus Rheinberg stammend, in Gedichtform konzipiert, aufgenommen: „Des Meisters Ahnung“. Auch in Krefeld war diese Todansage durch rappelnde Bretter bekannt. In der Schreinerei Wansleben, in nächster Nähe zum Kirchhof-Eingang der Alten Kirche gelegen, hatten immer dann die Bretter gerappelt, wenn ein neuer Sarg angefertigt werden mußte⁷²). Alle diese Hinweise hatten aber nur allgemeinen Charakter gehabt. Der Mensch wollte es jedoch, wenn möglich, ganz genau wissen, wen der Tod als nächsten holte. Nach R. Beitzl, „Tod und Begräbnis“, hatte es im Rheinland konkrete Hinweise gegeben. Wenn zum Beispiel das Sternzeichen des „Kleinen Bären“ über einem Haus stand, dann deutete es auf den Tod eines Kindes hin, das in diesem betreffenden Haus lebte. Der Große Bär wurde „de Leich“ genannt. Stand dieses Gestirn über einem Haus, dann starb darin in nächster Zeit ein Erwachsener. War dann vielleicht der Stern vorne beim Großen Bären nicht zu sehen, dann starb bald der Erwachsene ohne den Empfang der Sterbesakramente⁷³).

8.2 Ein besonderer Uerdinger Brauch vor Eintritt und im Angesicht des Todes: der Kreuzweg der Sieben Fußfälle und das Karfreitagsspiel

Ein bemerkenswerter alter Uerdinger Brauch muß in diesem Zusammenhang an dieser Stelle gebührend gewürdigt werden, und zwar die Sieben Fußfälle. H. Weyers bemerkte in seinen Uerdinger Erinnerungen hierzu: „Schon wenn eine Person so schwer erkrankte, daß das Ableben zu befürchten war, kamen in der Dämmerung die Kinder und die Frauen, hin und wieder sogar die Männer, aus der Nachbarschaft und beteten

den Kreuzweg um eine selige Sterbestunde für den mit dem Tode Ringenden. Der Kreuzweg begann bei der Pieta am Obertor (s. Abb. 12 und 13). Die Stationen standen rund um die Stadt innerhalb der Stadumwallung und endeten am Kalvarienberg in

der Casinogasse⁷⁴). Wenn H. Meyers von einem „Kreuzweg“ redete, dann meinte er explizit die Sieben Fußfälle. Daß das Brauchtum der Sieben Fußfälle nicht nur in Uerdingen zu Hause, sondern weit verbreitet war, berichtet A. Wrede in seiner Abhandlung



Abb. 12. Die Pieta vom Obertor der kurkölnischen Festungsanlage Uerdingen



Abb. 13. Die Nische der Pieta links von der Ausfahrt im Obertor



Abb. 14. Anna Katharina Emmerick, die stigmatisierte Seherin der Sieben Fußfälle



Abb. 15. Die Fußfall-Station Nr. 5 auf dem Grundstück der Wirtschaft „Zum Bügel-eisen“

„Rheinische Volkskunde“: „Wenn jemand im Sterben lag oder nicht zum Sterben konnte, so gingen die Angehörigen wohl zum Lehrer und baten ihn, einige Kinder zum Beten der Stationen zu schicken, dafür er-

hielten die Kinder eine kleine Vergütung, so ist aus dem Umfeld von Krefeld berichtet⁷⁵⁾. „Über den Inhalt der Gebete bei den Sieben Fußfällen wird nur berichtet, daß vor jedem Kreuz das Apostolische Glaubensbekenntnis

und sieben Vaterunser, auf dem Rückweg der Rosenkranz um einen sanften Tod gesprochen werden. Doch das ist aufschlußreich genug, legt es doch die Vermutung nahe, daß das Glaubensbekenntnis auch in diesem Fall exorzistischen Charakter hatte, wie später für das häufige Sprechen des Glaubensbekenntnisses im Sterbefall nachgewiesen wird. Damit hätten wir in den Fußfällen einen nach Form und Inhalt fast bis ins Mittelalter zurückreichenden Gebetsbrauch vor uns⁷⁶⁾. Die Fußfall-Stationen hatten einen tieferen historischen Hintergrund, als lediglich Kreuzwegstationen zu sein.

Nach M. Eliade waren die Mauern einer Stadt nicht nur eine kommunale Grenze, sondern vielmehr auch eine Art magisch-mystisches Bollwerk, das die Bewohner wirksam vor Dämonen schützte, die außerhalb der Mauern das Chaos beherrschten. Der durch die Stadtmauern begrenzte Raum war somit eine Schutzzone, ein organisierter Kosmos im Kleinen. Aus diesem Grund tat es not, daß sich die Bevölkerung – nicht nur in Seuchen, Belagerungs- oder anderen Krisenzeiten – zusammenfand, um mit Prozessionsgängen innerhalb der Stadtgrenze, sprich des Mauerringes, die Bewehrung in ihrer magisch-mystischen Substanz zu verstärken⁷⁷⁾. Die seit dem 16. Jahrhundert bekannten 14 Kreuzweg-Stationen hatten häufig aus nur sieben Stationen bestanden. Nach den Visionen der stigmatisierten Anna Katharina Emmerick aus Dülmen/Westfalen (s. Abb. 14), die Clemens von Brentano nach ihrem Tod 1824 aufgezeichnet und im Jahre 1833 unter anderem in der Schrift „Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christ“ veröffentlicht hatte, war Christus im Verlaufe seines Leidensweges siebenmal zu Boden gefallen. Anna Katharina Emmerick bezeichnete diese Stationen als Sieben Fußfälle. Die Zahlenmystik des Mittelalters hatte dabei eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. In den sogenannten Volksandachten war die Zahl Sieben beliebt. Man muß in diesem Zusammenhang auf die sieben Freuden und die sieben Schmerzen Mariens hinweisen, ebenso auf die sogenannten sieben Zufluchten, die sieben Himmelsriegel, die zwei mal sieben Stationen des Kreuzweges und vor allem auf die Schöpfungsgeschichte des Siebentage-Rhythmus. Die alten Uerdinger Stationen standen wie folgt: 1. in der Turmstraße vor dem Südwestturm (Eulenturm), 2. in der Turmstraße gleich hinter dem Südwestturm, 3. und 4. auf der Seilbahn, 5. am Zollhof/Ecke des Grundstücks der Wirtschaft „Zum Bügeleisen“, 6. auf der Kronenstraße am heutigen evangelischen Gemeindehaus und 7. in der Casinogasse mit dem Kalvarienberg⁷⁸⁾. E. Feinendegen, der bekannte Uerdinger Historiker, korrigierte die Standortangaben von Heckmanns in einem Punkt: Die Stationen Nr. 5 und Nr. 6 standen ursprünglich beide auf der Kronenstraße. Eine von ihnen war erst später zur Ecke des

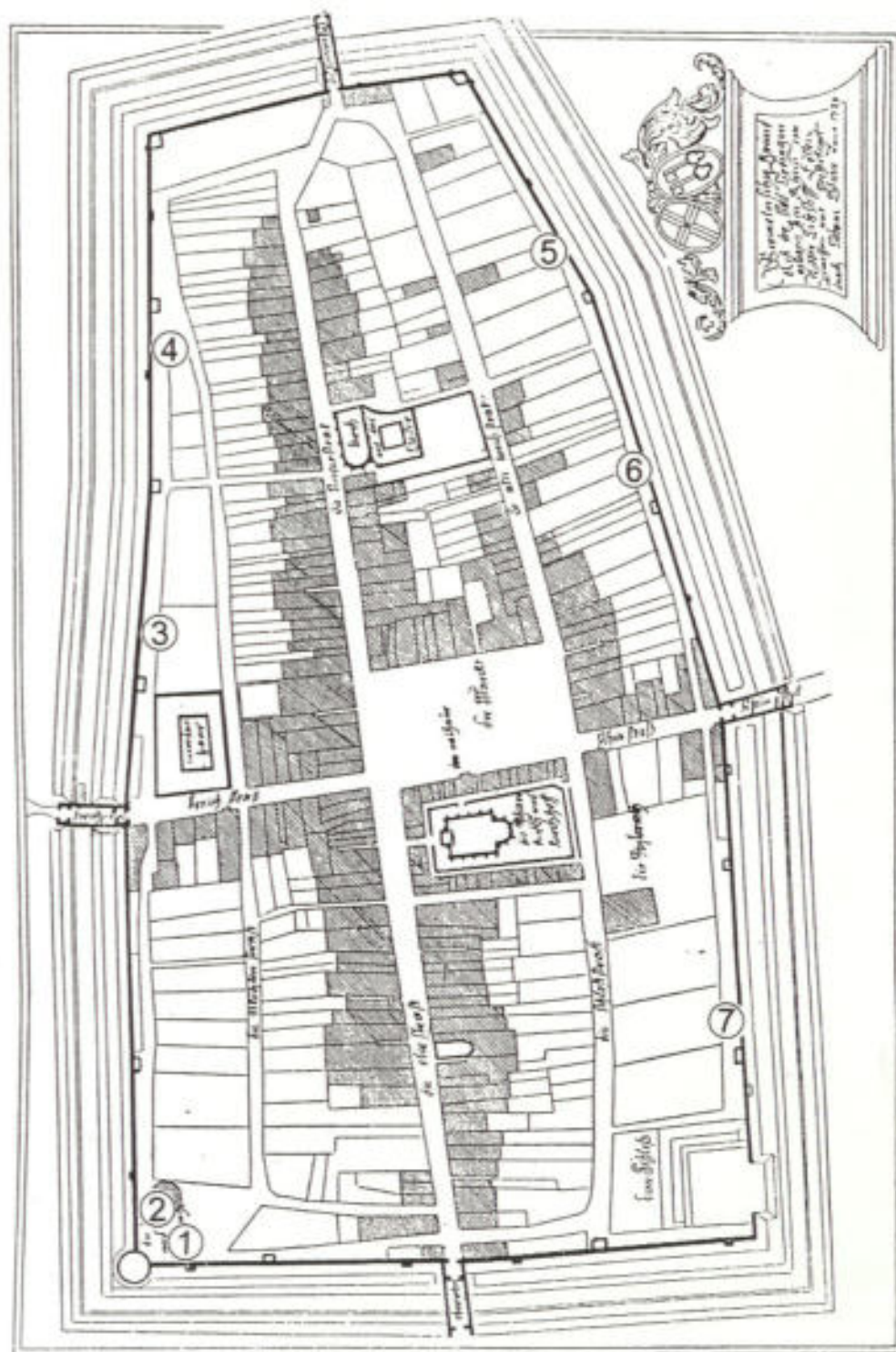


Abb. 16. Plan der alten Fußfallstationen der kurkölnischen Festungsstadt Uerdingen

Station 1: Turmstraße vor dem Eulenturm; Station 2: Turmstraße gleich hinter dem Eulenturm; Stationen 3 und 4: Seilbahn; Station 5: Kronenstraße; nach 1880 neuer Standort am Bügeleisen; Station 6: Kronenstraße; Station 7: Kalvarienberg in der Casinogasse

Grundstücks Bügeleisen verlegt worden⁷⁹⁾ (s. Abb. 15). Betrachtet man den Lageplan der mittelalterlichen Uerdinger Fußball-Stationen, die zum besseren Verständnis in die Karte von Adam Blum aus dem Jahre 1724 eingetragen sind, so stellt man, obwohl H. Weyers dies berichtet, keine ringartige Verteilung der einzelnen Stationen innerhalb des gesamten Wehrmauer-Bereiches fest (s. Abb. 16). Die Gründe liegen auf der Hand, denn die Bebauungs- und Nutzungsfläche einschließlich Wegenetz standen als Hindernis im Wege. Im Norden verlief die Ringstraße nicht an der Stadtmauer, sondern war nach Süden versetzt. Im Südosten blockierte das Terrain des kurkölnischen Schlosses die Wegführung. Nur der Wehrgang auf der Festungsmauer gewährte aus Verteidigungszwecken einen ununterbrochenen Rundgang und stand allein den Stadtsoldaten beziehungsweise den Wachleuten zur Verfügung⁸⁰⁾, (s. Abb. 16). Trotz der unregelmäßigen Verteilung der Fußball-Stationen innerhalb der Stadtmauer war das Vertrauen in die Schutzmacht der Sieben Fußfälle für das gesamte städtische Terrain ungebrochen. Der Glaube versetzte eben Berge, wie der Volksmund zu berichten weiß!

Im Jahre 1853 veröffentlichte der damalige Rektor der Höheren Stadtschule zu Crefeld, heute Gymnasium am Moltkeplatz, Dr. A. Rein, eine Schrift unter dem Titel „Vier geistliche Spiele des 17. Jahrhunderts für Charfreitag und Fronleichnamfest“, in der die Bedeutung der Uerdinger Fußfälle unterstrichen wurde. Das „Charfreitag“-Spiel vom Leiden und Tod unseres Herrn Jesus Christus, das am Hauptaltar der Pfarrkirche begann, bewegte sich nach diesem Introitus entlang der Fußball-Stationen. Die Kreuzigungsszene und der Tod wurden am Kalvarienberg in der Casinogasse inszeniert. Jünglinge trugen dann den Leichnam in die Pfarrkirche zurück, wo anschließend, obwohl nicht berichtet, mit Sicherheit die Grablegungszeremonie stattfand. In den Parochien, in denen Karfreitagsspiele stattfanden, existierten zum Teil in vereinfachter Form bemalte Holztruhengräber als Requisit des letzten Aktes der Grablegung in der Kirche, wie zum Beispiel ein Exemplar aus der Pfarrkirche von Baar (Kanton Zug/Schweiz) zeigt (s. Abb. 17). Ein besonders prunkvolles Grab aus einer dramatisierten Karfreitagsfeier befindet sich im ungarischen Garamszentbenedek (s. Abb. 18). Leider berichten die Urkunden aus Uerdingen nicht über die Abschlussfeier der Grablegung in der Kirche, die sich konsequenterweise anschließen mußte. Von daher ist auch kein Hinweis vorhanden, wie das mit Sicherheit vorhandene Holztruhengrab ausgesehen hat. Von einer anderen als dieser einfachen Art kann nämlich angesichts der nur regionalen historischen Bedeutung der Uerdinger Pfarre nicht ausgegangen werden. A. Rein berichtete weiter, daß sich Spuren von Karfreitags-Prozessionen mit Elementen des darstellenden



Abb. 17. Die Heiliggrabtruhe aus der Pfarrkirche von Baar (Kanton Zug/Schweiz); um 1430

Spiels bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts verfolgen lassen können⁸¹⁾.

Kommen wir nun wieder zu den Fußball-Stationen zurück, und zwar konkret zu denen

auf der Ecke des Grundstücks Bügeleisen und im südlichen Teil der Rheinanlage an der alten Festungsaußenmauer, genannt Kalvarienberg. Die Station am Bügeleisen ist ein in Backstein gemauertes, mit einem Giebel



Abb. 18. Prunkvolles Heiliggrab aus Garamszentbenedek, Ungarn, 15. Jahrhundert



Abb. 19. Der Uerdinger Kalvarienberg an der alten Festungsmauer nach seiner Restaurierung

versehenes und geschlammtes Heiligenhäuschen. In der Nische war seinerzeit ein erneuertes Gemälde zu sehen: „Christus bricht unter dem Kreuz zusammen“. In einer modernen Nische des Kalvarienberges war ein hölzerner Kruzifixus aufgestellt, circa 1 m hoch und ungefähr 75 cm breit, eine einfache Arbeit nach einem Typus des 15. Jahrhunderts⁸²⁾. Da das Kalvarienbergkreuz ei-

nem nicht mehr zu verantwortenden Verfall ausgesetzt war, kamen die Uerdinger Bezirksvertretung und die Pfarrgemeinde St. Peter überein, das Kreuz in die Kirche zu überführen. „Dafür wollte die Kirchengemeinde auf ihre Kosten eine Kopie anfertigen, die dann an der alten Stelle wieder aufgerichtet werden sollte. Bei der Liturgie am Karfreitag, dem 27. März 1970, ist das ge-



Abb. 21. Der Versehgang des Priesters erregt Aufmerksamkeit und soll den Zuschauer zu Fürbitten motivieren.

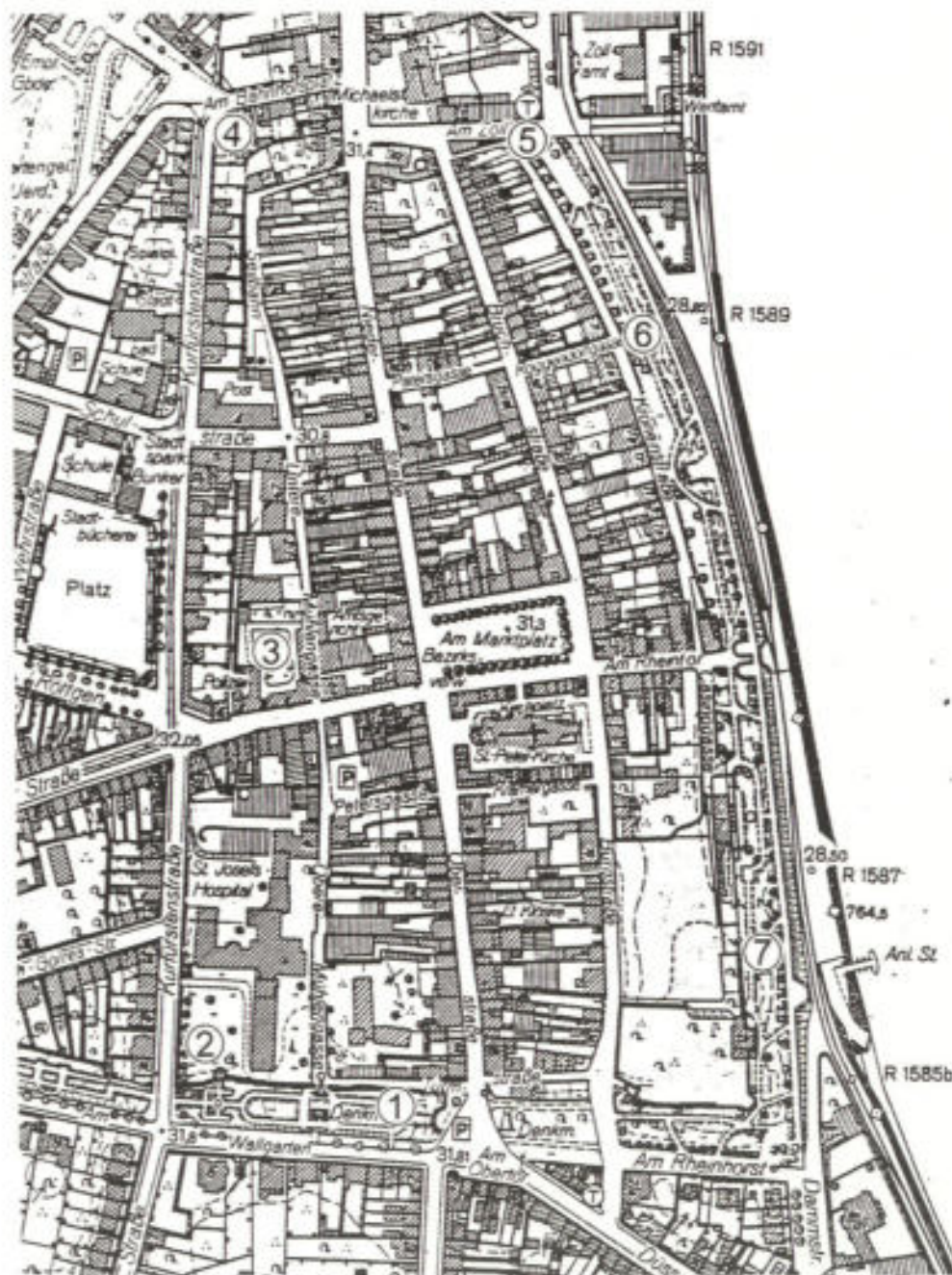


Abb. 20. Die Standorte der heutigen Uerdinger Fußfälle

Station 1: Wallgarten an der alten Festungsmauer; Station 2: Eulenturm im Krankenhaus-Garten; Station 3: Garten des Brempter Hofes; Station 4: Anlage am Nordwest-Turm; Station 5: Grundstück Bügeleisen; Station 6: Rheinanlage vor dem Evangelischen Gemeindehaus; Station 7: Kalvarienberg in der Rheinanlage an der alten Festungsmauer

schehen als Teil des Gottesdienstes. Die Kreuzverehrung wurde als Prozession zur alten Stadtmauer gehalten und das Kreuz da, wo es heute steht, aufgerichtet⁸³⁾ (s. Abb. 19). Dank der Initiative des Uerdinger Heimatbundes wurde die Tradition der Sieben Fußfälle in das Programm aufgenommen, eine Wiedererrichtung geplant und ab 1987 durchgeführt. Für die Gestaltung gewannen die Initiatoren die bekannte Linner Künstlerin Dr. Marianne Kiesselbach. Die thematische Reihenfolge der alten Fußfall-Stationen war nicht mehr bekannt. Nach eingehender Beratung hatte man sich dann für die Stationen der Sieben Fußfälle aus Vorst entschieden, die an folgenden Standorten errichtet wurden (s. Abb. 20): 1. Jesus am Ölberg – Wallgarten an der alten Festungsmauer, 2. Jesus wird verurteilt – Südwestturm (Eulenturm) im Krankenhausgarten, 3. Jesus trägt das schwere Kreuz – Gartenanlage des Brempter Hofes, 4. Jesus fällt unter dem Kreuz – kleiner Park am Nordwestturm, 5. Veronika reicht Jesus das Schweißtuch – Heiligenhäuschen an der Ecke des Grundstücks Bügeleisen, 6. Jesus wird ans Kreuz genagelt – nördlicher Teil der Rheinanlage vor dem

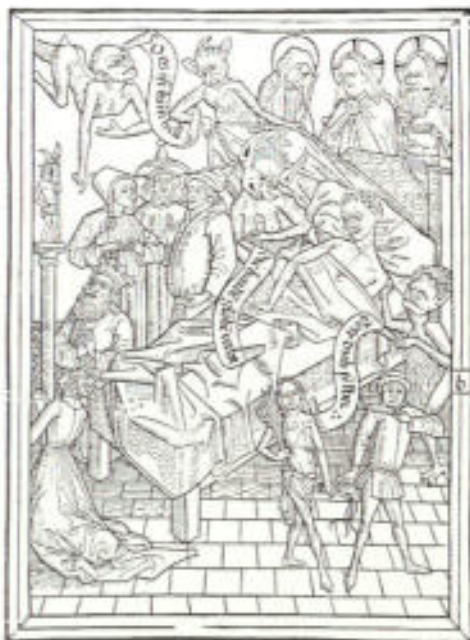


Abb. 22. Verführung zum Tod in Unfrieden

Evangelischen Gemeindehaus, 7. Jesus stirbt am Kreuz – Kalvarienberg im südlichen Teil der Rheinanlage. Die 7. Station weicht insofern von dem Vorster Vorbild ab, als Maria und Johannes fehlen.

8.3 Versehgänge, testamentarische Verfügungen und Abschiednehmen

Im Normalfall führte der Priester mit seinen Ministranten den Versehgang durch (s. Abb. 21). Wenn in Uerdingen einem Sterbenskranken die Wegzehrung gebracht wurde, begleiteten die Nachbarn den Geistlichen, „der unter einem seidnen Schirm ging, der von einem der Nachbarn getragen wurde“⁸⁴. Über den Brauch beziehungsweise die moralische Verpflichtung der Nachbar-Begleitung berichtet eine Urkunde vom 2. Juli 1666. Darin erteilte der Generalvikar des Erzbischofs Maximilian Heinrich von Köln, Paulus Aussemius, dem Uerdinger Pfarrer Henrich Overbeck unter anderem eine Anweisung bezüglich des Versehgangs beziehungsweise der Vorgehensweise. Er sollte sich um die würdige Verehrung des hl. Sakramentes sorgen und darauf achten „daß das hl. Sakrament bei Krankenbesuchen mit Licht und Glöckchen durch zwei angesehene Nachbarn begleitet wird“ (Rückseite der Urkunde: „Decretum visitationis domino pastori Overbeck anno 1666 datum“⁸⁵). Es gibt viele niederrheinische Belege über die Art der Durchführung des Versehanges. An dieser Stelle sollte ein Beispiel aus dem

Wallfahrtsort Kevelaer nicht unerwähnt bleiben, da es fast deckungsgleich mit dem Uerdinger Brauch ist. Dort war es Brauch, daß vier Nachbarn den Geistlichen mit den hl. Sakramenten abholten. „Sie gingen zu beiden Seiten mit großen brennenden Kerzen,

sogenannten Flambeaus, bis zum Kranken. In der Amsterdamer Straße hatte man sogar einen großen, blauseidenen Schirm. Er diente als Baldachin bei Versehgingen über dem hl. Sakrament und wurde von einem Nachbarn getragen“⁸⁶. Auch in Krefeld war



Abb. 23. Ein Sterbender empfiehlt seine Seele Gott

der Brauch der Begleitung eines Rochett tragenden Priesters bei Versgehängen üblich. Während der Reformationszeit in der protestantischen Grafschaft Moers und der Herrlichkeit Krefeld unterlagen die Katholiken bei dieser Ausübung großen Zwängen. Kreuze, Lichter und Weihwasser durften nicht öffentlich gezeigt werden. Das hl. Sakrament mußte sogar unter dem Mantel zu den sterbenden Katholiken getragen werden⁸⁷. In dieser Sache berichtet G. Buschbell in seiner Krefelder Geschichte, Band 1, über einen konkreten Fall aus dem Jahre 1695: „Der Guardian des Uerdinger Klosters (= Franziskanerkloster an der Niederstraße), Heinrich Wilmius, hatte am 19. April den abwesenden Krefelder Rektor vertreten und wollte nach dem Gottesdienst einem Sterbenden die letzte Ölung spenden. Dabei drang der [reformierte] Prediger Matthias Sauls ungestüm und drohend (impetuose et minaciter) auf ihn ein, so daß Wilmius das Haus und die Stadt eiligst verlassen mußte“⁸⁸.

Die Abfassung eines Testaments ist heute kein Teil des Sterbgebrauchs mehr. Nach M. Dorndorfs Recherchen galt folgende Lebensweisheit: „Man muß alle Dinge ordnen, sonst kann man im Grabe nicht ruhen und muß wiederkehren“⁸⁹. Die Vorstellung vom lebenden Leichnam war wohl das Diktat der letzten Ordnungsmaßnahmen, wobei besonders darauf geachtet wurde, daß die letzten Verfügungen absolut gerecht aufgesetzt wurden. Im Angesicht des nahenden Todes hätte eine andere Einstellung vor Gott auch keine Gnade gefunden. In dem „Vollständigen katholischen Gebet- und Andachtsbuch“ des P. K. Nacks aus dem Jahre 1847 greift der Verfasser das Thema „Testament“ auf und unterstreicht die religiöse Sichtweise, indem er auf das Beispiel des Ezechias (Anmerkung: König Hiskia, der hebräische Gegner des assyrischen Königs Sanherib) verweist, daß der Sterbende wie der israelitische König – auf Anraten des Propheten Jesaja – „sein Haus bestellen“ sollte. (2 Könige 20, 1). Folgende Voraussetzungen für eine gerechte Verfügung mußten beachtet werden: Einlösung von bisher unerfüllten Versprechen, Schuldenbegleichung, Erstattung von selbst verschuldeten Schäden, Beilegung der Feindschaft⁹⁰. Der Verführung zum Tod in Unfrieden (Zweifel im Glauben und an der Existenz der Hölle, Anleitung zum Selbstmord – s. Abb. 22) mußte mit allen Mitteln entgegengewirkt werden.

Nicht jedes Testament wurde nach all diesen Grundsätzen abgefaßt, aber der eine oder andere Punkt wurde dennoch ins Kalkül gezogen, wenn es um eine Verfügung auf dem Kranken- oder Sterbebett ging. Noch hatte man vor allem in seinem Testament die letzte Chance. Danach konnte man getrost seine Seele Gott anvertrauen (s. Abb. 23). Voraussetzung war, wie gesagt, ein gerechter letzter Wille. Dazu gehörte auch, die Verteilung der irdischen Güter so zu arrangieren, daß

von vornherein ein Streit unter den Erben auf ein Minimum reduziert beziehungsweise verhindert wurde. Aus Krefeld stammt eine mehrseitige, auf dem Krankenbett (Pflegebett) verfaßte Verfügung, die diesen Gesichtspunkt besonders betont. Die „thugent-same [Witwe] Beela Weyer“, Bäuerin vom Weyerhof am Inrath, hat sie am 21. Dezember 1624 aufgesetzt, „wegen leibsschwachheit halber im beth mit deutlichen und verständlichen worten [dem Notar Adolph von Flodroff] vermeldet“. Beela Weyer bekennt dankbar, daß sie „durch gottes gnade zu ihrem ziemblichen alterthumb khomen“ ist, und „weil alle menschen sterblich undt dem zeitlichen dhoet underworfen“ und „ihre sterbstundt zeitlichen lebens desto näher“ rückt, setzt sie also dieses Testament auf, „darmit dan wegen irer verlassenschaft und zeitlichen gueter (darmit gott allmechtig sey gesegnet) nach iren doetlichen abganckh zwischen iren verwanten keine irrung undt streit, gleich in solchen fällen sich lichtlich zutragen undt erheben, entstehen möge“⁹¹. Es würde den Rahmen des Beitrags über das Maß sprengen, wenn man sich mit den akribisch aufgeführten Einzelposten weiterbeschäftigen wollte. Nur soviel sei angefügt: Die Witwe Beela Weyer vom Weyerhof hatte mit diesem Testament im Sinne von 2 Könige 20,1 im Angesicht ihrer Sterbestunde ihr Haus gewissenhaft bestellt und keinen Zweifel an ihrem letzten Willen gelassen.

Wie eng das Seelenheil im Hinblick auf das Jüngste Gericht in einem Testament verknüpft sein konnte, zeigt eine Verfügung des adeligen Johann van Buederich, am 2. September 1494 auf „Haus Dreven“ („ther Drieven“ in Oeverbodberghen = Hohenbudberg) „up dem soeller in der groisser cameren“ verfaßt. Für sein und seiner verstorbenen Hausfrau Margriete, für deren Eltern und Verwandte ewiges Leben, das nur durch die Gnade Gottes erreicht werden kann, wird die Kirche als Vermittlerin und Fürsprecherin, gekoppelt an den Erbschaftsvertrag, eingesetzt. Johann van Buederich „will in der Liebfrauenkirche des Karmeliterklosters zu Moers begraben werden. Seine Exequien sollen in der St. Mathieskirche zu Oeverbodberghen mit 40 Priestern gehalten werden, wobei jeder Priester Kost und 3 Weißpfennige ... erhalten soll. Am Exequien- oder Begräbnistag sollen 1000 Arme je einen köln. Weißpfennig bekommen und seine Nachbarn die Kost wie üblich. Legate erhalten: der Papst (1 alter Turnos); der Kölner Dombau (1 Mark); die vier Mendicanten-Orden (je 1/2 Malter Roggen); die Kirchspielskirche St. Mathies zu Oeverbodberghen (50 rhein. Gulden vur tzyimmer undt zyraet). ...“ Eines seiner Pferde „erhält der Liebfrauenkonvent zu Moers; seine Schwester Jutta, Professe des Klosters St. Clara zu Nuysß (auf Lebenszeit jährlich 10 Gulden aus seinem Hof zu Wanssem); seine Schwester Aelheid, Professe zu Mer (auf Lebenszeit jährlich 8 Gulden); Prior und Konvent des Karthäuserklosters op den

Grave bei Wiesell und andere geistliche Stätten und Personen für das Seelenheil seiner + Hausfrau Margriete und deren Eltern und Verwandte gemäß besonderer Urkunden. In der St. Mathieskirche zu Oeverbodberghen solle eine von ihm am Hl. Kreuzaltar gestiftete Marien-Messe jeden Sonntag gesungen werden, zunächst von dem perpetuus vicarius Otto Cluyt auf Lebenszeit“. Wenn der Vikar gestorben ist, dann sollen dies die rechtmäßigen Erben und Besitzer von „Haus Dreven“ „einem anderen guten, armen, gelehrten geseillen, der dazu bequeme ist, übertragen, der dann die Samstags-Messe singen und jeden Freitag noch eine Hl.-Kreuz-Messe lesen muß. Die Priester sind zu Abhaltung von Memorien und Gedächtnismessen verpflichtet. Dazu vermacht er seinen Hof zu Oeverbodberghen im Amte Uerdingen, den er von Vincentius, Graf zu Moers und Saarwerden gekauft hatte, dergestalt, daß man den Kirchmeistern jährlich aus den Renten des Hofes 1 Malter Gerste für die Aufsicht über die Stiftung und dem Küster 1 Malter Roggen für die Hilfe beim Messesingen geben soll, alle übrigen Renten stehen dem Rektor des gen. Altars gemäß Stiftungsurkunde zu. Versäumen Otto oder seine Nachfolger an einem Tage die Messe, so verfallen sie jedesmal in eine Strafe von 6 Weißpfennigen, welche die Kirchmeister zur Beleuchtung des Altars verwenden sollen“⁹².

Kommen wir noch einmal auf P. K. Nacks „Vollständiges Gebet- und Andachtsbuch“ zurück. Dieser Verfasser war nicht der einzige, der das Testament zu einem christlichen Anliegen machte. Es gab auch einige andere Gebetbücher, die eine Art geistlichen Testaments anrieten. Der Kranke wurde dazu angehalten zu dokumentieren, im rechten Glauben sterben zu wollen, Sterbesakramente und -ablässe zu empfangen, allen Beleidigern zu verzeihen, alle um Vergebung zu bitten und sich selbst in Gottes Hand zu übergeben (s. Abb. 23). Ein wichtiges Element beim Abschied des Sterbenden lag in der Bitte und der Gewährung um Verzeihung⁹³. Wenn der Sterbende alles geregelt hatte, wurde durch die Umstehenden förmlich Abschied genommen, wie aus dem Rheinland berichtet wird⁹⁴. Das wegen seiner einzigartigen Originalität bekannte Bamberger Rituale enthält einen, man könnte fast sagen, Vorschlag einer Abschiedsansprache mit relativ konkreten Unterpunkten, wie man seinen Abschied gestalten könnte: „Indeme bereits mein letztes Stündlein will herbey nahen, und ich in Betrachtung meiner allzu großen Schwachheit schwerlich zur Wieder genesung gelangen kan, so will ich mithin mich gegen alle, so Anwesende als Abwesende beurlaubet haben, mit schuldiger Dank – Abstattung für alle mir Zeit Lebens bezeigte Wohigewogenheit, Gutthätigkeit, Gefälligkeit, und Ehrerbietsamkeit, Verspreche auch hingegen alle diese Gefälligkeiten in der Ewigkeit bey Gott mit möglichster

Danknehmigkeit zu verschulden; wie ich dann alle und jede demüthig um Verzeihung bitte, welche entweder mit Worten, oder im Werk selbst jemahlen beleidigt habe, desgleichen willig und bereitfertig männlichen zu verzeihen, die mir Leids gethan haben; mit dieser meiner letzten Bitt, ihr wollet bey Gott dem Allerhöchsten für meine arme Seele bitten, gleichwie ich auch in der Ewigkeit ohnermanglen werde, für alle Freund und Feind unaufhörlich zubitten; Lebet mithin wohl in beständiger Betrachtung, daß ihr auch den Weeg der Sterblichkeit, den ich bereits ergriffen, es geschehe über lang oder kurz, mit mir ebenfalls betreten werdet". Der Text, als Schlußurteil definiert, kann als „glückliche Hereinnahme von Brauchtum in liturgische Texte“ bezeichnet werden⁹⁵⁾.

Anmerkungen

- 69) Nach Beil, R.: „Wörterbuch“, S. 871 ff.
 70) Nach Beil, R.: ebenda, S. 298 f.
 71) Nach Runkel, O., S. 103. Nach Noever, J., S. 14.
 72) Nach Nießen, J.: „Sagen und Legenden“, Bd. 2, S. 21/22. Nach Nellessen, D. (Bearb.): „Niederheinische Sagen...“, S. 176, und Noever, S. 14.
 73) Nach Beil, R.: „Tod und Begräbnis“, S. 28.
 74) Weyers, H., S. 5/6.
 75) Wrede, A., S. 185.
 76) Berger, P., S. 64/65.
 77) Nach Eliade, M.: „Die Religionen und das Heilige“, S. 420, und Eliade, M.: „Das Heilige und das Profane“, S. 41.
 78) Nach Heckmanns, F. – Fischer: „Die sieben Fußfälle“, S. 5 ff. und 28 („Uerdinger“).
 79) Nach Feinendegen, E., S. 47.
 80) Nach Nellessen, D.: „Kurkölnische Festungsanlage“, 1. Teil, S. 47 ff., 2. Teil, S. 99 ff.
 81) Nach Rein, A.: „Vier geistliche Spiele“, S. 17 f. Viehweg, W.: „Geistliches Volkstheater“, S. 104 f.

- 82) Nach Brües, E.: „Krefeld 2“, S. 22.
 83) Nießen, F.: „Uerdinger Peterskirche“, S. 65.
 84) Heckmanns, F.: „Alt-Uerdinger Sitte und Brauch“, S. 160.
 85) Rothhoff, G.: Urkunde Nr. 325.
 86) Gerrits, G., S. 100.
 87) Nach Heckmanns, F.: „Volkskundliches aus der alten Stadt und Herrlichkeit“ S. 426.
 88) Buschbell, G.: „Geschichte der Stadt Krefeld“, Band 1, S. 141.
 89) Dorndorf, M.: „Brauchtum und Glauben“, S. 69.
 90) Nach Nack, P. K.: „Vollständiges Gebet- und Andachtsbuch“, S. 285.
 91) Keussen, H.: „Urkundenbuch der Stadt und Herrlichkeit Krefeld“, Band V, Urkunde Nr. 6634.
 92) Rothhoff, G.: Urkunde Nr. 549.
 93) Nach Berger, P., S. 115.
 94) Ebenda, S. 116.
 95) Ebenda, S. 116/117.

Schriften

- Beil, R.: Tod und Begräbnis – Deutsches Volkstum der Gegenwart, Berlin 1933.
 Beil, R.: Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Kröners Taschenausgabe, Bd. 127, Stuttgart 1974.
 Berger, P.: Religiöses Brauchtum im Umkreis der Sterbeliturgie in Deutschland, in: Forschungen zur Volkskunde, Heft 41, Münster 1966.
 Brües, E.: „Krefeld 2“ – Die Denkmäler des Rheinlandes, 13. Bd., Düsseldorf 1967.
 Buschbell, G./Heinzelmann, K.: Geschichte der Stadt Krefeld, Bd. 2: Von der Franzosenzeit 1794 bis um das Jahr 1870, Krefeld 1954.
 Dorndorf, M.: Brauchtum und Glauben um den Tod am Niederrhein, Phil. Diss. Univ. Köln, Köln 1945.
 Eliade, M.: Die Religionen und das Heilige, Salzburg 1954.
 Eliade, M.: Das Heilige und das Profane, Frankfurt 1984.
 Feinendegen, E.: Uerdinger und seine Geschichte, Krefeld-Uerdinger 1955.

- Gerrits, G.: Über Volksbräuche bei Kinderfesten, Braut- und Hochzeit, Todesfällen u. a., in: Die Heimat 7, 1928.
 Heckmanns, F.: Alt-Uerdinger Sitte und Brauch, in: Die Heimat, Jg. 9, Heft 1 – 4, Krefeld 1930.
 Heckmanns, F.: Aus dem Tagebuch des Peter Martin Ignatz Herbertz, in: Die Heimat, Jg. 11, Heft 1 – 2, Krefeld 1932.
 Heckmanns, F.: Volkskundliches aus der alten Stadt und Herrlichkeit Krefeld, in: Buschbell, G./Heinzelmann, K.: Geschichte der Stadt Krefeld, Bd. 2.
 Heckmanns, F./Fischer: Die sieben Fußfälle, eine alte Volksandacht, unter besonderer Berücksichtigung der Fußfälle der Umgebung Krefelds, Hüs 1921.
 Nack, P. K.: Vollständiges katholisches Gebet- und Andachtsbuch, Reutlingen 1847.
 Nellessen, D.: Niederheinische Sagen, Märchen, Legenden, Anekdoten und Schwänke aus Krefeld, aus der Reihe: Zum Beispiel Krefeld – Quellen und Materialien zur Geschichte und Entwicklung der Stadt Krefeld (Hrsg.: Stadt Krefeld), Bd. 6.
 Nellessen, D.: Die kurkölnische Festungsanlage der Stadt Uerdinger im Wandel der Zeit, in: Die Heimat, Jg. 62, 1991 (Teil 1) und Jg. 63, 1992 (Teil 2).
 Nießen, F.: Im Schatten der Uerdinger Peterskirche, in: Die Heimat 61, 1990.
 Nießen, J.: Sagen und Legenden vom Niederrhein, Bd. 2, Kempen 1911.
 Noever, J.: Die Todesvorhersage im Volksaberglauben, in: Die Heimat, Jg. 26, Heft 1 – 2, Krefeld 1955.
 Rein, A.: Vier geistliche Spiele des 17. Jahrhunderts für Charfreitag und Fronleichnamfest. Nach einer Handschrift des städtischen Archivs zu Uerdinger mit geschichtlichen und sprachlichen Bemerkungen, Krefeld 1853.
 Rothhoff, G.: Urkundenbuch der Stadt und des Amtes Uerdinger, Krefeld 1968.
 Runkel, O.: Niederheinischer Aberglaube, in: Die Heimat, Jg. 19, Krefeld 1940.
 Viehweg, W.: Geistliches Volkstheater in Uerdinger, in: Die Heimat 51, 1980.
 Weyers, H.: Alte Uerdinger Volksbräuche, in: Uerdinger Rundschau, 1. Jg., Nr. 19, Krefeld-Uerdinger 1952.
 Wrede, A.: Rheinische Volkskunde, Heidelberg 1922.

Jevatter Duod Zu Alfred Rethels Holzschnitt: Der Tod als Freund

von Theo Versteegen

Jevatter Duod
 Jevatter Duod
 Sag, kenns du mech dann net?
 Ech sett on halt en minne Schuot
 Min Häng, kann kenne Schrett.

Jevatter Duod
 Jevatter Duod
 Ech waart al wäekelang
 Ech ben te schwaak, mech feählt de Muot
 Für't Leäve ben ech bang.

Jevatter Duod
 Jevatter Duod
 Ejal, wann du och kömms
 Jlövv du mech mar, min Ping es jruot
 Och, wenn du mech mar nömms.

Jevatter Duod
 Jevatter Duod
 Ech wiewet net, donn ech reit?
 Et jooev mech jeemes ieuwig Bruot
 On dá hät mech jeseit:

„Jevatter Duod
 Jevatter Duod
 Dat es den Öeverjang
 En ieuwig Leäve uohne Nuot
 Komm mar on sen net bang.“

Jevatter Duod
 Jevatter Duod
 Ech jüev jooe och dooedraan
 Wenn, neähm mech höerschkes en de
 Schuot
 Vletz merk ech nix dooevan.

Der Kreuzweg von Josef Strater in der katholischen Pfarrkirche St. Stephan zu Krefeld

von Horst Hahn

Im Jahre 1969 führte ich erste restauratorische Arbeiten an einem in Fresco-Technik ausgeführten Kreuzweg von Josef Strater, Krefeld, in der Klosterkirche St. Maria Himmelfahrt zu Marienthal, Kreis Wesel, aus. Seit dieser Zeit ist mein Interesse an dem Werk, dem Künstler und dem Menschen Josef Strater geweckt. Bevor aber im Bericht auf den eigentlichen Kreuzweg in St. Stephan eingegangen wird, möchte ich einen kurzen Abriss der Entwicklungsgeschichte des Kreuzweges im allgemeinen voranstellen.

Im eigentlichen Sinne ist der Kreuzweg das pietätvolle Abschreiten des Leidensweges Jesu vom Hause des Pilatus (Burg Antonia) in Jerusalem bis zum Kalvarienberg auf Golgatha. Da einige Tatsachen des Kreuzweges in den Evangelien, andere durch alte überlieferte Traditionen verbürgt sind, erklärt sich, daß gewisse Stellen früh durch Steine oder Kapellen bezeichnet wurden, und daß fromme Pilger diesen Weg oft gingen.

Eine erste Erwähnung von Kreuzweg-Stationen findet sich in der Schrift „L'estat de la Citz de Jherusalem“, verfaßt um 1187. Aus dem 14. und 15. Jahrhundert ist bekannt, daß Pilger diesen Weg des Leidens oft gingen. Man begann nach der Nachtwache am Heiligen Grab, betend die „Via sacra“⁽¹⁾ abzuschreiten. Demnach ging man damals den Kreuzweg in umgekehrter Richtung und endete bei den Häusern von Pilatus und Herodes (F. Fabri, Eragatorium, 1480).

Als erster soll der Engländer W. Wey, der 1458 und 1472 als Pilger im Heiligen Land weilte, von „Stationen“ gesprochen haben, womit aber nicht die Leidensorte Jesu gemeint waren. Von der sechsten Station, dem Liebesdienst der Veronika (Schweiß Tuch der Veronika) wird erst seit dem 15. Jahrhundert schriftlich berichtet. Anfang des 16. Jahrhunderts sind sieben Stationen im Gespräch, die man nun in der von Jesus gegangenen Richtung abschritt.

Die Pilger übernahmen aber auch die plastische Nachahmung des Kreuzweges ins Abendland. Wahrscheinlich wurde sie durch die berühmten „Betrachtungen vom Leben Jesu“, geschrieben von Johannes de Cauli-



Abb. 1. 5. Station, Jerusalem; Foto von Felix Bonfils, um 1880/1900

bus, Omin, um 1300, angeregt und verbreitet. Da die Franziskaner seit dem 14. Jahrhundert bestellte Hüter der Heiligen Orte waren, erhielten sie auch das Privileg, Kreuzwege zu errichten. Das Leiden Christi sollte reumütig betrachtet werden, um einen Ablass zu gewinnen.

Im 15. Jahrhundert entstand als Ersatz für die Pilgerfahrt nach Jerusalem die Kreuzandacht. Zunächst war die Anzahl der Kreuzwegstationen nicht festgelegt. Erst seit dem 16. Jahrhundert finden sich alle heute üblichen Stationsthemen. Eine Festlegung auf vierzehn Stationen erfolgte durch den Priester Bethlem (1518), der die Abfolge in seinem „Kreuzwegbüchlein“ festlegte. Noch deutlicher sind die Angaben bei Jan Pasche „Geistliche Pilgerfahrt“ (1568) nachzulesen. Die Anzahl der Stationen ist auch heute noch nicht festgeschrieben, jedoch haben sich die Zahlen sieben (Fußfälle) oder vierzehn durchgesetzt.

Seit dem 16. Jahrhundert wurden Andachtsbücher mit Kupferstichen oder Holzschnitten versehen (unter anderen Martin Schongauer, Albrecht Dürer), die Kreuzwegbilder darstellten. Der erste Kreuzweg in Deutschland entstand auf dem Jerusalemweg bei Lübeck.

Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts war das Beten des Kreuzweges Privatsache. Erst durch die Päpste Clemens VIII., Paul V. und Urban VIII., die dem Franziskanerorden die Kreuzablässe verliehen, wurde der Betgang zu einer offiziellen Angelegenheit. Der Orden der Franziskaner war es auch, der Ende des 17. Jahrhunderts die Kreuzandacht in die Kirche einführte. Somit gehören seit etwa 1700 die Kreuzwegstationen zur Kirchengestaltung. Sie führen meist in ihrer Hängeordnung auf den Hauptaltar zu.

Seit dem 18. Jahrhundert werden die Stationsbilder größer in den Abmessungen, einzelne Figuren erreichen teilweise Lebensgröße (J. P. Wagner „Auf dem Weg zum Kappel“ in Würzburg, um 1775²⁾). Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts erblühte ein erneutes stilistisches Aufleben der Kreuzweg-Einrichtungen, bedingt durch die Zeit der Aufklärung. Die Nazarener mit ihren Hauptvertretern Overbeck, Steinle, von Schwind, Führich und Schraudolph schufen eine neue Darstellungsweise, die allerdings nur zwei Jahrzehnte andauerte.

Erst durch die Kreuzweg-Publikationen des Bischofs Keppler von Rottenburg³⁾ wurden die Darstellung und die künstlerischen Neuinterpretationen der Beurerer Kunstschule⁴⁾ aufgegriffen, geprägt und verbreitet. Ein weiterer entscheidender Stilwandel in der Kunst vollzog sich nach dem Ersten Weltkrieg. Dieser Wandel war den Entwicklungstendenzen der „Moderne“ verbunden. Die neuen Darstellungsbestrebungen fanden Eingang in den kirchlichen Bereich. So ent-

standen Bildwerke, die sich auf das Wesentliche beschränkten, die alles Zufällige, Ablenkende wegließen sowie auf den Rückgriff von Historienbildern verzichteten.

In dieser Tradition sind auch die Mosaikdarstellungen von Josef Strater in der Pfarrkirche von St. Stephan in Krefeld zu betrachten.

Es läßt sich nur vermuten, wer den ersten Anstoß für die Neuanschaffungen und für die Auftragserteilung des Kreuzweges gegeben hat. In der Kirchenchronik fehlt jeglicher Hinweis. Man muß annehmen, daß der am 11. November 1934 neu eingeführte Pfarrer Johannes Scheufens der Impulsgeber war⁵⁾. Unter seiner Amtszeit wurde 1939 folgendes veranlaßt: „Der Fußboden der Kirche wird erneuert, die Säulen in der Kirche werden abgestockt, der Naturstein wird wieder sichtbar, die Kirche wird neu ausgemalt“⁶⁾.

Im Zuge dieser durchgeführten und abgeschlossenen Renovierungsarbeiten ist wohl auch der Wunsch nach der Neugestaltung eines modernen, zeitgemäßen Kreuzweges entstanden. Dazu sollte man wissen, daß zu diesem Zeitpunkt der Krefelder Künstler Josef Strater weit über die Grenzen seiner Heimatstadt bekannt gewesen ist, hatte er doch den gemalten Kreuzweg in der Klosterkirche zu Marienthal bei Wesel 1932 vollendet, der in Kirchenkreisen große Aufmerksamkeit und Anerkennung erlangte. Ebenfalls war zum Zeitpunkt der Auftragserteilung das große Altarwandbild mit dem Thema der Kreuzigung in der Kirche zu Wettringen (1934) fertiggestellt worden, so daß es einen weiteren Beweis für seine künstlerische Schaffenskraft gab. Diese überzeugenden Arbeiten werden auch die Auftragswahl beeinflußt haben.

Ein erster Hinweis auf die Auftragserteilung und den Beginn der Ausführung durch die Kunstglaserei Fa. Hein Derix, Kevelaer, ist den vermerkten Rechnungsdaten zu entnehmen.

Folgende Daten sind im Kirchenarchiv von St. Stephan notiert:

Rechnung vom 21. April 1942
Eine Kreuzwegstation ohne Angaben, um welche es sich handelt und wann sie montiert wurde

Rechnung vom 1. Juli 1942
Eine Station ohne Angaben

Rechnung vom 9. September 1942
Eine Station ohne Angaben

Rechnung vom 16. Oktober 1942
Station Nr. 4, Montage am 5. Oktober 1942

Rechnung vom 30. Dezember 1942
Station Nr. 5, Montage im Dezember 1942

Rechnung vom 12. Mai 1943
Stationen Nr. 6 und Nr. 7, Montage im Februar und Mai 1943

Rechnung vom 23. Februar 1944
Station Nr. 8, Montage am 10. November 1943

Als weiteres ist unter dem Datum vom 18. März 1943 eine kurze Notiz über die Stiftung einer Kreuzwegstation vermerkt⁷⁾. Die Kirchenchronik belegt damit acht Stationen, die Fertigstellung der neunten Station ist nicht eindeutig belegt.

In einem Absatz der „Westdeutschen Zeitung“ vom 10. September 1951, Nr. 209, heißt es weiter:

„Sehr klar heben sich jetzt auch die Mosaik-Kreuzwegstationen von Josef Strater gegen den leicht getönten Mauergrund ab. Keinem Beschauer wird es entgehen, daß der Künstler in der nach dem Kriege geschaffenen Kreuzigungsgruppe eine weit eindringlichere Sprache spricht als in den übrigen Darstellungen. Freilich verleiht auch das Thema dieser Station schon größeres Gewicht. Von den insgesamt 14 Stationen fehlen leider noch fünf. Ihre Plätze bleiben einstweilen durch kleine Holzkreuze gezeichnet“.

Ein kurzer Eintrag im Eingangsbuch der Werkstätten für Glasmalerei, Mosaiken und Restaurierungen, Derix, Kaiserswerth, von 1954 unter der Auftrags-Nr. 113 verweist auf folgende Notiz: „Krefeld, St. Stephan, 5 Kreuzwegstationen, Mosaik, Strater“⁸⁾.

In einem weiteren Artikel der „Westdeutschen Zeitung“ vom 15. April 1954 heißt es: „Zu Beginn der Kartage war die neunte Station unseres Kreuzweges fertiggestellt. Der Kreuzweg ist eine Mosaikarbeit des bekannten Krefelder Glasmalers Josef Strater, schlicht und gläubig und daher voll eindrucksvoller künstlerischer Wirkung. Fünf Stationen fehlen noch. Diese wird die Derix-Werkstatt in Kaiserswerth umgehend liefern, wenn der erkrankte Josef Strater sie abgenommen hat“⁹⁾.

Es erstaunt um so mehr, daß sich über diesen langen Entstehungszeitraum keine stilistischen Veränderungen einstellten, obwohl die Umsetzung des Kreuzweges von zwei unterschiedlichen Firmen ausgeführt wurde. Das wiederum läßt auf die starke Einflußnahme und Kontrolle durch den Künstler schließen.

Es zeigt sich besonders aus heutiger Sicht, daß Josef Straters Entwurfsentscheidung an künstlerischer Qualität über einen längeren Zeitraum nicht verlor, und daß die gleichbleibende Verwendung des Materials bis heute ein handwerklich herausragendes Niveau garantiert.



Abb. 2. 1. Station: Jesus wird zum Tode verurteilt.



Abb. 3. 4. Station: Jesus begegnet seiner Mutter.

Abb. 4. 5. Station: Simon von Cyrene hilft Jesus das Kreuz tragen.

Abb. 5. 9. Station: Jesus fällt zum dritten Mal unter dem Kreuz.





Abb. 6. 11. Station: Jesus wird ans Kreuz genagelt.



Abb. 7. 12. Station: Jesus stirbt am Kreuz.

Abb. 8. 13. Station: Jesus wird vom Kreuz abgenommen und in den Schoß seiner Mutter gelegt.



Anmerkungen

1) Foto: Bonfils um 1880 „Via sacra“; Repro.

2) J. Scheuber, Der Kreuzweg unseres Herrn in der Kunst 1923, Zeitschrift Christliche Kunst.

3) P. W. von Keppler, Die 14 Stationen des hl. Kreuzweges, 1904.

4) J. Krettmayer, Beurer Kunst, Freiburg i. Br., 1923. – P. D. Lenz, Zur Ästhetik der Beurer Schule, Wien und Leipzig, 1927. – H. Siebenmorgen, Die Anfänge der Beurer Kunstschule, Peter Lenz und Jacob Wüger, 1850 – 1875, Sigmaringen 1983.

5) Festschrift der Pfarrgemeinde St. Stephan, 125 Jahre St. Stephan, Chronik und Momentaufnahme in Wort und Bild, Krefeld (Selbstverlag) 1984.

6) Ebenda.

7) Fax vom 17. Mai 2001: Ich danke Herrn Küster Dollbog von der Pfarrgemeinde St. Stephan an dieser Stelle dafür, daß er sich die Mühe gemacht hat, die alten Unterlagen der Kirchengemeinde nach Hinweisen zum Kreuzweg zu durchsuchen.

8) Brief von Frau Derix vom 22. Januar 2001 und Telefonat vom 16. März 2001.

9) Eingetragen in der Pfarrchronik unter der Nr. 65, Neue Kreuzwegstationen.

„...am sausenden Webstuhl der Zeit“ Erinnerungen und Geständnisse eines älteren Fichte-Schülers

Aus der Festrede zum 150jährigen Jubiläum des Fichte-Gymnasiums Krefeld

von Hans N. Weiler

Hans N. Weiler hat 1954 sein Abitur am Fichte-Gymnasium – seinerzeit „Fichte-Schule“ genannt – gemacht, ging dann zum Studium nach Frankfurt a. M. und später Freiburg i. Br. In Freiburg erwarb er den Dokortitel und wurde wenig später als Professor an die Stanford University (USA) berufen, wo er auch derzeit wieder lehrt. Von 1966 an hatte er dort einen Lehrstuhl für Politik- und Erziehungswissenschaft; er übernahm mehrere Forschungsaufträge im Bereich der Bildungspolitik und lernte vergleichend die Hochschulen Nordamerikas, Afrikas und Europas kennen. Als nach der Wende die alt-ehrwürdige Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) neu konstituiert wurde, wurde Professor Dr. Weiler ihr Gründungsrektor. Seine Erfahrungen brachte er ein in ein viel beachtetes Memorandum – „Hochschulen für das 21. Jahrhundert. Zwischen Staat, Markt und Eigenverantwortung“ –, das im August 2000 zeitgleich in Stanford und Berlin veröffentlicht wurde. Den Kontakt zu Krefeld hat Professor Weiler nie verloren. An den meisten Treffen von „Oser Klass“ nahm er teil; ab und zu wurde er auch bei Sitzungen von „Creinvelt“ gesehen. Er ist auch Mitglied des Vereins für Heimatkunde in Krefeld. Am 22. September 2001 stand er am Rednerpult im Seidenweberhaus. Th.P.

Ich kann mich, wie manche von Ihnen sicher auch, noch gut an das einhundertjährige Jubiläum der Fichte-Schule erinnern. Ich war, 1951, in der Obersekunda – und das zentrale Ereignis des damaligen Jubiläums war eine Inszenierung des „Urfaust“ von Goethe. Die Regie führte Oberstudienrat Georg Kaul, genannt Schorsch, und das Stück spielte mehrere Abende vor ausverkauftem Haus in der Königsburg – Eltern, Freundinnen und sonstige Verwandte waren immer schon ein dankbares Publikum für Schülertheater.

Ich hätte damals – heute kann ich es ja zugeben – liebend gerne mitgespielt. Denn wen reizt das auch nicht, mit siebzehn Jahren diesen ebenso verschlagenen wie eleganten Teufel Mephisto zu spielen oder den jungen, schwärmerischen und ehrgeizigen Faust. Aber mein Talent, oder das, was Schorsch Kaul davon hielt, reichte am Ende nicht einmal für den Famulus Wagner, den „trockenen Schwärmer“, wie Goethe ihn



Abb. 1. Professor Dr. Hans N. Weiler bei der Festrede

nennt. Die Bühnenbretter der Königsburg sollten mir verschlossen bleiben – aber Regisseur Schorsch hatte einen Trostpreis für mich: Ich durfte Souffleur werden. Und so stand ich dann Abend für Abend in den Kulissen und flüsterte meinen talentierteren, aber gelegentlich vergeßlichen Mitschülern ihre Einsätze zu – mit dem Ergebnis, daß ich bis heute den Urfaust von Anfang bis Ende auswendig kann.

Tatsächlich aber hielten die Musen dann doch noch eine zweite Chance für meine schauspielerischen Ambitionen bereit, diesmal unter der Stabführung von Musiklehrer Bruno Ramisch, der etwas später – mit ähnlich großem Publikumserfolg – als Gemeinschaftsproduktion von Lyzeum und Fichte-Schule die Jugendoper „Die Wunderuhr“ zur Aufführung brachte. Unter den zwölf Szenen, die die zwölf Stunden des Uhrzeigers der „Wunderuhr“ symbolisierten, war ich als „Würfelmann“ für die Stunde Sechs zuständig. Dabei wurde ich aufs lebenswürdigste

umtanzt von sechs bezaubernden jungen Damen aus dem Lyzeum, die allerdings meinem Zugriff alleine schon dadurch entzogen waren, daß ich mit einer riesigen und fürchterlich unbequemen Würfelatrappe aus Sperrholz bekleidet war. Zu allem Überfluß wurde mir dann auch noch nach jeder Vorstellung von Bruno Ramisch vorgeworfen, daß ich zwischen Anfang und Ende meiner Würfelarie wieder einmal eine halbe Oktave abgesackt sei.

Es käme natürlich keinem ernstzunehmenden Germanisten (und welcher Germanist nimmt sich nicht ernst?) in den Sinn, Goethes „Faust“ und die Wunderuhr in einem Atemzug zu nennen. Aber beiden ist gemeinsam eine besondere Nähe zum Thema der Zeit, einem Thema, das mich zunehmend beschäftigt – vielleicht, weil man allmählich merkt, daß das, was man an Zeit noch zur Verfügung hat, so unendlich doch nicht mehr ist – daß man „dem Abendrot des Lebens näher als dem Morgenrote (ist)“, wie Friedrich Rückert das in einem schönen Gedicht sagt, dessen Kenntnis ich meinem Freund Theo Pelster verdanke.

Und wenn man in die Jahre kommt, dann stellt sich in der Regel auch der Gemütszustand ein, den Heinrich Heine in seinem deutschen Wintermärchen so charmant beschreibt:

Du selbst bist älter und milder jetzt,
wirst Dich in manches schicken,
und wirst sogar die Vergangenheit
in besserem Lichte erblicken. (Caput XXV)

Ich spreche sicher im Namen vieler alter Fichte-Schüler, wenn ich darin auch unsere ehemaligen Lehrer einbeziehe.

Und natürlich darf in diesem eklektischen Kreis von Literaten Theo Mülders nicht fehlen, der Altmeister der Krefelder Mundartdichtung, der noch in meinem Elternhaus ein- und ausging. Von ihm stammt ein Gedicht über die Zeiger der Uhr – Tack und Tick –, von denen der große, Tack, ständig in hektischer Bewegung ist, während der kleine, Tick, sich gemächlich Zeit läßt – eine Parabel auf die unterschiedlichen Weisen, wie wir Menschen mit der Zeit umgehen:

Tack on Tick – dat send de Mensche,
Vletts bös dou dat, vletts och ech, –
Lieder op de Twelf et lu'epe,
Jau off sennig, wat wi'et ech.
On nou kro'ese wir dur't Läewe,
Lott mech langes, kinnen Tiet,
Morje, Meddag, Opstohn, Schlo'epe,
Owend, Lu'epe, Öerschel, Striet.

...
Oser Läewe, Huus on Stro'ete,
Dat es o s e r Zifferblatt,
Tempo, Tempo, mar kajäre, –
Sägg ens, – wörste dat ne'it satt?
Donn et, – wie dä kl'ene Wieser,
Kiek dech öm, mar möt Verstank,
Jonn möt o'epe, klore Ooge,
Dur dat schüene, wie'e Lank.
Jeddes Stöndsche en d'n Läewe,
Es et öm – kömmt nie wier trück.
En d i n n Hank es et jejäwe,
Tack te spi'ele – oder Tick. (Dä on die on
noch en paar, Krefeld 1967, S. 109)

Welcher Stimme man auch zuhören mag, es bleibt ein faszinierendes Thema: Zeit als Medium von Erinnerung, als ein dichtes Gewebe aus Gegenwart und Vergangenheit, aus nahen und fernen Tagen.

Das ist mehr als wohlwollende Nostalgie. Der Umgang mit der Zeit ist nach wie vor einer der aufregendsten und anregendsten Diskurse, auf die wir uns einlassen können. Darin steckt Spannung, Risiko, Erhellung und unerwartete Entdeckung.

Christa Wolf beginnt ihr Buch „Kindheitsmuster“ mit der Feststellung: „Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen.“ Immer wieder findet sich gerade bei ihr der Hinweis, wie greifbar gegenwärtig das Vergangene, wie entscheidend für unser Verständnis von uns selbst die Erinnerung ist – aber auch, auf welch ein Abenteuer wir uns in der Beschäftigung mit unserer Vergangenheit einlassen.

Wie der Geist, der Faust in der Nacht erscheint, schaffen wir alle „am sausenden Webstuhl der Zeit“. Daß wir damit, wie es bei Goethe weiter heißt, „an der Gottheit leberdigem Kleid“ wirken, ist vielleicht etwas anspruchsvoll, aber auf unsere eigene Weise bringen wir ja doch ein bemerkenswert farbiges Gewebe der Zeiten, eine Textur aus Vergangenheit und Gegenwart zustande. Da verbinden sich die bunteren Farben jugendlicher Feste mit den schrägen Kontrasten von Sturm und Drang, die Farbtupfer unserer kleinen und großen Erfolge mit den bedeckteren Farben später Jahre zu einem vielgestaltigen, einmaligen Teppich, zum Unikat eines biographischen Gobelins, für den die Geschichte, in die unsere Biographien eingebettet sind, den bewegten Hintergrund abgibt.

Günter Grass ist der unbestrittene Meister dieses aufklärerischen Spiels mit der Zeit.

„Gestern wird sein, was morgen gewesen ist,“ so beginnt seine Geschichte vom „Treffen in Telgte“, und in seinem „Tagebuch einer Schnecke“ spricht er von der in der Erinnerung „ausgegrabenen Zukunft“: Zeit als eine dehnbare Linse, durch die Gegenwart und Vergangenheit plötzlich neue und überraschende Züge gewinnen.

Ich möchte mich in diesem Gewebe aus Zeiten und Erinnerungen noch ein wenig umtun und mit zwei gleichsam biographischen Fußnoten beginnen.

Die erste Fußnote: In dem Siegel meiner inzwischen etwas über hundert Jahre alten amerikanischen Universität, der Stanford University, steht ein Motto. Das ist nicht ungewöhnlich; ungewöhnlich für eine nordamerikanische Universität ist, daß es ein Motto in deutscher Sprache ist. Es heißt „Die Luft der Freiheit weht“ und verdankt diesen Ehrenplatz der Begeisterung, die der erste Präsident der Universität, David Starr Jordan, für den deutschen Humanismus empfand, denn der Autor dieses Mottos ist Ulrich von Hutten, der bedeutende deutsche Humanist des 16. Jahrhunderts. Ulrich von Hutten aber war, bevor er große Sprüche machte, Student an der Alma Mater Viadrina in Frankfurt an der Oder – der ehrwürdigen mittelalterlichen Vorgängerin jener Europa-Universität Viadrina, die ich nach 1991 mit wiederaufbauen durfte.

So schließen sich die Kreise, manchmal über Jahrhunderte hinweg, und ich habe es immer für ein besonders gutes Omen gehalten, meine Wanderung in die Neue und zurück in die Alte Welt ausgerechnet von dem Motto „Die Luft der Freiheit weht“ begleitet zu sehen.

Die zweite Fußnote: Vor einigen Monaten hat sich wieder einmal – wie er das mit schöner Regelmäßigkeit seit 47 Jahren tut – der Freundeskreis „Oser Klass“, offiziell als Abiturientia b 1954 bekannt, zu einem Geburtstagsfest eines seiner Mitglieder getroffen – diesmal in Berlin, und die Feier fand in durchaus würdigem Rahmen im Hotel Cecilienhof im Neuen Garten von Potsdam statt. Der eigentlichen Feier ging eine Führung durch die Räume des Cecilienhofes voraus, in denen im Juli und August 1945 die Potsdamer Konferenz der drei alliierten Siegermächte stattgefunden hatte. Das Datum, das Ereignis und seine Folgen, die Geschichtsträchtigkeit dieser Erinnerungen waren eindrucksvoll genug. Aber als wir um den runden Tisch herum standen, an dem Winston Churchill, Clement Attlee, Josef Stalin und Harry Truman zusammensaßen und über die Zukunft Europas (und, unter dem Eindruck von Trumans neu erfundener Atombombe, der Welt) entschieden, da ging mir mit einem Mal auf: genau in jenen Wochen haben wir als Sextaner unsere zaghaften ersten Schritte an der Fichte-Schule getan.

Das Jahrhundert, das in Potsdam gewissermaßen in der Mitte durchgetrennt wurde, ist für die Fichte-Schule und für unsere Generation prägend und bestimmend gewesen. Es gehört zu den mühsamen, aber unausweichlichen Pflichten, die uns die Erinnerung auferlegt, sich dieser Zeitspanne und ihrer Eigenart immer wieder aufs neue bewußt zu werden – eine Bemühung, die manchen von uns immer noch reichlich schwer fällt.

Ich habe in meiner Zeit in Frankfurt (Oder) und in der engen Zusammenarbeit mit polnischen Kollegen und Studierenden eine Stimme aus diesem vergangenen Jahrhundert besonders lieb gewonnen – die von Wisława Szymborska, der polnischen Lyrikerin, die 1996 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde. Von ihr stammt ein Gedicht aus den späten achtziger Jahren, das für den Umgang mit diesem eigenartigen 20. Jahrhundert eine der eindrucksvollsten Formen gefunden hat, die ich kenne. Ich möchte es Ihnen, in der meisterhaften Übertragung von Karl Dedecius und als Teil unserer gemeinsamen Zeitreise, nicht vorenthalten – zumal es ganz plötzlich auf beklemmende Weise wieder aktuell zu sein scheint:

Es hätte besser sein sollen als die
vergangenen,
unser 20. Jahrhundert.
Ihm bleibt keine Zeit, das zu beweisen,
gezählt sind die Jahre,
es schwankt der Schritt,
der Atem geht kurz.

Zu viel ist geschehen,
was nicht hat geschehen sollen,
und was hat kommen sollen,
kam leider nicht.

Es ging auf den Frühling zu, hieß es,
und, unter andrem, aufs Glück.

Die Angst hatte Berge und Täler verlassen
sollen.
Die Wahrheit hat schneller am Ziel
sein sollen als alle Lügen.

Einige Unglücksfälle
sollten nicht mehr geschehen,
zum Beispiel Krieg,
Hunger und so.

Die Wehrlosigkeit der Wehrlosen,
das Vertrauen und so weiter
sollten Achtung genießen.

Wer an der Welt seine Freude hat haben
wollen,
steht vor der Aufgabe,
die nicht zu erfüllen ist.

Die Dummheit ist gar nicht zum Lachen,
die Klugheit ist gar nicht lustig.
Die Hoffnung ist nicht mehr das kleine
Mädchen
et cetera, cetera, leider.

Gott sollte endlich glauben dürfen an einen Menschen, der gut ist und stark, aber der Gute und Starke sind immer noch zweierlei Menschen.

Wie leben? – fragte im Brief mich jemand, den ich dasselbe hab' fragen wollen.

Weiter und so wie immer, wie oben zu sehen, es gibt keine Fragen, die dringlicher wären als die naiven.

Wir werden uns im Gefolge des 11. September 2001 so manches neu überlegen müssen – vor allem aber wohl, wie wir in Zukunft mit Haß und Vorurteil und mit der gleichzeitigen Globalisierung und Privatisierung von Gewalt umzugehen haben. Natürlich gibt es dafür militärische Handlungsmodelle, die im Augenblick in meinem Land die Diskussion zu beherrschen scheinen. Aber die Flugzeuge und die World Trade Centers dieser Welt und unsere eigenen Hoffnungen auf die Zukunft werden verwundbar bleiben, so lange es uns nicht gelingt, uns von unseren allzu simplen Vorstellungen einer vom Internationalen Währungsfonds garantierten Weltordnung zu verabschieden, und so lange wir alle nicht in der Lage sind, die Wurzeln von Haß zu verstehen, den kulturellen und religiösen Verwerfungen unserer Welt auf den Grund zu gehen und eine neue, weniger voreingenommene Qualität des Umgangs mit anderen Kulturen zu finden. Insofern hat der deutsche Bundeskanzler mit dem Wort vom „Kampf um Kultur“ durchaus den richtigen Ton getroffen.

Für eine Antwort auf die Frage, wie es weitergehen soll, muß ich noch einmal auf Goethes Faust zurückkommen. Denn mit dem Faust – genauer gesagt: mit Fausts Handel mit Mephisto – beschäftigt sich auch einer der bedeutendsten und anregendsten Wissenschaftler unserer Zeit, der Biologe Edward O. Wilson aus Harvard. Schon als Teil der Aufklärung, so Wilson in seinem neuesten Buch (1998), hatte sich die Menschheit auf einen ersten mephistophelischen Handel eingelassen, in dem sie sich einem auf Wissen begründeten, unaufhaltsamen Fortschritt verschreibt und in der Folge immer mehr von der uneingeschränkten Fortsetzung dieses Fortschritts abhängig wird – er zitiert als ein (mir sehr greifbares) Beispiel die kalifornische Elektrizitätskrise.

Inzwischen aber stehen wir, wie Wilson meint, zum Greifen nahe vor der zweiten großen mephistophelischen Versuchung – der ungemein verführerischen Aussicht, die biologische Substanz der Spezies Mensch selbst zu verändern. Die genetische Entwicklung, bisher von sich selbst auf dem Wege der natürlichen Selektion gesteuert, ist potentiell zu einem Gegenstand bewußter menschlicher Entscheidungen und menschlichen Eingriffs geworden. Wie wir als der

Faust unserer Tage mit dieser neuen Versuchung umgehen, das dürfte zu den wichtigsten und zugleich schwierigsten Herausforderungen der nächsten Jahrzehnte gehören.

Zukunftsfähige Schulbildung, in Deutschland genau so wie in Nordamerika, wird man nicht zuletzt daran messen müssen, wie sie diese beiden Herausforderungen – ein neues Verständnis von Kultur und eine neue Ethik des menschlichen Lebens – in das Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stellen wird.

Bei den Überlegungen des Biologen Wilson kann ich nicht umhin, mich an Heinrich Rösen zu erinnern, zu unserer Schulzeit Lehrer für Chemie und Biologie – eine Figur fast wie aus der „Feuerzangenbowle“, die zumindest ich mit Furcht und Schrecken, aber im Rückblick auch mit einem gewissen Respekt für Originalität in Erinnerung habe. Rösen betrieb seine eigene antifaschistische Vergangenheitsbewältigung unter anderem dadurch, daß er grundsätzlich die Schüler die schweren Schiebetafeln hochschieben ließ – unter Hinweis darauf, daß er seinen rechten Arm „schon tausend Jahre lang“ habe beanspruchen müssen.

Seine auf den ersten und auch auf den zweiten Blick eher skurrile Didaktik hat allerdings doch, wiederum im Rückblick, einiges Verständnis für Zusammenhänge erzeugt – ein Verständnis, ohne das man die Querverbindungen zwischen den Wissenschaften, die für Edward O. Wilson als die großen intellektuellen Herausforderungen unserer Zeit gelten, nicht erkennen kann. Zumindest den Ansatz eines solchen Verständnisses haben Rösens zunächst scheinbar unzusammenhängende Beschäftigungen mit dem Weidenröschen, dem Laufen des Hasens und Goethes Wahlverwandtschaften am Ende doch vermittelt.

Ich komme, wie man in Krefeld zu sagen pflegt, „von et Höckske op et Steckske“ – in sehr unzulänglichem Hochdeutsch würde man sagen: Der kann das Ende nicht finden. Aber bevor ich schließe, habe ich noch einen Dank abzustatten: einen Dank zunächst an diese Stadt, die sich bei aller Wanderschaft und in den Gedanken an meine Eltern und Großeltern, an gute Freunde und frohe Feste und an eine trotz Kriegs- und Nachkriegszeit fröhliche Jugend einen ganz besonderen Platz in meiner Erinnerung bewahrt hat, und deren Erbe aus kultureller und religiöser Toleranz, engagiertem Unternehmertum und welt offenem Bürgersinn für uns alle, die wir aus dieser Stadt kommen, ein ebenso stolzes wie verpflichtendes Vermächtnis darstellt.

Dank vor allem aber an diese Schule – und ich weiß, daß ich hier nicht nur für mich spreche, denn es war ja keineswegs selbstverständlich, daß wir alle – auf je eigene Weise – unseren Weg gemacht haben – die

einen in der Nähe, die anderen in der Ferne. Was auch immer uns auf diesen Wegen gelingen sein mag, daran haben viele Anteil; den ersten, entscheidenden Schritt dazu aber haben wir an unserer Schule getan – nicht immer entzückt und gelegentlich ausgesprochen verschreckt, aber am Ende doch, wie das Jesuskind im Tempel, mit erstaunlich viel Verstand.

Unsere Schule hat unsere besten Wünsche verdient; sie wird sie vielleicht sogar ganz gut gebrauchen können.

Im Namen all derer, die dieser Schule wohl wollen, wünsche ich ihr kluge, engagierte und nicht allzu unfehlbare Lehrer und gute, einfallsreiche und nicht allzu gehorsame Schüler – mir schwebt so etwa das vor, was wir damals waren. Ich wünsche ihr ein Gemeinwesen – in Stadt, Land und Bund –, das sich seiner Verantwortung für ein zukunfts- und leistungsfähiges Schul- und Hochschulwesen bewußt ist und sich nicht immer wieder von der OECD die Mittelmäßigkeit seiner bildungspolitischen Anstrengungen vorhalten lassen muß.

Schulen – und natürlich auch Hochschulen – tragen eine ganz besondere Verantwortung dafür, sich immer wieder aufs neue an den Herausforderungen der sie umgebenden Gesellschaft zu orientieren und diese Herausforderungen vor dem Hintergrund ihrer geistigen Überlieferungen zu thematisieren. Schulen, so könnte man sagen, haben geradezu die Pflicht, sich immer wieder neu zu erfinden. Die Fichte-Schule von heute ist eine andere als die, die wir 1954 verlassen haben, und die Fichte-Schule von 1954 war sicher eine andere als die Provinzialgewerbeschule, die am 5. Oktober 1851 am Luisenplatz ihre Tore öffnete – das kann man in dem Buch meines Freundes und Klassenkameraden Wilhelm Ernst (Außer Samt und Seide auch Stahl und Eisen, Krefeld 1997, S. 138) sehr anschaulich nachlesen.

Sich diese Wandlungs- und Entwicklungsfähigkeit zu erhalten, das sollte man unserer Schule als Wunsch auch zum heutigen Jubiläum mit auf den Weg geben. Das erfordert bisweilen den Mut, sich von Hergebrachtem und Liebgewordenem zu trennen, und die geistige Beweglichkeit, den wichtigen Fragen der Zeit – von denen ich einige hier angesprochen habe – Raum zur Auseinandersetzung zu geben.

In diesem Sinne – und in der Hoffnung, daß wir allem Unfrieden zum Trotz am Ende doch das Gute schaffen, daß *quocumque fueris* – wo auch immer wir sein mögen – nicht der üble Geruch der Gewalt, sondern die frische Luft der Freiheit wehe – in diesem Sinne:

Happy Birthday, Fichte-Schule!
(Von der Redaktion gekürzt)

Niederrheinischer Literaturpreis der Stadt Krefeld im Jahr 2001

von Theodor Pelster

Am 2. Dezember 2001 konnte Oberbürgermeister Dieter Pützhofen im großen Saal des Rathauses Ulrich Peltzer Urkunde und Scheck des Niederrheinischen Literaturpreises überreichen. Der Oberbürgermeister begrüßte den gebürtigen Krefelder, der am Fichte-Gymnasium, Krefeld, sein Abitur gemacht und beim KEV (Krefelder Eislaufverein) das Eishockeyspielen gelernt hatte, als „Erfolgsautor“ und als den wahrscheinlich „besten Eishockeytorwart unter den deutschen Schriftstellern“.

Ulrich Peltzer wurde 1956 in Krefeld geboren. Seit 1975 lebt er in Berlin, wo er Philosophie und Psychologie studierte und zu schreiben begann. Einen ersten großen Erfolg hatte er 1987 mit seinem Roman „Die Sünden der Faulheit“. Die dann folgenden Romane „Stefan Martinez“ (1995) und „Alle oder keiner“ (1999) wurden von Kritikern mit den Großstadt-Epen von Alfred Döblin und Heimito von Doderer verglichen. Wenige Wochen nach der Entgegennahme des Krefelder Literaturpreises konnte Ulrich Peltzer die umfangreiche Erzählung „Bryant Park“ vorstellen, aus der er in der Feierstunde am 2. Dezember einen Abschnitt vorgelesen hatte. In die Geschichte, die ihren Schauplatz mitten in New York hat, brechen die Anschläge vom 11. September 2001 und verschieben die Perspektiven des Autors. Die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung empfahl Ulrich Peltzers Erzählung im Mai 2002 als „Buch des Monats“.

*

Laudatio (gekürzt)

Zuerst und vor allem ist einem Mißverständnis vorzubeugen: Ulrich Peltzer wird der Niederrheinische Literaturpreis des Jahres 2001 nicht deshalb zugesprochen, weil einige seiner Figuren die „Rheinische Post“ und die „Westdeutsche Zeitung“ lesen – übrigens: beide nebeneinander –, auch nicht deshalb, weil er den jungen Stefan Martinez im „Fürst Bismarck“ Bier holen läßt – eine Kruke –, erst recht nicht deshalb, weil er das Mundartwort „krisselig“ und den Schlachtruf Krefelder Eishockey-Fans „Haut se, haut se, haut se



Abb. 1. Preisträger Ulrich Peltzer zwischen Oberbürgermeister Dieter Pützhofen und Laudator Dr. Theo Pelster

auf die Schnauze“ literaturfähig gemacht hat. Ohne Einfluß war, daß er den revolutionären Einmarsch Krefelder Schülerinnen und Schüler ins Stadtparlament, in dem übrigens sein Deutschlehrer saß, aus dem Rückblick schildert. Beeindruckend, aber nicht bestimmend war, wie der von Krefeld Abschied nehmende Stefan Martinez, Peltzers Romanheld, das Hülsen Bruch und die Uerdinger Rheinwiesen betrachtet. All dies weist Ulrich Peltzer als Kenner Krefelder und niederrheinischer Details aus, aber noch nicht als Literaten.

Nein, Ulrich Peltzer, gebürtiger Krefelder des Jahrgangs 1956, erhält den Niederrheinischen Literaturpreis des Jahres 2001, weil er ein literarisches Werk in Entwicklung vorlegt, weil er diese Entwicklung mit dezenten Kommentierungen durchsichtig macht und weil

er so seinen Lesern ein bedeutendes Stück moderner Literatur anbietet als einen Versuch nämlich, dieser Welt beizukommen, sie wahrzunehmen und das Wahrgenommene in Sprache zu fassen. Drei Romane hat er bisher veröffentlicht lassen: „Die Sünden der Faulheit“ (1987), „Stefan Martinez“ (1995) und „Alle oder keiner“ (1999). Alle drei Werke sind im Sinne Theodor Fontanes schon deshalb moderne Romane, weil sie „ein Bild der Zeit“ abgeben, „der wir selber angehören“, mindestens aber „Widerspiegelung eines Lebens“ sind, „an dessen Grenze wir selbst noch standen“¹⁾. Sie sind aber mehr noch in jenem andern Sinn moderne Romane, als sie, wie es laut Dieter Wellershoff für den modernen Roman, für diese „Krake“ der Literatur eigentümlich ist, „mit (...) vielen Greifarmen und Saugnäpfen immer nur Stücke der Wirklichkeit an sich reißen“²⁾.

Sie bieten kein geschlossenes Bild, keine abgerundete Geschichte, keinen Kosmos, sondern sind Experimente, also Versuche und Reflexionen und deren Auswertungen.

Ulrich Peltzer geht im wahrsten Sinne gründlich vor und arbeitet am Detail. „Detailier“ heißt ursprünglich auseinanderschneiden, dann in Einzelteile zerlegen, abtrennen. Ulrich Peltzer verkauft nicht en gros, sondern en detail. In der Arbeit am Detail scheint er die Bedingung dafür zu sehen, daß sich vielleicht doch ein stimmiges Ganzes ergibt.

Da sitzt er nun und arbeitet am Detail. Er arbeitet unter anderem seine Krefelder Schulzeit auf, und er greift auf die Kriegszeit zurück, um an seine Wurzeln zu kommen. Er versetzt den Leser und die Leserin auf den Bismarckplatz, beschreibt eine Bombennacht und erzählt, wie die Bombardierte aus den Kellern kriechen. Wörtlich dann:

„Man beschloß sich am Denkmal zu sammeln, dessen Sockel in Kniehöhe ein achteckiges Brunnenbecken umsäumte; acht ziselierte Kanonenrohre speisten es früher mit Wasser. Im Schein einer Karbidlampe suchte man seine Anverwandten zusammen, rief Namen und Hausnummern, tauchte Verbandstücher in das vom Regen halb gefüllte Bassin. Maternaars Uniformmantel war von einer dicken Schicht Staub und Mörtel bedeckt, die Haare seiner Frau standen staubig und verfilzt vom Kopf ab, wie eine ver-rutschte Perücke.“

Hier haben Sie an einem Detail „Anschauung“ und „Erklärung“ zugleich. Man sieht – wie in einem Film – die Gestalten, die noch einmal davongekommen sind. Man nimmt mit dem inneren Auge die Karbidlampe wahr, die Orientierung in der Nacht gibt, und steht am Denkmal des Mannes, der als Reichsgründer in die Geschichte eingegangen ist. Man stutzt. Sollte da eine Beziehung hergestellt werden? Sind die „acht ziselierten Kanonenrohre“, die, so geht die Vermutung weiter, aus dem deutsch-französischen Krieg stammen könnten, anschauliche Elemente der Wirklichkeit oder ein Erklärungsversuch für die Bombennacht?

Die Neugier ist geweckt. In Krefeld ruft man in solchen Fällen Reinhard Feinendegen, den Vorsitzenden des Vereins für Heimatkunde in Krefeld, an. Antwort: „Stimmt nicht. Der Sockel stand nie im Brunnen, und Kanonenrohre sind weder bildlich noch textlich nachweisbar.“ Ist nun eine Zeitungsnotiz fällig: „Hier irrt Peltzer!“ Keineswegs. Das Detail „ziselierte Kanonenrohre“ ist nicht richtig, aber aufschlußreich. Es ist ein Detail, das ins Ganze paßt. Wahrheit besteht nicht aus Faktizität. Wahrheit beruht mehr auf Sinn als auf Einzel Tatsachen. Wie schwer es ist, an diese Wahrheit heranzukommen, zeigt Ulrich Peltzer in jedem seiner Werke und in jeder Detailbeschreibung. Das macht die Modernität,

aber auch die Bedeutung seiner Romane aus.

Die Frage bleibt: Wie geht die Geschichte? „Erinnere dich mal, sagte Christine eines Nachmittags, und erzähl mir, das dürfte doch nicht so kompliziert sein.“ Wunschdenken. Eigentlich unerfüllbar.

Und doch, wir bleiben bei der Frage: „Wie geht die Geschichte?“ und auch bei dem Wunsch: „Erzählen Sie uns“, auch wenn wir berücksichtigen wollen, daß das hochkompliziert ist.

Aber wir brauchen Autoren wie Sie, die den Schwierigkeiten ins Auge sehen und die die Grenze des Wahrnehmbaren, des Bewußtwerdens und des Sagbaren aufdecken. Wir ahnen, welche Mühen Sie dabei auf sich nehmen; wir bitten Sie, sich diesen Mühen nicht zu entziehen.

Anmerkungen

¹⁾ Theodor Fontane: „Was soll ein Roman?“, in: Theodor Fontane: Werke, Schriften, Briefe, Abt. 3, Bd. 1: Aufsätze und Aufzeichnungen, München (Hanser) 1969, S. 316.

²⁾ Dieter Wellershoff: Der Roman und die Erfahrbarkeit der Welt, Köln (Kiepenheuer & Witsch) 1988, S. 15.

Dankrede

von Ulrich Peltzer

Bevor ich ein paar Worte sage und ein kleines Stück aus einem neuen Buch lese, lassen Sie mich zuerst herzlich danken meinem Laudator, Dr. Pelster, bei dem ich unter anderem einmal, das heißt: ein- für allemal, gelernt habe, was eine Novelle ist, dem Auslober und Finanzier des Niederrheinischen Literaturpreises, der Stadt Krefeld in Person ihres Oberbürgermeisters, sowie in gleichem Atemzug der Jury, die meine Arbeit, insbesondere aber meine zukünftige Arbeit, für würdig hielt, ausgezeichnet zu werden. Mit der zukünftigen Arbeit ist das ja immer so eine Sache, man weiß nie genau, wohin sich die Dinge entwickeln.

Zwar hat man eine Ahnung, eine – wenn auch meist vage – Vorstellung, was in einem nächsten Buch, einem Roman, einer Erzählung drinstehen soll, ob's aber gelingt, steht auf einem ganz anderen Blatt. Und mit „Gelingen“ meine ich, eine Sprache zu finden, die die Geschichte, die zu erzählen wäre, aus sich hervortreibt, die sie im Prozeß des Schreibens gebiert. Zu sich selbst bringt, könnte man auch sagen, oder vielleicht – ans Licht der Welt befördert. Das dauert manchmal eine gewisse Zeit, bevor

sich das Material, das man im Kopf versammelt hat, diese Bruchstücke von Bildern, Dialogfetzen, Empfindungen, zu einer Form zu verdichten beginnt, und ein paar erste Sätze entstehen, die Vertrauen verdienen, weil ihnen die Möglichkeit innewohnt, weiterzumachen, sie die Frage: „Und was passiert dann?“ nicht allein stellen, sondern zugleich für eine Antwort offen sind. Für genau eine, eine sehr bestimmte Antwort, die zu suchen – denn es gibt sie ja – man sich täglich an den Tisch setzt. Das kostet, und zwar neben der Mühe jeder wirklichen Arbeit, nicht zuletzt einiges an Geld, das nun aber bedauerlicherweise weder vom Himmel fällt noch als handlicher Abreibblock regelmäßig im Briefkasten liegt.

Woher also nehmen, wenn nicht stehlen, wer wäre bereit, Risikokapital in ein noch zu schreibendes oder gerade entstehendes Buch zu investieren, wer ließe sich überzeugen von Plänen und Projekten, die gelegentlich nicht mehr beinhalten als einen Schaulplatz, Umriss von Figuren, die bloße Idee, es müßte alles in langen, gleichsam schwebenden Sätzen erzählt werden. Beziehungsweise andersherum, wer ermutigt den Autor fortzufahren, schickt Mails, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, füllt immer mal wieder sein Konto auf? Falls man einen Verleger hat wie ich, beantworten sich diese Fragen fast wie von selbst, es ist einer der letzten Großen dieser Zunft, Egon Ammann aus Zürich – und verwechseln Sie Zürich jetzt nur nicht mit einer Art Banktresor –, der durch sein Engagement und seine, leider eben nicht unbegrenzten, finanziellen Mittel Literatur überhaupt erst ermöglicht – wofür ich ihm, ich glaube, das muß man nicht extra betonen, sehr, sehr dankbar bin, denn schließlich weiß er so wenig wie der Autor, wie die Geschichte ausgeht, noch weiß er, ob sich's hinterher bezahlt macht, eine Reise ins Ungewisse, ungewisser jedenfalls als Produktion und Vertrieb von Telefonbüchern, die sämtlich mit A anfangen und mit Z aufhören.

Daß es sich bei dem, was mir in den Gedanken herumspukete, wahrscheinlich um eine Erzählung handeln wird, die an einem Nachmittag und Abend in New York spielt, sagte ich ihm vor einem Jahr, und daß der Protagonist ein deutscher, nun, sagen wir, Wissenschaftler mittleren Alters sein soll, der mit einem befristeten Visum in der Stadt lebt und im Archiv der Public Library forscht – viel mehr ist mir damals selber nicht klar gewesen, einige Orte, zwei, drei Motive, die Vorstellung einer Bewegung des Textes von außen nach innen – was alles in allem etwa so unbestimmt war wie Geschäftsideen am neuen Markt, mit dem Unterschied, daß wir beide – der Verleger und ich – nicht vorhätten, unvorsichtige Kleinanleger zu schröpfen, sondern diese Ideen in ein Buch zu verwandeln, dessen erste Seiten ich Ihnen jetzt vorlese.

Das Stadtwaldhaus und seine Sanierung

von Monika Risse-Richter

Vor 100 Jahren wurde mit dem Bau des Stadtwaldhauses als Ausflugsgaststätte im Krefelder Stadtwald begonnen – das Wandornament, das neben dem Eingang zum kleinen Saal in die Außenwand eingelassen ist, legt davon Zeugnis ab.

Zur Baugeschichte

Im Laufe seines einhundertjährigen Bestehens hat das Stadtwaldhaus vielfältige bauliche Veränderungen erfahren, und es gab – insbesondere in den letzten 50 Jahren – wiederholt umfangreiche Diskussionen und Überlegungen zur Anpassung des Hauses an die jeweiligen gesellschaftlichen und betrieblichen Erfordernisse, sogar bis hin zu konkreten Abriß- und Neubau-Überlegungen.

1901 wurde mit dem Bau des ersten Teils



Abb. 2. Restaurant im Stadtwald, Südwestansicht; um 1903



Abb. 1. Wandornament in Naturstein zur Erinnerung an die Errichtung der Waldschänke im Jahre 1901

des Gebäudes, der Stadtwaldschänke einschließlich einer Wohnung, nach Plänen des Architekten Hermann Bergerfurth begonnen. Im Juli 1902 eröffnete die Garten- und Saalwirtschaft unter dem Namen „Waldschänke“ mit dem kleinen Saal. Dies ist der Teil, der auch heute wieder „Waldschänke“ oder „Kleiner Saal“ genannt wird.

Das Gebäude entspricht dem beliebten Burgen- oder Romantikstil seiner Zeit. Die unterschiedlichen Baukörper haben verschiedene Funktionen, wie der Restaurantsaal mit Außenterrasse, der eigens separat überdachte Haupteingang, der Küchen- und Wohntrakt sowie der Treppenturm. Rund 200 Gäste konnten in der „Waldschänke“ bewirtet werden. In Massivbauweise errichtet, sind die Fassaden als geputzte Flächen auf einem Sandstein-Sockel mit Holzfenstern in Sandstein-Einfassungen und mit Fachwerk in den Obergeschossen ausgeführt. Die Dächer waren mit rotbraunen Ziegeln gedeckt.

Bereits 10 Jahre später, in den Jahren 1910 bis 1911, wurde die Erweiterung der „Waldschänke“ wegen des großen Zuspruchs bei der Bevölkerung erforderlich. Dies erfolgte durch den Anbau eines großen Restaurationsssaales für rund 600 Gäste durch Ergänzung um die offenen Arkaden und durch die Ausweitung der Außengastronomie auf ein Platzangebot für rund 3 000 Personen. Architekt war Georg Bruggaier vom städtischen Hochbauamt.

Der Erweiterungsbau fiel um ein Vielfaches größer aus als die bisherige „Waldschänke“. Das Niveau des Anbaus wurde auf rund 3 m über Geländeoberfläche angehoben „wegen der Nebelschwaden, die vom Weiher her dahinzogen“, so daß von dort aus auch ein weiter Blick über den See möglich war. Vorgelagert – zum Wasser hin – wurde winkelförmig eine lange, mit Arkaden überdachte, offene Terrasse errichtet, die in einem Rundpavillon mit Zeltdach auf kannellierten Säulen abschließt. Diese Arkaden waren für Zwecke



Abb. 3. Gartenansicht des Erweiterungsbaus



Abb. 4. Die offenen Arkaden

der Außengastronomie vorgesehen – mit Plätzen auf der Terrasse im Freien.

Der große Saal hatte daher früher auch auf beiden Längsseiten Fenster mit direktem Tageslicht und konnte dadurch direkt quer- gelüftet werden. Dies verlieh ihm einen – heute mit der Wirkung des „Kleinen Saales“ vergleichbaren – lichtdurchfluteten und leichten Charakter.

Besonders markant ist die große repräsentative Freitreppe des Haupteingangs, die zum Stadtwald-Weiher hin mit einem großen Mosaik im Giebfeld über der Eingangstreppe vom Düsseldorfer Jugendstil-Künstler Professor Adolf Münzer ausgestattet ist (s. „die Heimat“, Jg. 66, Krefeld 1995, Titelbild). Das Mosaik zeigt im Mittelkreis eine auf einen weißen Hirsch reitende Frau, die einen schwarzen Raben auf der rechten Hand

trägt, umgeben von Flora und Fauna. Die Begrenzung der Außengastronomie Richtung Westen bildet ein Konzertpavillon mit muschelförmigem Dach.

Im Jahre 1945 wurde das Stadtwaldhaus zunächst von den Besatzungstruppen beschlagnahmt, war aber bereits ab 1947 wieder für die Öffentlichkeit zugänglich.

In den 1960er Jahren kam dann die vormals so beliebte Ausflugsgaststätte – dem allgemeinen Zeitgeschmack und der Architektur-Entwicklung folgend – etwas aus der Mode. Nach einer vollständigen Renovierung bekam das Stadtwaldhaus 1963 nach Presseberichten im Inneren „ein völlig neues Gesicht“, teilweise mit neuen Kunststoff-Böden im Bewirtschaftungsraum, mit der Möglichkeit, das Café sogar in eine Bar umzuwandeln, und mit umfangreichen Innenan-

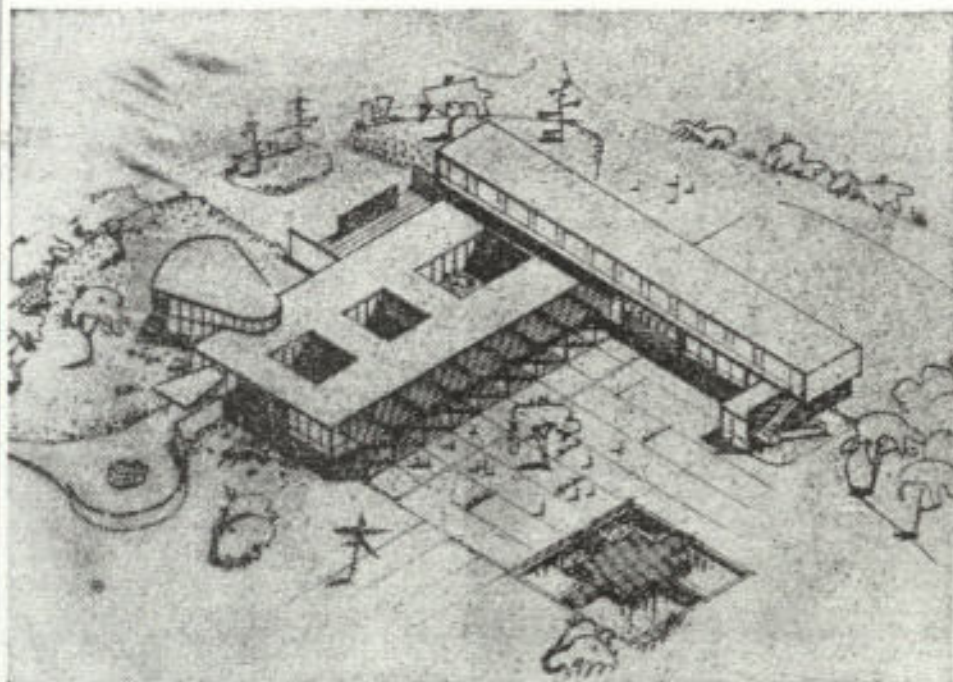
strich-Arbeiten. Technische und betriebliche Anforderungen an das Gebäude gingen jedoch noch wesentlich weiter als die seinerzeit durchgeführten Renovierungsarbeiten.

Weitere Überlegungen zur Anpassung an zeitgemäße Verhältnisse und zur betrieblichen Optimierung führten daher noch in den 1960er Jahren zu lang andauernden Planungen und Diskussionen über einen eventuellen Abriss und zur Planung eines Neubaus mehr zum Stadtwald-Weiher hin. Dieses Vorhaben wurde nach intensiver Debatte – nachdem sogar bereits Architekten und Ingenieure für den Neubau beauftragt worden waren – schließlich doch aufgegeben. Aus heutiger Sicht mag es bei einem Blick auf die damaligen Neuplanungen als Glücksfall erscheinen, daß die bereits getroffene Abrißentscheidung Ende der 1960er Jahre nicht sofort umgesetzt wurde.

Abb. 5 und 6. Der „Große Saal“ früher und heute



Vorläufig nur ein Entwurf



KREFELD. In der vergangenen Woche teilte die „RP“ ihren Lesern das Ergebnis des Wettbewerbs für einen Entwurf zu einem neuen Stadtwaldhaus mit. Unsere Aufnahme zeigt den Entwurf des Düsseldorfer Dipl.-Architekten Steeg, der mit dem 1. Preis ausgezeichnet wurde. Es scheint allerdings, als ob es vorerst bei den Entwürfen bleiben würde, denn die Stadtväter scheinen keinerlei Neigung zu zeigen, aus dem vorhandenen Material eine Auswahl für eine spätere Ausführung zu treffen.

Abb. 7. Ausschnitt aus der Veröffentlichung eines Ideenwettbewerbs zum Stadtwaldhaus



Abb. 10. Ein Neubau-Modell von 1969

Anfang der 1970er Jahre begann man schließlich, das vorhandene Gebäude des Stadtwaldhauses auf zeitgemäße Art wiederum veränderten Anforderungen anzupassen: Die Arkaden entlang des „Großen Saales“ wurden mit Aluminium-Fenstern und mit horizontalen, abgehängten Decken aus Holz versehen, um zusätzliche, über das ganze Jahr hinweg nutzbare Restaurantplätze zu schaffen. Durch den Wegfall der natürlichen Querlüftungsmöglichkeit bedingt, wurde der große Saal mit einer mechanischen Lüftungsanlage ausgestattet.

Berichten zufolge dürfte in dieser Zeit auch im „Kleinen Saal“ – wie in so manch anderen alten, hohen Gewölben, wie zum Beispiel im Stadtbad Uerdingen – eine horizontale, abgehängte Decke eingezogen worden sein.

Weiterhin wurden die alten, dezentral angeordneten Toiletten-Anlagen in den Arkaden und im „Großen Saal“ im Laufe der Zeit sukzessive stillgelegt und die Räume zu Lagerzwecken umfunktioniert. Zuletzt ging Ende der 1980er Jahre schließlich auch noch das Außergastronomie-Geschäft stark zurück.

Sanierungsmaßnahmen der letzten zehn Jahre

Mit dem Pächterwechsel Anfang der 1990er Jahre wurde die Diskussion über eine Modernisierung des Stadtwaldhauses erneut aufgenommen. In der Konzeption der Nutzung wurde an die alte Entwurfsidee des Stadtwaldhauses als eines Ortes der Ausflugsgastronomie angeknüpft. Die unterschiedlichen Nutzungsschwerpunkte des Ensembles sollten dementsprechend auch baulich sukzessive wieder ihrer ursprünglichen Funktion zugeführt werden. Zunächst erfuhr die Außergastronomie als Kaffee- und

Abb. 8 und 9. Entwurfsidee Stadtwaldhaus (1959, vermutlich von Oberbaudirektor Röhm) und umgesetzt als Zeichnung



Abb. 11. Geschlossene Arkaden

Biergarten mit neuer Bestuhlung eine deutliche Wiederbelebung.

Im Laufe der Entwicklung des Stadtwaldhauses haben sich sowohl die Architektur-Auffassung als auch der Umgang mit Denkmälern grundlegend gewandelt: Hatte man in den Vorjahren oftmals bedenkenlos ganze Ensembles ohne weitere Überlegungen abgerissen, stark verändert oder dem Zeitgeschmack angepaßt, war Ende der 1980er und in den 1990er Jahren eine Gegenbewegung zur bisherigen Haltung festzustellen. Ein sorgsamer Umgang mit der Originalsubstanz alter Bauten führte nun zu fast über-vorsichtigem Bewahren aller möglicherweise noch alten, historischen Bausubstanz. Alles in allem wurden aber nun bei Veränderungsabsichten sorgfältige Überlegungen in bezug auf den Bestand sowie eine kritische Aufmerksamkeit gegenüber architektonischen Modeerscheinungen zur Regel.

Über die einzelnen Schritte der Sanierung, die schließlich im Jahre 2000 mit der für die Gäste bedeutsamen Sanierung und Anpassung des „Kleinen Saales“ einschließlich der dazugehörigen Sanitärräume vorläufig einen wichtigen Sanierungsschritt beendeten, soll im folgenden näher berichtet werden.

Der Biergarten

Die grundlegenden Veränderungen am Stadtwaldhaus begannen Anfang der 1990er

Jahre, wie bereits erwähnt, mit der Außengastronomie. Tische und Bänke für rund zweitausend Gäste wurden aufgestellt, der gesamte gekieste Außenbereich für die Gäste wieder nutzbar gemacht. Die gegen vielerlei Bedenken als temporäres Bauwerk errichtete „Brezel-Bude“ aus Holz als Selbstbedienungstheke und die Einrichtungen des Küchenbereichs im Untergeschoß erleichterten dabei die Versorgung der Gäste im Biergarten, denn von und zur Küche ging es für die Bedienung bislang nur über die 19 Stufen der rund drei Meter hohen Freitreppe. Außerdem wurde der Selbstbedienungsbereich auch in die Räume des Untergeschosses hinein erweitert. Neben der Selbstbedienung wurde in der Außengastronomie außerdem ein Bereich mit Bedienung angeboten. Diese Angebote und angemessene Preise brachten den Biergarten umgehend wieder in Schwung. Gleich von Anfang an wurde er mit überwältigendem Zuspruch angenommen – schon bei den ersten Sonnenstrahlen finden dort regelmäßig viele Menschen zusammen.

Diese Akzeptanz erforderte zwangsläufig, daß auch die Toiletten für den Außenbereich wieder hergerichtet wurden. Zuerst kamen die Außen-WCs in der Rotunde der Arkaden an die Reihe. Da diese Räume nur über einige Treppenstufen erreichbar sind, wurden 1998 im Bereich des Getränkelagers im Keller – unter dem „Großen Saal“ – auch noch behindertengerechte Sanitärräume eingerichtet.

Neuordnung der Gasträume

Mitte der 1990er Jahre gab es dann weitere Abstimmungen zwischen Pächter und Hochbauamt über die nächsten Sanierungsschritte. Ziel war es, eine zeitgemäße Gastronomie mit einer behutsamen Rekonstruktion des Gebäudes zu verbinden. Gerade der Zuspruch zum Saalgeschäft mit privaten Feiern, Seminar-Angeboten und sonstigen Veranstaltungen sowie zum allgemeinen Gastronomie-Angebot führte zu der Vision, langfristig die geschlossenen Arkaden für die Außengastronomie wieder zurückzubauen. Das Bankettgeschäft sollte statt dessen in den „Kleinen Saal“ verlegt werden.

Hierzu waren 1998 in einem ersten Schritt zunächst wieder einmal WC-Anlagen zu reaktivieren. Für alle drei Bereiche im Inneren des Stadtwaldhauses, also für den „Großen Saal“, für den „Kleinen Saal“ und für die Arkaden mußte bis dahin eine kleine Toilettenanlage neben dem „Kleinen Saal“ im Zwischengeschoß ausreichen. Neben dem „Großen Saal“ sollten daher nun die dort früher bereits vorhandenen Toilettenräume wieder hergerichtet und renoviert werden. Diese Räume waren inzwischen nach dem Ausbau der Sanitäreinrichtungen als Lager-raum, zum Beispiel für Bestuhlung oder Bühnenmaterial, verwendet worden; der Terrazzo-Fußboden war aber noch im Original erhalten.

Im Terrazzoboden wird ein hellbeiger Grundton von einem dunkelgrauen Fries umschlossen, der auch die Führung der alten Toiletten-Trennwände im Fußboden nachvollzieht. Zwischen Bordüre und Fläche ist zur weiteren Betonung ein Fries aus weißen und schwarzen Mosaiksteinen eingelegt. Es galt, dies bei der Wiederherrichtung möglichst zu bewahren und die neuen Raumaufteilungen daraufhin auszurichten. Die WC-Kabinen kamen wieder an ihren alten Platz; der Terrazzo-Boden wurde, wo nötig, beige-arbeitet oder mit Einsätzen repariert.

Die Raumgröße der Toilettenanlage sollte weiterhin im gesamten Ausmaß zumindest über die Deckenfläche erfahrbar bleiben; deshalb sollten möglichst keine Trennwände bis zur Decke gezogen werden. Entsprechend den heutigen Hygienevorschriften war jedoch zwischen Gastronomieraum und Toilettenanlage eine separat belüftete Schleuse einzufügen. Zum „Großen Saal“ selbst hin war dies undenkbar, aber auch im engen Innenraum selber nur schwierig zu ermöglichen. Die Lösung bestand schließlich darin, einen kleinen, farblich abgesetzten Kubus als Vorraum in den Toilettenraum hineinzustellen, der nur um eine Fliese höher als die übrigen Trennwände ist. Damit konnte beiden Anforderungen entsprochen werden. Um die räumliche Enge in diesem kleinen Vorraum zu mindern und um eine Unterscheidung

zwischen Kabinen- und Zugangstür zu ermöglichen, wurden Glasausschnitte in die innere Tür eingelassen. Sie erinnern in ihrer Aufteilung in etwa an die getäfelten Türen aus der Entstehungszeit des Gebäudes.

Die Sanierung des „Kleinen Saales“

Der nächste Schritt war zu Beginn des Jahres 2000 schließlich die Herrichtung des „Kleinen Saales“ mit den dazugehörigen Sanitäranlagen auf der Zwischenebene des Hauses im Bereich der ehemaligen „Waldschänke“. Die Sanierung erfolgte in nur sieben Wochen, in der Zeit, in der zwischen Januar und Karneval die Gastronomie und Vermietung dort zeitweilig eingestellt werden konnte.

Die Farbgebung

Bis zur Sanierung hatte sich der Raum nach Entfernung der horizontalen, abgehängten Decke im Jahre 1979 äußerst farbbetont dargestellt: Die Farbfassung war in Anlehnung an die RAL(= normierte)-Farben purpurrot, taubenblau und perlweiß ausgeführt worden. Dabei wurde jedes abgesetzte Feld im Stuck des Tonnengewölbes und der Holzvertäfelungen abwechselnd in diesen Farben nachgezeichnet, und zwar die Stuck- und Paneelefelder in hellem Cremeton, die abgestuften Stuck- beziehungsweise Holzabsätze ringsum abwechselnd in Dunkelrot und Taubenblau. Dadurch wurde die plastische Struktur der raumbegrenzenden Bauteile von den kräftigen Farben völlig überdeckt, und es entstand ein eher flächiger und sehr ornamentaler, dominanter Raumeindruck. Auch die Dekorationsmöglichkeiten des Raumes wurden dadurch stark beeinflusst und eingeschränkt.

Eine derartige Farbdominanz sollte bei der anstehenden Sanierung vermieden werden. Daher wurde ein Kompromiß zwischen zeitgemäßer Raumauffassung, Neutralität und historischen Bezügen entwickelt. Im ersten Schritt untersuchte das Rheinische Amt für Denkmalpflege die ursprüngliche Farbfassung des Raumes. Für derartige Untersuchungen wurden Schicht für Schicht die über die Jahrzehnte hinweg aufgetragenen Farbgebungen auf briefmarkengroßen Flächen vorsichtig freigelegt. Für die ursprüngliche Farbfassung des „Kleinen Saales“ auf Holzwerk und Putzflächen ergab sich dabei folgender Befund:

„Die aus Kiefernholz geschaffenen Wandpaneele weisen nachfolgend festgestellte Farbfassungen auf:

0 = Holzpaneele

1 = Vorstrich weiß

2 = Erstanstrich, Öl, Tiefhängende Kassettenfelder: Grünliches Beige.

Erstanstrich, Öl, Kassettenrahmen:

Grünliches Beige, aber 2 – 3 Töne heller,

ebenso die profilierte Kassetteinfassung

3 = Zwischenanstrich, Öl, weiß

4 = Ölanstrich, Blau in Kasette und Rahmen, Rot die profilierte Kassetteinfassung

Die über den Holzpaneelen liegenden Wandflächen:

0 = Kalkmörtelputz

1 = Kalkanstrich / Vorstrich weiß

2 = Kalkanstrich / warmer Altweißton

3 = Kalkanstrich / heller Ocker

4 = Rauhfaser

5 = Binderanstrich, helles Blau“.

Diese Untersuchungsergebnisse wurden zur Richtschnur für die neue Farbgebung des „Kleinen Saales“. Nach ersten, fototechnisch dargestellten Überlegungen, die Fläche der Holzpaneele mehr in einen sonnigen, gelben Farbton zu fassen, wurden in Anlehnung an den Befund für die Ausführung eher noch hellere Farben, und zwar ein beigefarbener Farbton und ein heller, grünlicher Cremeton, gewählt.

Die Stuckarbeiten an der Decke sollten ihre Wirkung dadurch wieder aus der Struktur, aus den Profilen und deren Schattenwurf erhalten. Das Gewölbe wurde daher in nur einem Farbton, in einem gebrochenen Weiß, gestrichen. Lediglich einige wenige Blattornamente und Verzierungen wurden schließlich noch durch Lasur und einen Blattgold-Auftrag betont.

Das Lichtkonzept

Zunächst wurde daran gedacht, im „Kleinen Saal“ wie auch im vorgeschalteten Raum zum Weiher hin millimeterdünne Leuchtröhren auf dem Abschlußprofil der Holzpaneele ringsum zu installieren und über die indirekte Abstrahlung aus der Deckenwölbung Licht in den Saal einzubringen. Diese Idee wurde jedoch schnell wieder verworfen, weil sie einerseits keinerlei historische Bezüge gehabt und andererseits zu wenig Veränderungsmöglichkeiten erlaubt hätte. Ein gleichmäßiges indirektes Licht ohne größere Möglichkeiten zur Abstufung der Lichtintensität hätte den vielfältigen Nutzungszwecken des Saales nicht entsprechen können.

Daher wurden Wandleuchten mittig auf die einzelnen Wandabschnitte, die bereits durch die historischen Paneele und die Stuckrasterung vorgegeben waren, angebracht. Auch hier waren zunächst wesentlich neutralere und auch modernere Alternativen in Erwägung gezogen worden. Bei den Installationsarbeiten festgestellte Reste von Gasleitungen legen die Schlußfolgerung nahe, daß an diesen Stellen auch früher schon Wandleuchten installiert waren. Die vorrangige gastronomische Nutzung führte schließlich zur Entscheidung für fackelartige Leuchten aus Holz, Messing und Mattglas.

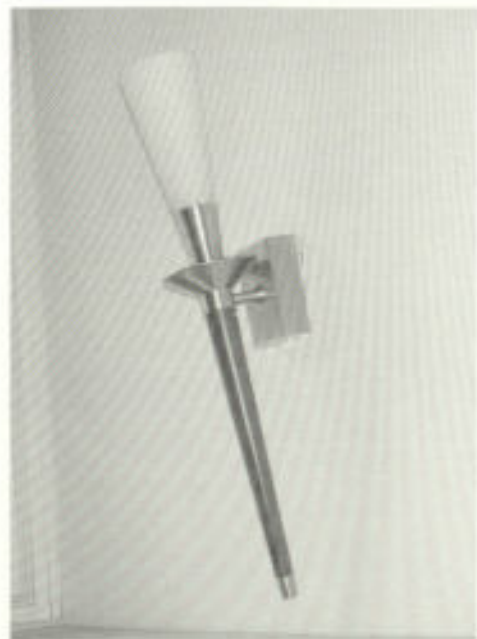


Abb. 12. Ausgeführte Wandleuchte

Die Kronleuchten sollten durch neue, dimmbare Leuchten ersetzt werden. Die Überlegungen hierzu waren sehr umfangreich. Auch hier gab es verschiedene Ansätze:

– Ersatz der Mattglaskugeln an den bestehenden Leuchten,

– Messinggebilde, ähnlich wie orientalische Wasserpfeifen,

– Auswahl aus dem allgemein bekannten, umfangreichen Angebot an Kristallüstern, zum Teil in barockem Gepräge.

Nichts von alledem entsprach so richtig der angestrebten Gestaltung zwischen adäquatem historischen Bezug und moderner Auffassung. Schließlich konnte eine Firma gefunden werden, die in der Lage war, eine den Vorstellungen entsprechende Sonderanfertigung zu angemessenen Kosten anzubieten. Die Gestaltung und Größe der Kronleuchten wurde anhand von Modellen aus Pappe im Raum festgelegt.

Im Ergebnis entsprechen die jetzt installierten, dimmbaren Kronleuchten der Planungsabsicht – sie füllen den Raum, ohne zu dominieren, sind transparent und dabei in der Lage, unterschiedliche Lichtstimmungen zu erzeugen.

Sonstige Rückbauten

Bei der Sanierung wurden auch noch andere Rückführungen der Bausubstanz in den ursprünglichen Planungsstand vorgenommen. Was heute im Vorraum des „Kleinen Saales“ an der Fensterfront selbstverständlich wirkt, nämlich die französische Fenstertür, war über lange Zeit nach innen hin ver-



Abb. 13. Ein Musterleuchter und ein Pappmodell, vor Ort montiert, helfen bei der Entscheidung für die neu anzufertigenden Kronleuchter.



Abb. 14. Ausgeführte Kronleuchter

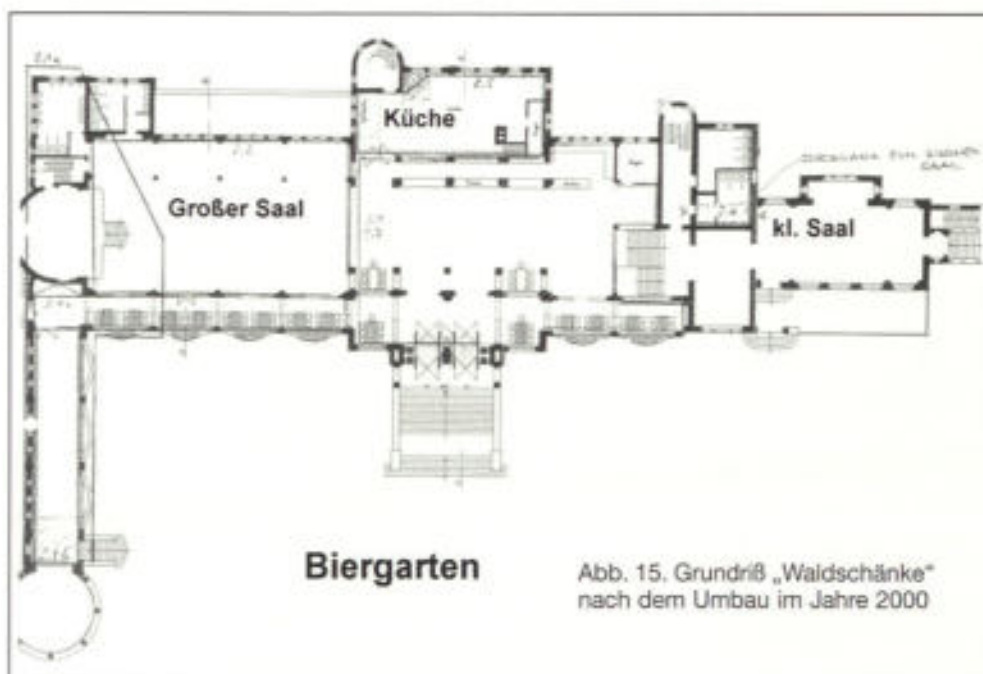


Abb. 15. Grundriß „Waldschänke“ nach dem Umbau im Jahre 2000

geschlossen und mit einem Heizkörper verstellt gewesen. Durch Verlegung der Heizkörper und durch ein neues schmiedeeisernes Gitter von außen läßt sich die Fenstertür nun wieder öffnen.

Auch die bis dahin bestehende alte Nische mit Spiegelverkleidung im „Kleinen Saal“ wurde im Zuge der Umbaumaßnahmen demontiert. In der ehemaligen „Waldschänke“ lag die Küche direkt neben dem Treppenturm. Da nur der untere Bereich dieser Nische gemauert war und auch die Vertäfelung besonders tief ausgespart war, wird vermutet, daß dort früher eine Durchreiche zur alten Küche der „Waldschänke“ bestanden hat. In dem großen, rückgebauten früheren Küchenraum sind heute neue Sanitärräume eingebaut.

In dieser Toilettenanlage neben dem „Kleinen Saal“ waren die Wand- und Bodenflächen in den 1960er und 1970er Jahren entsprechend der seinerzeitigen Mode braun-beige mit geflammten Bodenfliesen

und strahlenförmig ornamentierten Wandfliesen ausgeführt worden. Nach Abbruch des Fliesenbodens wurden dort ebenfalls noch weitestgehend intakte Terrazzoböden vorgefunden, die glücklicherweise wieder hergerichtet werden konnten.

Neue Funktionalitäten

Durch unterschiedliche Zugangswege wurden die Funktionalität und die Nutzbarkeit der Gasträume insbesondere für die Bedienung soweit gesteigert, daß jetzt sowohl der Vorraum des „Kleinen Saales“ mit der französischen Fenstertür als auch der „Kleine Saal“ selbst zeitgleich für zwei getrennte Veranstaltungen unabhängig voneinander zur Verfügung stehen. Dazu wurde auch die Falldür-Anlage zwischen den beiden Räumen erneuert.

Das Rundbogenfenster

Der „Kleine Saal“ soll Zeitungsberichten zufolge bei der Eröffnung 1901 mit einer Bemalung aus Waidblumen (Paul Warg) und mit halbrundem „Hollerschen“ Fenster – darin ein Tulpen- und Beeren-Motiv – als Abschluß des Tonnengewölbes versehen worden sein. Von dieser Bemalung sind keine Reste mehr erhalten, aber ein neues halbrundes Zierfenster sollte in moderner Form vor dem zum Erweiterungsbau von 1911 ausgebildeten Rundbogen wieder angebracht werden. Hierzu gab es mehrere Entwürfe. Die Entscheidung fiel zugunsten eines realistischen Bildes in Ätztechnik auf Mattglas. Dieses

Bild zeigt eine gesellige Runde an einer reichlich gedeckten Tafel in historischer Tracht.

Ergänzung und Austausch von Einrichtungsgegenständen

Auch die Bestuhlung für den „Kleinen Saal“ wurde erneuert. Dabei mußten sich die neuen Stühle sowohl in den Charakter des Raumes einfügen, andererseits aber auch modernen Anforderungen, wie beispielsweise der Stapelbarkeit, genügen. Der ausgewählte Buchenholzstuhl mit gelblich/goldockerfarbenem Sitzpolster spiegelt die Farbigkeit des Eichenparketts wider.

Außenfassade und Dach

Zur Sanierung des „Kleinen Saales“ gehörte auch die Instandsetzung der Außenfassaden und des Daches. Die Fassaden wurden mit Mineralfarbe auf Silikatbasis in einem hell-sandsteinfarbenen Ton gestrichen. Weiterhin wurden dringend erforderliche Sanierungsarbeiten am Holzfachwerk und an der Traufe sowie an verschiedenen Dachbereichen durchgeführt.

Die für die Anlieferung errichtete Zufahrt in den Keller im Vorgarten, die schon lange nicht mehr in Betrieb war, wurde zugeschüttet und in die Vorgartenfläche einbezogen. Außerdem wurde der Seiteneingang zum kleinen Saal wieder geöffnet. Damit ist neben dem Haupteingang vom Biergarten aus

und neben dem Zugang über die Terrasse ein weiterer separater Eingang zum kleinen Saal möglich. Befunde einer alten Beschriftung an der Fassade sollen künftig zur Rekonstruktion einer neuen Beschriftung der Gaststätte herangezogen werden.

Besondere Schwierigkeiten traten auf, als sich nach dem Aufbau des Gerüstes heraus-



Abb. 17. Die Schäden am Holzfachwerk



Abb. 16. Das neue Glasbild



Abb. 18. Der Treppenturm während der Renovierungsarbeiten

stellte, daß ein Großteil der Dachziegel gebrochen war. Die darunter liegende Schalung und Tragkonstruktion waren durch eindringende Feuchtigkeit verfault und der Turmaufsatz daher als Ganzes zu erneuern.

Dieser Schaden führte zu einer deutlichen Verlängerung der vorgesehenen Bauzeit im Außenbereich. Für die ursprünglich nicht vorgesehene Neueindeckung des Turmhelms wurden von einer auf denkmalpflegerische Produkte spezialisierten Firma aus Brüggen Repliken der Originalturmziegel geliefert.

Unvorhergesehenes

Auch in den Innenbereichen machten unvorhergesehene Ereignisse zügiges Umplanen und eine flexible Reaktion der Handwerker erforderlich. Beim Abbruch erwies sich zum Beispiel eine Wand im Durchbruchsbereich einer geplanten neuen Tür als tragend – ausgerechnet dort, wo nach den vorliegenden Plänen eigentlich keine tragende Wand hätte vorhanden sein dürfen –, und es mußten diverse Rohrleitungen verlegt werden, weil die Wände zum Abbruch vorgesehen waren.

Schließlich führte die Notwendigkeit, Rohrleitungen im Kellergeschoß umzuschließen, auch zur „Entdeckung“ von Original-Jugendstilfliesen in einem Kellerraum neben dem westlichen Eingang zum „Kleinen Saal“.



Abb. 19. Fliese aus einem Kellerraum



Abb. 20. Der „Kleine Saal“ nach der Renovierung

Der Konzertpavillon

Im Juli 2001, kurz vor der Feier des 100jährigen Bestehens des Stadtwaldhauses, mußte auch der Konzertpavillon noch instand gesetzt werden. Bei Reparaturen am Dach war festgestellt worden, daß die Holztragkonstruktion des Daches mittlerweile morsch geworden war. Die Instandsetzungsarbeiten gingen zügig vonstatten und konnten gerade noch pünktlich zum 10. August 2001, also zum Beginn der Veranstaltungen zur 100-Jahr-Feier des Stadtwaldhauses, abgeschlossen werden.



Abb. 21. Konzertpavillon

Ausblick

Mit der Sanierung der ehemaligen „Waldschänke“ und mit der Sanierung der WC-Anlagen ist ein wesentlicher Schritt der Anpassung des Stadtwaldhauses an die Erwartung der Gäste und an moderne Ansprüche umgesetzt.

Wie bereits in der Vergangenheit, so sollen auch die künftigen Schritte in Abstimmung mit dem Pächter und den zuständigen Stellen weiter sukzessive sorgsam und wohl überlegt vorbereitet werden. Ein nächster Schritt soll die Sanierung der Küche sein. Dabei spielt neben dem Wohl der Gäste stets auch der angemessene Erhalt dieser außergewöhnlichen und erfolgreichen Ausflugs- und Erholungsstätte in denkmalgerechtem Sinne eine große Rolle.

In memoriam Berndt Bosseljon (1893 – 1977), Walter Icks (1901 – 1963), Kurt Samnée (1902 – 1965) und Heinz Steuerthal (1899 – 1975)

von Georg Opdenberg

In der Ausstellungsreihe „in memoriam“ am Ende eines jeden Jahres, will der Krefelder Kunstverein Künstler wieder ins Gedächtnis rufen, die in Krefeld geboren wurden und/oder lange Jahre hier gelebt, gearbeitet und Spuren hinterlassen haben.

Wilhelm Holzhausen und Laurens Goossens, die in den letzten beiden Jahrgängen der „Heimat“ vorgestellt wurden, waren neben ihrer Tätigkeit als Künstler auch Lehrer an der damaligen Kunstgewerbeschule Krefeld. Beide waren von Anfang an Mitglied in der Krefelder Künstlergruppe 1945. Arbeiten einer anderen Personengruppe aus dieser Künstlergemeinschaft wurden im vergangenen Jahr (2001) ausgestellt. Auch diesmal war es wieder aufregend und spannend, bei Erben und Sammlern aus dem reichen Fundus an vorhandenen Arbeiten die herauszusuchen, die die jeweilige Arbeitsweise und gedankliche Umsetzung deutlich werden lassen. Darüber hinaus wurde mir jede nur denkbare Hilfe zuteil, die Biographien der Künstler zusammenzustellen.

Um den einzelnen mehr Raum geben zu können, wurden nicht alle Mitglieder auf einmal vorgestellt, wobei die Reihenfolge keine Wertung sein sollte. Auch konnte und sollte nicht alles gezeigt werden, was noch vorhanden ist, denn das Gezeigte sollte ja neugierig auf andere Arbeiten machen.

Die Ausstellung wird, wie schon die vorhergehenden, in der „Heimat“ fortgesetzt, um die Erinnerung an diese Künstler über den Tag hinaus wachzuhalten.

★

Die Künstlerkolonie Forstwald

Viele Krefelder verbinden mit dem Forstwald nicht nur die alte Landwehr, das Denkmal von der Schlacht an der Hückelsmay und diverse Kaffee- und Gasthäuser, sondern auch die Erinnerung an eine Künstlerkolonie. Diejenigen, die die Krefelder Kunstszene der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges aus eigener Anschauung oder aus Erzählungen kennen, wissen noch einzelne Namen und

können die eine oder andere Anekdote berichten. Es ist von Malern, Glasmalern, Bildhauern und einem Musiker die Rede, vom Wohnen und Arbeiten in bitterster Armut, aber auch von rauschenden Künstlerfesten und Trinkgelagen. Für einige, mehr an der örtlichen Kunstszene Interessierte, war dies ein „Worpswede in klein“ und zu Unrecht viel zu wenig bekannt und gewürdigt, für andere ein vor den Toren der Stadt unter dem Deckmantel der Kunst geführtes ungezügelteres Lotterleben am Rande der Legalität.

Das mußte schon ein eigenartiges Völkchen gewesen sein, das sich so weit vom städtischen Leben noch hinter der Berrader Bauernschaft, in der Wildnis, eingerichtet hatte. Es wurde später etwas respektlos „Forstwaldindianer“ genannt, eine Bezeichnung, die möglicherweise auf ihre Teilnahme als Gruppe unter demselben Namen beim Karnevalszug 1939 zurückzuführen ist.

Was beflügelte die Phantasie des braven Bürgers in der Stadt so ungemein? Hatten sich diese Künstler dort, weitab vom hektischen Betrieb der Stadt, gefunden, nur um in Ruhe für die Kunst zu leben? Mißgönnte man es, daß manche die Möglichkeit nutzten, sich dort, wenn auch mit bescheidenen Mitteln, ein eigenes Heim zu schaffen? Waren es wirklich arme Schlucker, die oft genug ihre Bilder für eine Flasche Schnaps abgaben oder ihren Lohn in vielen kleinen Raten bekamen, um ihn nicht sogleich zu verprassen, wie erzählt wird? Oder waren es gutsituierte Bürger, die dort die bildende Kunst als eine Art Wochenend-Zeitvertreib pflegten?

Eine Frage, die sich heute stellt: Ist es zulässig, diese Künstler als eigenständige Gruppe und isoliert von der Kunstszene in der Stadt zu betrachten, zu der doch ständig und intensiv Kontakte gepflegt wurden?

Die Geschichte der „Künstlerkolonie Forstwald“ ist noch nicht geschrieben worden, ebensowenig wie die der „Künstlergruppe 1945 Krefeld“, deren Mitbegründer und maßgeblicher Repräsentant Walter Icks im Forstwald lebte und arbeitete und im vergangenen Jahr (2001) 100 Jahre alt geworden wäre.

Das Etikett „1945“ war sicherlich für die meisten kein Programm. Es bezeichnete nur den Wiederbeginn, einen Neuanfang nach Zusammenbruch und Kriegsgefangenschaft. Ihre erste Ausstellung hatte die Gruppe 1946 in den Räumen des Kaiser Wilhelm Museums. Die 13 Gründungsmitglieder, von denen vier aus dem Forstwald kamen, kannten sich zum Teil schon jahrelang. Sie „sahen ihren Zusammenschluß nicht in der Opposition zu anderen Künstlern“, vielmehr „wünschten, daß noch manche Künstler zu ihnen stoßen würden“, wie in der Presse zu lesen war. Dieser Wunsch ging wohl in Erfüllung, denn bei ihrer Ausstellung 1955 zum 10jährigen Bestehen der Künstlergruppe, wieder im Kaiser Wilhelm Museum, stellten 25 Mitglieder ihre Arbeiten vor, acht von ihnen nun aus dem Forstwald, und auch die Arbeiten von vier mittlerweile schon verstorbenen Mitgliedern wurden in einer Gedächtnisausstellung gezeigt.

In der Zwischenzeit gab es etliche Einzel- und Gruppenausstellungen, die mal von zwei oder drei und mal von mehreren Mitgliedern ausgerichtet wurden. In der Passage zwischen Ostwall und Petersstraße gab es eine „Gegenüber“-ausstellung mit der Gruppe „Künstlergilde“, ebenfalls aus Krefeld, und noch heute erinnern sich einige an eine Ausstellung der „Forstwaldindianer“ im Forsthaus. Eine Ausstellung im Kaiser Wilhelm Museum zum 20jährigen Bestehen scheiterte wohl an der Museumsleitung. Danach hörte man kaum noch etwas von der Gruppe, allenfalls von einzelnen Mitgliedern.

Der Teil der Gruppe, der im Forstwald wohnte, war genauso uneinheitlich wie die gesamte Künstlergemeinschaft. Einige waren begütert oder hatten eine gut bezahlte Stellung, andere waren arm, einige konnten von der Kunst leben, andere lebten von ihrer Frau, manche hatten ihre Wurzeln in Krefeld, andere hatte das Schicksal hierher geführt oder auf Umwegen wieder hierhin zurückgeführt.

Die Ablegenheit solch einer kleinen Kolonie führte zwangsläufig zu einer Gemeinschaft, in der der Nachbar oft auch erste Hilfe und Lebenshilfe in jeder Hinsicht leisten mußte. Es wurde über Gott und die Welt ge-

stritten und gefeiert. Man hat sich gegenseitig porträtiert und karikiert – manches davon fand sich dann in der örtlichen Presse –, und sicherlich findet sich von jedem etwas in den Arbeiten der anderen. Der Komponist malte und dichtete auch. Ein befreundeter Redakteur förderte, wo er konnte. Und oft wurde das wenige, was man hatte, geteilt.

Möglicherweise sahen sich die Mitglieder dieser Gruppe 1945 nur insofern als Gruppe, als sie gemeinsam versuchten, wieder festen Fuß zu fassen in einer Stadt, die auch wieder versuchte, festen Fuß zu fassen. Unterlagen gibt es keine, von ein paar Schreiben mit wenigen Zeilen über die Formalien einiger Unterstellungen abgesehen. Und wenn der Zeichner unter seinen Namen einen Stempel mit „Geschäftsführer“ setzte, lag das sicherlich daran, daß er in seinem richtigen Leben schon lange Jahre in der Verwaltung einer großen Krefelder Firma tätig war. Darüber hinaus gibt es ein paar Zeitungsartikel, oft nur wenige Zeilen lang, und dann die Bilder und Arbeiten und die Erinnerungen.

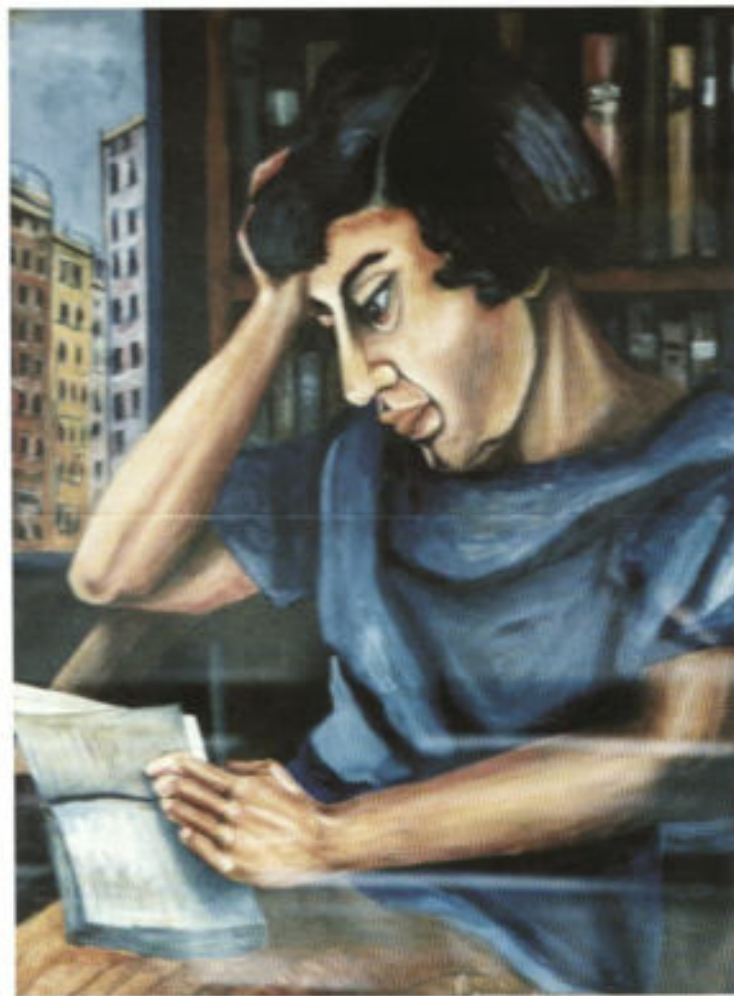


Abb. 1. Großstadt; Pastell auf Papier; 37 x 50 cm; Entstehungsjahr nicht bekannt. Die Gesichtszüge der Frau gleichen sehr der Lebensgefährtin Ernst Barlachs, der zur gleichen Zeit wie Bosseljon in Berlin war.

Berndt Bosseljon (1893 – 1977)

2. August 1893 geboren als Sohn des Arnold Anton Bosseljon, Schuhmachermeister, und der Anna Christina geb. Bohls (Geschwister Gertrud und Wilhelm) in Krefeld; Besuch der Volksschule und des humanistischen Gymnasiums; Abbruch mit der mittleren Reife 1910 und Entschluß, einen künstlerischen Beruf einzuschlagen, geprägt durch kirchenmusikalische Konzerte und Aufführungen im Krefelder Stadttheater
 1907 – 1910 erster Instrumentalunterricht bei Joseph Prömpfer, Organist an St. Stephan
 1910 – 1912 vermutlich auf Wunsch der Eltern Ausbildung an der kircheneigenen Musikschule

1912 – 1915

ab 1913

1914/15

1915/16

1917 – 1920

1920

1921 – 1923

1923 – 1925

St. Gregoriushaus in Aachen; von Bosseljon abgebrochen; er galt als „nicht hinreichend begabt“

Schüler am städtischen Konservatorium in Krefeld
 Bosseljon beginnt mit der ersten Zählung seiner Werke, die noch ganz dem Geist der Romantik verpflichtet waren.

Seminarkurs als Ergänzung der allgemeinen Ausbildung für Musiklehrer. Das Abschlußzeugnis (10. Oktober 1915) hebt kompositorische Fähigkeiten hervor.

Volontariat als Kapellmeister am Stadttheater Krefeld; danach Einberufung zum Wehrdienst. Über diese Zeit schweigt er und verarbeitet seine Eindrücke in Gedichten – eine Form der Literatur, die er bis in die 1940er Jahre beibehält.

Engagement als Kapellmeister in Neiße/Oberschlesien
 Klavierlehrer am Krefelder Konservatorium

ein Semester Musikhochschule in Köln (?)
 Verbindung zu Heinz Bongartz, später Leiter der Dresdener Philharmonie, geknüpft; im selben Jahr Klavier- und Kompositionslehrer an der Musikschule Düren

Direktor des Konservatoriums in Heilbronn; Hinwendung zum Klavierlied, vielleicht auf Einfluß seiner Frau. Die Ehe, von der nichts bekannt ist, zerbricht nach zwei Jahren.

Erst mehr als 40 Jahre später komponiert Bosseljon weitere Klavierlieder, obwohl er gerade in dieser Gattung starke musikalische Ausdrucksmöglichkeiten besaß.
 1923 – 1925 lebt in Berlin, erwerbslos und unterstützt von den Eltern, und entwickelt dort seine typische „Bedürfnislosigkeit“; Kontakte zu den Expressionisten Conrad Felixmüller, Carl Sternheim und zum Hindemith-Kreis; wohnt wochenweise in Wien und schreibt Gedichte (bis in die 1940er Jahre hinein); er verwirft sein Jugendwerk; endgültige Bestimmung zum Komponisten. Sein Kompositionsstil wandelt sich von der Romantik zur Neuen Sachlichkeit.

1925 – 1928 Kinokapellmeister der Ufa AG in Dortmund, danach 12 Jahre erwerbslos; tätig als freischaffender Künstler. Bosseljon sucht Broterwerb als Chor-, Chororchesterleiter und Komponist; lebt von privatem Klavierunterricht; pendelt zwischen Bad Honnef und dem Elternhaus in Krefeld

1933 Die Kompositionstätigkeit rückt ins Zentrum des Interesses, die malerischen Aktivitäten treten ganz zurück. Die Presse macht auf seine Fähigkeiten aufmerksam. Bosseljon bewirbt sich intensiv, bevorzugt bei früheren Freunden, um eine Anstellung in seiner Heimatstadt, scheiterte aber zu meist an der „Stillhalteparole“. 10 Jahre ohne feste Anstellung forderten schließlich Zugeständnisse an den Zeitgeschmack in bezug auf die Themenwahl für Kompositionen.

1935 Beitritt zur STAGMA (Vorläufer der GEMA). Bis in die späten 1930er Jahre tritt er noch wiederholt als konzertierender Organist im kleinen Rahmen auf, fühlt sich jedoch als Berufskomponist und sieht sich nicht als Interpret. Er hat Schwierigkeiten, nach der Machtergreifung beruflich Fuß zu fassen, bedingt auch durch seine Weigerung, der NSDAP beizutreten und in den ersten Jahren auch Mitglied in einem der nationalsozialistischen Berufsverbände zu werden. Bosseljon tilgt jede noch verbliebene Spur der Kirchenmusik in seinem Schaffen.

1939 Im Spätsommer nimmt Bosseljon ein Stellenangebot als Kapellmeister in Aussig, Mitteldeutschland, an; zwei Spielzeiten später, 1941, Anstellung am Theater von Liegnitz, Ostdeutschland, als Kapellmeister und Chordirektor

1942/43 endlich Anstellung für die entsprechende Spielzeit als Chordirektor in Krefeld, doch das Krefelder Theater wird am 22. Juni 1943 bei einem Luftangriff durch Bomben zerstört

27. März 1943 als Kapellmeister und Chordirektor in Halberstadt; der Dienstvertrag verpflichtet

1945/46

Er findet Unterkunft bei Freunden, das Elternhaus war gleichzeitig mit dem Theater zerstört worden. Seine Entscheidung, nicht mehr im Theaterfach zu arbeiten, machten

ihn auch, sich für die Truppenbetreuung zur Verfügung zu stellen. Der Vertrag läuft am 31. Juli 1944 aus, Bosseljon wird zur Wehrmacht eingezogen (am 1. September 1944 werden alle Theater im Zuge der totalen Mobilmachung geschlossen), aber kurz nach Kriegsende wieder aus der Gefangenschaft entlassen, erster Kapellmeister in Aschersleben, 1947/48 zusätzlich musikalischer Oberleiter und Stellvertreter des Intendanten. Bosseljon kann nun seine Verwandten in Krefeld unterstützen, flieht aber im Spätherbst aus Angst vor einer Zensur und Einschränkung durch die neue Einheitsideologie mit seiner Frau Anne, geb. Röhrig – geheiratet am 10. Juni 1933 –, in seine niederrheinische Heimat.

einen Neuanfang doppelt schwer. Eine Anstellung als Lehrer an der Krefelder Volksmusikschule scheiterte am persönlichen Widerstand Helmut Mönkemeyers als deren Leiter.

Bosseljon lebte die folgenden 30 Jahre seines Lebens von Mitteln des Sozialamtes.

Von der Mitte der 1950er Jahre an wohnte er im Forstwald im Kreis seiner Freunde, deren Vereinigung „Künstlergruppe 1945 Krefeld“ er sich angeschlossen hatte, in einem kleinen, mit eigenen Mitteln gebauten Haus. Dort entstand ein Drittel seiner Kompositionen. Vorher entstandene Kompositionen wurden einer gründlichen Bearbeitung unterzogen. Nur wenige Werke tragen das Gepräge „unumstößlich fertiggestellt“ zu sein. Selbst in schon als „opus“ eingeordnete Kompositionen greift er ein. Am 23. September 1977 starb er in Krefeld.

Anmerkungen

Daten zusammengestellt aus:

C. Dohr: Musikleben und Komponisten in Krefeld. Das 20. Jahrhundert; Krefeld 1992, S. 338 ff.

Berndt Bosseljon: Dichtungen und Skizzen. Eingeleitet und herausgegeben von C. Dohr; Krefeld 1989.



Abb. 2. Ahasver; Öl auf Leinwand; 61 x 80 cm; 1937. Dieses Bild muß der Überlieferung nach sehr große Bedeutung für Bosseljon gehabt haben. Das Gesicht des Alten soll seine Züge tragen.



Abb. 3. Porträt mit verschränkten Armen; Deckfarben; 60 x 80 cm; 1948

Abb. 4. Stilleben auf Tisch; Aquarell; 45 x 59 cm; 5. Juli 1951

Walter Icks (1901 – 1963)

Geboren 1901 in Krefeld (Nordwall) als Sohn des Kommis Heinrich Icks Kunstgewerbeschule bei Professor Peter Bertlings, Bühnenbildnerei danach als „Anstreicher“ von Kulissen an einer „Schmiere“ in Unna und als Volontär in Bonn

Nach zwei Jahren am Neuen Theater in Frankfurt a. M. wird er „der ewigen Bühnenbildnerei müde“ und läßt sich in einem kleinen Dorf an der Ostsee nieder.

Ein Jahr später folgt eine neue Wanderschaft, die ihn in ein Dorf an der Lahn, nahe Marburg, führt. Er verdingt sich als Landarbeiter, da er dort ebensowenig wie anderswo von der Kunst leben kann. Man will ihn dort zum Bürgermeister machen, er flieht aber an

die Ostsee. Nach einer Weile packt ihn das Heimweh. Er besucht ein zweites Mal die Werkkunstschule, bis ihn die Ferne wieder lockt. 1927 Reise nach Holland Danach pendelt er zwischen Krefeld und der Ostsee.

Er ist „groß, schlank, bürgerlich gekleidet und gescheitelt“ und nicht als Künstler zu erkennen.

Hochzeit und wenige Jahre später wieder geschieden. Seine künstlerische Orientierung geht mehr nach Paris als nach Berlin.

1932 hat er ein großes Atelier an der Färberstraße, in dem zuvor Macke und davor Campendonk gearbeitet haben.

1933 geht er mit Wilhelm Holzhausen nach Mallorca. Seine „Aquarelle und Ölbilder in dunklem Braun, tiefem Blau, mit dem silbrigen Grün der Oliven und ausgedörrtem Ocker“ geben die dortige Landschaft wieder.

1936 wird er, wie alle Auslandsdeutschen „heim ins Reich befohlen“.

1937 wird er von deutschen Behörden des Landes verwiesen, weil er sich parteipolitisch nicht binden mag.

Er nimmt Wohnung und Atelier am Ostwall. „Sein Hauptinteresse gilt dem als Komposition in großem Format angelegtem Portrait.“ Erfolgreiche Ausstellungen in Duisburg, Bonn, Wuppertal, Mülheim an der Ruhr, Gelsenkirchen, Frankfurt a. M. und Berlin. Bilder von ihm stehen auf der Liste der „entarteten Kunstwerke“ im Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld.

1941 Einberufung als Zivildienstleistender (wegen seiner Sprachkenntnisse an die französisch-spanische Grenze)

1943 Atelier bei Bombenangriff vernichtet

1945 aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen, siedelt er sich im Forstwald an und wird Mitbegründer der „Künstlergruppe 1945 Krefeld“ sowie deren maßgeblicher Repräsentant.



Abb. 5. Selbstporträt, krank, 62 Jahre alt; Kohle; 32 x 44 cm; 4. Oktober 1963

- 1946 Hinwendung zur Abstraktion mit „Stillleben in spätkubistischem Zuschnitt und prunkvoller Farbigkeit. Ihnen folgten gänzlich abstrakte formale Abhandlungen“.
- „Besonders zwanghaft und düster ... seine „Desastres“ in seinen letzten Jahren, als schon Krankheit begann, ihn zu zerstören.“
- 1963 gestorben, nach langem schweren Leiden

Kurt Samnéé (1902 – 1965)

Kurt Artur Samnéé wurde am 3. November 1902 als Sohn von Christian Joseph Samnéé und Johanna Maria Sibilla geb. Ernst in Bockum (Krefeld) geboren. Sein Vater, freischaffender Musterzeichner mit eigenem Atelier und Angestellten, geschäftlich viel unterwegs, unter anderem auch in Moskau, St. Petersburg und den USA, arbeitete auch für die hiesigen Tapetenfabriken. Noch vor dem Ersten Weltkrieg verarmte er durch eine Bürgschaft.

Kurt Samnéé besuchte das Realgymnasium in Uerdingen, wo er statt Aufsätzen Geschichten in flotten Federzeichnungen vorlegte. Die Schule verließ er jedoch ohne Abschluß und wechselte 1918 zur Kunstgewerbeschule in Krefeld, die er, unter anderem bei Peter Bertlings, für drei Jahre besuchte. Er war dort einer der jüngsten Schüler.

Nach seiner Ausbildung an der Kunstgewerbeschule fand er seinen ersten Wirkungsort bei der Firma Schunk, einem Kunst-Reklame-Atelier in Gladbach. Dort gestaltete er Reklametafeln, Plakatentwürfe und Fassaden-Bemalungen. Die Ausmalung der Kapelle in Niederkrüchten wurde nach seinen Entwürfen und unter seiner Leitung durchgeführt.

Anschließend war er freischaffend tätig. Neben intensivem künstlerischen Schaffen, es entstanden Ölgemälde, Radierungen, Linolschnitte, Federzeichnungen, Plastiken (in Stein und in Holz) und vieles mehr, stellte er kunstgewerbliche Gegenstände her, anspruchsvolle Reklametafeln wie auch Musterentwürfe für Tapeten und Textilien. Für ein von ihm entwickeltes Herstellungsverfahren von effektvollen Lampenschirmen erhielt er einen sogenannten Musterschutz. Für den Alt-Wandervogel, dem er in seiner Jugend angehörte, faßte er zusammen mit einem Freund die Erlebnisse einer Fahrt durch die Niederlande zusammen und illustrierte das Heft mit zahlreichen Linolschnitten. Auch ein Märchenbuch wurde von ihm illustriert.

Am 20. Juli 1927 heiratete er Maria Friederike Ernestine Kreissig, mit der er zusammen im Forstwald ein Haus baute. 1928 und 1934 wurden die Kinder Michael beziehungsweise Maria geboren.

Sein Schwiegervater, Direktor Dr. e.h. Ernst Kreissig, technischer Leiter des Konstruktionsbüros und Erfinder der Ringfeder, bewahrte ihn im Krieg vor der Einberufung zum Militär, indem er ihm eine Anstellung in der Ringfeder-Abteilung der Uerdinger Waggonfabrik verschaffte, die als kriegswichtiger Betrieb eingestuft wurde. Trotzdem wurde Kurt Samnéé im Februar 1941 eingezogen. Nach Ausbildung und einem Einsatz in Frankreich nahm er bis zur Entlassung Pfingsten 1942



Abb. 6. Fischer in Volendam; Linolschnitt; 14 x 16 cm; 1925

am Rußland-Feldzug teil. Aus dieser Zeit stammen viele Feder- und Rötelzeichnungen, in denen sich das Grauen eines Krieges zeitlos widerspiegelt. Danach wieder in der Waggonfabrik tätig, leistete er zusätzlichen Dienst bei der Heimatflak. An eine intensive künstlerische Tätigkeit war in dieser Zeit nicht zu denken. Trotzdem entstanden kleine zeichnerische Beiträge zur Werkszeitung wie auch Plakatentwürfe für die sogenannte innerbetriebliche Werbung. In der Lehrlingswerkstatt wurden nach seinen Vorgaben neben Schaukelpferden und Schachfiguren auch Kasperpuppen für die Kinder der Mitarbeiter gefertigt. Die Köpfe wurden aus drei Teilen mit der Band- beziehungsweise Laubsäge ausgeschnitten, die Kanten mit dem Schnitzmesser beigekantet und zusammengeleimt. Auf dieses von ihm entwickelte Verfahren erhielt er ebenfalls einen Musterschutz.

Am 6. Dezember 1944 wurde er erneut eingezogen, geriet gegen Kriegsende in US-amerikanische Gefangenschaft, wurde in einem Lager in Reims interniert und im Sommer 1946 entlassen. Sein Arbeitsplatz war dann wieder die Waggonfabrik, was ihm half, die drückenden Nachkriegsjahre zu überbrücken. In dieser Zeit begann er wieder künstlerisch zu arbeiten. Es entstanden unter anderem seine Metall- und Drahtplastiken.

Für eine Festschrift schuf er sehr charakteristische Porträts der beteiligten Personen in Linolschnitt-Technik. In seiner darstellerischen Arbeit begann sich ein neuer Stil auszubilden, ein Prozeß, der bis an sein Lebensende anhalten sollte.

Nach längerem Zögern wurde er 1948 Mitglied in der „Künstlergruppe 1945 Krefeld“ und nahm an zahlreichen Ausstellungen der

Anmerkungen

Daten zusammengestellt aus Falblatt zur Ausstellung in der Sparkasse Ostwall am 7. November 1983; Text von Ernst Hoff.

Hans H. Molls: Walter Icks. Weg und Werk eines Krefelder Malers, in: Die Heimat, Jg. 42, Krefeld 1971, S. 53 ff.



Kasperlpuppen;
Holz, geschnitzt;
circa 9 x 5 x 11 cm;
1941 (?)

Gruppe teil, zum Beispiel im Mai 1950 in der Buchhandlung Uhrig, im Juni 1950 zusammen mit Maria Kuhlen in der Buchhandlung Uhrig, im August 1950 mit Mitstreitern, „die im Forstwald ein kleines Worpsswede gebildet haben“, im Forsthaus und 1951 im Parnaß in Wuppertal als „freie Gruppe Krefeld mit Bigenwald, Icks und Schriefers“. Darüber hinaus beteiligte er sich an großen Präsentationen, wie zum Beispiel Kunst am Niederrhein 1949 im Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld, Große Weihnachtsausstellung der bildenden Künstler in Rheinland und Westfalen 1951 und 1954 in Düsseldorf sowie bei „Krefelder Maler Gestern – Heute – Morgen“ 1953 im Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld.

In den letzten Jahren stellte er wenig aus, arbeitete aber verstärkt, um für später einen größeren Fundus an neuen, noch nicht gezeigten Arbeiten zu haben. Im Herbst 1964 erkrankte er und starb am 27. September 1965.

Anmerkungen

Nach Angaben von Michael Samné und Maria Bechtluft.



Abb. 8. Zwei kämpfende Hähne; Linochnitt, aquarelliert; 45 x 60 cm; Jahr nicht bekannt

Heinz Steuerthal (1899 – 1975)

11. 11. 1899	in Wuppertal geboren als einziges Kind der Eheleute Heinrich und Laura Steuerthal	1947
1914 – 1917	Textilschule Wuppertal; Wehrdienst	1949
1919 – 1921	Kunstgewerbeschule Wuppertal	
1922 – 1923	Kunstgewerbeschule Köln	
1924 – 1925	Debschitz-Schule München, danach freiberuflich als Designer tätig	
1929	Heirat mit Elfriede Schabel	
1935	Anstellung als Prokurist bei der Verseidag und Umzug nach Krefeld	
1937	Geburt der einzigen Tochter Doris; vom Wehrdienst	

aus beruflichen Gründen freigestellt

Mitglied der „Künstlergruppe 1945 Krefeld“, an deren Ausstellungen in Krefeld, Wuppertal und Aachen er sich beteiligte. Umzug in den Forstwald; häufiges berufliches Reisen in europäische Hauptstädte und Zentren. Seine lebendige Mitgliedschaft in der Künstlergruppe bedeutete Anregung im Künstlerischen und Solidität in der Vereinsgeschäftsführung. Überdies engagierte er sich mit einem Auge für Qualität als Sammler.

21. 10. 1975 in Krefeld gestorben

Steuerthals Medium ist das Aquarell, überwiegend als Landschaftsbild oder Blumenstilleben. Meist skizzenhaft angelegt, ist es bei ihm jedoch nicht Vorstudie, sondern Endform. Trotz der beruflich bedingten Zeitnot für sein malerisches Schaffen haben seine Arbeiten, „die etwa zwischen Samstags und Montags entstanden sind“, nichts mit Sonntagsmalerei zu tun. Ihm gelang als Außenseiter die vollkommene Synthese von bürgerlichem Kaufmann und Künstler.

Anmerkungen

Daten zusammengestellt aus Faltblatt zur Ausstellung in der Sparkasse Ostwall am 26. August 1965 und aus Artikeln von Ernst Hoff vom 11. November 1964 und 23. Oktober 1975.



Abb. 9. Judenkirsche;
Aquarell; 32 x 49 cm; 1915



Abb. 11. Weiße Madonna; Aquarell; 50 x 65 cm; Jahr nicht bekannt



Abb. 10. Pariser Vorstadt;
Aquarell; 80 x 47 cm; 1947

Krefelds vergessene Kinder oder: Wer war Berndt Bosseljon?

von Rolf Hennig-Scheifes

Erinnern Sie sich noch an OPUS 89? Neben Verdis „Rigoletto“ war es ein kulturelles Highlight des Jahres 1989. Damals machte sich ein junger Musikwissenschaftler auf, das musikalische Vermächtnis der Stadt Krefeld aufzustöbern, lebende und hoffentlich lebendige Komponisten zur Herausgabe von Werken aufzufordern, um sie in einer kleinen Konzertreihe aufzuführen und sie der Öffentlichkeit vorzustellen. Katholische und evangelische Kirchenmusiker sprangen über die sie sonst trennenden konfessionellen Grenzen und arbeiteten zusammen, Sänger des Stadttheaters studierten Lieder verstorbener Krefelder Komponisten ein, die Musikschullehrer erarbeiteten mit ihren Schülern kleine Stücke derselben und anderes mehr. Dank des Musikverlegers Christoph Dohr, der damals diese Pionierarbeit leistete, war diese Konzertreihe erst möglich. Selten hat man jemanden so viel Energie in ein solches Unternehmen stecken sehen – und das auf schwierigerem Pflaster und mit wenig Geld. Seitdem sind nun dreizehn Jahre vergangen. Dreizehn Jahre, das ist die Zeit, die ein Schüler aus der ersten Klasse bis zum Abitur benötigt, also eine halbe Generation.

Und heute? Wo ist das Interesse geblieben, sich mal wieder mit der eigenen musikalischen Vergangenheit auseinanderzusetzen? – Von Vertretern des Krefelder Kunstvereins wurde ich gefragt, ob es möglich sei, in der Ausstellungsreihe „in memoriam“, die sich im November 2001 mit Künstlern aus dem Forstwald beschäftigen sollte, Stücke des Komponisten und Gelegenheitsmalers Berndt Bosseljon aufzuführen. Ich begab mich auf die Suche und mußte feststellen, daß lediglich einige seiner Klavierstücke im Musikalienhandel erworben werden konnten. Sein musikalisches Erbe lagert heute im Krefelder Stadtarchiv und hofft darauf, ans Tageslicht befördert und von einem größeren Publikum beachtet zu werden.

Zu seinen Lebzeiten kannten ihn viele, war er doch in Heilbronn Direktor eines Konservatoriums, Kapellmeister in Neiße/Oberschlesien und hielt sich zwei Jahre lang in Berlin auf. Überall bescheinigte man ihm Talent, als Tonsetzer war er brillant, er schien sich aber nie richtig durchzusetzen. Daher suchten Freunde ihn unterzubringen, ihm eine Anstel-

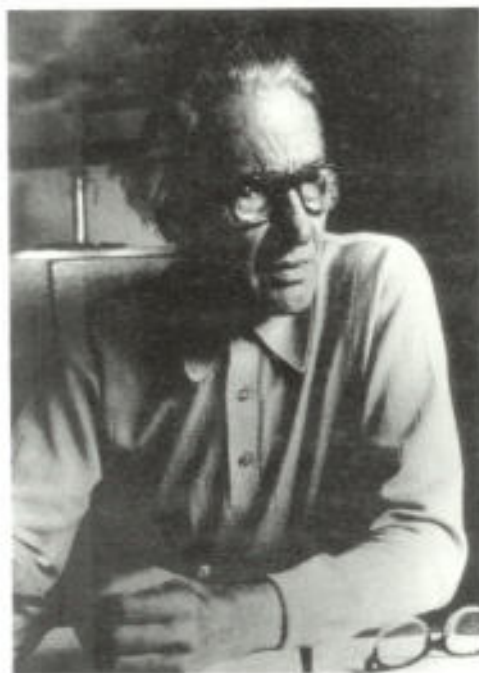


Abb. 1. Berndt Bosseljon; aufgenommen am 1. August 1968

lung zu verschaffen und ihn auf wirtschaftlich gesunde Füße zu stellen. Und doch wollte Bosseljon immer wieder in die Heimat, und das hieß nach Krefeld. Der Zweite Weltkrieg hinterließ Spuren in der Biographie, und nach dem Krieg konnte – oder wollte – man ihm nicht einmal eine Stelle an der Musikschule einrichten, an der er doch als Komponist ganz leicht hätte Tonsatz, Harmonielehre, Gehörbildung, Instrumentenkunde und, als außerordentlicher Pianist, der er war, Klavier hätte unterrichten können. Er hätte Klavier die richtigen Papiere¹⁾. Als Studenten pflegten wir zu sagen: „Wir leben in einer Scheingesellschaft: Hast du nicht die richtigen Papiere erworben, sind Job und Examen gestorben“. Verlegt wurde vor dem Krieg nur ein einziges Werk, das heute nicht mehr im Verlagsprogramm zu finden ist. Doch als Folge von OPUS 89 gibt es heute den ersten Teil der „Folge kleiner Tonsätze

op.35,1“. Ein Lichtblick. Aus diesem Werk spielte ich auf der Vernissage im November 2001 einige Stücke, und ein Herr aus dem Publikum sagte anschließend: „Das klingt ja gar nicht so schräg wie befürchtet. Ist sogar richtig nett“.

Was hört man denn bei Bosseljon? Es ist eine sehr eigene Mischung aus musikalischen Erscheinungen, die Bosseljon in seiner Zeit umgaben. Aus dem 19. Jahrhundert stammend, ist er in der Musik der Spätromantik verhaftet, was die Satzweise seiner Stücke sowie deren Nomenklatur zeigt. Und doch ist er nicht einfach Epigone. Klanglich steht seine Musik weit im zwanzigsten Jahrhundert. So verläßt seine Musik die harmonische Gebundenheit, ohne in serielle Verfahren vorzustoßen. Freie Atonalität, Zentraltönigkeit und polytonale Erscheinungen prägen eher das Bild und kommen ihm als Erklärungsmuster doch nicht so recht nahe. Seine Musik ist mit der Paul Hindemiths und Dimitri Schostakowitschs vergleichbar. Großer Ernst, aber auch Ironisches, Stimmungsvolles und Burleskes treffen sich in seinem Werk. Bosseljon beherrscht die Klaviatur der Stimmungen, seine Musik zeigt Seelenbilder und ... ist fast vergessen. Dabei sind seine Werke Zeitdokumente für Krefeld zwischen 1916 und 1977. Hier muß manchem Komponisten der Raum geschaffen werden, gehört zu werden, oder man verliert einen großen Teil dessen, was die kulturelle Identität einer Region ausmachen kann. Bosseljon mag nie so mutig wie Hindemith gewesen sein, einen Skandal auf der Opernbühne zu provozieren oder als Dozent in den Vereinigten Staaten das Nazi-Regime zu überstehen und damit seinen Namen in der Welt bekanntzumachen. Bosseljons Tragik liegt in seiner Heimatliebe, doch als Komponist hat er das Vergessen nicht verdient (und so manch anderer auch nicht).

Wie geht man mit den Noten und Dokumenten Bosseljons um? Die Mitarbeiter des Krefelder Stadtarchivs wissen genau, was sie haben. Notenmaterial, Tonbänder mit Einspielungen und Briefe sind vorhanden. Jetzt sind alle aufgerufen, das Erbe zu pflegen: die Stadt selbst, vertreten durch das Kulturamt, das mal wieder eine Veranstaltung wie 1989 auf die Beine stellen sollte, die Musikschule,

die Schüler mit Musik aus der Region vertraut machen sollte – es wird ja immer wieder die kulturelle Hoheit der Länder und der darin befindlichen Regionen beschworen –, die Kulturschaffenden in Krefeld, wie zum Beispiel das Stadttheater – wie wäre es mit einem Kammermusikabend in der Burg Linn oder mit einem Kammeranzabend in der Fabrik Heeder zu Werken Bosseljons? –, die Chöre und Kirchenmusiker, die weltliche und geistliche Werke einstudieren. Was helfen aber Aufführungen, wenn sie nicht wissenschaftlich begleitet werden, wenn es von wissenschaftlicher Seite keine Würdigung gibt, die die Musik einordnet? Hier müßte die Stadt als Erbverwalter in Zusammenarbeit mit einem musikwissenschaftlichen Institut an einer Universität eine entsprechende Forschungsstelle (eventuell gemeinsam mit den Nachbarstädten für den Niederrhein als Region) einrichten oder eine Stiftung gründen. Es gibt genügend Möglichkeiten. Verlage müßten CDs und Noten veröffentlichen, um die Werke Schülern, Musikliebhabern und Hobbymusikern zugänglich machen zu können.

Das alles kann nur dann funktionieren, wenn sich letztlich auch ein Publikum dafür interessiert. Und hier, liebe Krefelder, sind Sie gefragt, es sei denn, Sie wollen immer nur Verdis „Rigoletto“ hören.

Anmerkungen

¹⁾ Siehe hierzu Christoph Dohr: Musikleben und Komponisten in Krefeld. Das 20. Jahrhundert, in: Krefelder Studien, Bd. 5, Köln (Dohr) 1992.

Oser alde Scholl

von Kurt von Beckerath

Vorbemerkungen der Redaktion: Dieses verschollen geglaubte Mundart-Gedicht wurde 1951 zur 100-Jahr-Feier der Fichte-Schule, Krefeld, geschrieben. Der Autor war damals Unterprimaner. Die Schriftleitung verdankt die Kenntnis des Gedichtes dem Vereinsmitglied Dr. Herbert Eichmanns. Er schreibt hierzu: „...anlässlich unseres letzten Klassentreffens, welches wir wegen der 150-Jahr-Feier unserer Schule ... [im Jahre 2001] abgehalten haben, hat irgend jemand ... [dieses] Gedicht wieder ausgekratzt. ... [Es] geht auf den damaligen Zustand unserer Penne ein. Das war uns Anlass[,] die wenig komfortable Zeit (denn wir hatten den Krieg überlebt) von 1951 noch einmal Revue passieren zu lassen“ (Brief vom 11. Dezember 2001).

★

- 1
Dooe ston ech noe all hongert Jahr,
verschlieete on verdreect
woeher mer kiekt, et es ejal,
mer süeht mar Schmeär on Tentefleck.
- 2
Min Pooerte joeht all net mier tu,
des Rahmes send jesplieet
on duer min Daak dooe hät et wahl
suo männig Kiehr all duorjesiept.
- 3
On en min Bänk, dooe hant die Böersch
vüel Kittsche dren gemäeck,
dooe stooeht ene Huop kriegelsche
Mädches drop
van Omas Tiet bös no.
- 4
On wenn dä Wenker kömmt en't Lank,
dann es en jedde Klass Jestank,
De alde Öewes on de Piefe,
die dont dann jerejelt miefe.
- 5
De Böoem, min Decke on min Wänk
jeriete send en Höcht on Läng.
De Stöhl, de Dösch, dat ganze Möbelemang
send fiffzig Jahr jewess all manks.

6
On kömmt mer duer dat Vestebüll,
dooer stond de Tonne för dä Müll.
De Trappe send ärg afjenotzt,
die werde vüel tu vüel jeputzt.

7
Dä Söller stieht voll alde Krooem,
et hät sech jet op sonne Booem.
Dä Fortschritt hät mech net berührt,
dä word de Süsterscholl opjebührt.

8
On wenn ech denk dann ens trüek
an die verliene Johrel
Wat hant se mech bekläut, jeschröpt,
wat hant se mech bedroere.

9
Die schüene Saakes, die ech hat,
die send all net mier dooe.
Dä alde Pröll dä bliest noch hee –
wahl för die nächste hongert Jahr.

10
On stehste ens op mine Hoef
on kiekst ens reit mech aan,
dann kannste sieehn, dat all dän Tiet
aan mech word nix jedoehn.

11
Dä Putz es fott, min Wänk send jries.
O, jömmisch Böersch, wat bön ech fles.
Die Fiensterstöck send oehne Klür
on och min Daakkalle hange nier.

12
En Hüske hant wer op dän Hoef,
sooe jet fengste nöries mier.
Doch hät och dat de lange Tiet
en Ängerong wahl duorgemäckt:
Et mäkt vüel Freud, wenn dooe die
Bööersch
et Piffke richtig schmäckt.

13
Nooe han ech mech dat aanjesiehn
wahl an die hongert Jahr.
Dä Putz rieselt av – nix es mier wie et
wooe.
Mar min Böoersch send all wier dooe.

14
On all die Jahres – die Jonges all,
Ech soah se kuome on wier joehn,
bluos mech alde Scholl – mech looete se
ärmsieelich op dä Westwall stooehn.

Blauer und schwarzer Schlamm aus den Tiefen der Niepkuhlen

von Günter Janß

Die Landschaft

Die Niepkuhlen durchziehen als eine nach-eiszeitliche Abflußrinne¹⁾ in einer Länge von etwa sechs Kilometern – teils wasserführend, teils ausgetrocknet – das östliche und nördliche Stadtgebiet Krefelds. Gut zu erkennen ist diese Bodenvertiefung in der Nähe der Autobahnausfahrt Krefeld-Zentrum bei Haus Neuenhofen an der Essener Straße. Durch den Sollbrüggen- und Schönhausenspark verläuft sie dann neben der Engerstraße auf Verberg zu und wendet sich dort nach Westen in Richtung Moerser Straße. Am bekanntesten ist die große „Kull“ in der Nähe der Restaurants „Lus Bell“ und „Fischerheim“. Beim Henoumont-Wald verläßt die alte Abflußrinne das Stadtgebiet, um es später noch einmal am Lookdyk/Waldwinkel kurz zu berühren.

Die besondere Landschaft der Niepkuhlen wird von Fußgängern und Radfahrern als stadtnahes Erholungsgebiet sehr geschätzt; Fotografen und Maler finden reizvolle Motive.

Leider macht sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten verstärkt ein Verlandungsprozeß dieser schönen Gewässer bemerkbar, für den folgende Ursachen angegeben werden können:

- anhaltend verringerte Niederschlagsmengen,
- Absinken des Grundwassers durch Vertiefung der Rheinstromrinne,
- unkontrolliertes Versickern des Kuhlenswassers durch Bergwerkstätigkeit unter Traar und Verberg,
- erhöhter Grundwasserverbrauch durch Industrie und Wohnbevölkerung,
- aufgrund der Überdüngung der angrenzenden Felder stärkeres Wachstum von Biomasse, die auf den Grund der Kühlen sinkt und ihn verschlammmt.

Heinrich Leonhard von Beckerath²⁾ klagt schon 1905:

„Wer die Moers³⁾ in ihrer schönen Zeit gekannt hat, wird dieselbe nie vergessen. Bei Böngertsches floß klares Wasser herein und bei Hacksteins war der Abfluß durch die Riethbenden in die nächste der vielen Kühlen. ... Der Fischreichtum war unerschöpf-



Abb. 1. Überwiegend in „Preußisch-Blau“ hat der Krefelder Künstler Heinz von der Way 1946 seine Impressionen von der großen Kühle an der Nieper Straße dargestellt. Im Boot vorn malte er sich selbst.

lich. ... Aale, Barsche, Hechte, Karpfen, Rotaugen u.a. Eine Fahrt im großen Nachen über das in der Mitte sehr tiefe, immer reine Wasser gewährte die mannigfaltigsten Genüsse. ... Was ist aus der Moers, dieser idyllischen und reizenden Oase im Bruch geworden? – Ein Schlammwasser, mit Schilf bewachsen, aus welchem nur hier und da eine Lache schmutzigen Wassers hervorblickt!"

Die Klagen über den katastrophalen Zustand der Niepkuhlen füllten seit Jahrzehnten alle Krefelder Zeitungen⁴⁾ und dürften in der „Westdeutschen Zeitung“ vom 27. Juli 1990 mit dem Titel „Es ist fünf nach zwölf für die Kühlen“ den allgemeinen Tenor der Berichte richtig zusammengefaßt sein.

Fischervereine, Anlieger aus Verberg und Traar sowie Kräfte des Katastrophenschutzes haben in fast halbjährigem Rhythmus versucht⁵⁾, die Situation zu verbessern – mit geringem Erfolg. 1979 ließ die Stadt die drei südlichen Kühlen zwischen „Marcelli“ und dem Busenpfad mit hohem Kostenaufwand reinigen. Es folgten umfangreiche Arbeiten im Zusammenhang mit der Brücken-Erneuerung der „Großen“ Kuhle zwischen Luiters Weg und Stadtgrenze. Als gelungen gelten die Reinigung der Kuhle in der „Vreed“ und die Renaturierung ihrer Uferzonen im Jahr 1994. Die „Riethbenden“ genannte Kuhle – das ist die erste südlich der Moerser Landstraße – sollte als Biotop erhalten bleiben, sollte also von allen Überarbeitungen ausgeschlossen sein.

Die Probleme der Kuhle „Riethbenden“

Da in Traar und Verberg immer wieder Gerüchte aufkamen, daß in diese Kuhle 1945 von den zurückflutenden deutschen Truppen erhebliche Mengen von nicht mehr benötigtem Kriegsgerät – Gewehre, Munition, Granaten, Panzerfäuste, Phosphorkanister und anderes – versenkt worden sein sollen, entschloß sich die Stadt, die „Riethbenden“ zu untersuchen und einer Grundreinigung zu unterziehen. Aber schon mit den ersten Baggerschaufeln kam außer dem üblichen schwarzen (morastige Biomasse?) auch blauer beziehungsweise blauschimmernder Schlamm ans Tageslicht. Vorsichtshalber wurden daraufhin in allen Kühlen im Krefelder Gebiet Sedimentproben entnommen und dem Chemischen Untersuchungsamt der Stadt zur Analyse übergeben⁶⁾. Erschreckend hoch war nach dem Untersuchungsbericht vom 31. Januar 1996 die Konzentration an Cyaniden. Sie überstieg noch den vom Gesetzgeber für eine Hochtemperatur-Verbrennung vorgeschriebenen Grenzwert um das 20fache⁷⁾.



Abb. 2. Die Kuhle „Riethbenden“ – die letzte offene Wasserfläche; Blick von dem kleinen Pfad, der von der Moerser Landstraße 188 kommend den Morast quert

Die Unruhe, die in den angrenzenden Ortsteilen aufgrund dieser Untersuchungsergebnisse entstand, war begreiflich, ist doch beispielsweise Kaliumcyanid als außerordentlich gefährliches Gift bekannt. Bei der Cyanid-Verbindung, die in den Kühlen gefunden wurde, handelte es sich aber nicht um hochgefährliches Kalium-Cyanid, sondern um einen Farbstoff mit der Be-

zeichnung „Eisen-Cyan-Blau“⁸⁾, chemisch $\text{Fe}_4[\text{Fe}(\text{CN})_6]_3 \cdot \text{H}_2\text{O}$. Die umgangssprachliche Benennung ist „Pariser“- , „Preußisch“- oder „Berliner-Blau“. „Berliner-Blau“ heißt der Farbton, weil er 1704 von dem Berliner Farbenmacher Diesbach⁹⁾ entdeckt wurde. Die Herstellung dieses Färbemittels ist außerordentlich einfach und preiswert, so daß sich das „sparsame“ Königreich



Abb. 3. Das Ried, das der Kuhle ihren Namen gegeben hat; Blick vom Südufer in nordwestliche Richtung

Preußen entschied, die Uniformen der Soldaten seines Heeres mit dieser Chemikalie zu färben – daher der Name „Preußisch-Blau“. Der schöne, hell-blaue Farbton war in der Mode noch bis 1970/75 der beliebteste, bis er durch die Jeansmode von dem dunkelblauen Indigo aus seiner marktbeherrschenden Stellung verdrängt wurde.

Das „Preußisch“- oder „Berliner-Blau“ ist eine völlig ungiftige und außerordentlich stabile chemische Verbindung, die durch mehr als 100 Jahre Lagerung im nassen Kuhlenschlamm nicht zerstört wurde. Die Krefelder Stadtverwaltung entschloß sich darum auch, von weiteren Arbeiten mit schwerem Gerät an und in der Kuhle „Riethbenden“ Abstand zu nehmen. Auch sollte jede weitere Beschädigung des Kuhlengrundes vermieden werden, um ja keine unkalkulierbaren Risiken einzugehen.

Weitere Ergebnisse der chemischen Analyse

Ein Zusammenhang zwischen den vom Chemischen Untersuchungsamt in den Kühlen festgestellten Materialien und den in den Krefelder Färbereien des 19. Jahrhunderts gebräuchlichen Substanzen läßt sich auch für die Elemente Blei, Chrom, Kupfer und Zink feststellen. Allerdings gehören diese Chemikalien nicht zu den eigentlichen Färbemitteln, sondern sie dienten als „Hilfsstoffe“. Gefärbt wurde in Krefeld bis zum Ende der Zeit, über die in diesem Bericht¹⁰⁾ gesprochen wird, nur mit Naturfarbstoffen¹¹⁾, wie beispielsweise Blauholz, Cattschau, Färberdistel, Färbereiche und Färberkamille, Koschenille, Krapp, Kurkuma, Orlean, um nur einige zu nennen. Etwa einhundert solcher Färbemittel waren europäischer Herkunft. Doch nur mit wenigen dieser Färbedrogen läßt sich auf direktem Wege, etwa durch einfaches Eintauchen der Ware – in Krefeld Seide oder Baumwolle – in die „Färbeflotte“ oder durch Kochen in ihr, ein gutes Ergebnis erzielen. Die meisten dieser Färbemittel „ziehen nicht“ ohne weiteres auf die Fasern auf, das heißt, man muß sie „vorbehandeln“. Dazu dienten sogenannte „Beizen“, 2-, 5-, oder 10%ige Lösungen von Metallsalzen, wie Bleiacetat, Chromacetat, Chromchlorid, Chromkali (Kaliumdichromat), Kupferacetat, Kupferhydroxid, Kupfersulfat und andere.

Blei- und Zinkoxide sowie -salze wurden auch in einer „Papp“ genannten Paste, verdickt mit Tragant oder Britishgum, verwendet, wenn Stoffe zwei- oder dreifarbig hergestellt werden sollten¹²⁾. Die gewünschten Muster wurden vor dem zweiten beziehungsweise dritten Färbedurchgang mit dem Papp „reserviert“ und später mit speziellen Lösungsmitteln oder einfachem Wasser wieder herausgewaschen.



Abb. 4. Baggerarbeiten am nördlichen Ende der Fußgängerbrücke ermöglichten im Herbst 2001 noch einmal einen Blick auf den alten, 1 bis 2 m mächtigen schwarzen Schlamm in „Originallage“.

Auch das in der Analyse gefundene Phenol¹³⁾ wurde gegen Ende des Berichtszeitraumes als Reservierungsmittel (Thiophenol) eingesetzt. Eher aber läßt sich vermuten, daß es aus der Leuchtgas-Produktion¹⁴⁾ der Theaterbetreiber Sebastian und Michael Rump (seit 1839 an der Uerdinger Landstraße) und der Gebrüder Puricelli (seit 1854 in der Mariannenstraße) stammt. Dort entstand als Abfall Steinkohlenteer, aus dem seit 1834 Anilin isoliert wurde; ein Spaltprodukt von Anilin ist Phenol. An der Uerdinger Straße gab es ab 1835 die von Heinrich Wilhelm von der Linden betriebene Chemische Fabrik¹⁵⁾, in der mit Sicherheit – wie überall in Europa, besonders in den Färbereistädten – nach weiteren künstlichen Farbstoffen gesucht wurde, nachdem Perkin mit seinem „Mauvein“ einen Weiterfolg gelandet hatte¹⁶⁾. Denkbar ist, daß die nicht ganz geringen Spuren von Quecksilber – auffällig in der Kuhle am Busenpfad – mit dieser Firma zu tun haben. Für das Vorhandensein von Nickel in den Sedimenten konnte bisher keine Erklärung gefunden werden. Anders steht es mit den im Kuhlenschlamm entdeckten Elementen Arsen und Thallium. Beide werden zur Ungeziefer- und Rattenbekämpfung eingesetzt¹⁷⁾:

„Die Abwässer aus den Krefelder Häusern liefen in der Gosse am Straßenrand zum „Senksloch“ und gelangten durch dieses in die um die Stadt liegenden Gräben, wo sie verdunsteten oder je nach Gefälle langsam weiterliefen. Die unzureichenden Kanäle wa-

ren Brutstätten und Aufenthaltsorte für Ratten, Träger schlimmer Krankheiten“¹⁸⁾.

Der Weg der Abwässer von der Stadt bis zu den Niepkühen

Anders als beispielsweise in der Textilstadt Wuppertal gibt es weder im Stadtgebiet Krefeld noch in seiner unmittelbaren Nähe einen größeren Flußlauf, in den die Abwässer aus den Wohnhäusern und aus den Färbereien hätten möglichst schnell und billig „entsorgt“ werden können. Die Wupper mit ihrem im vergangenen Jahrhundert noch reichlichen Wasserstand schaffte das leicht und galt dank dieser „Dienstleistung“ als der schmutzigste Fluß in ganz Deutschland, wenn nicht sogar in Europa.

Darum ließen die Färbereibesitzer Krefelds ihre Betriebe fast alle im Osten der Stadt, im Bereich von Ostwall, Philadelphiastraße und Steckendorfer Straße, errichten. Dort konnten sie die Abwässer aus den Fabriken einfach den kleinen Hang von der Mittel- zur Niederterrasse – zum Leyenthal, heute noch mit 5 m Höhenunterschied erkennbar – hinunterlaufen lassen, wo sie von einem kleinen Bach aufgenommen wurden. Als der Bach die Wassermassen nicht mehr fassen konnte, breiteten sie sich unkontrolliert nach Osten in die Niederung aus¹⁹⁾, in den Bereich, der heute Dichter-, Bismarck- und Mu-

sikerviertel genannt wird. Durch den Grenzgraben schließlich aufgenommen, sickerten sie im Gebiet des heutigen Stadtwaldes in den Buschgraben, um sich nach weitem Bogen beim Zwingenbergshof (Vreed) in die Moers zu ergießen. Oft genug staute sich die Brühe im Bereich des heutigen Stadtwaldes auf und ging in großen Mengen seitlich über in den Fischteich des Gutes Heyenbaum²⁰⁾ (Länge etwa 1 km, Breite 50 – 60 m, Tiefe rund 3 m). Aus einer Modellrechnung für das Jahr 1870 erfährt man, daß allein mit den von den Färbereien abgehenden Schmutzwässern die Kuhle bei Gut Heyenbaum zweibis dreimal von Grund auf hätte neu gefüllt werden können. 1967 wurde die – inzwischen völlig verschlammte – Kuhle ausgebagert und mit 70 000 m³ Kies wieder aufgefüllt, um auf diese Weise ein stabiles Fundament für den Bau der ersten, der südlichen Fahrbahn der Nordtangente zu schaffen.

Die Proteste des Besitzers von Gut Heyenbaum im vergangenen Jahrhundert erreichten nur, daß die Stadt 1830/33 in der nordwestlichen Ecke des heutigen Stadtwaldes einen Abfluß für die Wassermassen schuf. Dort gab es schon seit altersher einen kleinen Graben²¹⁾, der nun in direkter Richtung auf die Niepkuhlen zu erweitert wurde, so daß das Wasser nicht mehr in den Heyenbaum-Fischteich fließen konnte. Der Graben war dort, wo sich heute die Fußgängerbrücke über die Nordtangente befindet. Die Zustände entlang des beschriebenen Was-

serlaufs dürften überall die gleichen gewesen sein:

„An der Steckendorfer Straße bekommen wir eine Ahnung von dem rings um die Stadt liegenden ‚Schwarzen Meer‘. Tiefer schwarzer Morast liegt überall in den Gräben rechts und links der Wege und Dyks, gefahrdrohend für Ortsunkundige am Abend in der Dunkelheit, an heißen Tagen einen stickigen Dunst verbreitend, der den Himmel ‚duftet‘²²⁾.“

Wie verhindert man weitere Verunreinigungen?

Als die Verschmutzung der Gräben, Kühlen und Teiche immer größere Ausmaße annahm und sich die Eigentümer, Anlieger und Nutzer der Gewässer um Hilfe gegen die Stadt und die Färbereibesitzer bittend an die Regierung in Düsseldorf wandten, geriet die Stadt unter erheblichen Handlungsdruck. Kommissionen wurden eingesetzt und tagten, Gutachter wurden um Rat gefragt und Pläne gemacht und wieder verworfen²³⁾.

Aus dem Gutachten vom 18. Juni 1856 des Direktors der Provinzial-Gewerbeschule in Krefeld Dr. E. Nauck:

„Es ist nicht zu leugnen, daß von Seiten der hiesigen Färber mancherlei Vorkehrungen getroffen werden könnten, um die Entstehung des fraglichen Schlammes in den Grä-

ben, sowie dessen schädliche Einwirkung auf das vegetabilische und animalische Leben wenigstens zu verringern. Allein diese Vorkehrungen setzen spezielle theoretische Kenntnisse voraus, welche den hiesigen Färbern mit wenigen Ausnahmen gänzlich fehlen. Man läßt hier Vieles als unbrauchbar abfließen, was bei gehöriger Ausnutzung Vortheil gewähren könnte, während es jetzt die Nachbarschaft belästigt ...“.

Aus dem Sitzungsprotokoll der Städtischen Kommission vom 31. Juli 1856:

„Die Herstellung und Erhaltung einer Ableitung des städtischen Abwassers nach dem Rhein hin wird für die Beseitigung des vorhandenen Übelstandes die erste und die Grundbedingung bleiben. ... Dieses Projekt wird indessen – abgesehen von allen sonstigen Schwierigkeiten – voraussichtlich an dem Widerstand einzelner Eigentümer, durch deren Boden der Abfußkanal zu führen ist, scheitern ... Es ist nur zu hoffen, daß die Färbereibesitzer zu den Kosten des zukünftigen Kanals mit herangezogen werden oder sich freiwillig beteiligen“.

Aus der Stellungnahme des Advokaten Knorsch aus Düsseldorf vom 11. November 1860 zu der Frage, ob man die Färbereibesitzer zwingen könnte, Anteile der Kanalbaukosten zu übernehmen:

„Was die zur Bejahung vorgelegter Frage angezogenen Gesetze vom 28.2.1843 resp. 9.1.1845 angeht, so sind sie auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar. Sie enthalten Vorschriften über die Benutzung von Privatflüssen und haben vor allem die Anwendung des fließenden Wassers zur Verbesserung der Bodenkultur im Auge. Aber bei der (an mich) gestellten Frage handelt es sich nicht um einen Privatfluß, sondern um die Benutzung von Städtischen Abzugskanälen, und es handelt sich auch nicht um fließendes Wasser, sondern nur um träge dahinziehendes, das auch nicht der anwohnenden Bevölkerung für deren Lebensunterhalt dient ...“.

Wie eine abschließende Beurteilung der ganzen Angelegenheit liest sich schließlich der Brief von Oberbürgermeister Ondereyck an die Königliche Regierung in Düsseldorf vom 5. Januar 1861:

„Da der Abfluß der Färberbrühe in die (offenen) Straßenrinnen erfolgt, könnten die schädlichen Stoffe möglicherweise gesundheitliche Schäden entstehen lassen, sodaß die Beseitigung dieser Situation auch in gesundheitspolizeilichem Interesse geboten erscheint und evtl. von der Seite her zu unterbinden versucht werden muß. ... Im übrigen hat eine Commission, (dieses Mal) bestehend aus einigen Färbereibesitzern, dem Direktor der hiesigen Gewerbeschule Dr. Nauck und dem Polizeiinspektor Viederbrant festgestellt, daß die Gewässer in der Nähe der Stadt allerdings mit Sinkstoffen und Farbstoffatz bedeutend geschwängert



Abb. 5. Aus der Kuhle bei Gut Heyenbaum wurden 1967 70 000 m³ Schlamm herausgebagert und durch Sand ersetzt. Für den Bau der Nordtangente (Hintergrund) mußte ein fester Untergrund geschaffen werden. – In nassen Wintern sind die Restflächen vernäht.



Abb. 6. Im Jahre 1916 zugemauerter Durchlaß am Grenzgraben in Richtung Stadtwald und Niepkuhlen

sind, sich diese Stoffe jedoch beim Abfluß in die (beschwerdeführenden) Nachbargemeinden Verberg, Traar und namentlich den Kreis Moers, bereits vollständig abgelagert haben. ... Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß die Klagen der Nachbargemeinden übertrieben sind“.

Erst nachdem Christian Roos das Oberbürgermeisteramt am 2. März 1872 übernommen hatte, änderte sich die Politik der Stadt in Hinblick auf den Abzugskanal. Der Bau erfolgte dann in den Jahren 1874 bis 1878. Die Baupläne hatte der Chefingenieur Lindlay aus Frankfurt a. M. geliefert.

Obwohl sich schon bald herausstellte, daß der zum Rhein gebaute Kanal wegen des ungeheuren Anwachsens der Stadt und ihrer Industrie von vornherein zu klein dimensioniert war, so verschwanden doch innerhalb weniger Jahre alle sich bis dahin in der Niederung stauenden Gewässer. Der Industrielle Max Heydweiller²⁴⁾ setzte in heftigen Auseinandersetzungen mit dem Stadtrat durch, daß das nun trockene Gelände als günstiges, stadtnahes Baugelände ausgewiesen wurde. Als erstes Wohngebiet entstand mit teilweise prächtigen Häusern das „Bismarckviertel“²⁵⁾, und von der Uerdinger Straße erwartete man, daß sie dank der neuen Asphaltdecke und den in langen Reihen gepflanzten Bäumen zu der schönsten Straße Krefelds würde.

Schließlich trocknete sogar der Grenzgraben vollständig aus. Darum mauerte man 1916 das Kanalrohr, das für das von der Stadt herkommende Schmutzwasser als Durchlaß unter die Wilhelmshofallee in Richtung Stadtwald und Niepkuhlen eingefügt worden war, zu.

Anmerkungen

- ¹⁾ Vgl. Burghardt, O., in: „Krefeld – Die Geschichte der Stadt“, Bd. 1, Krefeld 1998, S. 30 – 40.
²⁾ „Aufzeichnungen und Erinnerungen“, Krefeld 1905, S. 44 – 61.
³⁾ Kuhle zwischen Heyenbaumstraße und Busenpfad. Die früher noch existierende Kuhle zwischen Gut Heyenbaum und Stadtwald hieß „Holtheims“; „Meurs“ und „Moers“ bedeuten „Moor“.

⁴⁾ Neue Rhein Zeitung, zum Beispiel vom 29. September 1956 und 16. Oktober 1958; Rheinische Post, zum Beispiel vom 24. Januar 1961 und 22. Juni 1971; Westdeutsche Zeitung, zum Beispiel vom 1. März 1962 und 5. November 1963.

⁵⁾ Westdeutsche Zeitung vom 23. November 1976 und 5. Januar 1979.

⁶⁾ Heyenbaumstraße, Busenpfad, Schwarze Kull (nördlich der Moerser Landstraße), Leendertz, Große Niepkuhle, Regeln und Riethbenden.

⁷⁾ Grenzwert in der Trockenmasse: 100 mg/kg. Wert in Riethbenden 1 920, am Busenpfad 2 792 mg/kg.

⁸⁾ <http://www.seinacht.tuttlingen.com/Lesikon/Berliner.htm>

⁹⁾ „Berliner Blau ist in großen Mengen auch in Gasreinigungsmassen enthalten.“ Vgl. H. Ley, Die Neuzeitliche Seidenfärberei, 2. Aufl., Berlin 1931. – Siehe auch Anm. 14.

¹⁰⁾ Erster, aus Teer isolierter Farbstoff war „Mauvein“ um 1856.

¹¹⁾ Sroka/Carlhoff: Färberei-Praktikum, Krefeld 1996, S. 185 – 192. – Vogt, H. H., Farben und ihre Geschichte, Kosmos-Bibliothek, Bd. 280, Stuttgart 1973, S. 29 – 32 u. 41.

¹²⁾ Durand & Huguenin AG, Basel, Anwendungsvorschriften, Teil I, 2. Aufl., 1936, S. 94, 185 f. u. 213 zu: „Reservierungen“.

¹³⁾ Fischer-Bobsien, Internationales Lexikon, Textilveredlung und Grenzgebiete, 4. Aufl., Lindau/Bodensee 1975, S. 1483.

¹⁴⁾ Buschbell, G., Geschichte der Stadt Krefeld, 1954, Bd. II, S. 186 f., 347 u. 412. – Rösen H., Die ersten „Gasbereitungs- und Gasbewahrungsanstalten“ in Krefeld, in: Die Heimat, Jg. 33, Krefeld 1962, S. 121, Jg. 35, Krefeld 1964, S. 143, und Jg. 36, Krefeld 1965, S. 131. – Herrmann W., Gaskokerei Krefeld, Dokumente usw. einer 100-jährigen Geschichte, Krefeld 1973, S. 18 – Siehe auch Anm. 9.

¹⁵⁾ Haus Nr. 1231 in der Nähe der Grenzstraße.

¹⁶⁾ Der industrielle Einsatz der Anilinfarben erfolgte erst nach 1875, also nach dem Berichtszeitraum dieses Beitrags, ist hier also ohne Belang.

¹⁷⁾ Arsentrioxid.

¹⁸⁾ Winkler, A., „Plauderei über Alt-Krefelder Verhältnisse“, in: Die Heimat, Jg. 5, Krefeld 1926, S. 117. – W. verschweigt, daß es 1844 allein in der Innenstadt 30 Metzgereien und 7 Gerbereien gab. Die mit diesen Betrieben zusammenhängenden unhygienischen Verhältnisse lieferten den Ratten üppige Futterplätze. Schon in der Franzosenzeit, also vor 1812/13, war darum ein zentraler Schlachthof für alle Metzger gefordert worden.

¹⁹⁾ Buschbell, a.a.O., Bd. II, S. 420.

²⁰⁾ Kremers, E., „Abwasserprobleme im 19. Jahrhundert am Niederrhein“, Beispiel Krefeld, in: der Niederrhein, Jg. 68, Krefeld 2001, S. 155 – 159.

²¹⁾ Kartenaufnahme der Rheinlande durch J. J. Tranchot und Ph. F. C. F. Freiherr von Mülling ab 1801. – Vgl. Kartenbeilage bearbeitet von D. Hangebruch, in: „Krefeld – Die Geschichte der Stadt“, Bd. 2, Krefeld 2000.

²²⁾ Winkler, A., a.a.O. S. 117 (siehe Anm. 18).

²³⁾ Rheinische Post vom 8. Juli und 23. August 1967; Westdeutsche Zeitung vom 11. August 1967.

²⁴⁾ Stadtarchiv Krefeld, Bestand IV 935.

²⁵⁾ Mohn, W., Der Wilhelmshof in Bockum – Ein Stück Krefelder Stadtgeschichte im 19./20. Jahrhundert, Krefeld (van Acker) 1986, S. 32 – 38.

Jugend in Krefeld 1933 – 1945

von Wilhelm Gobbers

1926 in Krefeld geboren, war ich bei der sogenannten Machtergreifung (30. Januar 1933) sieben Jahre alt. Wenn ich auch für die ersten Jahre unter der Naziherrschaft über nichts persönlich Erlebtes berichten kann, so hatte ich doch, dank meines Elternhauses, bereits als Kind ein Gespür für das verführerische, später brutale System unter den Nazis.

Im Februar 1933 wurde ich von meiner Mutter in der Norbertus-Pfarr, sonntags nach dem Gottesdienst bei Kaplan Toussaint, in der katholischen Jugend angemeldet. Eine erste, dreitägige Fahrt zum Schwalmtal machte ich um Pfingsten 1933 mit einer Gruppe unserer Pfarre. Die Tage verbrachten wir im Bereich des Hariksees (Waldniel-Amern St. Georg – Amern St. Anton) mit Wandern, Singen, Spielen und Erzählungen am abendlichen Lagerfeuer vor dem Zelt.

Es gab 1932/33 in Krefeld eine Vielzahl von Jugendgruppen. Die meisten waren in den katholischen Pfarrgemeinden Krefelds konfessionell gebunden, aber darüber hinaus gab es auch Gruppen der evangelischen Gemeinschaften, überkonfessionelle und freie bündische Gruppen. Vereinzelt gab es auch Jugendgruppen der NSDAP, die ihre Jugend von Anfang an straff organisiert hatte, die 10- bis 14jährigen im „Jungvolk“, die 14- bis 18jährigen in der „Hitlerjugend“ (HJ). Sofort nach dem 30. Januar 1933 wurden jedoch die Jugendgruppen der Nazis sehr stark gefördert, während alle anderen Jugendorganisationen in ihren Rechten und Bewegungsmöglichkeiten zunächst etwas, dann aber schnell sehr stark eingeschränkt wurden.

Schon frühzeitig kam es zu Schlägereien und ab 1933 zu Übergriffen von Hitlerjungen auf Jugendheime anderer Jugendgemeinschaften. Fahrräder, Musikinstrumente – vor allem Klampfen – und Zelte wurden bei den nicht staatlich organisierten Jugendgruppen demoliert, und die nazistische Hitlerjugend maßte sich Rechte an, die jedem anderen verwehrt wurden. Die Polizei griff bei Übergriffen der HJ nicht ein, so auch nicht bei einem Überfall der HJ auf der Marienhöhe – zwischen Hülserberg und Tönisberg –, einem Gelände der katholischen Kirche mit einer kleinen privaten Jugendherberge. Versuche,



Abb. 1. Jungschargruppe von St. Norbertus in Schwalmtal; Pfingsten 1933

vom nahegelegenen Restaurant Lamershof her die Polizei herbeizurufen, schlugen fehl; sie griff nicht ein.

Geschick nutzte die Naziführung den Drang junger Menschen nach Gemeinschaft, solidarischem Handeln, Abenteuerlust in ihrem Sinne aus. Dabei gab sich die Naziführung auch einen sehr sozialen Anstrich. Bei 6 bis 7 Millionen Arbeitslosen hatte der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit höchste Priorität. Die Not der Bevölkerung sollte durch das Winterhilfswerk (WHW) gemildert werden. Eingeführt wurde damals der Eintopf-Sonntag mit der Aufforderung an deutsche Familien, einmal im Monat auf den Sonntagsbraten zu verzichten, dafür ein Eintopfgericht zu sich zu nehmen und mit dem so gesparten Geld bei der sonntäglichen WHW-Sammlung diese zu unterstützen. Bei Nichtzahlern wurde hinter dem Namen ein kleiner roter Zettel eingeklebt: „hat nicht gespendet“.

Mit derart sozialen Aktionen sprachen die damaligen Machthaber sehr viele sozial denkende Jugendliche an, begeisterten sie für ihre Ideen und verbargen in Wirklichkeit ihr wahres Ziel: Eroberung Europas, Ausrottung des Judentums entsprechend ihrer Blut- und Bodenlehre.

Auch von Wissenschaftlern, sogar Nobelpreisträgern, wurden die Nazis mit ihren Ideen zur Beeinflussung des Volkes unterstützt. So verkündete ein Nobelpreisträger für Physik, alle wahrhaft großen Leistungen im Felde der Naturwissenschaften seien deutsche Leistungen gewesen, germanischen Ursprungs. So gingen auch über die Universitäten starke Einflüsse auf deutsche junge Menschen aus, zumal die Nazis ihrem Tun so etwas wie eine „heilige Weihe“ gaben. Bei ihren Aufmärschen prägten große uniformierte Blöcke, mächtige Standarten, Fahnen, überdimensional große Banner das



Abb. 2. Meßdiener von St. Norbertus; zweiter von links Hans Opdenberg, rechts neben ihm Kurt Hausmann

ganze Gelände, und dann wurden mit der „Blutfahne“ einzelne Banner aus deutschen Gauen geweiht. Der Führer kam, ein oder zwei kleine Kinder von örtlichen Partei-Größen liefen ihm mit Blumensträußen entgegen, das Köpfchen wurde gestreichelt, und der Führer sprach von Sendungsbewußtsein, einem neuen Glauben; die Parolen lauteten: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, „Du bist nichts, Dein Volk ist alles“. Durch solche Eindrücke schafften sich die Nazis immer mehr Anhänger bei gläubigen, einsatzfreudigen jungen Menschen. Auch in Krefeld waren am 1. Mai große Aufmärsche; auf der Stadtwaldwiese wurde ein „Adolf-Hitler-Baum“ gepflanzt, alles natürlich mit dem notwendigen Pathos, wobei sich die Nazis auch noch ihrer „Martyrer“ bedienten. Diese glorifizierten sie in ihren Liedern und Propaganda-Schriften.

Einer der bekanntesten war ein gewisser Horst Wessel. Es störte die Naziführung überhaupt nicht, daß dieser Horst Wessel bei Bürgern, die ihn kannten, alles andere als angesehen war. Manche Bekannte meiner Eltern meinten, er habe sich in seiner Heimat im „Rotlichtmilieu“ betätigt. Trotzdem nannten die Nazis eines ihrer Hauptkampflieder „Horst-Wessel-Lied“, in dem sie klar ausdrückten, was sie wollten: ...die Straße frei, ...SA marschiert, ...marschiert im Geist [gemeint war Horst Wessel] in unseren Reihen mit“. Nicht ganz so bekannt – aber in einschlägigen Zeitschriften hochstilisiert – war Herbert Norkus. Um zu beweisen, daß vom Ausland her Deutsche schon immer unterdrückt wurden, mußte der 1923 von den

Franzosen erschossene Albert Leo Schlageter erhalten.

Die Naziführung wußte, daß es in vielen Gegenden Deutschlands starke Bindungen an die christlichen Kirchen gab, in unserer Stadt insbesondere an die katholische Kirche. In ihr waren starke Kräfte gegen die nazistische Ideologie (Rassentheorie) lebendig. Die Nazis wußten auch um die erzieherischen Einflüsse der christlichen Kirchen auf gläubige Familien und deren Kinder. Sie entwickelten eine große Fertigkeit darin, Menschen zu blenden, um so auch aus kirchlichen Kreisen Zulauf zu gewinnen.

So forderten sie in Punkt 24 ihres Parteiprogramms: „Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ohne sich konfessionell an ein bestimmtes Bekenntnis zu binden“. Einige Zeit später, im März 1933, erklärte die Reichsregierung unter Adolf Hitler: „Die nationale Regierung sieht in den beiden christlichen Konfessionen wichtigste Faktoren zur Erhaltung unseres Volkstums ... sie wird ihnen in Schule und Erziehung den ihnen zukommenden Einfluß einräumen und sicherstellen“. Mit solch verlogenen Versprechungen wurden immer mehr Jugendliche, auch in unserer Stadt, manipuliert, begeistert, so daß es in den Schulen überall begeisterte Anhänger unter den jungen Menschen für den Nationalsozialismus gab.

Sie erkannten überhaupt nicht, daß die Wirklichkeit völlig anders war. Schon sehr schnell wurde der Religionsunterricht in den Schulen

eingeeengt, abgeschafft und die Freiheit kirchlicher Jugendverbände eingeschränkt. Die Kirchen durften nur noch im Kirchenraum und in den Sakristeien tätig werden, nicht mehr mit öffentlichen Prozessionen durch die Straßen ziehen, und nach und nach wurden in den verschiedenen Gebieten Deutschlands auch die kirchlichen Jugendverbände verboten, die letzten etwa 1936/38. Der katholische Jungmännerverband mit seinen Gliederungen Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG), Sturm-schar, Neudeutschland, Quickborn und anderen war auch in Krefeld stark vertreten. Dieser Verband hatte ein gutes weit verbreitetes Schrifttum mit seinen Zeitschriften „Am Scheideweg“ und „Die Wacht“. Um 1933/34 lag die Auflagenhöhe dieser Zeitschriften bei etwa 300 000 Stück. Sie wurden auch in Krefeld regelmäßig an den Kirchen nach den Messen und innerhalb der Gruppen der Ministranten verteilt. Doch nach und nach wurden Verbote ausgesprochen. Die „Junge Front“ hatte in „Michael“ umbenannt werden müssen; trotzdem kam 1936 das Verbot.

Auch in anderen Bereichen war für uns und für jeden in Krefeld erkennbar, daß die Nazis nicht daran dachten „das Christentum als Basis ihrer gesamten Moral“ zu praktizieren. Schon 1934 begann auch in Krefeld ein brutaler Kampf gegen das Judentum. SA-Posten in Uniform standen vor Geschäften, fotografierten Kunden, die dort kaufen wollten, beschmierten die Schaufenster mit üblen Parolen und Plakaten. Im Rundfunk und in ihren Presseorganen – nicht-nazi-freundliche wurden auch in Krefeld immer mehr eingeengt und verboten – überspielten die Nazis diese Greuelthaten mit Formulierungen wie: „Es ist ja alles halb so schlimm“, ... „Wo gehobelt wird, da fallen Späne“, ... „Wir haben aber die Arbeitslosigkeit beseitigt“, ... „Wenn das der Führer wüßte, er muß sich um anderes kümmern“, obwohl sie auch in unserer Stadt brutal ihre Macht ausübten, unter anderem durch Verbote mißliebiger Gruppen.

In der sogenannten Reichskristallnacht am 8./9. November 1938 erreichte dieser Terror einen vorläufigen Höhepunkt. Ich erinnere mich genau an das verbrecherische Tun. Am späten Nachmittag ging meine Mutter mit mir zur Marktstraße, Nähe Ostwall, wo die Synagoge total niedergebrannt war. Es standen dort viele Menschen. Direkt gegenüber war ein Kohlenhändler, den meine Eltern gut kannten. 12 Jahre war ich damals alt. Das unterschiedliche Verhalten der vielen dort stehenden Menschen prägte sich mir ein. Unter den Zuschauern waren braune Uniformierte, als Nazi-Sympathisanten klar erkennbare SA-Leute, andere trugen schwarze Uniformen, SS-Leute. Sie gaben ihrer Freude über das Geschehen Ausdruck. Meist waren es jüngere Leute, während eine Vielzahl älterer Männer und Frauen doch sehr besonnen und bedrückt das schauerli-

che Spiel auf sich wirken ließ. Der Gegensatz zwischen Freude und Betroffenheit der dort stehenden Menschen konnte kaum stärker sein.

Weiter habe ich sehr gut in Erinnerung, daß ich damals als Schüler des Fichte-Gymnasiums mit dem Martinszug der Bürgergesellschaft Stadtmitte am nächsten oder übernächsten Tag durch die Innenstadt zog. Ich erinnere mich an den Weg über Ostwall, Südwall, Hochstraße. Auf dem Ostwall gab es meines Wissens kaum jüdische Geschäfte, während auf dem Südwall und auf der Hochstraße eine Vielzahl größerer jüdischer Geschäfte war, meist Damen- oder Herrenbekleidungsgeschäfte. Auf dem Südwall und insbesondere auf der Hochstraße ging der Martinszug über Glasscherben und zerbrochene Schaufenster-Puppen, weil die Nazis die Schaufenster eingeschlagen und die Schaufenster-Dekorationen einschließlich der Schaufenster-Puppen auf die Hochstraße geworfen hatten. Heute noch sind mir die Namen im Ohr: Dannenbaum, Wittgenstein, Lion.

Den größten Eindruck hinterließ jedoch folgende Begebenheit, deren Bedeutung ich erst etwas später erkannte, als meine Eltern sicher waren, daß ich nicht mehr als Kind alles ausplauderte, sondern wußte, wie wichtig es in Diktaturen ist, zu schweigen. Eines Nachmittags, kurz nach dem schrecklichen Geschehen in Krefeld, beauftragte mich mein Vater, mit einer Ziehkarre einiges Werkzeug und etwas Material zu einem Kunden zu bringen und die Werkzeuge und Materialien dort in den Garten zu legen. Der Kunde hieß Dr. Witten und wohnte in der Straße „Stadtgarten“, ich glaube Nr. 10. Da der Lehrling und der Geselle bereits Feierabend hatten, erklärte mir mein Vater, daß ich das eben zu tun hätte.

Ähnliches wiederholte sich ein oder zwei Tage später auch wieder am Nachmittag kurz nach Feierabend, nur umgekehrt. Ich mußte mit einer leeren Ziehkarre dorthin, die Materialien aus dem Garten aufladen und zur Werkstatt bringen.

Heute glaube ich, nur wer eine solche Zeit und ein solches System erlebt hat, kann Verständnis für das Verhalten meiner Eltern haben. Später erfuhr ich die ganze Wahrheit. Neben Herrn Dr. Witten hatte mein Vater noch einige Kunden in dieser kleinen Straße, einer Sackgasse, darunter auch eine wohlhabende jüdische Familie und der Inhaber des Herrenbekleidungshauses J. Dhein. Herr Dr. Witten hatte meinen Vater informiert, daß man in jener Nacht im Haus der jüdischen Familie, es war, glaube ich, die Nr. 14, im Keller sowohl die Wasserleitungen wie auch die Kanalrohre zerstört hatte, so daß die Familie in dem Haus ohne Wasser, aber auch ohne Abflußmöglichkeiten leben mußte. Aus Angst wagte diese Familie, wie auch andere

jüdische Familien, es nicht, das Haus zu verlassen. Herr Dr. Witten, ein alter Zentrums- politiker, der 1933 von den Nazis aus dem Amt entfernt worden war, ein Schwager des erwähnten Herrn J. Dhein, hatte meinen Vater – ich vermute persönlich, ich glaube nicht telefonisch – informiert und gebeten, doch im Hause der jüdischen Familie im Keller einige Notarbeiten an Kanalrohren und Wasserleitungen auszuführen, damit die Familie nicht ohne Wasser in dem Haus leben mußte. Die notwendigen Nachbarn waren informiert und einverstanden, daß aus dem Haus des Dr. Witten das von mir hineingetragene und später wieder abgeholt Material über Trennmauern durch die Gärten in das Haus der jüdischen Familie transportiert wurde. Dort wurden im Keller einige Notarbeiten ausgeführt und danach das Werkzeug und das nicht mehr benötigte Material wieder in den Garten des Herrn Dr. Witten zurückgebracht.

Es ist unglaublich, daß nach diesen furchtbaren Verbrechen immer noch große Teile des deutschen Volkes an die „Harmlosigkeit“ des Führers und der Nazis glaubten.

Der Zulauf zu den Hitlerjugend-Verbänden war bedeutend, zunächst ohne staatliche Druckmittel. Viele Jugendliche wollten „dabei sein“ und nicht abseits stehen. Hinzu kamen Verlockungen der verschiedensten Arten bezüglich beruflichen Aufstiegs, aber auch Probleme an den weiterführenden Schulen (Gymnasien), wenn man nicht in der HJ-Mitglied war. Darüber hinaus gab es verschiedene Köder: schmucke Uniformen, prima Fahrten mit Lagerfeuern, Rangabzeichen und Führerschnüre der verschiedensten Art je nach Dienstgrad. Zudem gab es in der Hitlerjugend verschiedene Sondereinheiten: Musik- und Fanfaren-HJ, Flieger-HJ, Marine-HJ, Motorrad-HJ, Reiter-HJ; es gab Schulungen für linientreue Führer in Ordensburgen, Wehrrerüchtigungslager.

Daß bei all diesen „Erfolgen“ Minderheiten in Deutschland, die sich dem System nicht anpaßten, drangsaliert, schikaniert und eingesperrt wurden, nahm man einfach nicht zur Kenntnis, zumal all diese Dinge nicht in den Zeitungen und Radios verbreitet wurden. Es gab nur noch nazistische Zeitungen und den Großdeutschen Rundfunk. All dies wirkte sich auch in Krefeld bei den Jugendlichen aus. Außerdem gab es noch eine ganz besondere Einheit, den HJ-Streifendienst. Er war eine Art HJ-Polizei, so wie es bei der Wehrmacht eine Feldgendarmarie gab. Er sollte für Ordnung innerhalb der HJ, innerhalb der Jugend sorgen. Er hatte Spitzelaufgaben für die Gestapo. Nach meinem Wissen war dieser HJ-Streifendienst etwa ab 1941 absolut wirkungslos, weil die dafür geeigneten Mitglieder beziehungsweise Führer etwas älter sein mußten, aber als Soldaten eingezogen waren.



Abb. 3. Treffen in der Wohnung von Kaplan Ginster (St. Norbertus); 1941

Trotz all dieser Erschwernisse waren in Krefeld in vielen katholischen Pfarrgemeinden Meßdienergruppen und ähnliche religiöse Gruppen, sowohl bei den Mädchen wie bei den Jungen, sehr aktiv, wenn sie auch nicht mehr in der Öffentlichkeit in Erscheinung treten durften. In den deutschen Diözesen gab es damals Diözesanjugendseelsorger, entsprechend auch in den einzelnen Städten, wie in Krefeld. Bei uns in der Norbertus-Pfarrkirche gab es neben zahlreichen Meßdienern mehrere Jungen- und eine Mädchengruppe. Neben den Jugendseelsorgern hatten auch vereinzelt ehemalige Führer des katholischen Jungmännerverbandes weiter Einfluß auf diese jungen Menschen und trugen in begrenztem Umfang ihre alten bündischen Ideale der katholischen Jugend an sie heran. So waren beispielsweise in unserer Pfarrkirche Wanderungen durch unseren schönen Niederrhein üblich, mehrmals im Jahr auch eine Fahrt mit dem Fahrrad ins Bergische Land nach Altenberg, dem traditionellen Treffpunkt katholischer Jugend. Einige machten noch während der Herbstferien Großfahrten, so mit mir zum Beispiel ein paar Freunde 1942 durch das heutige Österreich bis zum Brenner. Zu unserer Ausrüstung gehörte damals eine zünftige Lederhose oder schwarze Samthose, ferner Klampfe, Hordenpott, Zelt und entsprechende Kleidung.

Es ist nicht zu bestreiten: Hitler hatte auch Erfolge, die sehr positiv auf alle Deutschen, auch auf Jugendliche – besonders auf Karrieresüchtige – wirkten. Das Saargebiet wurde wieder deutsch, bei der Olympiade 1936 gab es massenhaft Goldmedaillen für deutsche Sportler, später kehrte Österreich „heim ins Reich“. Die Arbeitslosigkeit war praktisch von Hitler beseitigt worden. Zu ihrer Bekämpfung hatten die Nazis auch den Reichsarbeitsdienst (RAD) eingeführt. Alle jungen Männer mußten vor der Einberufung



Abb. 4. Fahrradpanne auf einer Tour nach Liedberg; Sommer 1941

zur Wehrmacht sechs Monate im RAD ihren Dienst tun, einen Dienst mit Spaten, um damit Aufbau-Arbeiten oder Erntehelfer-Arbeiten zu leisten.

Zu diesem RAD – die Führerschaft des RAD war weitgehend nazistisch verblendet – und anschließend zur Wehrmacht wurden alle jungen Männer nach einer entsprechenden Untersuchung auf ihre körperliche Tauglichkeit eingezogen. Auch die Mitglieder kirchlicher religiöser Gemeinschaften wurden zu diesem Dienst einberufen. Die Seelsorger der Pfarren waren bestrebt, den Kontakt zu diesen einberufenen jungen Menschen aufrechtzuerhalten, und schickten ihnen regelmäßig die einzig verbliebene katholische Zeitschrift „Der Feuerreiter“. Dies war aber nur bis 1940 möglich, denn dann wurde es den Geistlichen durch ministerielle Verfügung verboten, Kirchenzeitungen oder ähnliche Publikationen an Soldaten zu schicken. Dies führte in der Praxis in vielen Pfarren dazu, daß nun derartige Publikationen von einzelnen Mitgliedern der Pfarre verschickt wurden. Bei uns in der Pfarre St. Norbertus waren es mindestens fünfzig bis sechzig Empfänger, die so regelmäßig ihre Post erhielten.

Lediglich im kirchlichen Raum gab es in den einzelnen Pfarren religiöse Jugendstunden; nur eine solche Arbeit religiöser Unterweisung war erlaubt. Diese Arbeit hatte aber keine missionarischen Wirkungen nach außen, da in aller Regel nur solche katholischen Eltern ihre Kinder dorthin schickten, die den ganzen Zweck des staatlichen Tuns erkannten. Wir brauchen Kanonenfutter für

den Krieg, um ganz Europa zu erobern. Als dann Hitler mit seinem Krieg in den ersten Jahren nicht zu bestreitende militärische Erfolge hatte, war vielfach auch die Jugend von diesem Wahn erfaßt.

In den Jahren von 1933 an war von seiten der Lehrerschaft eine Beeinflussung der Schüler gegen den Nationalsozialismus nicht zu erwarten. Es gab eine ganze Reihe Lehrer an Volksschulen und Gymnasien – darüber habe ich überhaupt keine Zweifel –, die den Nationalsozialismus trotz aller Propaganda durchschaut hatten. Aber auch diesen Lehrkräften war es nicht möglich, einen ihrem Denken entsprechenden Einfluß auf die Schüler auszuüben. Mit drakonischen Maßnahmen und Strafen wurden derartige Lehrkräfte ausgeschaltet. Es gab in unserer Stadt mehrere Priester, die verhaftet wurden, weil sie sich in einer Predigt kritisch zu den nationalsozialistischen Ideen geäußert hatten. Blanke Angst um das eigene Leben und um die eigene Familie bewegte die Lehrkräfte zu äußerster Vorsicht.

Dies alles konnte aber nicht verhindern, daß es auch in der Krefelder Jugend immer wieder Jugendliche und Jugendgruppen gab, die sich dem Zwang, dem Drill und all dem Führerkult zu beugen wollten. Alte bündische Verhaltensweisen wurden in bestimmten Kreisen von Jugendlichen wieder lebendig. Man ließ sich nicht kommandieren, damit man im Gleichschritt marschierte. Teils waren es konfessionell gebundene, teils aber auch freie Jugendgruppen, die in verstärktem Maße auftauchten. Auf Fahrten etwa ab 1941 traf man immer mehr bündi-

sche, vereinzelt auftretende kleine Gemeinschaften, die sich anlehnten an frühere Nerother-Gemeinschaften, Pfadfinder-Gruppen, kirchliche bündische Jugendgruppen, die erfüllt waren von Liedern wie „Die Gedanken sind frei“, „Volk und Heimat sind nicht mehr frei“, „Das Fähnlein weht im Wind“, „Viele Hundert mir zur Seite, die auch verboten sind“. Diese Gruppen wurden in vielen Fällen unter dem Sammelbegriff „Edelweiß-Piraten“ bekannt. Mit diesem Begriff ist aber eine genaue Definition nicht verbunden, weil die geistigen Grundlagen dieser Jugendgemeinschaften nicht denselben Quellen entsprachen. Andere nannten sich Kittelbach-Piraten, Kanal-Piraten. Sie alle hatten aber ein Ziel: „Wir lassen uns nicht kommandieren und leben unser Jugendleben nach unserem eigenen Willen“. In Krefeld gab es mehrere dieser Gruppen. So gab es eine Gruppe im Bereich des Schinkenplatzes, im Bereich der Kornstraße, des Blumenplatzes. Diese Jugendlichen kümmerten sich nicht um den Fahrten-Erlaubnisschein, den man selbst für eine Wochenendfahrt in die Eifel oder ins Bergische Land haben mußte. Ihn erhielt man nur bei HJ-Dienststellen oder bei der Polizei. Wer etwas Derartiges beantragte, machte sich verdächtig, denn er war ja ein Individualist, und das durfte man unter den Nazis nicht sein.

Als der Bischof von Münster, Graf von Galen, im Sommer 1941 seine berühmten Predigten gegen die Euthanasie gehalten hatte, war er so populär, daß die Nazis es nicht wagten, gegen ihn vorzugehen. Allgemein war in katholischen Kreisen damals die Meinung vertreten, und es soll entsprechende Äußerungen höchster Naziführer gegeben haben, mit dem wird nach dem siegreichen Ende des Krieges abgerechnet. Vielerorts wurden diese Predigten mit Durchschlägen getippt und vertraulich weitergegeben. Hin und wieder kam es vor – in Krefeld ist mir kein Fall bekannt –, daß die Gestapo davon erfuhr und jeden schwer bestrafte, der diese Predigten weiter verbreitete. Vervielfältigungsapparate gab es damals kaum. Pfadfinder von St. Norbertus hatten einige Jahre zuvor einen primitiven Vervielfältigungsapparat erstanden, einen viereckigen Kasten, auf dem man sehr umständlich DIN-A4-große Vervielfältigungen fertigen konnte. Zur Norbertus-Pfarre gehörte die Gabelsbergerstraße, weit im Westen der Stadt, parallel zum Bahndamm, eine kleine Straße als Sackgasse. Es handelte sich um eine nach dem Ersten Weltkrieg erbaute KAB(Katholische Männerbewegung)-Siedlung mit etwa 20 Häusern. Die meisten Familien und Jugendlichen waren aktiv in der Norbertus-Pfarre tätig. Mehrere Jungen waren Führer in der katholischen Pfadfinderschaft DPSG. Inzwischen waren die meisten Soldaten und kamen hin und wieder auf Urlaub. So kam es auch einmal jährlich – zuletzt 1944 im Frühjahr – in einem Dachzimmer eines Hauses in der Gabelsbergerstraße zu einer Pfadfinder-Ver-

sprechensfeier. Die ehemaligen Pfadfinder hatten alte Banner gerettet, auch Literatur der DPSG, und so legten immer wieder einige Jugendliche – ich persönlich im Februar 1942 – dort in einem abgedunkelten Zimmer des Dachgeschosses das Pfadfinder-Verprechen ab.

Eines Tages hatte einer der Urlauber eine Idee und führte sie auch aus. Wir hatten eine Vielzahl von Soldaten-Adressen, ehemaliger Jugendführer, die regelmäßig mit einem Rundbrief von unserer Pfarre betreut wurden. Der Urlauber vervielfältigte mit zwei oder drei Helfern die Predigten des Grafen Galen und verschickte sie als Feldpost offen eingehaftet in Zeitschriften der Nazis. Die gab es zuhauf. Die Sache ist nie aufgefallen und hatte eine positive Resonanz, mit der wir nicht gerechnet hatten. Mehrere der Empfänger schrieben uns zurück, daß sie begeistert waren von dem letzten „NS-Schulungsbrief“ oder der HJ-Zeitschrift und baten darum, mehr von dieser Literatur zu erhalten, weil die Kameraden an der Front danach verlangten. Mit einer solchen Reaktion hatten wir nicht gerechnet und waren darüber natürlich sehr erfreut.

Es gab aber in Krefeld auch eine andere Jugend, die dem zuvor geschilderten bündischen Leben nichts abgewinnen konnte, sich aber auch nicht dem HJ-Drill unterwerfen wollte, die ihr eigenes Leben in einer ganz anderen Form gestalten wollte. Diese Jugendlichen wurden von den Nazis als Swing-Jugend bezeichnet. Ihnen ging es um ein Vergnügen ganz anderer Art: Tanzen, Mädchen-Bekanntschäften, sich nicht den Strapazen einer mühsamen Wanderung unterziehen, die gesamte Freizeit verbringen mit Vergnügen und Gemütlichkeit. Diese Verhaltensweisen entsprachen in keiner Weise dem, was die Nationalsozialisten von der Jugend erwarteten. In Krefeld gab es damals, etwa 1940/42, in dem Gebäude der jetzigen Königsburg eine sogenannte Saal-Kirmes, genannt Wilupa – Winterlunapark. Dort war ein Treffpunkt dieser Jugendlichen, der auch von der Gestapo beobachtet wurde. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß es manche Klassenleiter an Gymnasien gab, die ihre Schüler darauf aufmerksam machten, daß der Wilupa kein Aufenthalt für die Schüler ihrer Klasse sei. Wobei immer die Frage offen blieb, warum?

Für die Situation etwa im Sommer 1942 war folgender Vorgang typisch: In zunehmendem Maße bombardierten Flugzeuge der Alliierten westdeutsche Städte. Großflächige Angriffe, so daß ganze Stadtteile in Schutt und Asche versanken, gab es 1941 noch nicht. Dennoch erkannte die Naziführung, daß durch die vereinzelt fallenden Bomben auch Telefonleitungen zerstört wurden. So erfan- den sie eine neue Meldeaufgabe: „Luftschutzmelder“. Wer kam dafür in Frage? – 15/16 jährige Schüler. Sie wurden zu Vorträ-



Abb. 5. Auf großer Fahrt: am Brenner; in der Mitte der Autor; 1942

gen geladen, erhielten eine rote Meldetasche und sollten bei Ausfall der Nachrichten-Verbindungen als Melder tätig werden.

Auch aus unserer Klasse waren verschiedene Schüler hierfür vorgesehen und mußten nachmittags zu entsprechenden Schulungen. Diese fanden in einer großen Baracke für etwa 100 Personen auf dem Schulhof statt, die von der Schule schon immer als Aula genutzt wurde. Für unsere Klasse hatte zu dem Zeitpunkt der Chemie-Unterricht begonnen; unser Mitschüler K. G. K. experimentierte auch zu Hause und stellte so eine Flasche Tränengas her. Das mußte natürlich ausprobiert werden. Wo? Er nahm eine solche Flasche zum nächsten Luftschutzschulungskurs mit und versuchte ein paar Tropfen auf den Boden zu träufeln. Ein Kamerad, W. Sch., stieß gegen seinen Arm, die Flasche fiel zu Boden, entlud sich vollkommen, und es lag eine Überkonzentration an Tränengas für diesen Raum vor. Sofort war die gesamte Luft verpestet. Die Männer vorn in ihren braunen Uniformen schrien: „Sabotage, Fenster auf“. Alle rannten nach draußen auf den Hof und nach Hause. Als ich am nächsten Morgen den Schulhof betrat, merkte ich: „dicke Luft“. Jeder wußte sehr schnell, was am Nachmittag des Tages zuvor passiert war. Zusammen mit dem unterrichtenden Studienrat kam um 8 Uhr auch unser Klassenlehrer Dr. Kamp in die Klasse und sagte sinngemäß: Jeder von euch kennt die Vorgänge des gestrigen Nachmittags. Die Geheime Staatspolizei (Gestapo) hat sich mit der Schule in Verbindung gesetzt. Zu Beginn der Stunde um 10 Uhr kommen zwei Herren der Gestapo in unsere Klasse, denn hier soll der Übeltäter sitzen. Es wurde

bisher vereinbart, wenn es ein Dummerjungenstreich war, meldet sich der Schüler, und die Sache wird von der Schule geahndet. Für die Gestapo ist die Sache dann erledigt. Wenn sich der Schüler aber nicht meldet, sieht es die Gestapo als Sabotage an und wird die Sache weiter verfolgt. Gegen 10 Uhr betrat unser Klassenlehrer mit zwei Herren unsere Klasse. Nach einer kurzen Vorstellung und Frage meldete sich der Pechvogel K. G. K. Der eigentliche Täter W. Sch. – er war Mitglied des HJ-Streifendienstes – meldete sich nicht. Mit dieser Meldung war die Sache erledigt. Nunmehr mußte die Schule die Bestrafung vornehmen. Sie bestand darin, daß auf dem nächsten Zeugnis K. G. K folgenden Vermerk im Bereich der Kopfnoten hatte: „Seine Führung war gut, bis auf einen den Eltern bekannten Fall“.

Mit zunehmender Dauer des Krieges – etwa ab 1942 – wurde immer größeren Teilen der Jugend klar, daß die Nazis mit den Jugendlichen ein verlogenes Spiel betrieben. Auch die Propaganda über den Großdeutschen Rundfunk mit ihrer Erfolgsmusik, den Meldungen über siegreiche Frontbegründungen bei verlorenen Schlachten und Rückzügen änderte daran nichts. Der Zuspruch zu den Veranstaltungen der HJ wurde immer geringer, immer weniger Jugendliche gingen zu dem angeordneten „HJ-Dienst“. Den Eltern ging die Begeisterung der Anfangsjahre verloren. Die HJ-Führer hatten kaum noch einen Einfluß, zumal auch von ihnen viele im Krieg an der Front standen, etliche waren bereits gefallen. Die Todesanzeigen in den Zeitungen hatten erheblich zugenommen. All das wirkte abschreckend auf die Jugend, so

daß sich immer mehr am Dienst und an all den Pflichtveranstaltungen vorbeidrückten. Selbst die Einladungen, die zum Teil von der Polizei rundgebracht wurden, waren absolut wirkungslos.

In Hinblick auf die nachlassende Begeisterung Jugendlicher, sich freiwillig zu den Waffen zu melden, wie es damals verharmlosend hieß, begann ab etwa 1941 in den Krefelder Gymnasien bei älteren Jugendlichen die Werbung für das Soldatentum. In der Aula der „Schäfer-Voß-Schule“ – heute „Gymnasium am Moltkeplatz“ – waren es Vorträge von Offizieren verschiedener Soldateneinheiten, die den Jugendlichen das „Freiwillig-melden“ den Jugendtlichen das „Freiwillig-melden“ schmackhaft machen sollten. Diese Veranstaltungen fanden mehrmals im Jahr statt, nicht nur für Schüler des dortigen Gymnasiums, sondern auch für die Gymnasiasten anderer Schulen. So zogen wir an einem Schultag im Sommer 1941 geschlossen mit unserer Klasse von der Fichte-Schule am Westwall zum Moltkeplatz. Dort wurde uns in markigen Worten versucht beizubringen, wie wichtig es sei, für das Vaterland zu kämpfen, und welch' hehre Aufgabe Offiziere bei der Wehrmacht oder der Waffen-SS haben. Ziel für Jungen sollte es sein, „hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder, flink wie Windhunde“ zu werden. Als Ziel der militärischen Ausbildung wurde immer wieder dargestellt: „Jeder hat den Marschallstab im Tornister“. Trotz des zunächst sehr siegreichen Feldzuges gegen die Sowjetunion war die Begeisterung unter den Schülern bei weitem nicht mehr so wie damals 1939/40. Es hatte schon zu viele Tote gegeben, und

an ein schnelles Ende des Krieges glaubten immer weniger.

Diese Zurückhaltung bei den Jugendlichen in der Begeisterung für den Krieg schlug immer mehr durch. Die einst einheitlich geschlossene HJ-Führung bröckelte. Der Anteil derer, die sich am HJ-Dienst vorbeidrückten, wurde größer. So kam es im Mai/Juni 1943 an einem sommerlichen Sonntag, vor dem schweren Luftangriff auf Krefeld, zu einer Pflichteinberufung an viele Krefelder Jugendliche. Polizisten beziehungsweise Hilfspolizisten hatten persönliche Einladungen einige Tage vorher in den Elternhäusern der Jugendlichen abgegeben. So ging auch ich in meinem üblichen Sonntagsanzug zu dieser Veranstaltung, die im damaligen Börsensaal des Hansahauses stattfand. Das ganze Verhalten der Verantwortlichen in ihren medaillenstrotzenden Uniformen wirkte auf mich martialisch. Die Jugendlichen – es müssen einige hundert gewesen sein – saßen in Stuhlreihen. Wer einmal den Saal betreten hatte, konnte nicht mehr heraus. Die Ordnung wurde von bewaffneten Wehrmachtsangehörigen oder Waffen-SS-Männern sichergestellt. Zur Bahnhofsseite hin hatte der Börsensaal eine große Fensterfront. Ich hatte beobachtet, daß eine Reihe Jugendlicher, die mir vom Gesicht her bekannt waren, eng zusammensaßen. Zunächst ging es in der damals üblichen Form mit pathetischen Lobreden auf den Führer, auf die siegreiche Wehrmacht los. Plötzlich stand einer der Jugendlichen auf, nahm seinen Stuhl und warf ihn mit Gewalt durch die Scheiben nach draußen, so daß eines der

großen Fenster in Trümmer ging. Andere erhoben sich, warfen ihre Stühle in andere große Fenster, und dann stürmten alle nach draußen auf den Deutschen Ring, Richtung Bahnhof. Schüsse sind nicht gefallen, aber durch diese Form der, ich nenne es einmal „Selbstverteidigung“, war die Versammlung beendet, und alle Jugendlichen strömten auf eine ihnen richtig erscheinende Art nach Hause. Daheim erzählte ich nichts von diesem Geschehen, denn es war damals immer richtig, möglichst wenige Mitwissende für dieses oder jenes Tun zu haben. Nach ein paar Tagen sprach mich mein Vater an und fragte, was denn an jenem Sonntagmorgen im Börsensaal des Hansahauses los gewesen sei. Er und auch befreundete Erwachsene gleicher Gesinnung hatten im Radio England – einem Feindsender, den zu hören bei Strafe verboten war – von diesem Krwall in Krefeld gehört. Ich berichtete meinem Vater, und meine Eltern befürchteten ein Nachspiel, wozu es aber nicht kam. Bezeichnenderweise ist über diesen Vorfall in der Krefelder Presse nicht berichtet worden.

Nach dem Großangriff in der Nacht vom 21. zum 22. Juni 1943 wurden mit der starken Zerstörung der Stadt auch Jugendeinrichtungen in großem Umfang zerstört. Ich kann mich nicht erinnern, daß nach diesem Angriff von der HJ noch irgendwelche Dienstverpflichtungen, Appelle, Übungen oder dergleichen durchgeführt wurden. Aber auch die wenigen Veranstaltungen religiöser Art in den katholischen Pfarrgemeinden gingen erheblich zurück. In einigen Pfarren versuchten Jugendseelsorger und Pfarrer weiterhin, in zum Teil mit Jugendlichen hergerichteten zerstörten Räumen die Jugendseelsorge aufrechtzuerhalten. Ich selbst machte dann in der letzten Oktoberwoche im Wissen um die baldige Einberufung eine letzte Wochenendfahrt mit mehreren Jungen aus der Norbertus-Pfarr und der Pfarre St. Josef nach Altenberg. Drei Mädchen unserer Pfarre wollten erstmalig auch dorthin. In meinem Beitrag „Kinder als Staatsfeinde“ habe ich darüber berichtet (siehe „die Heimat“, Jg. 58, Krefeld 1987, S. 122 ff.).

Am 1. Dezember 1943 wurde ich dann zum Reichsarbeitsdienst (RAD) eingezogen und kam nach Einsätzen in Frankreich, Deutschland und an der Ostfront am 30. April 1945 südlich von Berlin in russische Kriegsgefangenschaft. Ich hatte das Glück, bereits am 26. August 1945 wieder in Krefeld zu sein. Wie ich glaubhaft erfuhr, hat es auch in Krefeld, noch kurz vor dem Einmarsch der US-Amerikaner, verblendete Jugendliche gegeben, die glaubten, die von Osterath – Willich her anrückenden amerikanischen Verbände mit ihren Panzerfäusten aufhalten zu können. Der eine oder andere 15/16jährige ist dabei gefallen. Wohin führt Verblendung, emotional geschickt aufgepeitscht, wenn nicht ein nüchterner Verstand das Geschehen bestimmt?!



Abb. 6. Zufallstreffen in Altenberg von Krefelder Jungen und Düsseldorfer Mädchen; 1942 oder 1943

Die Verfolgungsgeschichte der Zeugen Jehovas in Krefeld

von Ingrid Schupetta

Vorbemerkungen: Der folgende Text basiert auf einem Vortrag, den die Autorin am 15. Januar 2000 im Seidenweberhaus in Krefeld gehalten hat. Anlaß war die Eröffnung der Ausstellung „Standhaft trotz Verfolgung – Zeugen Jehovas unter dem NS-Regime“. In der Zwischenzeit hat sich der Kenntnisstand erweitert. Die neuen Erkenntnisse wurden in diesen Beitrag eingearbeitet.

Der Beitrag geht auf die besondere Form der Verfolgung ein, die die Zeugen Jehovas als Gruppe traf. Zeugen Jehovas stellten sich nicht aus politischen Gründen gegen den Nationalsozialismus. Sie wollten sich diesem Staat gegenüber – wie gegenüber allen anderen Staatsformen auch – möglichst passiv verhalten. Doch schon mit diesem Anspruch gerieten sie in Konflikt mit einer Diktatur, deren totaler Herrschaftsanspruch keine Ausnahmen gelten lassen konnte.

★

Erst in den letzten Jahren richtete sich die Aufmerksamkeit der zeitgeschichtlich interessierten Öffentlichkeit auf eine Gruppe, die man bislang eher zu den vergessenen Opfern des Nationalsozialismus rechnen mußte: die Zeugen Jehovas. Nicht zufällig kamen Veröffentlichungen und das Standardwerk über die Verfolgung der „Bibelforscher“ aus dem Umfeld der Gedenkstätten an den Orten früherer Konzentrationslager (KZ)¹⁾. Dort waren sie als ehemalige Insassen separater Blocks nicht zu übersehen. Besonders große Gruppen bildeten die Zeuginnen Jehovas in den Frauenkonzentrationslagern Moringen, Lichtenburg und Ravensbrück²⁾. Das einzige selbständige KZ auf dem Gebiet des heutigen Landes Nordrhein-Westfalen, das Konzentrationslager Niedernhagen neben der Wewelsburg, war zeitweise fast ausschließlich mit Zeugen Jehovas besetzt³⁾.

Die Zunahme des öffentlichen Interesses motivierte die Zeugen Jehovas, ihre Verfolgung während der NS-Zeit nach außen zu dokumentieren. Bis in die 1990er Jahre waren Zeitzeugen-Berichte über Haft in Gefängnissen und Konzentrationslagern überwiegend in der religiösen Literatur der Zeugen Jehovas publiziert worden. Damit

hatte sich die Weitergabe der Erfahrungen an die eigene Gemeinschaft und an besonders interessierte Leserinnen und Leser gerichtet. Ein zusätzlicher Beweggrund, sich nun verstärkt mit der Darstellung der eigenen Geschichte zu beschäftigen, könnte sein, daß der Hinweis auf Verfolgung und Widerständigkeit während des Nationalsozialismus im nationalen (und auch im internationalen) Rahmen zur Herausbildung eines neuen Selbstbewußtseins der Gruppe beitragen kann. In der Außenwirkung läßt sich aus der Leidensgeschichte möglicherweise ein moralischer Anspruch auf erweiterte Rechte als religiöse Gemeinschaft ableiten.

Für den Krefelder Zeitzeugen und Lokalhistoriker des Nationalsozialismus Aurel Billestein mag die Begegnung seiner Mutter mit Zeuginnen Jehovas während ihrer Zeit im KZ Moringen ein Anlaß gewesen sein, sich schon früher als andere mit dieser Opfergruppe zu beschäftigen⁴⁾. Seit wann es Bi-

belforscher, wie sich die Zeugen Jehovas vor 1931 nannten, in Krefeld gegeben hat, läßt sich bislang nicht genau nachvollziehen. Eine Belegstelle findet sich in der Zeitschrift „Der Wachturm“ vom Januar 1917, in der der Besuch des reisenden Vortragsredners Max Cunow für den 17. Februar 1917 angekündigt wurde⁵⁾. Durch amtliche Quellen nachzuweisen ist ihre Existenz seit der Gründung der Weimarer Republik⁶⁾. Das früheste Dokument zeichnet einen Vorgang aus dem Juni 1924 auf, als Friedrich Kamphausen um eine polizeiliche Erlaubnis nachsuchte, religiöse Schriften vertreiben zu dürfen. Sie wurde erteilt, obwohl der Regierungspräsident in Düsseldorf verfügt hatte, daß der Vereinigung der „Ernstern Bibelforscher“ die größte Aufmerksamkeit zu widmen sei. Die vorgelegten Schriften wurden allerdings als harmlos eingestuft. Der Kriminalkommissar stellte bei dieser Gelegenheit fest, daß die Bibelforscher in Krefeld nur neun Mitglieder hatten⁷⁾.



Abb. 1. Gruppenfoto aus dem Jahre 1925; in der Mitte (mit Medaillon) Klara Kamphausen, in derselben Reihe, zweite von rechts, Barbara Ebbertz, hinter den beiden Frauen Friedrich Kamphausen (mit Fliege)

Wahrscheinlich aus dem Jahre 1925 stammt ein Foto, das die Krefelder Gruppe zeigt: elf Frauen, acht Männer und drei Kinder blicken im Sonntagstaat freundlich in die Kamera – junge Familien und alleinstehende Frauen. Sie trafen sich jeden Donnerstag zum gemeinsamen Bibelstudium und hielten engen Kontakt mit anderen Glaubensschwestern und Glaubensbrüdern in der Region. Wie alle Bibelforscher suchten die Krefelder weitere Anhänger zu gewinnen – auf Werbeveranstaltungen, durch Schriften und durch Hausbesuche. Für Veranstaltungen wurde gelegentlich die Stadthalle oder die Realschule angemietet. Über ihre Erfolge ist wenig bekannt⁶¹. Aus der Tatsache, daß zwischen 1933 und 1942 Verfolgungsmaßnahmen gegen etwa zwanzig in Krefeld gemeldete Erwachsene dokumentiert sind, läßt sich schließen, daß die Gemeinschaft eher klein geblieben sein dürfte und die Bibelforscher im Verhältnis zur Krefelder Bevölkerung immer eine winzige Minderheit darstellten.

Der Leiter der Krefelder Versammlung der Bibelforscher war der bereits erwähnte Friedrich (Fritz) Kamphausen, der, im Juli 1900 geboren, verhältnismäßig jung war. Er wohnte mit seiner Frau Klara und zwei Töchtern in der Innenstadt. Die Familie zog mehrfach um, von der Hubertusstraße in die Lohstraße und von dort in die Gladbacher Straße. Dabei handelte es sich um eher bescheidene Quartiere. Die Nachbarschaft bestand hauptsächlich aus Handwerkern und deren Familien. Auch Friedrich Kamphausen hatte ein Handwerk gelernt. Er war Schuhmacher.

Die anderen Männer, die sich zu den Zeugen Jehovas hingezogen fühlten, hatten meist ebenfalls eine handwerkliche Ausbildung, arbeiteten aber selten selbständig. Die Frauen waren nach der Eheschließung nicht mehr erwerbstätig. Nach den Anschriften derjenigen, die bei der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) aktenkundig wurden, konzentrierten sich die Krefelder Bibelforscher im Bereich der südlichen Innenstadt und in den Arbeiter-Wohnquartieren zwischen Oppumer Bahnhof und Hauptbahnhof. Es war die Gegend, in der in enger Nachbarschaft überwiegend die „kleinen Leute“ wohnten: in „Flügelwohnungen“ und Mietskasernen. Die dazugepachteten Kleingärten dienten nicht nur der Erholung, sondern waren lebensnotwendig, um durch Kaninchenzucht, selbst angebautes Gemüse oder Obst den Speisezettel zu ergänzen. Unter ähnlichen Bedingungen lebten dort auch Sozialdemokraten und Kommunisten⁶².

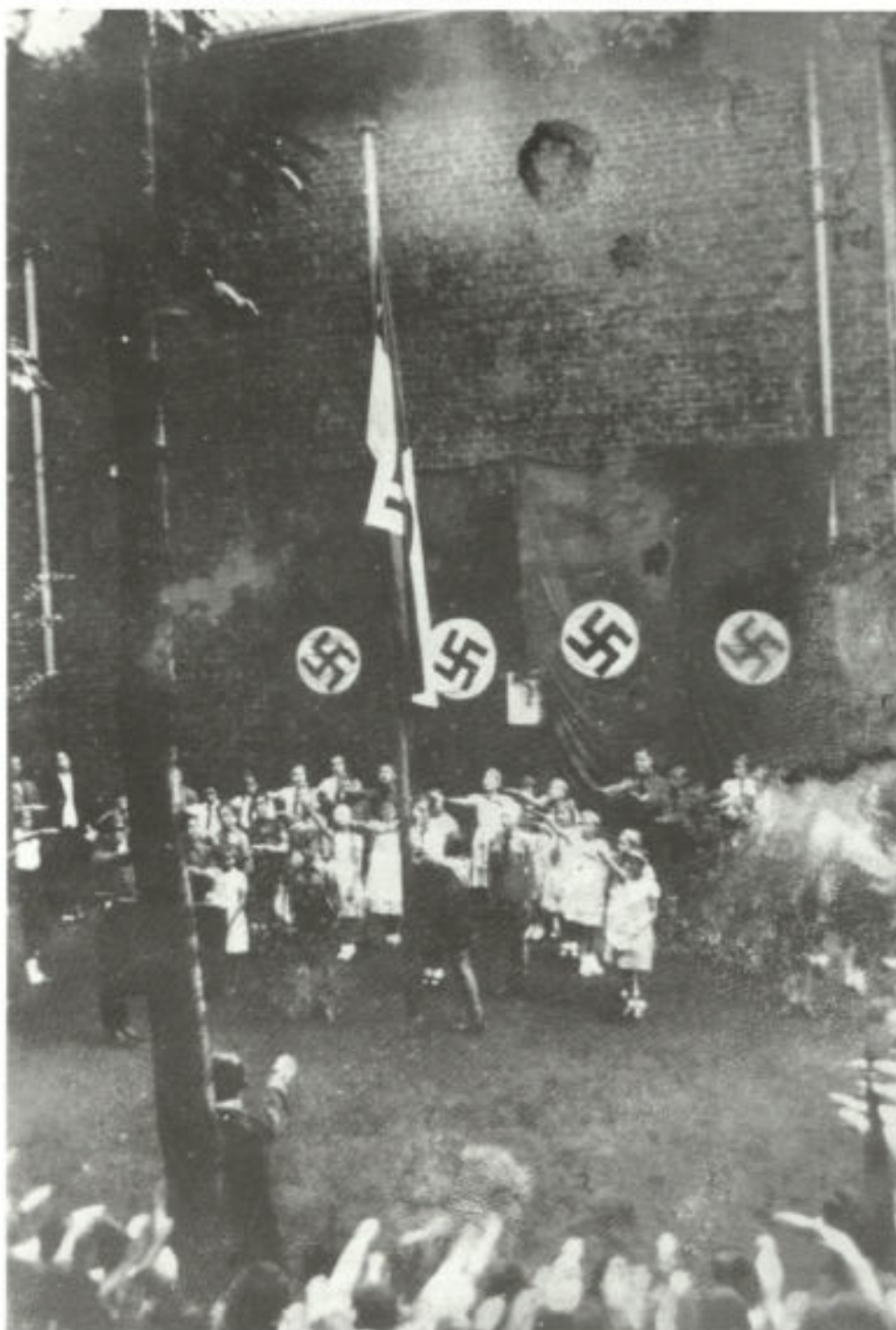
Besonders in diesem Milieu hatten die großen Kirchen nach dem Ersten Weltkrieg an Glaubwürdigkeit verloren. „Für Gott und Vaterland“ war keine Antwort mehr auf die Frage nach dem Sinn zuvor unvorstellbarer Kriegsgrauel. Auf den Krefelder Meldekarten aus den 1920er Jahren finden sich gehäuft

die Bemerkungen „aus der Kirche ausgetreten“, „gottgläubig“ oder „dissident“. Heilserwartungen eher politischer Art richteten sich vorerst auf den Sozialismus und den Kommunismus als irdisches Reich der Freiheit und der Gleichheit.

Die Bibelforscher setzten ihre Hoffnungen völlig auf das himmlische Reich Gottes, von dem allein sie dauerhaften Frieden und ge-

rechte Verhältnisse auf der Erde erwarteten. Ihre Vision hielten sie für unpolitisch, und sie verzichteten insbesondere auf parteipolitische Stellungnahmen. Trotzdem gerieten sie bereits 1933 ins Visier der Nationalsozialisten. Am 24. Juni 1933 erfolgte das Verbot der Internationalen Vereinigung der Bibelforscher in Preußen, also auch in Krefeld. In der Begründung wurde der Vereinigung vorgeworfen, gegen den Staat zu hetzen und die

Abb. 2. Fahnenhissen auf dem Schulhof der Mariannenschule; um 1935



staatlich anerkannten Kirchen zu verhöhnern. Eine unterstellte Nähe zur Kommunistischen Internationale bildete ein Konstrukt, um dem Verbot mit dem Bezug auf die Reichstagsbrandverordnung den Anschein der Rechtmäßigkeit zu geben. Dies war jene Verordnung, mit der das Kabinett Hitler nach dem Reichstagsbrand im Februar 1933 die demokratischen Grundrechte der Weimarer Verfassung außer Kraft gesetzt hatte.

Erste Unterdrückungsmaßnahmen

In Krefeld fand als unmittelbare Folge des Verbotes mindestens eine Beschlagnahmeaktion statt – und zwar bei Friedrich Kamphausen¹⁰⁾. Im Rahmen der Hausdurchsuchung wurde er auch über das Verbot der Vereinigung einschließlich ihrer Nebenorganisationen aufgeklärt.

Am 6. November 1933 wurde Kamphausen zur Polizei bestellt¹¹⁾. Dort erläuterten ihm die Beamten eine Verfügung des Geheimen Staatspolizeiamtes (Gestapa), Berlin, und gaben die beschlagnahmten Schriftstücke wieder heraus – zwischenzeitlich hatte die Internationale Vereinigung juristisch durchsetzen können, daß es sich bei ihrem Vermögen um ausländisches Eigentum handelte, das nicht ohne weiteres beschlagnahmt werden durfte. Gleichzeitig stellte die Polizei fest, daß in der Lohstraße 148 keine Druckschriften hergestellt oder gelagert und auch keine Versammlungen abgehalten wurden. Die gleiche Feststellung traf der zuständige Kriminalsekretär anlässlich einer „stichprobenartigen“ Kontrolle am 2. Januar 1934. Kamphausen und seine Freunde verhielten sich daraufhin ruhig und warteten die von ihrer Organisation angekündigte Widerrufung des Verbotes ab.

Die vorläufige Reaktion auf das Verbot scheint auch bei anderen Mitgliedern der Rückzug ins Private gewesen zu sein. Daß dies unter den Bedingungen einer Diktatur nicht ausreichte, zeigte sich bald – denn demonstrative „Gefolgschaftstreue“ wurde im Führerstaat immer wieder verlangt. Gefordert wurde beispielsweise die Teilnahme an den sogenannten Wahlen, das Heraushängen der Hakenkreuz- beziehungsweise der Fahne des Deutschen Reiches oder der seit 1933 im öffentlichen Leben mündlich und schriftlich stets zu leistende Hitlergruß. Auch geschworen wurde häufig, auf Gott, auf den Führer. Im März 1935 wurde die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt, ein Jahr später das Rheinland remilitarisiert. Da die Zeugen Jehovas Kriegsdienstverweigerer waren, erwuchs hieraus ein wesentlicher Konflikt mit dem NS-Regime. Aber auch die kleineren Gesten der Anerkennung nationalsozialistischer Herrschaft waren den Zeugen Jehovas aufgrund ihres Glaubens nicht

möglich. Sie meinten, daß bestimmte Formen der Ehrerbietung allein Gott zuständen.

Mit dieser Haltung gerieten sie allerdings auch nicht in die Gefahr vieler Zeitgenossen, die sich Schrittschen für Schrittschen von Skeptikern zu Mitläufern oder gar zu Tätern entwickelten.

Von den Alltagskonflikten waren die Kinder der Zeugen Jehovas besonders betroffen. Was sie von ihren Eltern lernten, stand im Gegensatz zu dem, was man ihnen in der Schule beibringen wollte. Die Lehrer versuchten, die Ansprüche des Staates durchzusetzen, notfalls auch durch Strafen und Schikanen. Gleichzeitig durch sich die Kinder dem Gruppendruck der Schulkameraden ausgesetzt. Als Außenseiter wurden sie Opfer von Spott und Prügeleien. Daß ihnen die Schulzeit in der Volksschule 53 an der Thielesstraße gründlich vergällt wurde, berichten Krefelder Zeitzeugen¹²⁾. So heißt es in einem Brief der heute in Australien lebenden Maria Prangs: „Trotz Armut zu der Zeit hatten wir ein glückliches Familienleben, aufbaut [sic] durch Bibel-Betrachtungen. Dieses änderte sich radikal mit der Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933. Kinder, aufgehetzt durch den Rektor, der ein SA-Mann war, wurden unsere Feinde. [...] Ich wurde die Zielscheibe von all' ihrem Gespött; [sic] nannten mich Judenschwein. Bei der Flaggenhissung versuchten mehrere Kinder meinen Arm zum Hitlergruß zu zwingen, es gelang ihnen nicht, während andere mich von hinten mit den Füßen traten“¹³⁾. Darüber hinaus mußten die Kinder der Zeugen Jehovas miterleben, wie in ihren Elternhäusern Hausdurchsuchungen „in der Regel mitten in der Nacht“¹⁴⁾ stattfanden und kamen auch selber in Kontakt mit der Polizei.

Als sich 1935 an dem Verbot noch nichts geändert hatte, begann eine kleine Gruppe sich wiederzutreffen. Einzelne traten auch öffentlich in Erscheinung. Alex Windolph wurde beobachtet, wie er mit einer Bibel und einem Zettel von Tür zu Tür ging, um für Jehova zu werben. Einer der Angesprochenen nahm ihm den Zettel weg und meldete ihn bei der Polizei. Schon am nächsten Tag wurde der Denunziant wieder vorstellig und lieferte den Beamten auf der Grundlage eigener Erkundungen Namen und Anschrift des Bibelforschers nach. Dem Protokoll läßt sich entnehmen, daß der Eifer möglicherweise daraus entsprang, daß er den Besucher für einen Juden hielt, der ihm eine „zionistische Propagandaschrift“ gezeigt hätte¹⁵⁾. Auch andere Zeugen Jehovas, zum Beispiel Karl Henning, wurden von Anwohnern bei der Polizei gemeldet. Die Geheime Staatspolizei reagierte jeweils mit Hausdurchsuchungen und Verwarnungen. Angesichts ihrer Möglichkeiten zu ganz anderen Repressalien, wie dem Festhalten in Schutzhaft¹⁶⁾ im Konzentrationslager, war das relativ milde. Noch standen die Zeugen

Jehovas nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Staatsorgane.

Verschärfung 1936

Reichswelt wurde der Kurs gegen die Zeugen Jehovas im Juni 1936 mit der Bildung eines Gestapo-Sonderkommandos bei der Zentrale in Berlin verschärft. Unglücklicherweise fiel das in Krefeld mit mehreren Meldungen zusammen, die bei der Polizei eingegangen waren. Danach hatten die Zeugen Jehovas im Nordbezirk (Moritzplatz) erneut angefangen zu werben. Die politische Polizei hatte aufgrund der Beschreibungen Hubert Holtmann in Verdacht und verhaftete ihn sowie Friedrich Kamphausen, Johanna Schaaf und Paul Blum am 12. Juni 1936.

Am selben Tag durchsuchte die Polizei die Wohnräume von Johanna Schaaf und ihrem Untermieter Paul Blum. 19 Bücher und ein Notizheft wurden beschlagnahmt. In Gegenwart der Ehefrau Klara Kamphausen fand am 16. Juni 1936 die nächste Hausdurchsuchung bei Kamphausens statt. Die Beamten Theodor Schommer und Johann van de Rydt ließen sich die Mitnahme einer Zigarettenschachtel mit 36,01 RM Inhalt quittieren, in der sie die Vereinskasse der Internationalen Vereinigung der Bibelforscher (IBV) vermuteten. Sie nahmen außerdem Bücher, Schriften und Notizen mit. In den folgenden Tagen kam es zu weiteren Verhaftungen: Theodor Müskes, Wilhelm Rütten, Karl Henning, Karl Wolf, Alex Windolph und Sofia Mombour wurden ins Polizei- beziehungsweise Gerichtsgefängnis eingesperrt. Nach Abschluß der Ermittlungen leitete Polizeidezernent Dr. Emil Hürter den Vorgang an das Amtsgericht Krefeld weiter¹⁷⁾.

Am 24. August 1936 wurde elf Männern und Frauen vor der Zweiten Strafkammer des örtlichen Landgerichtes der Prozeß gemacht. Das Gericht sah die Anschuldigung „die Betätigung der aufgelösten IBV im früheren Sinne fortgesetzt zu haben“¹⁸⁾ als erwiesen an. Ein wichtiger Hinweis auf das Fortbestehen der Vereinigung waren die Zahlungen kleiner Geldsummen der Teilnehmer bei regelmäßigen Gruppentreffen. Bei den Hausdurchsuchungen im Juni war eine Art verschlüsseltes Kassenbuch gefunden worden. Das Gericht folgte der Forderung des Staatsanwaltes, daß im Falle der Zeugen Jehovas nicht nur die Tat zu verurteilen sei, sondern daß die Strafe für die „Verblendeten“ abschreckenden Charakter haben solle¹⁹⁾. Es verhängte Haftstrafen von zehn Wochen bis acht Monaten über Paul Blum, Karl Henning, Hubert Holtmann, Friedrich Kamphausen, Theodor Müskes, Wilhelm Rütten, Johanna Schaaf, Alex Windolph und Karl Wolf. Sofia Mombour erhielt statt eines Monats Haft eine verhältnismäßig hohe Geldstrafe von 300 RM. Nur Klara Kamphausen wurde freigesprochen. Sie konnte glaub-

haft machen, daß sie an den Treffen nur auf Drängen ihres Ehemannes teilgenommen hatte. Öffentliche Zustimmung versuchte man durch die gelenkte Presse zu erheischen, in der die Opfer als „Plagegeister“ und typische „Schwätzer“ bezeichnet wurden, die „frech“ Polizei und Richter belogen.

Nach dem Urteil saßen Krefelder Zeugen Jehovas nun zum ersten Mal in den Gefängnissen ein – zusammen mit gewöhnlichen Kriminellen. Erleichterungen für Strafgefangene mit politischem oder weltanschaulichem Hintergrund gab es bei den Nationalsozialisten nicht; den Zeugen Jehovas wurde als besondere Zwangsmaßnahme sogar die Bibel entzogen. Für die Familien der Inhaftierten war keine staatliche Unterstützung vorgesehen. Routinemäßig versuchten Volkspflege oder NS-Frauenschaft zu helfen, wurden aber von überzeugten Zeuginnen Jehovas als NS-Organisationen zurückgewiesen. Die Ehefrauen mußten sehen, wie sie sich und ihre Kinder über Wasser hielten. Bei der Suche nach Arbeit hatten sie große Schwierigkeiten, weil sie als Zeuginnen Jehovas nicht Mitglied der Deutschen Arbeitsfront werden konnten. Auguste Wolf fand eine Putzstelle bei der Witwe Servos²⁰, die als Jüdin offenbar Verständnis für die schwierige Situation hatte.

Auch die restlichen bei der Polizei bekannten Gruppenmitglieder waren im August 1936, einige Tage vor dem Prozeß, mit Sperren des Passes belegt worden. Durch das Reiseverbot sollte ihre Teilnahme an einem internationalen Kongreß der Zeugen Jehovas in der Schweiz verhindert werden. Weder Nachrichten noch Menschen sollten Deutschland verlassen. Trotzdem wurde im September in Luzern eine Protestresolution beschlossen, die Übergriffe gegen Zeugen Jehovas im Detail auführt. Der Text wurde im Dezember auch in einigen Exemplaren in Krefeld verbreitet. Er kam per Post aus Moers, wie die Polizei später ermittelte. Den sich auf freiem Fuß befindenden Mitgliedern der Krefelder Gruppe konnte man diesmal nichts nachweisen.

Eine Protestaktion und ihre Folgen

Die Krefelder Gemeinschaft wurde im Juni 1937 erneut öffentlich aktiv. Heimlich wurde Material aus einer Druckerei in Lemgo über Moers nach Krefeld gefahren. Örtliche Verteilstelle war der Kleingarten des inzwischen aus der Haft entlassenen Karl Wolf in der Nähe der Herberzstraße. Bei diesem Material handelte es sich um einen offenen Brief, in dem gegen die Diskriminierung der Zeugen Jehovas im Deutschen Reich protestierte wurde²¹. Schlag 12 Uhr an einem Sonntag setzte in der Krefelder Innenstadt eine koordinierte Verteilaktion ein. Die Flug-

blätter wurden in geschlossenen Briefumschlägen in Hausbriefkästen gesteckt. Hubert Holtmann war unter anderen die Prinz-Ferdinand-Straße zugeteilt worden. Er wurde jedoch von einem NSDAP-Mitglied beobachtet, das ihn mit der Hilfe eines SA-Mannes und mehrerer Hitlerjungen festhielt. Die Polizei wurde verständigt. Sie nahm Holtmann mit zur nächsten Wache. Dort wurden seine Personalien festgestellt und die politische Polizei benachrichtigt. Der diensthabende Beamte Adolf Riekman²² veranlaßte schließlich die Überstellung in das Krefelder Polizeigefängnis.

Durch die Denunziation hatte die Polizei den neuen „Ältesten“ der Zeugen Jehovas und Verantwortlichen für die Verteilaktion in Krefeld zu fassen bekommen. Der Fabrikarbeiter Hubert Holtmann war mit seinen 55 Jahren wesentlich älter als sein Vorgänger Friedrich Kamphausen. Das Ehepaar Margarethe und Hubert Holtmann hatte sechs Kinder, von denen die jüngeren noch im gemeinsamen Haushalt lebten.

Im Verlauf eines viertägigen Verhörs gelang es den Kriminalbeamten Otto Dühr und Johann van de Rydt²³, die Namen weiterer Beteiligter zu ermitteln. In der Erfolgsmeldung der Krefelder Abteilung an die Gestapo in Düsseldorf liest sich das wie folgt: „Seine [Holtmanns] Vernehmung gestaltete sich äußerst schwierig. Die Verteilung der Flug-schriften konnte er nicht bestreiten, da er auf frischer Tat ertappt wurde. Er wollte jedoch nicht wissen, von welcher Person er die Flugblätter erhalten hatte. Erst am 26.6.1937 bequeme er sich zu einem Geständnis“²⁴. In der Folge wurden Verdächtige aus Krefeld, Moers, Rheinberg, Homberg, Repelen und Kamp-Lintfort festgenommen. Auch sie versuchten, möglichst alles abzustreiten. Die Polizisten verwickelten die Angeschuldigten in Widersprüche und konfrontierten sie mit den (angeblichen) Aussagen der anderen. Nach einer Gegenüberstellung von Hubert Holtmann und Karl Wolf brachen sie einmal eine Vernehmung ab, weil Karl Wolf behauptete, er wäre an dem fraglichen Sonntag nur auf der Suche nach einer guten Stelle für Kaninchenfutter unterwegs gewesen. Dühr und van de Rydt werteten dies als „allzu große Verlogenheit“²⁵. Trotzdem trugen sie nach und nach genug Informationen für eine Anklage zusammen.

Am 26. August 1937 fand vor dem Sondergericht in Düsseldorf unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Dr. Francke ein Prozeß gegen 25 Zeugen Jehovas statt, über den auch die vorgesetzte Behörde unterrichtet wurde²⁶. Geurteilt wurde, wie sich schon aus dem Text der preußischen Verbotsanordnung ergab, nach der Reichstagsbrandverordnung. Die Gefängnisstrafen wurden härter, da die meisten nun als Wiederholungstäter angesehen wurden; „unverbesserliche und fanatische Anhänger und För-

derer der illegalen I.B.V.“²⁷). Die Haftdauer sollte daher zwischen drei Monaten und zwei Jahren liegen. Verurteilt wurden Barbara Ebbertz, Hubert Holtmann, Karl und Maria Henning, Erna Höfer, Johann Rütten, Wilhelm Rütten sowie Karl Wolf²⁸.

Das Gericht blieb damit aber immer noch deutlich unter dem Strafmaß, das beispielsweise die Krefelder KPD-Anhänger schon 1935 traf²⁹. Es war wohl auch den Richtern klar, daß die Zeugen Jehovas mit dem kommunistischen Widerstand nichts zu tun hatten, obwohl sie – wegen der vorgeblichen Rechtsgrundlage – auf die angebliche Verbindung verweisen mußten: „Bei der Strafzumessung ist zu berücksichtigen, daß die IBV eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den nationalsozialistischen Staat darstellt. Die Bibelforscher bilden eine internationale Bewegung mit einer bis zur Verweigerung des Wehrdienstes führenden radikalen pazifistischen Einstellung. Zudem sympathisieren sie stark mit kommunistischen Ideen. Die IBV bildete daher auch in vielen Fällen ein Sammelbecken für anti-nationalsozialistisch gesinnte, insbesondere auch kommunistische Elemente. Wegen ihrer staatsfeindlichen Tendenz wird die IBV auch stark von ausländischen Gegnern des Nationalsozialismus unterstützt“³⁰. In der parteiamtlichen „Rheinische(n) Landeszeitung“ stand dann nur, daß die Methoden der Verteilung illegaler Schriften „typisch kommunistisch“ gewesen seien³¹.

Trotz aller Repression hörten die Krefelder Zeugen Jehovas nicht auf, sich donnerstags abends zu treffen. Dies war das Ermittlungsergebnis der Krefelder Gestapo im Herbst 1938. Ausgelöst wurden die neuen Erkundungen wegen einer Klage, die Paul Blum vor dem Amtsgericht eingereicht hatte. Ein Nachbar hatte Blum, der wegen der Amputation seines linken Beines zu 60 % kriegsversehrt war, im Mai 1938 im Hausflur in eine Ecke gestoßen, ihn am Hals gewürgt und ihn mit den Worten „gemeingefährlicher Staatsverbrecher“ beschimpft. Die Staatsanwaltschaft hatte die Privatklage als „Politische Sache“ abgestempelt und Polizei beziehungsweise Gestapo zu weiteren Nachforschungen angeregt. Beim Befragen der Nachbarschaft kam heraus, daß in der Wohnung von Johanna Schaaf und Paul Blum donnerstags und manchmal auch samstags Gäste erschienen waren, die immer einzeln eintrafen und die man auch einzeln wieder vor die Tür gebracht hatte. Man hatte Stimmen gehört, Gesang, der mit Klavier begleitet wurde, und einmal war angeblich auch das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ zu identifizieren gewesen. Nachzuweisen war allerdings nichts davon. Verärgert notierte der ermittelnde Gestapo-Beamte, daß durch das „unsachgemäße Verhalten“ des prügeln den Nachbarn, „zur Zeit eine Überführung des Blum und der Anderen nicht möglich“ war³².

Krefelder im Konzentrationslager

Gefährlicher als die Haft im regulären Strafvollzug wurde derweil für die Krefelder Häftlinge ein seit dem April 1937 geltender Erlaß, nach dem Bibelforscher nach der Verbüßung einer Haftstrafe nicht einfach entlassen werden sollten. Die Strafanstalten hatten die Gestapo von einer bevorstehenden Entlassung zu unterrichten. In der Regel wurden die Zeugen Jehovas sofort wieder in Schutzhaft genommen und erneut von der Polizei vernommen. Diese Situation schildert Elise Rütten in einem Brief an das Sondergericht Düsseldorf: „Mein Mann Johann Rütten hat in der Zeit vom 25.6.37 bis zum 25.10.37 eine Strafe in Sachen verbotene Bibelforscher verbüßt. Nachdem er 10 Tage zu Hause war wurde mein Mann von der Stadtpolizei [sic] Krefeld am 5. November wieder in Haft genommen [...]. Da mein Mann schon bereits vier Wochen in der Krefelder Kaserne in Haft ist und ich allein stehend bin möchte ich das Sondergericht in Düsseldorf bitten meinen Mann Johann Rütten frei zu lassen“³³). Johann Rütten wurde, nachdem er eine Erklärung gegen die Bibelforscher unterschrieben hatte, tatsächlich entlassen. Weigerten sich die Schutzhäftlinge oder erschien die Distanzierung der Gestapo nicht glaubwürdig, schickte man sie in ein Konzentrationslager. Im September, Oktober und November 1938 wurden Karl Henning, Karl Wolf und Wilhelm Rütten nach Buchenwald eingewiesen. Im Februar 1939 kam Hubert Holtmann in das Konzentrationslager Sachsenhausen.

Auch dem Jüngsten – Karl Henning hatte im April 1938 seinen neunundzwanzigsten Geburtstag feiern können – gab die Gestapo Krefeld ein Begleitschreiben mit. Es wies die Kommandantur des Konzentrationslagers Buchenwald darauf hin, daß für ihn als Zeugen Jehovas eine längere Unterbringung im Lager als eine Notwendigkeit erscheine, die vielleicht geeignet sei, ihn von seinen „staatsfeindlichen Ideen zu heilen“³⁴). Unglücklicherweise hatte die als KZ-Wache dienende SS gerade zu diesem Zeitpunkt sich ganz besonders der Zeugen Jehovas angenommen. Sämtliche Neuankömmlinge dieser Häftlingsgruppe teilte sie grundsätzlich der Strafkompagnie zu. Die Arbeit der Strafkompagnie bestand aus völlig nutzlosem Lasten- und Steine-Schleppen – zehn bis zwölf Stunden am Tag, sieben Tage die Woche. Nachdem sich die Buchenwalder Bibelforscher Anfang September kollektiv geweigert hatten, ihrem Glauben abzuschwören, setzten zusätzliche Repressalien und Mißhandlungen ein³⁵).

Karl Henning hatte von dem Gefängnisarzt der Haftanstalt Wuppertal-Elberfeld ein Attest bekommen, daß er wegen eines Herzklappenfehlers zu schwerer körperlicher Arbeit nicht in der Lage sei; trotzdem hielt er den jungen Mann für „haft- und lagerfähig“. Statt seiner „Heilung“ von den staatsfeindli-

chen Ansichten meldete der Lagerkommandant Karl Koch am 27. Dezember 1938 den Tod Karl Hennings, nur sieben Wochen nach seiner Ankunft im KZ Buchenwald. Die offizielle Todesursache lautete „Lungenoedem“. Der Beamte Theodor Schommer³⁶) überbrachte der Mutter noch am gleichen Tag die Todesnachricht. Sie verzichtete auf die Zerstreuung der Asche ihres Sohnes.

Zivilschutz und Kindesentzug

In Krefeld hatte sich für die Zeugen Jehovas inzwischen eine weitere Gefahr aufgebaut: Zu den kriegsvorbereitenden Maßnahmen des NS-Regimes gehörte die Schulung der Zivilbevölkerung im Luftschutz. Als radikale Kriegsgegner weigerten sich einige Zeugen Jehovas, auch an derartigen Kursen teilzunehmen. Als dies in Krefeld zum ersten Mal geschah, wußten die Behörden damit zunächst nichts anzufangen. Die Revierpolizisten in Krefeld-Linn neigten eher dazu, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Die Gestapo jedoch interpretierte die Weigerung, am Kurs teilzunehmen, als Angriff auf die Staatsgewalt. Die Folgen waren für die Schwestern Auguste Wolf und Johanna (Henny) Windolph sowie ihre Familien katastrophal. Zur gleichen Zeit fiel nämlich auf,

daß die Kinder der beiden Familien nicht in die Hitlerjugend eintraten, wie es seit 1939 Pflicht für die über 10jährigen war. Daraufhin beantragte das Krefelder Jugendamt, den Eltern Wolf und Windolph das Sorgerecht für ihre Kinder zu entziehen, da sie diese im staatsfeindlichen Sinne erzögen.

Das Vormundschaftsgericht beim Amtsgericht Krefeld folgte der Argumentation. Im Januar 1939 sah es das geistige Wohl der Kinder Wolf gefährdet. Karl Wolf konnte sich und seine Familie nicht einmal verteidigen, weil er sich zu diesem Zeitpunkt noch immer im Konzentrationslager Buchenwald befand. Sein 16jähriger Sohn durfte immerhin in Krefeld in der Obhut von Verwandten bleiben. Die 15jährige Tochter wurde hingegen in ein „Kameradschaftsheim für Mädels“ nach Düsseldorf verschleppt. Sie erinnert sich noch heute an ihre schlimmen Erlebnisse³⁷). Die Heimleiterin wäre zunächst recht freundlich gewesen, als sich Maria Wolf aber nicht im Sinne nationalsozialistischer Vorstellungen beeinflussen ließ, änderte sich dies sehr schnell. Nachdem sie nicht mehr unter dem Schutz der Heimleitung stand, wurde Maria Wolf von den anderen Mädchen schikaniert, zum Teil sogar mißhandelt. Diese anderen Mädchen wären zumeist aus sozial sehr schwierigen Verhältnissen gekommen, eine



Abb. 3.
Lagerausweis
von
Auguste Wolf

Mischung aus mißhandelten und mißbrauchten Opfern und jugendlichen Herumtreiberinnen.

Wiederholt versuchte Auguste Wolf die Tochter aus dem Heim zu holen. Sie schickte Briefe über Briefe, bemühte sich, die Heimleiterin zu überzeugen. Mindestens einmal suchte sie das Heim auf. Sie durfte ihre Tochter aber nicht sprechen. Auguste Wolf wurde nun der Vorwurf gemacht, weiter für die Zeugen Jehovas zu agitieren, weil sie ihren Kindern „verbotene Hetzschriften“ zugesteckt hatte. Im Juni 1939 nahm die Gestapo sie fest; im August wurde ihr vor dem Sondergericht in Düsseldorf der Prozeß gemacht. Der Staatsanwalt forderte für die bisher nicht vorbestrafte Frau zehn Monate Gefängnis. Das Sondergericht addierte fünf Monate wegen der Tätigkeit für die „IBV“ und zwei Wochen wegen Verstoßes gegen das Luftschutzgesetz³⁸. Nach der Verbüßung der Haftstrafe kam sie in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück³⁹. Mit einer Rückkehr eines Mitgliedes der Familie Wolf nach Krefeld wurde offensichtlich nicht gerechnet, da bereits im August 1939 die Familienwohnung aufgelöst wurde.

Ähnlich erging es ihrer Schwester Johanna. Auch Johanna und Alex Windolph weigerten sich, ihren Sohn Günter zur Hitlerjugend zu schicken. Das war für das Krefelder Jugendamt Grund genug, sie bei der Gestapo zu melden und ihnen über das Vormundschaftsgericht das Sorgerecht für den 15-jährigen entziehen zu lassen. Günter Windolph wurde im November 1939 in ein „Erziehungsheim der Partei“ nach Wuppertal eingewiesen. Seine Lehrstelle bei der Krefelder Firma Prinzenberg verlor er. In dem Wuppertaler Heim mußte er zunächst in der Landwirtschaft körperlich sehr schwer arbeiten. Nach seiner Erinnerung wurde bei den gemeinsamen Mahlzeiten folgendes „Tischgebet“ gesprochen: „Komm Herr Jesus und sei unser Gast und segne, was Du uns beschere hast. Doch willst du selber fressen, so bleibe ferne, wir fressen unseren Fraß selbst gerne. Drum fresse ein jeder, was er kann ... ran.“ Nach dem Abendessen fanden regelmäßig politische Schulungen statt. Erst als Günter Windolph eine kaufmännische Lehre beginnen konnte, verbesserte sich seine Situation.

Im August war Johanna Windolph von der Gestapo verhaftet worden. Der neue Dienststellenleiter Ludwig Jung⁴⁰ legte fest, daß sie als überzeugte Bibelforscherin dem Gericht vorzuführen sei. Der Oberstaatsanwalt beim Sondergericht Düsseldorf gelangte jedoch zu der Auffassung, ihr Vergehen gegen das Luftschutzgesetz sei nur als geringfügig anzusehen. Die Mitteilung der Krefelder Gestapo über die Aufhebung des Haftbefehls kommentierte der Düsseldorfer Vorgesetzte Walter Albath mit „Wahnsinn“ und veranlaßte Schutzhaft, „sofort!“⁴¹. Der stellvertretende

Krefelder Amtsarzt Dr. Friedrich Schmetz, der routinemäßig die Haft- und Lagerfähigkeit begutachten mußte, empfahl, die Frau zur Beobachtung ihres Geisteszustandes in eine geschlossene Anstalt einzuweisen⁴². Sie wurde in die Heil- und Pflegeanstalt nach Süchteln gebracht. Nach Aussage ihres Sohnes wurden bei ihr gegen ihren Willen medizinische Experimente durchgeführt („Nacktenpunktierungen“).

In der Zwischenzeit wurde das Verfahren wegen Verstoßes gegen das Luftschutzgesetz von der Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Düsseldorf wegen einer Amnestie zu Kriegsbeginn endgültig eingestellt. Doch die Gestapo ließ nicht locker. Im November/Dezember fand eine „Sonderaktion“ statt, bei der einige Zeugen Jehovas verhaftet wurden⁴³.

Nach der Entlassung aus der Heil- und Pflegeanstalt wurde Johanna Windolph in Schutzhaft genommen und in das Krefelder Polizeigefängnis gebracht. Gestapo-Sachbearbeiter Herbert Braun⁴⁴ verhörte sie ein weiteres Mal. Johanna Windolph erklärte, daß sie nun bereit wäre, an einem Luftschutzlehrgang teilzunehmen und die Verbindung zu den Bibelforschern abzubauen. Überaus ehrlich zog sie aber eine Grenze, als von ihr auch eine „innerliche“ Distanzierung verlangt wurde. Sie gab zu Protokoll: „Ich kann mir meinen Glauben nicht aus dem Herzen reißen. [...] Ich bin auf die Folgen meiner Festhaltung an meiner inneren Glaubensüberzeugung aufmerksam gemacht worden und weil ich kein Heuchler werden kann, bleibe ich dieser treu“⁴⁵. Nach dieser Erklärung hielt Herbert Braun „eine Überführung in ein Konzentrationslager [für] unbedingt erforderlich“. So wurde auch Johanna Windolph am 12. April 1940 Gefangene im Konzentrationslager Ravensbrück.

Flucht aus dem Arbeitsdienst

Etwa zur gleichen Zeit, im Mai 1940, entfernte sich Johann Henning, der jüngere Bruder des ermordeten Karl Henning, unerlaubt aus dem Reichsarbeitsdienst. Er sollte zur Teilnahme an Schießübungen gezwungen werden. Die Gestapo nahm an, daß der junge Mann den Versuch unternehmen würde, sich in eine vertraute Umgebung zu retten. Die Bespitzelung seiner Mutter wurde intensiviert. Schon vorher hatte es Vertrauenspersonen der Polizei gegeben, die im Hausflur der Hennings am Fischeler Oberbruch die Ohren spitzten. Sie versuchten, durch Schlüssellocher zu spähen, und wußten, wer wann zu Besuch kam. Die Dreistigkeit der Beobachtung war kaum zu überbieten. Der Spitzel beschwerte sich, daß Maria Henning ihm mit einem Lappen über dem Schlüsselloch den freien Blick in die Wohnung verwehrte⁴⁶. Nun versuchte die Gestapo, eine ehemalige Zeugin Jehovas als

Lockvogel einzuschleusen. Dies gelang jedoch nicht, weil Maria Henning zu vorsichtig war.

Gestapo-Mitarbeiter Herbert Braun nahm an, daß Maria Henning das Manöver bemerkt hatte, und ließ sie verhaften. Auch ihre Krefelder Freunde Barbara Ebbertz und Alex Windolph nahm er fest. Gegen Windolph lag inzwischen eine Anzeige eines Parteigenossen aus Fischeln vor. Auf die Bitte um eine Spende muß Windolph die Nerven verloren haben. Er fuhr den Sammler an: „Für eine Bewegung, die ihm die Familie verrückt [sic] hätte, solle er auch noch spenden? Seine Frau hätte man ins Konzentrationslager gesteckt (Bibelforscher) und seinen Sohn hätte man ihm fortgenommen unter dem Vorwand, er wäre geistig gefährdet. Dieser würde nun in einer nationalsozialistischen Erziehungsanstalt unter Verbrechen erzogen und er, als noch ein guter Junge würde hier zum Verbrecher gemacht.“

Weiter sagte er noch, daß er es ja nicht verhindern könne, daß man ihm auf seiner Arbeitsstätte vom Lohn Gelde abhalten würde, aber freiwillig würde er nichts geben.

Zum Schluß sagte der Vg. [Volksgenosse] noch, ich solle meine Auftraggeber hiervon in Kenntnis setzen und wenn man wolle, so solle man ihn ruhig holen, er habe nichts mehr zu verlieren“⁴⁷.

Die Tochter von Barbara Ebbertz erinnert sich, daß Herbert Braun sie und ihre Schwester kurz nach der Verhaftung ihrer Mutter zu sich nach Hause zum Essen einlud. Er kannte die Familie persönlich, weil er im selben Schwimmverein war wie die Tochter. Es entstand der Eindruck, daß er sich bei den Kindern seines Opfers entschuldigen wollte, ohne es auszusprechen⁴⁸.

Auf der Suche nach Johann Henning traf die Gestapo in Moers durch einen Zufall eine Gruppenzusammenkunft an; Johann Henning ging ihr kurze Zeit später ins Netz. So gab es zwei weitere Prozesse. Eine Verhandlung gegen zehn der Moerser und Krefelder fand vor dem Sondergericht in Düsseldorf am 11. Dezember 1940 statt. Das Gericht konnte ihnen nicht viel mehr vorwerfen, als daß sie sich trotz Verbot getroffen hatten. Bei Maria Henning wurde zusätzlich beanstandet, daß „sie an Glaubensgeschwister mit Bibelsprüchen stark durchsetzte Schreiben richtete, in welchen sie den Anhängern der I.B.V. Trost zusprach und sie in ihrem Glauben an Jehova bestärkte“⁴⁹. Die Konsequenzen waren hart, da sich die Beschuldigten vor Gericht als „unbelehrbar“ erwiesen⁵⁰. Das Sondergericht unter dem Vorsitz von Landgerichtsdirektor Dr. Markmann gelangte zu der Auffassung, daß „empfindliche Freiheitsstrafen am Platz“ wären. Alex Windolph bekam zwei Jahre, Maria Henning ein Jahr und sechs Monate, Barbara Ebbertz neun Monate Haft.

Der Prozeß gegen Johann Henning und seine Helfer folgte am 13. Juni 1941 vor dem Landgericht in Duisburg. Nach jetzigem Kenntnisstand sind der Gestapo nach 1940 in Krefeld keine Zeugen Jehovas mehr gemeldet worden.

Momentaufnahme 1942

Zu Beginn des Jahres 1942 befanden sich Wilhelm Rütten und Karl Wolf noch immer im KZ Buchenwald. Auguste Wolf und Johanna Windolph waren beide im KZ Ravensbrück. Alex Windolph saß im Gefängnis und wurde nach seiner Entlassung in Schutzhaft genommen. Erst im November 1942 wurde er „probeweise“ entlassen. Dabei spielte es eine Rolle, daß seine Qualifikation als Schlosser kriegsbedingt sehr gesucht war. Günter Windolph hatte man soweit gebracht, daß er sich mit achtzehn Jahren freiwillig zur Marine meldete, um nicht an die Ostfront geschickt zu werden. Maria Henning und Johann Henning, Mutter und Sohn, verbüßten Haftstrafen, die durch Gerichtsurteile angeordnet waren.

Das weitere Schicksal Johann Hennings und seiner Mutter ist besonders traurig: Nach dem Ende seiner Haftstrafe mußte Johann Henning wieder zum Reichsarbeitsdienst, wurde anscheinend zum Kriegseinsatz gezwungen und starb im September 1942 in „Kirischl auf dem östl. Kriegsschauplatz“⁵¹⁾.

Vom Tod ihres zweiten Sohnes erfuhr Maria Henning im Gefängnis in Bonn. Dort wurde sie nach der Verbüßung der Haftstrafe in Schutzhaft festgehalten, weil sie nach ärztlichem Gutachten aus gesundheitlichen Gründen nicht in ein Konzentrationslager eingewiesen werden konnte.

Wie auch den anderen inhaftierten Zeuginnen und Zeugen Jehovas wurde Maria Henning regelmäßig eine Erklärung vorgelegt, nach deren Unterschrift sie angeblich sofort hätte freikommen können. An sich war die Forderung nach der Unterschrift unter ein solches Dokument nicht ungewöhnlich und wurde auch von anderen weltanschaulich-politischen Gegnern bei ihrer Entlassung aus dem Konzentrationslager verlangt. Bei den Zeugen Jehovas sollte es allerdings so sein, daß sie mit der Erklärung, ihr Glaube sei eine Irrlehre und sie hielten sich in Zukunft von den Bibelforschern fern, sich praktisch selbst aus dem Lager entlassen konnten – wenn die SS dieses Bekenntnis für echt hielt. In der Regel wurde nach der Leistung der Unterschrift tatsächlich freigelassen.

In den Akten von Maria Henning ist aus dem Jahre 1941 eine ihrer Entgegnungen auf die Forderung nach einem solchen Abschwur überliefert: „Trotz meiner langen Haftzeit glaube ich nach wie vor an die Bibel und an deren Lehren. Z. B. kann ich nie den Deutschen Gruß erwidern, da ich von keinem Menschen Heil erwarten kann. Die mir vor-

gelegte Erklärung für Bibelforscher kann ich auf keinen Fall unterschreiben. Ich bin jetzt vollständig allein stehend und habe niemand zu versorgen“⁵²⁾.

Zweifelhafte Privilegien im Konzentrationslager

Im Laufe der Jahre hatte in den Konzentrationslagern eine Veränderung in der Behandlung der Zeugen Jehovas stattgefunden. Insbesondere vor dem Krieg hatten sich die SS-Wachmannschaften gelegentlich darauf versteift, den Zeugen Jehovas Dinge abzuverlangen, von denen sie genau wußten, daß sie ihnen unmöglich waren. Es sollte ihr Wille gebrochen werden. Mißhandlungen und Folter folgten auf die Verweigerung. Mit der Internationalisierung des Lagersystems bekamen die „reichsdeutschen“ Häftlinge eine vergleichsweise bessere Position. Die SS benutzte sie für Aufgaben in der Lagerverwaltung; insbesondere die Frauen durften auch außerhalb des Lagergeländes arbeiten. Margarete Buber-Neumann, als Häftling von 1940 bis 1942 Blockälteste des Blocks 3 im Konzentrationslager Ravensbrück bei den Zeuginnen Jehovas, zählte ihre Arbeitsbereiche auf: „Sie säuberten die Häuser der hohen SS-Beamten, der Aufseherinnen, der Kommandantur, sie pflegten die Kinder der SS in deren Heim, sie waren Dienstmädchen beim Kommandanten, dem Schutzhaftlager-

	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
Paul Blum										
Barbara Ebbertz										
Johann Henning										am 5. September 1942 in „Kirischl östl. Kriegsschauplatz gefallen“
Karl Henning										am 27. Dezember 1938 im Konzentrationslager Buchenwald ums Leben gebracht
Maria Henning										
Erna Höfer										
Hubert Holtmann										
F. Kamphausen										
Th. Muses										
Johann Rütten										
Wilhelm Rütten										
Johanna Schaaf										
Alex Windolph										
Johanna Windolph										
Auguste Wolf										
Karl Wolf										

grau = Schutzhaft und Haft nach Gerichtsverfahren, schwarz = Konzentrationslager

Abb. 4. Übersicht über die Dauer von Haft- und Konzentrationslager-Zeiten der Krefelder Zeugen Jehovas (in Vierteljahresabschnitten)

führer und der übrigen Lagerbrigade, sie schufteten in der SS-Gärtnerei „Kellerbruch“, sie betreuten die Bluthunde der SS, die Schweine, Hühner und Angorakaninchen. [...] Es ging soweit, daß ihnen besondere Passierscheine ausgestellt wurden, mit denen sie ohne Bewachung durchs Lagertor zur Arbeit ein und aus gingen⁵³⁾. Auch die Krefelderin Auguste Wolf hatte einen solchen Ausweis⁵⁴⁾.

Im Juni 1944 bekam Auguste Wolf von der SS einen Fahrschein nach Salzburg. Sie sollte nun auf dem Hof des SS-Obersturmbannführers Alois Rehl in Fridolfing Zwangsarbeit leisten⁵⁵⁾. Daß Alois Rehl mehrere Zeugen Jehovas beschäftigte – außer Auguste Wolf auch die aus Moers stammende Katharina Thoenes⁵⁶⁾, lag in den besonderen Beziehungen des Alois Rehl zum Reichsführer SS Heinrich Himmler. Als Student hatte Himmler bei Rehl sein landwirtschaftliches Praktikum gemacht. Die Ehefrau Anna Rehl war außerdem entfernt mit der Familie Himmler verwandt. Diese Beziehungen konnten während des Krieges genutzt werden, als vor Ort die Arbeitskräfte knapp wurden – die Söhne Rehls waren beide Soldaten.

In einem ähnlich gelagerten Fall hatte Heinrich Himmler einem Hofbesitzer in Oberbayern schon 1943 mit der Zuweisung eines Bibelforschers geholfen. Damals schrieb er: „Da ich Verständnis für Ihre mißliche Lage habe, in der Sie sich befinden, beabsichtige ich, Ihnen einen Schutzhaftgefangenen ab-

zustellen und zwar einen Bibelforscher, einen Angehörigen einer verrückten Sekte, der glaubt, Jehova habe ihm verboten, den Eid auf den Führer zu leisten und für das Vaterland zu kämpfen. Die Bibelforscher sind Leute, die selbst der Ansicht sind, Jehova habe Ihnen auferlegt, sie müßten 15 Jahre und mehr im Gefängnis sein und sonstige Schwierigkeiten auf sich nehmen. Insgesamt sind es aber Menschen, die sehr brav arbeiten, die aber auf dem einen Gebiet, wie man bei uns in Bayern sagt, „spinnen“. Um Ihnen irgendwie behilflich zu sein, möchte ich Ihnen einen derartigen Bibelforscher aus einem Lager abstellen“⁵⁷⁾.

Über das Verhalten von Alois Rehl gegenüber seinen Zwangsarbeitern ist nichts Nachteiliges bekannt. Im Sommer 1944 ließ er sogar zu, daß sich Auguste Wolf mit ihrer Tochter Maria, ihrem Schwiegersohn Daniel Prangs und ihrem Schwager Alex Windolph an zwei Abenden in einer Gastwirtschaft in Fridolfing treffen konnte⁵⁸⁾. Auguste Wolf überlebte Haft und Zwangsarbeit und kehrte nach dem Krieg nach Krefeld zurück.

Die Zeugen Jehovas – auch in Krefeld eine der am hartnäckigsten verfolgten Gruppen der Opposition aus weltanschaulichen Gründen

Die Verfolgung aus rassistischen Gründen („Erbkranke“, „Jenische“, Juden, Roma,

Schwerkranke, Sinti, Lalleri) zielte darauf ab, die „arische Volksgemeinschaft“ von unerwünschten Elementen freizuhalten. Während des Krieges ging der nationalsozialistische Staat dazu über, die betroffenen Männer, Frauen und Kinder nicht nur aus Deutschland zu verdrängen, sondern sie zu ermorden. Ein Jude blieb für die Nationalsozialisten ein Jude, egal ob er sich zum Judentum oder zum Katholizismus bekannte. Dagegen ging es bei der Verfolgung aus weltanschaulichen Gründen um die Auflösung der Gruppen, nicht um die Vernichtung der Individuen. Sozialisten, Kommunisten und auch die Zeugen Jehovas konnten ihrem Glauben abschwören und – im Sinne der Erziehungsdiktatur – durch ausfallsprechbare Mitglieder der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft werden. Dies ist ein wesentlicher Unterschied, den es festzuhalten gilt.

Auch wenn man außerdem mit Erleichterung feststellt, daß es aus dem kleinen Kreis der Krefelder Zeugen Jehovas nur ein Todesopfer gegeben hat – Karl Henning –, so bleibt die Bilanz der Verfolgung trotzdem bemerkenswert. Siebzehn der Gestapo bekannte erwachsene Zeugen Jehovas in Krefeld sind in der Zeit von 1935 bis 1945 mindestens einmal verhaftet worden. Fünfzehn von ihnen wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt. Johanna Windolph kam ohne Beteiligung der Justiz direkt in das Konzentrationslager Ravensbrück. Zwei weitere Frauen und vier Männer kamen nach der Verbüßung von Haftstrafen in längere Schutzhaft, in Gefängnisse oder Konzentrationslager. Wilhelm Rütten und Karl Wolf waren seit dem Sommer 1937 eingesperrt und wurden erst nach acht Jahren – mit der Niederlage Hitler-Deutschlands – befreit. Maria Henning und Auguste Wolf verbrachten fast die gesamte Kriegszeit in Haft.

Ein bedrückendes Nebenergebnis dieser Recherchen ist die Beobachtung, daß in fast allen Fällen Anzeigen und Denunziationen die Verfolgungsmaßnahmen auslösten, die in Haftanstalten und Konzentrationslagern endeten. Parteigenossen und andere Mitbürgerinnen und Mitbürger „unterstützten“ die Polizei in einer Art und Weise, die die Beamten gelegentlich überraschte – sogar verärgerte, wenn die Amateure in ihrem Eifer polizeiliche Nachforschungen behinderten. Es sieht so aus, als ob die Jagd auf die Zeugen Jehovas in der Bevölkerung auf relativ große Zustimmung gestoßen sei.

Um sich demgegenüber noch einmal vor Augen zu halten, wie unverhältnismäßig die Verfolgung der Zeugen Jehovas nach heutigen Maßstäben war, sollte man daran denken, daß die Zeugen Jehovas nichts anderes getan hatten, als ihre Menschen- und Bürgerrechte wahrzunehmen; ihren Glauben auszuüben (Religionsfreiheit), sich zu treffen (Versammlungsfreiheit) und ihre Meinung zu sagen (Meinungsfreiheit).



Abb. 5. Maria Henning, Auguste Wolf, Johanna und Alex Windolph nach dem Zweiten Weltkrieg in Krefeld

Anmerkungen

¹⁾ Detlef Garbe, Zwischen Widerstand und Martyrium. Die Zeugen Jehovas im „Dritten Reich“, München 1994. Unter anderem zur Ergänzung der Literaturangaben siehe: „Am mutigsten waren immer wieder die Zeugen Jehovas.“ Verfolgung und Widerstand der Zeugen Jehovas im Nationalsozialismus, Hans Hesse [Hrsg.], Bremen 1998.

²⁾ Hans Hesse / Jürgen Harder, „...und wenn ich lebenslang in einem KZ bleiben müßte...“. Die Zeuginnen Jehovas in den Frauenkonzentrationslagern Moringen, Lichtenburg und Ravensbrück, Essen 2001.

³⁾ Kirsten John, „Mein Vater wird gesucht...“. Häftlinge des Konzentrationslagers in Wewelsburg (= Historische Schriften des Kreismuseums Wewelsburg 2), Essen 1996.

⁴⁾ Aurel Bilstein, Der eine fällt, die andern rücken nach. Dokumente des Widerstandes und der Verfolgung in Krefeld 1933 – 1945, Frankfurt a. M., 1973, S. 302 – 309; siehe auch: Hans Peter Hansen, Bespitzelt und verfolgt. Krefelder Lebensläufe aus den Akten der Gestapo, Krefeld 1994, S. 45 – 48.

⁵⁾ Der Wachturm, Januar 1917, ohne weitere Angaben.

⁶⁾ Die wichtigste Quelle zur Geschichte der Zeugen Jehovas in Krefeld bis 1944 ist die weitgehend erhaltene Sammlung der Akten der Gestapo(e)stelle Düsseldorf und der Außenstelle Krefeld im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, in der Folge: HSTAD, Bestand RW 58. In den Verhörprotokollen der Gestapo wurde unter anderem aufgezeichnet, wann die Betroffenen in Kontakt mit Bibelforschern kamen.

⁷⁾ HSTAD RW 58-7280, Blatt 3 und 4.

⁸⁾ In einem Artikel in der „Rheinische(n) Landeszeitung“ (RLZ) vom 25. August 1936 ist die Rede davon, daß die Gruppe vor 1933 über 150 Männer und Frauen umfaßt hätte. Diese Zahl scheint recht hoch gegriffen zu sein.

⁹⁾ Vgl. Ingrid Schupetta, Die Bilstein-Briefe 1933 – 1945, Krefeld 1992.

¹⁰⁾ Bei einer Hausdurchsuchung am 27. Juni 1933 wurden bei Friedrich Kamphausen Broschüren und Zeitschriften beschlagnahmt. HSTAD RW 58-7280, Blatt 9.

¹¹⁾ Bis zum August 1937 unterstand die politische Abteilung der Krefelder Polizei dem Polizeidezernenten der Stadt Krefeld. Sie war gemeinsam mit der Verwaltung der Ortspolizei im HansaHaus untergebracht und bestand mehrheitlich aus Polizeibeamten, die in der Weimarer Republik als Polizisten ausgebildet worden waren. In Konsequenz der organisatorischen wurde bis zum Januar 1938 auch eine räumliche Trennung vollzogen. Nach einer Übergangsregelung wurde Ludwig Jung Leiter der „Geheimen Staatspolizeistelle Düsseldorf, Staatspolizeistelle Düsseldorf, Außendienststelle Krefeld“ in der Goethestraße 106 (1942 – 1944 Uerdinger Straße 62).

¹²⁾ An dieser Stelle danke ich Kerstin Aretz und Peter Olmski, die der Autorin unveröffentlichte Zeitzeugen-Aussagen von Maria Prangs, geb. Wolf, und ihrem Vetter Günter Windolph zugänglich machten und die Forschung in jeder möglichen Weise unterstützten.

¹³⁾ Brief von Maria Prangs vom 15. Juli 1998; Privatbesitz.

¹⁴⁾ A.a.O.

¹⁵⁾ HSTAD RW 58-63576, Blatt 8.

¹⁶⁾ Schutzhaft bedeutete von der Staatspolizei angeordnete Haft ohne richterliche Verurteilung oder Gerichtsurteil. Diese Form der Haft wurde normalerweise im Konzentrationslager durchgeführt. Schutzhäftlinge waren absolut rechtlos.

¹⁷⁾ In seiner Funktion als Polizeidezernent unterschrieb Dr. Emil Hürter die amtlichen Briefe der politischen Polizei. Dr. Hürter war Mitglied der SA und seit 1933 Mitglied der NSDAP sowie Fördermitglied der SS (Bundesarchiv Berlin R 18/2058).

¹⁸⁾ HSTAD RW 58-50383, Blatt 19.

¹⁹⁾ Ausführliche Berichterstattung in der RLZ Krefeld vom 25. August 1936, „Staatsfeindliche Bibelforscher vor Gericht. Elf „Ernste Bibelforscher“ versucht, ihr gefährliches Treiben zu tarnen / Aus der Sitzung der Großen Strafkommission“. Die Namen der Angeklagten wurden in diesem Artikel noch abgekürzt.

²⁰⁾ Wahrscheinlich handelte es sich um Auguste Servos, deren Ehemann, der Krawattenfabrikant Hermann Servos, bereits 1922 gestorben war. Auguste Servos wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 5. Januar 1944 ums Leben kam.

²¹⁾ Faksimile bei Hansen, a.a.O., S. 46 f.

²²⁾ Adolf Isaak, Jg. 1901, der sich im März 1934 in Riekmann umbenennen ließ, hatte 1926 seinen Polizeidienst in Krefeld angetreten. 1938 wurde er vorübergehend stellvertretender Leiter der Gestapo-Außenstelle Krefeld.

²³⁾ Otto Dühr, Jahrgang 1902, hatte bei der Polizei in Krefeld 1926 als „Unterschwachmeister“ angefangen. Über die Polizeikarriere von Johann van de Rydt, Jahrgang 1898, können noch keine Angaben gemacht werden. 1937 arbeiteten beide in der politischen Abteilung der Krefelder Polizei.

²⁴⁾ HSTAD RW 58-13863, Blatt 132.

²⁵⁾ HSTAD Kalkum, Gerichte Rep. 114 (Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Düsseldorf) – 1070, Blatt 186.

²⁶⁾ Schon bei der Vorlage der Anklageschrift erstattete der Oberstaatsanwalt Bericht über die „Politische Sache“ beim Reichsjustizminister. HSTAD Kalkum, Gerichte Rep. 114 (Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Düsseldorf) – 1069.

²⁷⁾ HSTAD RW 58-13863, Blatt 104.

²⁸⁾ Die anderen Angeklagten (unter anderen Johann Christmann und Heinrich Trommel) stammten nicht aus Krefeld; vgl. auch RLZ Krefeld vom 27. August 1937, „Geheimnisvolle „Aktion“ der Jehovaleute. Gefängnisstrafen von drei bis 24 Monaten“. Um die Angeschuldigten an den Pranger zu stellen, wurden diesmal alle Namen in der Zeitung vollständig genannt.

²⁹⁾ Schupetta, a.a.O., S. 50.

³⁰⁾ Urteilsbegründung in der Akte Hubert Holtmann HSTAD RW 58-13863, Blatt 171 f.

³¹⁾ RLZ a.a.O.

³²⁾ Bericht von Kriminaloberassistent Alfred Effenberg an den Oberstaatsanwalt in Düsseldorf vom 12. September 1938. HSTAD Kalkum, Gerichte Rep. 114 (Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Düsseldorf) – 7376, ohne Paginierung.

³³⁾ HSTAD Kalkum, Gerichte Rep. 114 (Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Düsseldorf) – 1069, Blatt 57 f. Mit „Kaserne“ ist das Polizeigefängnis in der ehemaligen Husarenkaserne an der Girmesgath gemeint.

³⁴⁾ HSTAD RW 58-62007, Blatt 21.

³⁵⁾ Vgl. Der Buchenwald-Report, hrsg. von David A. Hackett, München 1996, S. 212 – 215.

³⁶⁾ Theodor Schommer, Jahrgang 1893, arbeitete von 1938 bis 1944 für die Gestapo-Außenstelle Krefeld.

³⁷⁾ Gespräch Maria Prangs, geb. Wolf – Ingrid Schupetta am 25. Juni 2001 (Tonbandaufnahme, nicht transkribiert).

³⁸⁾ RLZ Düsseldorf vom 18. August 1939, „...das ist nicht schlimm, Herr Richter. Die Familie zerrütet, der Mann von der Frau, die Kinder von den Eltern getrennt, alles „zu Jehovas Ehre“. Fanatische „Bibelforscherin“ erhielt fünf Monate Gefängnis.“ – Bericht unter voller Namensnennung der „42 Jahre alten Ehefrau Auguste Wolf aus Krefeld-Oppum“.

³⁹⁾ Augenzeugenberichte über die Zeuginnen Jehovas im Lager Ravensbrück erschienen bereits sehr früh, zum Beispiel in der Autobiographie von Margarete Buber-Neumann (siehe unten) im Jahre 1949. Erlebnisberichte von Zeuginnen Jehovas sind erst seit jüngster Zeit nachzulesen, etwa die Erinnerungen von Gertrud Pöttinger in: Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen-Ravensbrück, hrsg. von Claus Füllberg-Stolberg und anderen, Bremen 1994, S. 328 – 332.

⁴⁰⁾ Ludwig Jung, Jahrgang 1910, war seit 1937 Mitarbeiter der Gestapo Düsseldorf. Er gehörte seit 1930 der NSDAP, der SA und ab 1939 der SS an. Nach einem abgebrochenen Jura-Studium hatte er eine Karriere innerhalb der Polizei gemacht. Ab dem Frühjahr 1939 leitete er die Gestapo-Außendienststelle Krefeld.

⁴¹⁾ HSTAD RW 58-30316, Blatt 7. Walter Albath war von 1941 bis 1943 Leiter der Gestapo(e)stelle Düsseldorf.

⁴²⁾ HSTAD RW 58-62641, Blatt 35.

⁴³⁾ Dementsprechende Hinweise fanden sich bislang auf vier Meldekarten von Zeugen Jehovas, die der Gestapo zum Teil seit Jahren nicht mehr aufgetaucht waren. Die Meldekarten befinden sich heute im Stadtarchiv Krefeld (in der Folge: StA Krefeld).

⁴⁴⁾ Der aus Königsberg stammende Herbert Braun, Jahrgang 1900, hatte 1929 nach Krefeld geheiratet. Er wurde bei der Schutzpolizei als Wachtmeister eingestellt. Im März 1933 stellte er einen Aufnahmesantrag in die NSDAP und machte anschließend Karriere. Von 1938 bis 1944 war er in der Krefelder Gestapo-Dienststelle für die Überwachung der „weltanschaulichen Gegner“ – also auch der Zeugen Jehovas – zuständig; zuletzt war er Kriminal-Sekretär.

⁴⁵⁾ HSTAD RW 58-30316, Blatt 20 f.

⁴⁶⁾ HSTAD RW 58-12641, Blatt 40.

⁴⁷⁾ HSTAD RW 58-12641, Blatt 88.

⁴⁸⁾ Gespräch Ellen Thönes, geb. Ebbertz – Ingrid Schupetta am 22. Februar 2000 (Tonbandaufnahme, nicht transkribiert).

⁴⁹⁾ HSTAD Kalkum, Gerichte Rep. 114 (Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Düsseldorf) – 1451, Seite 5 Abschrift Anklageschrift).

⁵⁰⁾ RLZ Düsseldorf vom 13. Dezember 1940: „Männlein und Weiblein „forschten“. „Zeugen Jehovas“ vor dem Sondergericht / Hohe Gefängnisstrafen“.

⁵¹⁾ StA Krefeld, Anmerkung auf der Meldekarte Johann Hennings.

⁵²⁾ HSTAD RW 58-2045, Blatt 97.

⁵³⁾ Margarete Buber-Neumann, Als Gefangene bei Stalin und Hitler. Eine Welt im Dunkel, Berlin 1997, S. 254 f.

⁵⁴⁾ Leider konnte über die Gedenkstätte Ravensbrück nicht ermittelt werden, wo genau Auguste Wolf eingesetzt wurde.

⁵⁵⁾ Vgl. Garbe, a.a.O., S. 446. Für weiterführende Hinweise danke ich Peter Leitner, Gemeindearchivar von Friedling.

⁵⁶⁾ Katharina Thönes war seit 1935 immer wieder in Haft oder Schutzhaft genommen worden, vgl. Ursula Krause-Schmidt, Widerstand und Verfolgung von Zeuginnen Jehovas, in: Hesse, a.a.O., S. 242; eine weitere Studie soll folgen (in der Fortsetzung von Bernhard Schmidt und Fritz Burger, Tatort Moers, Moers 1994).

⁵⁷⁾ Brief 245a vom 26. Juni 1943, Heinrich Himmler an Johann Marx, Tristenau bei Fischbach/Obb; zitiert nach: Reichsführer!, Briefe an und von Himmler, hrsg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1970, S. 274, vgl. auch S. 344 f. und 381.

⁵⁸⁾ Aus einem Brief von Daniel Prangs vom 22. April 1999; Privatbesitz, nicht veröffentlicht.

Entnazifizierung und Umerziehung

von Stephanie Kickum

In der frühen Nachkriegszeit (1945/46) bestimmte die Besatzungsmacht das Bild der Stadt. Die US-amerikanischen und britischen Soldaten dominierten vor allem in den Märztagen die Straßen, jegliche noch stehende Mauer war mit Anweisungen der Militärregierung plakatiert; Ausgangszeiten waren streng festgelegt und Einquartierungsmaßnahmen des Town Majors zwangen Krefelder Bürger und Behörden zu einem unfreiwilligen Umzug. Doch nicht nur in diesen sichtbaren Bereichen prägte die Militärregierung mit ihren unterschiedlichen Spezialeinheiten das Leben der Stadt. Neben ersten, vor allem restriktiven Anweisungen standen noch vor der vollständigen Etablierung der eigenen Macht Maßnahmen zur Versorgung der Bevölkerung und zum Aufbau einer deutschen Verwaltung. Zur Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung erfolgten früh erste Schritte zum Wiederaufbau eines deutschen Polizeiwesens und der Einrichtung eines deutschen Gerichts, das neben den vorhandenen Militärregierungs-Gerichten im Oktober 1945 seine Arbeit wieder aufnahm. Fanden bereits in dieser frühen Phase der Nachkriegszeit nicht nur Schritte einer kurzfristig ausgerichteten Politik statt, so mehrten sich die langfristig ausgerichteten Maßnahmen der Besatzungsmacht seit Herbst 1945. Im folgenden sollen vor allem frühe Maßnahmen der Entnazifizierung und Umerziehung an einigen Beispielen exemplarisch aufgezeigt werden.

Bereits auf der Kriegskonferenz von Jalta im Februar 1945 verständigten sich Großbritannien, die UdSSR und die USA über Maßnahmen, die ergriffen werden sollten, um Militarismus und Nationalsozialismus in Deutschland vollständig auszurotten. Neben der Auflösung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) und ihrer Gliederungen sowie der militärischen Entmachtung Deutschlands sollte die Ausschaltung jeglicher nationalsozialistischer und militärischer Einflüsse aus dem politischen, wirtschaftlichen und aus dem kulturellen Leben dieses hohe Ziel erfüllen¹⁾. Sollte ein dauerhafter Erfolg erzielt werden, so mußte nach britischen Vorstellungen außer der Entnazifizierung eine Umerziehung des deutschen Volkes stehen. Die Entnazifizierung würde zwar eine vorübergehende, weitest-



Abb. 1. Die ersten Anordnungen der Militärregierung werden angeschlagen (März 1945).

mögliche Entfernung von Nationalsozialisten aus dem öffentlichen Leben erreichen können, für ein beständiges Ergebnis war jedoch eine Änderung des deutschen Volkscharakters nötig. Dies sollte primäres Ziel der britischen Umerziehungspolitik sein.

Maßnahmen und Probleme der Entnazifizierung

Unmittelbar nach dem Einmarsch der alliierten Truppen am 3. März 1945 bestimmte die Militärregierung per Anweisung, soweit dies noch nicht geschehen war, jegliche Hitlerporträts, -Büsten, Hakenkreuzfahnen und ähnliches zu entfernen. So durften beispielsweise die deutschen Verwaltungsstellen ungeachtet des großen Papiermangels keine Schriftstücke mit nationalsozialistischen Parteiabzeichen verwenden. Aber auch auf deutscher Seite bemühte man sich rasch um eine Auslöschung der nationalsozialistischen Vergangenheit der Stadt. Als Zeichen der Abkehr vom Regime sollten sehr schnell na-

tionalsozialistische Straßen-, Gebäude- und Parknamen abgeschafft werden. Bereits vor der endgültigen Kapitulation des Deutschen Reiches waren in Krefeld am 25. April 1945 die ersten Umbenennungen von Straßen zu verzeichnen²⁾. Zumeist wurden die ursprünglichen Bezeichnungen wieder eingeführt, und nur vereinzelt erhielten Gebäude oder Straßen neue Namen. So wurden die Adolf-Hitler-Straße in Rheinstraße, die Horst-Wessel-Straße in Sternstraße und die Schlageterallee in Friedrich-Ebert-Straße rückbenannt. Erste Anstrengungen, die ideologischen Spuren des Nationalsozialismus zu tilgen, waren also zu einem frühen Zeitpunkt ergriffen worden. Dennoch sollten diese Schritte nicht mit einer Selbstreinigung der Krefelder verwechselt werden.

Unter den Begriff der Entnazifizierung fiel auch die Auflösung von nationalsozialistischen Organisationen und die beschriebene Entfernung von nationalsozialistischen Symbolen. Im Bewußtsein und Sprachgebrauch der Zeitgenossen wurde die Bezeichnung aber bereits 1945 auf die gegen Personen



Abb. 2. Bevor die Horst-Wessel-Straße in Sternstraße umbenannt wurde, gab ihr ein US-amerikanischer Unteroffizier vorübergehend den Namen „Francis-Scott-Key-Street“ (März 1945).

gerichteten Maßnahmen reduziert. Nach Auffassung der Alliierten hatte diese Art der politischen Säuberung, so wie sie sich im Potsdamer Abkommen niederschlug, die Aufgabe, die Aktivisten des nationalsozialistischen Regimes auszuschalten und die Mitläufer beruflich zu disqualifizieren. Im folgenden soll die Entnazifizierung in diesem engeren, personellen Verständnis dargestellt werden. Es soll dabei weder der Frage nachgegangen werden, ob die Entnazifizierung in Krefeld scheiterte oder nicht, noch die Tätigkeit der späteren deutschen Ausschüsse dargestellt werden.

Erste Maßnahmen der Entnazifizierung erfolgten in Krefeld aufgrund einer fehlenden Spezialeinheit auf Anweisung des US-amerikanischen Counter Intelligence Corps. Später übernahm das britische Public Safety Office diese Aufgabe. Ob und inwiefern die Amerikaner und Briten auf der Grundlage ihres gemeinsamen Hauptquartiers der SHAEF tatsächlich die gleichen Maßnahmen in den ersten Wochen des Jahres 1945 ergriffen, ist wegen der dürftigen Quellenlage für diese Zeit nicht vollständig zu klären. Deutliche Brüche in der Praxis der Entnazifizierung sind aber für Krefeld nicht festzustellen. Probleme entstanden, weil die zuständigen Stellen der Militärregierung der deutschen Verwaltung anfänglich nur ihre Entscheidungen, nicht aber die Gründe für die Entlassungen mitteilten. Die fehlende Transparenz führte zu einer gewissen Verunsicherung der Bevölkerung und resultierte in Spekulationen über das Vorgehen der Mi-

litärregierung in Fragen der Entnazifizierung. Erst am 10. April 1945 erhielt die Verwaltung Einblick in die Richtlinien für die Entlassung von Beamten, Angestellten und Arbeitern aus dem städtischen Dienst. Demnach waren zu entlassen:

1. alle SA- und SS-Leute vom Scharführer einschließlich an aufwärts,
2. alle Politischen Leiter,
3. alle vor dem 30. Januar 1933 in die Partei eingetretenen Mitglieder,
4. alle Nationalsozialisten, „die sich besonders hervorgetan haben“³⁾.

Trotz dieser recht klaren Anweisung wurde auch in Krefeld eines sehr schnell offensichtlich: die Kluft zwischen Theorie und Praxis. Obwohl in der maßgeblichen Besatzungsdi- rektive „JCS 1067“ festgehalten wurde, daß keine Person aus „Gründen der verwaltungs- technischen Notwendigkeit, Bequemlichkeit oder Zweckdienlichkeit“⁴⁾ in öffentlichen Ämtern oder verantwortlichen Positionen verbleiben durfte, griff die Militärregierung nicht immer konsequent durch. Nachdem erste umfangreiche Säuberungen ernsthafte Störungen in der Zivilverwaltung hervorgerufen hatten, wurde nun wegen der zu erhaltenden Effizienz der deutschen Verwaltung manches Mal über die frühere Parteilugehörigkeit eines Beamten hinweggesehen. Es kam zu Aufhebungen vorher ausgesprochener Entlassungen oder zur übergangsweisen Aussetzung der Amtsenthebung, bis ein entsprechender Nachfolger gefunden worden war. So verfügte die Militärregierung zum Beispiel auf Bitten der Personalabtei-

lung am 2. Januar 1946 nicht die sofortige Entlassung des damaligen Gartendirektors. Statt dessen durfte er als Übergangslösung bis zum 15. Februar 1946 weiterbeschäftigt werden⁵⁾.

Viel Diskussion verursachte der Fall des Beigeordneten Dr. Schacht, der beispielhaft das anfängliche Hin und Her in der Entnazifizierungspraxis verdeutlicht. Dr. Schacht war bereits unter dem nationalsozialistischen Regime Beigeordneter gewesen und verließ mit den letzten Mitgliedern der Verwaltung die Stadt nach Wuppertal wenige Tage vor Einmarsch der alliierten Truppen. Noch während der Kriegsgeschehnisse kehrte er nach Krefeld zurück und meldete sich kurz nach der Ernennung von Dr. Stepkes zum Bürgermeister bei diesem zum Dienstantritt⁶⁾. Am 26. März erfolgte auf Veranlassung des CIC erstmalig seine Entlassung⁷⁾. Genaue Gründe wurden der Verwaltung nicht mitgeteilt, so daß diese nur vermutet werden konnten. Nach Beibringen von „Urkunden, aus denen hervorging, dass Herr Dr. Schacht innerlich kein Nazianhänger gewesen war“⁸⁾, wurde er von der Militärregierung wieder in sein Amt eingesetzt. Es sollen Dokumente vorgelegen haben, die aufzeigten, daß Dr. Schacht von der NSDAP und dem Oberbürgermeister als Gegner angesehen und beschuldigt wurde, der Partei zuwiderzuhandeln. Als eine erneute Entlassung drohte, verbürgte sich Dr. Stepkes für ihn und trat gegen seine Kündigung ein. Hauptsächlich berief er sich hierbei auf dessen Bedeutung für die Effektivität der Verwaltung und betonte seine Erfahrung, seine Fähigkeiten und seinen Fleiß. Nach einem längeren Hin und Her der Entscheidungen kam es zur endgültigen Entlassung Dr. Schachts durch die Militärregierung ab September 1945.

Erst nachdem die Briten sich in Krefeld etabliert hatten und die ersten chaotischen Nachkriegsverhältnisse überwunden worden waren, kam die Entnazifizierung in geordnetere Bahnen. Im Herbst 1945 wurde eine eigene Abteilung, die „Public Safety Special Branch“ (PSSB), mit der weiteren Bearbeitung der von den Deutschen auszufüllenden Fragebögen beauftragt. Als ein besonderer Zweig der Abteilung öffentliche Sicherheit (PS) wurde sie bei allen Dienststellen auf Kreis-, Regierungsbezirks- und Provinzialebene eingerichtet. Durch ihre Zuständigkeit für die politische Überprüfung der deutschen Bevölkerung beeinflusste die PSSB alle personellen Entscheidungen der Militärregierung. In den Krefelder Akten ist aber eine deutliche Trennung der beiden Abteilungen kaum erkennbar. Sie läßt sich erstmals im Zusammenhang mit dem Erlaß von Richtlinien für die Entnazifizierungsmaßnahmen nachweisen. Hierbei wurde im Februar 1946 die Vergabe der Unterlagen sowohl an das PSO als auch an die PS (Sonderabteilung) festgehalten⁹⁾.

Die in Umlauf gebrachten Fragebögen sollten zur Klärung der Schwierigkeit beitragen, wer aktiver Nationalsozialist gewesen war und demnach unter die Entnazifizierung fiel und wer nicht. Eine generelle Entnazifizierung unter britischer Verantwortlichkeit gab es jedoch nicht. Den zum Schluß 131 Fragen umfassenden Erhebungsbogen mußten nur diejenigen ausfüllen, die politisch vorbelastet waren, das heißt, die Mitglieder der NSDAP, Gestapo, SS, des SD und der SA gewesen waren, sowie die, die in Gesellschaft, Verwaltung und Wirtschaft auf eine hervorgehobene Position hinarbeiteten oder eine solche besaßen. Diese, außer von den Briten auch von den Franzosen betriebene Praxis begünstigte aktive Nationalsozialisten mit einer finanziellen Reserve, da sie nicht auf ein geregeltes Einkommen angewiesen waren und sich somit dem Entnazifizierungsverfahren, wenn nicht als Hauptschuldige interniert, entziehen konnten.

In Krefeld wurden außer den Bediensteten der Stadt mit besonderer Beachtung Personen überprüft, die die Möglichkeit der Beeinflussung der Bevölkerung besaßen. Hierzu gehörte ebenso die Überprüfung der Geistlichen wie die der Lehrer. Des weiteren kam es auch bei Großhandelsfirmen der Industrie, Landwirtschaft, Ernährung und Forstwirtschaft zu Überprüfungen¹⁰). Fiel eine Person unter die Bestimmungen der Entnazifizierung, so bedeutete dies zunächst ihre Entlassung. Es konnte aber auch zur Weiterbeschäftigung in einer weder führenden noch einflußreichen Position, zu einer Anstellung unter strenger Überwachung oder unter Vorbehalten kommen¹¹). Um unwahre Angaben der Befragten zu verhindern, brachte die Militärregierung in Krefeld die Androhung hoher Gefängnisstrafen und eine eventuelle Überprüfung der Fragebogen nach Rückkehr der ausgelagerten Personalakten in Umlauf¹²). Jedoch offenbarte sich relativ schnell, daß durch dieses Verfahren der Fragebogenerfassung die Entnazifizierung nur unbefriedigend zu bearbeiten war. So blieb eines der schwierigsten Probleme im Entscheidungsprozeß der Entnazifizierung ungelöst. Wie sollte in Grenzfällen festgestellt werden, ob jemand nicht aus Überzeugung, sondern aus Opportunismus, Angst oder Sorge um die Familie in die Partei eingetreten war, und wie sollten diejenigen beurteilt werden?

Sehr schnell nahm die Kritik der Krefelder Bevölkerung an der Entnazifizierung aus den unterschiedlichsten Gründen zu. Kritisiert wurde ihr pauschalisierender Charakter, die Leichtgläubigkeit gegenüber Verleumdungen und die fehlende Transparenz in der Urteilsprechung¹³). Einigen ging die Entnazifizierung nicht weit genug¹⁴), andere wiederum forderten ihren baldigen Abschluß, damit Wiederaufbau und Arbeitseifer nicht weiter gelähmt würden¹⁵). Die immer lauter werdenden Stimmen der Kritik sowie die Fest-

stellung der Unzulänglichkeit der Überprüfung durch Fragebögen und die inzwischen vielfach gemachte Erfahrung, ohne aktive deutsche Hilfe nicht wirkungsvoll entnazifizieren zu können, veranlaßte die Militärregierung, die Mitarbeit der Deutschen einzuleiten. Folglich entschied das Hauptquartier der britischen Militärregierung gegen Ende des Jahres 1945, künftig bei der Entnazifizierung beratende deutsche Ausschüsse hinzuzuziehen. Weiteres Ziel war es, die Entnazifizierung nicht als Racheakt der Besatzungsmacht sehen zu lassen und sich das deutsche Informationspotential für die Aufklärung zu sichern.

Mit der Instruktion Nr. 28 erließ die Militärregierung, sehr wahrscheinlich Anfang Dezember 1945, eine Anordnung, die die Bildung deutscher Entnazifizierungsausschüsse vorsah und den Deutschen erstmals ein Mitspracherecht im Entscheidungsprozeß einräumte. In dieser Instruktion heißt es in der Krefelder Übersetzung ins Deutsche: „Es wird bezweckt, die besonderen Kenntnisse, die die Deutschen selbst von den Verhältnissen unter dem Nazi-Regime haben, und irgendwelche persönliche Kenntnisse, die sie von den zu prüfenden Personen haben, sich zunutze zu machen“¹⁶). Praktische Anwendung erfuhr diese Vorschrift nur in wenigen Fällen, da sowohl im Kontrollrat als auch im britischen Hauptquartier bereits an neuen Plänen gearbeitet wurde, die zur Kontrollrats-Direktive Nr. 24 und Zonen-Exekutiv-Anweisung Nr. 3 vom 12. und 17. Januar 1946 führten.

In Krefeld wurde die Instruktion Nr. 28 erst am 8. Februar 1946 an die deutschen Stellen weitergeleitet. Zu einem Zeitpunkt also, zu dem auf höherer Ebene schon der nächste Schritt der Entnazifizierung eingeleitet war, bemühten sich die Militärregierung in Krefeld und die Zivilverwaltung um die Zusammensetzung der beratenden Ausschüsse für die Bereinigung des öffentlichen Lebens¹⁷). Während noch am 12. Februar 1946 Dr. Stepkes der Militärregierung Vorschläge zur Benennung der Ausschüsse entsprechend der Instruktion Nr. 28 unterbreitete, wird in einem Schreiben vom 23. Februar bereits ein Wandel in der Bedeutung der Entnazifizierungsausschüsse offensichtlich. Sie werden erstmals als selbständige deutsche Kommission bezeichnet. Kurze Zeit später, am 28. Februar 1946, wurde die Instruktion Nr. 28 wieder aufgehoben. Demnach gelangte sie auch in Krefeld nicht zu ihrer endgültigen Durchführung. Sie wurde statt dessen noch im selben Schreiben durch eine Anweisung der Militärregierung Krefeld an den Oberbürgermeister der Stadt ersetzt. Auch wenn der Hinweis fehlt, daß es sich um die Zonen-Exekutiv-Anweisung Nr. 3 vom 17. Januar 1946 handelte, so ist das Original, trotz einiger Veränderungen, deutlich wiederzuerkennen¹⁸). In anderen Städten und Kreisen veränderten oder kürzten die

zuständigen Kommandanten diese Anordnung meist so, daß oft nicht mehr ersichtlich ist, daß ihre Anweisungen auf die Zonen-Exekutiv-Anweisung Nr. 3 zurückgehen. Obwohl die Kommandanten in Wirklichkeit nur Übermittler der Befehle höchster britischer Stellen waren, demonstrierten manche dadurch ihr Selbstbewußtsein, den Deutschen ihre Macht und Stärke zu zeigen¹⁹). Oberst Pownall, seit Oktober 1945 britischer Kommandant in Krefeld, hingegen hielt sich zum größten Teil an die Vorgaben des britischen Hauptquartiers, machte auf der anderen Seite somit aber auch keinen eigenständigen Vorstoß in der Frage der Entnazifizierung. Mitunter entstanden auf dem Gebiet der Entnazifizierung, ebenso auch auf anderen Gebieten der Militärregierung, Probleme durch Übersetzungsfehler oder -ungenauigkeiten. So führte die unterschiedliche Übersetzung eines Formblattes der Entlassungs-Anweisung Ende 1946 zu Interpretationsschwierigkeiten und Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen Ausschüsse und mit der Militärregierung²⁰).

Die Besetzung der nach der Zonen-Exekutiv-Anweisung Nr. 3 einzurichtenden Ausschüsse, die die Betroffenen vorladen und zu den ausgefüllten Fragebogen vernehmen sollten, gestaltete sich nicht immer unproblematisch. Erneut legte die Militärregierung Wert darauf, daß die zu Ernennenden politisch einwandfrei waren. Des weiteren sollten sie über die erforderliche Erfahrung und Menschenkenntnis verfügen und natürlich genügend Zeit für ihre Arbeit im Ausschuß mitbringen²¹). Abermals sollten die Ausschüsse in ihrer Zusammensetzung ein Spiegelbild der Krefelder Gesellschaft bilden²²). In diesem Sinne wurden zum Beispiel sowohl Vertreter der Industrie- und Handelskammer (IHK), des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes und des Handwerksamtes²³) als auch Personen verschiedener politischer Orientierung und Mitglieder gesellschaftlicher Gruppen, die von den Nationalsozialisten verfolgt worden waren²⁴), in den Ausschuß berufen.

Auch nachdem die Ausschüsse ihre Arbeit aufgenommen hatten, die Militärregierung die Bildung deutscher Berufungskammern für Entnazifizierungsangelegenheiten angeordnet hatte²⁵) und die Pflicht bestand, den Entlassenen seit April 1946 eine Begründung für die gefällte Entscheidung geben zu müssen, kam es zu einer dauerhaften Kritik am Vorgehen der Besatzungsmacht. Als diese durch widersprüchliche Anweisungen noch verstärkt wurde, mußten die Briten handeln. So versuchten die Verantwortlichen beispielsweise, dem bereits angeklungenen Problem der Einstufung und der daraus resultierenden Bestrafung zu entgehen, indem sie die Verfahren nach amerikanischem Vorbild durch ein Kategoriensystem zu differenzieren versuchten, doch bewirkte diese Maßnahme eher eine weitere Verzögerung

des Prozesses, wodurch die Entnazifizierung noch mehr an Unterstützung innerhalb der Krefelder Bevölkerung verlor.

Im weiteren Verlauf erließ die britische Militärregierung, immer an den amerikanischen Maßnahmen orientiert, zahlreiche Anweisungen, die schrittweise die Bedeutung der deutschen Entnazifizierungsausschüsse anhoben. Mit der Verordnung Nr. 110 vom 1. Oktober 1947 ging die Verantwortung für die Durchführung der Entnazifizierung weitestgehend in deutsche Hände über. Formell beendet war die Entnazifizierung am 12. Februar 1952 mit dem „Gesetz zum Abschluß der Entnazifizierung im Lande Nordrhein-Westfalen“²⁶⁾.

Umerziehung

Schon im Zusammenhang mit der Entnazifizierung wurde in einer Richtlinie der Militärregierung festgehalten, daß „der Zweck aller Maßnahmen gegen die Parteimitglieder nicht sein [sollte], Rache und Vergeltung zu üben, sondern sie zu verantwortungsbewußten Staatsbürgern im demokratischen Sinne umzubilden“²⁷⁾. Demnach stellte die Entnazifizierung nur die erste, negative Seite des „re-education“-Prozesses dar, der durch positive Maßnahmen ergänzt werden sollte. Um das hochgesteckte Ziel der Umerziehung des deutschen Volkscharakters erreichen zu können, waren alle gesellschaftlichen Einrichtungen, die eine Beeinflussung der Bevölkerung wahrnehmen konnten, von Interesse. Hierzu zählten außer den Schulen und Volkshochschulen die Bereiche Film, Theater, Musik, Literatur, aber auch die Schaffung freier Verbände und Gewerkschaften, die Presse und schließlich die Einrichtungen der sogenannten „Brücken“. Im folgenden sollen einige Mittel der britischen „re-education policy“ an Beispielen aus Krefeld verdeutlicht werden.

Vorweg soll betont werden, daß auf den meisten Gebieten der klassischen Kulturpolitik die Briten den Deutschen frühzeitig freie Hand ließen²⁸⁾. Die Kinos konnten am 30. Juli 1945 geöffnet werden; das über die Stadtgrenzen hinaus bekannte Krefelder Varieté „Seidenfaden“ durfte bereits im Laufe des Sommers seine Tore wieder öffnen, und das Theater nahm im Oktober seinen Spielbetrieb wieder auf. Die Maßnahmen der Briten auf diesem Gebiet entsprachen der Politik der „indirekten Methode“ und waren überwiegend nur kontrollierender Natur. So mußten beispielsweise die Spielpläne des Theaters genehmigt werden, Militärregierungsbeamten jeder Zeit Eintritt zu Kinovorstellungen gewährt werden und einmalige Konzerte und Vorträge jeweils vom Kommandanten zugelassen werden. Tiefgreifende Einschnitte von britischer Seite, seien sie destruktiver oder konstruktiver Art, sind für die Krefelder Kulturpolitik nicht überliefert.

Wiederaufbau des Krefelder Schulwesens

Eine Betrachtung der britischen Umerziehungspolitik wäre nicht vollständig, wenn nicht zumindest kurz auf den Schwerpunkt einer jeden Erziehungspolitik, eben das Schulwesen, eingegangen würde²⁹⁾. Gerade bei diesem wichtigen Zweig der „re-education“ läßt sich das Zusammenspiel von Entnazifizierung und Umerziehung deutlich zeigen.

Nachdem die Schulen durch Anordnung der Militärregierung geschlossen worden waren, begannen erste Schritte der Entnazifizierung auf diesem Gebiet zu greifen. Es handelte sich hierbei nicht nur um die Entfernung politisch belasteter Lehrer aus ihrem Amt, sondern auch um die Entfernung nationalsozialistischer Lehr- und Lernmittel. So mußte in den Vorbereitungen für die Wiedereröffnung der Krefelder Schulen jeder Lehrer einen Fragebogen ausfüllen und an das PSO beziehungsweise die PSBB weiterleiten, während gleichzeitig nationalsozialistische Bücher und Karten aus den Schulbibliotheken auf Anweisung der Militärregierung entfernt wurden³⁰⁾. Sogar aus den Schulheften der Schüler mußten jegliche Blätter aus der NS-Zeit herausgetrennt und vernichtet werden³¹⁾.

Für den Wiederbeginn des Schulunterrichts, der in den Grundschulen am 13. August 1945 und in den weiterführenden Schulen einige Wochen später, am 1. Oktober 1945, erfolgte, wurden den Schulleitern keine neuen Curricula an die Hand gegeben. Die Briten vertrauten vielmehr auch auf diesem Gebiet ihrer Politik der „indirekten Methode“. Diesen Grundsatz hob die Botschaft des Oberbefehlshabers Montgomery an die deutsche Bevölkerung von Anfang September 1945 hervor. In dem Schreiben, das in den Schulen für jeden sichtbar aufzuhängen und von den Lehrern zu unterschreiben war, hieß es: „Ich werde Ihnen keine fremden Erziehungsgrundsätze und Lehrmethoden aufzwingen. Es soll Ihnen freistehen, zu experimentieren und neue Ideen auszuprobieren. Meine Offiziere werden Ihnen dabei helfen“³²⁾. Weiterhin betonte Montgomery, daß er eine Rückkehr zum Nationalsozialismus, zum Militarismus oder zum Angriffsgelüste in irgendeiner Form niemals dulden werde. Als entsprechende Maßnahme erließ die Militärregierung ein Verbot für bestimmte Schulfächer und Unterrichtsinhalte, worunter anfänglich vor allem der Geschichtsunterricht fiel. Ansonsten sollten sich die Deutschen selbständig um eine Reform ihres Unterrichts bemühen, wozu ihnen von der britischen Besatzungsmacht unterstützende Hilfen geboten wurden. Anstelle starrer Curricula erließ die Militärregierung Richtlinien, die in den Schulkonferenzen als Diskussionsgrundlage dienen sollten³³⁾. In bezug auf das Fach Lei-

benerziehung hielten die Engländer sogar eine Erneuerung der Inhalte für nicht notwendig, sondern forderten eine Veränderung seines „Geistes“, das heißt, eine Abwendung von den Nazi-Idealen der Zähigkeit, Aggressivität und Brutalität. In mehrtätigen Schulungskursen sollte den Lehrern dieses neue Ideal des Sportunterrichts vermittelt werden³⁴⁾.

Die britische Militärregierung unterstrich ihr Festhalten an der Methode der „indirect rule“ auch bei der Frage einer durchzuführenden Schulreform. Während sich die amerikanische Militärregierung eindeutig für die Einrichtung eines Schulsystems nach ihren Vorstellungen aussprach, gingen die Briten nicht über die Auflösung der Nazi-Eliteschulen hinaus. Ihr Grundsatz lautete, daß jeglicher Impuls zur Durchführung einer Schulreform von deutscher Seite ausgehen müsse. Demgemäß überließen die Briten die anstehende Entscheidung über die Frage, ob konfessionelle Schulen wieder eingeführt werden sollten, der deutschen Bevölkerung. Nach einer kurzen Übergangsphase sollten die Eltern der Schüler im April 1946 über die Frage der konfessionellen Schule in Krefeld abstimmen dürfen. Nachdem das Ergebnis eindeutig für ihre Wiedereinführung ausgefallen war, ordnete die Militärregierung deren umgehende Einrichtung an, obwohl dies zu weiteren räumlichen Problemen führte³⁵⁾.

Ohne daß hier weiter auf Reformen im Schulwesen eingegangen werden könnte, soll abschließend hervorgehoben werden, daß die Briten bis zum Ende ihres Besatzungsregimes an der Maxime, Schulreformen von den Deutschen entwickeln und durchzuführen zu lassen, festhielten und nicht regulierend eingriffen, obwohl die deutschen Bestrebungen zur Reform sehr verhalten blieben.

Die Presse

Die Presse ist im Zusammenhang mit den Umerziehungsmaßnahmen der britischen Militärregierung von besonderem Interesse, weil sie für die westlichen Alliierten keine pure Ergänzung, kein Beiwerk ihrer Politik, sondern durchaus einen Eckpfeiler darstellte. Nach Auffassung der Verantwortlichen sollten 1945 die Zeitungen in Deutschland als „praeceptor Germaniae“, als Erzieher einer zu schaffenden demokratischen Staatsauffassung vorangehen³⁶⁾.

Um die Jahreswende 1944/45 gab es in Deutschland noch 970 Tageszeitungen, von denen die 352 der NSDAP gehörenden oder folgenden mindestens 82 % der Auflagenhöhe besaßen; der Rest war zur Anpassung gezwungen. In Krefeld gab es zur Jahreswende 1944/45 neben der amtlichen NS-Zeitung, der „Rheinischen Landeszeitung“, nur noch die „Westdeutsche Zeitung“, die aus einem Zusammenschluß früherer Tages-

zeitungen hervorgegangen war. Hier war zunächst eine „tabula rasa“ zu schaffen, die durch das „Gesetz Nr. 191“ vom 24. November 1944 erreicht wurde. Dieses Gesetz schrieb die totale Ausschaltung aller Medien vor und untersagte jegliche Art öffentlicher Kommunikation, bis hin zu Jahrmärkten, Zirkusunternehmungen und Karnevalsfesten. Des Weiteren übten die Alliierten mit diesem Gesetz die Kontrolle über Druckschriften, Rundfunk, Nachrichtendienst, Film, Theater und Musik aus. Doch dieser Zustand des absoluten Nullpunktes – hier läßt sich der Begriff der Stunde Null durchaus anwenden – sollte indes nicht lange beibehalten werden. In einem geheimen Handbuch wurden alle Einzelheiten über die Informationskontrolle und einen Dreistufen-Plan für den Neuaufbau einer demokratischen Presse im Sinne der Umerziehung festgelegt:

- „Stilllegung aller noch arbeitsfähigen Druckereien“
- „als Übergangslösung Herausgabe offizieller Nachrichtenblätter der Besatzungsmächte, die ‚overt newspapers‘, und
- Lizenzvergabe an deutsche Zeitungsleute“³⁷⁾.



Abb. 3 und 4. „Die Brücke“; 1945



Die zweite Phase wurde schon im Juli 1945 mit der ersten Herausgabe der „Mitteilungen für den Stadtkreis Krefeld-Uerdingen“ eingeleitet und diente hauptsächlich der Information der Krefelder Bürger³⁸⁾. Im Juni 1945 gelangten die ersten Ausgaben der „Neuen Rheinischen Zeitung“ unter Kontrolle der britischen Besatzungsbehörde in Umlauf. Die Düsseldorfer Zeitung mit Krefelder Regionalteil sollte der Verbreitung demokratischer Grundprinzipien dienen und einen deutlichen Bruch zum Nationalsozialismus markieren. Dementsprechend hieß es in ihrer ersten Nummer vom 18. Juni 1945: „Direktion und Redaktion sind aus überzeugten demokratischen und Anti-Nazikreisen gewählt worden und stehen in keiner Verbindung mit der Verlagsanstalt, die vormals im Pressehaus ihre Geschäfte abwickelte“³⁹⁾. In dieser vorläufigen Einrichtung arbeiteten deutsche Journalisten unter strengster Kontrolle und Anleitung britischer Vorgesetzter.

Den eigentlichen Neubeginn einer deutschen Presse kennzeichnet die dritte Phase des Dreistufen-Planes, die Lizenzvergabe an deutsche Verleger. Bei der Verteilung von Lizenzen galt der strenge Grundsatz, keinem Alt-Verleger oder -Redakteur eine solche zu erteilen. Die sorgfältig ausgewählten und überprüften deutschen Journalisten und Verleger sollten weiterhin unter alliierter Kontrolle, also unter Zensur, deutsche Zeitungen herausgeben. Der Lizenzverteilung war aber eine innerbritische Meinungsverschiedenheit über die beste Grundlage für eine Zulassung vorausgegangen, die die der Presse zugeschriebene große Bedeutung im Umerziehungsprozeß verdeutlicht. Problempunkt war die Frage, ob nur solche Gruppen eine Genehmigung erhalten sollten, in denen verschiedene Standpunkte vertreten waren, denn keine Zeitung sollte sich ausschließlich für eine Partei einsetzen können. Oder sollte nicht besser jede Partei ihr eigenes Organ erhalten, um die Diskussion unter den Lesern zu fördern?

Der erste Versuch, eine Erlaubnis für die Herausgabe einer Krefelder Zeitung zu erlangen, verdeutlicht diesen für die Briten wichtigen Punkt der Lizenzvergabe. Bereits im Mai 1945 bemühten sich die Krefelder Rademacher, Breuning und Horster um eine Lizenz. In den von ihnen am 15. Mai unterschriebenen Richtlinien waren von britischer Seite die demokratische Einstellung wie die parteiliche und konfessionelle Unabhängigkeit der zukünftigen Zeitung festgehalten worden⁴⁰⁾. Auch noch bei einem späteren Treffen der Deutschen mit dem Chef der „Information Control No. 1“, Lt. Col. Dilke, wurde gerade der Grundsatz, daß alle Parteien in der Zeitung ein Sprachrohr finden sollten, hervorgehoben⁴¹⁾. Letztlich setzte sich aber in Krefeld, wie in den meisten Teilen der britischen Zone, die parteigebundene Presse durch. Der Grund für diese Entscheidung war sicherlich, daß die Militärregierung so die Dis-

kussionsbildung besser gefördert sah. In Krefeld kamen im Laufe des Jahres 1946, den größten ansässigen Parteien entsprechend, die folgenden Tageszeitungen in Umlauf: Am 1. März 1946 erschien die erste Ausgabe der an der KPD orientierten „Freiheit“, einen Tag später folgte die christdemokratische „Rheinische Post“. Ebenfalls im März gab das sozialdemokratisch ausgerichtete „Rhein Echo“ seine erste Ausgabe heraus, und abschließend folgte die liberale „Westdeutsche Rundschau“. Obwohl die britische Militärregierung sich für das Modell der ‚Gesinnungs‘-Zeitung entschied, durften sich die Lizenzzeitungen nur für die Parteien engagieren, nicht aber von ihnen abhängig sein. Dazu gehörte auch, daß sich keine Zeitung mehr nach außen hin als Parteizeitung deklarieren durfte. Um dennoch ihre politische Richtung zu verdeutlichen, wählten die Verleger einschlägige Untertitel. So lautete dieser bei der „Rheinischen Post“: „Zeitung für christliche Kultur und Politik“.

Auch nach der Lizenzvergabe an deutsche Redakteure und Verleger brach die Kontrolle der britischen Verantwortlichen nicht sofort ab. Ein weiterer von der Militärregierung verfolgter Grundsatz beinhaltete die strikte Trennung von Meldung und Meinung, die der deutschen Pressetradition völlig fremd war. So sollte dem Leser die selbständige Meinungsbildung ermöglicht werden und die Möglichkeit des Mißbrauchs der Presse zu Propagandazwecken reduziert werden. Die Einhaltung dieses für den Aufbau demokratischer Grundprinzipien wichtigen Grundsatzes sollte nach der Vorstellung der britischen Planer streng überwacht werden. In der Praxis erwies sich jedoch eine strenge Kontrolle zumeist als undurchführbar. Nur in Ausnahmefällen, in denen ein vorsätzlicher Verstoß vorlag, maßregelten die Briten die Herausgeber der Zeitungen. In den meisten Fällen, so auch in Krefeld, handelte es sich hierbei um kommunistische Blätter, die mit einer Verwarnung belegt wurden, ernsthafte Konsequenzen aber kaum zu befürchten hatten.

Die Brücke – „Knotenpunkt des Weltgeschehens“⁴²⁾

Außer der Stadtbibliothek entstanden 1946 weitere Institutionen, in denen der interessierte Krefelder Bürger insbesondere britische Literatur und Zeitschriften einsehen konnte. Mit der Unterstützung der örtlichen Militärregierung und des britischen Roten Kreuzes, vor allem durch Buchgeschenke, gelang dem Krefelder Verkehrsverein die Eröffnung eines Leseraums für britische Zeitschriften und Bücher. Neben der Förderung dieser Institution richteten die Briten, das heißt, ihre „Information Service Control“, Anfang 1947 auch in Krefeld einen eigenen Leseraum, das „Information Centre“, ein. Der Name „Die Brücke“, der diesen Einrich-

tungen von britischer Seite gegeben wurde, verwies auf das Ziel, eine Brücke zu schlagen zwischen Deutschland und den anderen Teilen der Welt⁴³). Doch wie sollte die hohe Aufgabe des Brückenschlages, die weit über das im ursprünglichen Namen liegende Ziel der Informationsvermittlung hinausging, verwirklicht werden? Als Hauptmittel standen den Verantwortlichen der Buchverleih, die Auslage verschiedener britischer Zeitschriften und Zeitungen, Fotoausstellungen und Filmvorführungen zur Verfügung. So zierten zum Beispiel Illustrationen aus dem Leben der Briten und Fotos britischer Städte die Wände des Lesesaals. Sie sollten die Besucher nicht nur über Großbritannien informieren, sondern ihnen vielmehr einen Begriff von der britischen Lebensweise vermitteln. Erneut sollte also auf der Grundlage der britischen Vorbilder eine Umorientierung des deutschen Volkes in die richtige, die westliche Richtung erreicht werden. Die Deutschen sollten nicht durch Befehle oder oktroyierte britische Institutionen zur Demokratie gezwungen werden, sondern durch den positiven Denkanstoß britischer Leitbilder ein westlich-demokratisches Gedanken- gut als Ergebnis ihrer eigenen Entscheidung annehmen. Eben diese angesprochene Vorbildfunktion britischer Traditionen wird immer wieder im Vorgehen der Militärregierung deutlich. Die gleichnamige Zeitschrift „Die Brücke“ beinhaltete beispielsweise in einer Sonderausgabe zur Presseausstellung im Oktober 1947 Artikel britischer Tageszeitungen mit den einschlägigen Titeln: „Pressefreiheit“, „Demokratie und Presse“ und „Die Presse in der Provinz“⁴⁴).

Trotz der beschriebenen Beispiele kann die Behauptung, daß die Briten rein lehrmeisterhaft ihre eigenen Erfolge den Deutschen vorführten und in ihre Zone strikt übertrugen wollten, nicht aufrechterhalten werden. Im Zuge von Abendveranstaltungen gab es nicht mehr nur ein Vortragswesen britischer Redner, sondern auch Diskussionsabende zu den unterschiedlichsten Themen⁴⁵). An diesen nahmen Deutsche und Briten, vertreten durch führende Mitglieder der Militärregierung, als gleichberechtigte Partner teil. Es wurden Denkanstöße erhofft, die zu selbständigen Initiativen auf deutscher Seite führen sollten.

Durch die Einrichtung der „Information Centres“ wurde nicht die Masse der Bevölkerung, sondern nur eine kleine, englisch sprechende oder zumindest anglophile Minderheit angesprochen. Auch in Krefeld setzte sich die Besuchergruppe überwiegend aus älteren Herren bürgerlicher Kreise, Künstlern und Studenten der Textilingenieurschule und der höheren Schulen zusammen⁴⁶), doch kann dies nicht als ein Manko der „Brücke“ ausgelegt werden. Im Gegenteil: Es verdeutlicht ein weiteres Charakteristikum der britischen Umerziehungspolitik. Ihre Adressaten sollten hauptsächlich die

deutschen Intellektuellen oder Eliten sein, die wiederum ihrerseits den entscheidenden Einfluß auf die restliche deutsche Bevölkerung ausüben sollten. Auf diese Weise erhofften sich die Briten einen weitreichenden und dauerhaften Erfolg ihrer Umerziehungspolitik.

Anmerkungen

¹) Vgl. einführend zur Entnazifizierung: Irmgard Lange, Entnazifizierung in Nordrhein-Westfalen. Richtlinien, Anweisungen – Organisation, Siegburg 1976, und Wolfgang Krüger, Entnazifiziert! Zur Praxis der politischen Säuberung in Nordrhein-Westfalen, Wuppertal 1984, S. 27f.

²) Vgl. Stadtarchiv Krefeld (StAKR) 20/10, Bl. 96 ff.

³) StAKR 20/18, Bl. 399. Die Original-Anweisung der CIC-Abteilung unterteilt die zu entlassenen Personen in 20 Punkte; vgl. 20/25, Bl. 6.

⁴) Zitiert in: Wilhelm Cornides & Hermann Volle [Hrsg.], Um den Frieden mit Deutschland. Dokumente zum Problem der deutschen Friedensordnung 1941 – 1948 mit einem Bericht über die Londoner Außenministerkonferenz vom 25. November bis 15. Dezember 1947 (Europa Archiv: Dokumente und Berichte 6, unvollständige Xerographie), o. O., o. J., S. 61.

⁵) Vgl. StAKR 20/25, Bl. 136.

⁶) Vgl. StAKR 20/25, Bl. 25.

⁷) Vgl. StAKR 20/1, Bl. 7.

⁸) StAKR 20/25, Bl. 25.

⁹) Vgl. StAKR 20/27, Bl. 350.

¹⁰) Vgl. StAKR 790/81, o. Z.

¹¹) Nachweise für diese unterschiedlichen Einstufungen finden sich im gesamten Schriftverkehr der Krefelder Verwaltung wieder.

¹²) Vgl. StAKR 20/25, Bl. 1.

¹³) In den Akten sind Beispiele für diese Kritikpunkte verstreut aufzufinden. Für besonders einschlägige Beispiele vgl. StAKR 20/4, Bl. 297; 20/6, Bl. 144; 20/16, Bl. 67; 110/181, Bl. 12 und Bl. 125.

¹⁴) Bemerkungen wie: „Die Nazis halten nach wie vor zusammen und spielen sich gegenseitig die Bälle zu, ohne daß sie daran gehindert werden“, waren keine Seltenheit. StAKR 20/6, Bl. 106.

¹⁵) Vgl. StAKR 20/6, Bl. 54.

¹⁶) StAKR 110/181, Bd. 2, Bl. 180.

¹⁷) Vgl. StAKR 20/6, Bl. 111 f. u. 110/181, Bd. 2, Bl. 180.

¹⁸) Vgl. StAKR 20/27, Bl. 248 ff., und Irmgard Lange, Entnazifizierung, S. 233 ff., und Anm. 1.

¹⁹) Vgl. Irmgard Lange, Entnazifizierung [wie Anm.], S. 24

²⁰) Das Problem war die Übersetzung des englischen Wortes „order“. Während die Regierung in Düsseldorf dieses Wort mit „dieser Anordnung“ übersetzte, lautete die entsprechende Stelle des Krefelder Textes „dieser Entlassungsanweisung“. Da die Passage für eine mögliche Berufung entscheidend war, veränderten die beiden Übersetzungsvarianten die Bedeutung ebenfalls entscheidend. In der Krefelder Anweisung war eine Berufung nur gegen eine Entlassung möglich, während die Düsseldorfer Version auch einen Einspruch gegen eine erfolgte Zurückstufung im Berufsleben ermöglichte. Vgl. StAKR 20/8, Bl. 110 u. 114.

²¹) Vgl. StAKR 20/27, Bl. 344. Wenn ein Mitglied diese Erwartungen der Militärregierung nicht erfüllte, so konnte es zu seiner Dispensierung kommen, auch wenn es eine politisch einwandfreie Vergangenheit besaß. Am 20. Juli 1946 entließ ihn den Verwaltungsbeamten des Entnazifizierungsausschusses, da ihrer Meinung nach die Anforderungen an diese Stelle über seinen Fähigkeiten lagen. Vgl. StAKR 110/180d.

²²) Vgl. StAKR 20/27, Bl. 348.

²³) Vgl. StAKR 20/27, Bl. 344.

²⁴) Vgl. StAKR 110/213a, Bl. 258.

²⁵) Vgl. StAKR 20/27, Bl. 341.

²⁶) Vgl. für den weiteren Verlauf der Entnazifizierung in den Besatzungszonen vor allem: Clemens Vollnhals [Hrsg.], Entnazifizierung. Politische Säuberung und Rehabilitation in den vier Besatzungszonen 1945 – 1949, München 1991.

²⁷) StAKR 20/27, Bl. 360.

²⁸) Vgl. für Krefeld Gudrun Ramthun, Kulturpolitik in Krefeld nach dem Zweiten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 1982.

²⁹) Die Forschungen zur Kulturpolitik beziehungsweise Umerziehungspolitik der britischen Besatzungsmacht in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg konzentrieren sich analog im wesentlichen auf die Bildungspolitik. Vgl. Gabriele Clemens, Die britische Kulturpolitik in Deutschland: Musik, Theater, Film und Literatur, in: dies., Kulturpolitik im besetzten Deutschland 1945 – 1950, Stuttgart 1994, und Günter Pakschies, Umerziehung in der britischen Zone 1945 – 1949. Untersuchungen zur britischen Reeducation-Politik, Köln/Wien 21984.

³⁰) Vgl. StAKR 20/485, Bl. 133.

³¹) Vgl. StAKR 72/4/1, o. Z.

³²) StAKR 20/9, Bl. 18.

³³) Vgl. StAKR 72/4/1, o. Z.

³⁴) Vgl. StAKR 72/4/19, Bl. 5.

³⁵) Vgl. StAKR, zum Beispiel 72/4/1, o. Z.; 72/4/9, Bl. 140. Probleme in der Beschaffung von Schulräumen entstanden durch die Zerstörung der Gebäude und die hohe Zahl von Fremdbelegungen ehemaliger Schulgebäude. So hatten sowohl die Militärregierung als auch die Krefelder Verwaltung diese für ihre Zwecke belegt.

³⁶) Vgl. zur Presse: Manfred Overesch, Deutschland 1945 – 1949, Vorgeschichte und Gründung der Bundesrepublik. Ein Leitfaden in Darstellung und Dokumenten, Düsseldorf 1979, und Michael Balfour, Vier-Mächte-Kontrolle in Deutschland 1945 – 1946, Düsseldorf 1959.

³⁷) Manfred Overesch, Deutschland 1945 – 1949, S. 106.

³⁸) „Mittelungen für den Stadtkreis Krefeld-Uerdingen“, Nr. 1, vom 2. Juli 1945.

³⁹) „Neue Rheinische Zeitung“ vom 18. Juni 1945, Nr. 1, S. 2.

⁴⁰) Vgl. Hans-Peter Hansen, Stadtbeirat. Vom Stadtbeirat zur Parteidelegiertenversammlung. Das Krefelder Stadtparlament 1945, Krefeld 1995, S. 110.

⁴¹) Vgl. StAKR 20/20, Bl. 575.

⁴²) Titel eines Artikels über „Die Brücke“ in Krefeld. „Westdeutsche Zeitung“ vom 8. August 1950, Nr. 183, S. 4.

⁴³) „Rhein-Ruhr-Zeitung“ vom 17. Januar 1947, Nr. 5, S. 4.

⁴⁴) Vgl. „Die Brücke“ vom 31. Oktober 1947, Nr. 54.

⁴⁵) Vgl. „Rheinische Post“ vom 8. Januar 1949, Nr. 3, S. 5.

⁴⁶) Vgl. „Westdeutsche Zeitung“ vom 8. August 1950, Nr. 183, S. 4.

Spuren vom Großen Krieg

Anmerkungen zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Burg Linn vom 9. Juni bis 27. Oktober 2002

von Georg Opendenberg

Einleitung

Seit es Menschen gibt, gibt es Krieg und Frieden. Die Menschen der Region an Rhein und Maas waren diesem Wechsel besonders häufig ausgesetzt, denn die niederrheinischen Lande, die Carl Zuckmayer in „Des Teufels General“ als den Schmelztiegel Europas bezeichnete, waren zu allen Zeiten Aufmarschgebiet, Grenzraum und Durchgangsland.

Im Zusammenhang mit der Euroga 2002 plus, der grenzüberschreitenden 2. Regionale des Landes Nordrhein-Westfalen, an der sich insgesamt 58 Städte und Gemeinden und drei Kreise mit über 120 Vorhaben beteiligen, steht auch die Reihe „Krieg und Frieden“. An diesem Projekt beteiligen sich elf Städte und Gemeinden und setzen sich mit dieser geschichtlichen Entwicklung und ihren heute noch sichtbaren und vielfältigen Folgen auseinander. In all diesen Orten gibt es eine Fülle von baulichen Anlagen, wie Burgen und Stadtbefestigungen, Zitadellen und Bunker bis hin zu Raketenstationen, die im Zusammenhang mit kriegerischen Ereignissen oder Zeiten entstanden sind und deren Umgebung heute häufig Gärten und Parkanlagen bilden, entstanden durch eine Umwandlung des wehrhaften Umfeldes zur heutigen friedlichen Nutzung.

Das Museumszentrum Burg Linn als einer der Austragungsorte kann mit seinen beiden baulichen Schwerpunkten auch zwei inhaltliche setzen. Auf der einen Seite steht die als Landesfestung ausgebaute mittelalterliche Wasserburg Linn, in deren Räumen ihre Entwicklung und Geschichte bis hin zur romantisch überwucherten Ruine als Kulisse eines Landschaftsparks dokumentiert wird, und auf der anderen Seite das archäologische und stadtgeschichtliche Museum, untergebracht in einem ehemaligen, aber schon mit Blick auf diese spätere Nutzung gebauten Hochbunker, in dem in einer Installation von Dokumenten, Objekten und Photographien die „Spuren vom Großen Krieg“ gezeigt wurden.

Vorüberlegungen

Vor 60 Jahren befand sich fast die ganze Welt bereits mitten im Krieg. Die erste Eu-

phorie war abgeebbt, und manche sahen schon das schreckliche Ende heraufziehen. Der große Bombenangriff, der den hier lebenden Menschen in den folgenden Jahrzehnten eine Zeitgrenze wurde, stand unserer Stadt noch bevor. Diejenigen, die damals geboren wurden, schaukeln heute ihre Enkel auf dem Schoß, und die, die uns von damals noch erzählen können, werden von Tag zu Tag weniger. Das, was danach gebaut oder wieder aufgebaut wurde, fällt heute schon wieder der Rammbirne zum Opfer.

Was aber findet sich noch aus der Zeit dieses Krieges und der anderen großen und kleinen Kriege außer einigen Denkmälern, Erinnerungstafeln in den Kirchen, ein paar Gräberfeldern und den wie für die Ewigkeit gebauten Bunkern? Sind es nur noch ein paar, wenigen verständliche Dinge, verborgen und vergessen in der Erde oder in alten Häusern, denen die heutigen Besitzer keine Bedeutung mehr beimessen? Wenn dies so ist, dann wäre dies eine Sache für Historiker oder Archäologen, den amtlich bestellten Spurensuchern, diesen Spuren nachzugehen, die Überreste in Aktenschränken und Vitrinen aufzustellen und aufzubewahren. Oder ist es unsere Sache, ein Teil unserer Geschichte, die Geschichte unserer Eltern und Großeltern?

Lebt dieser Krieg, der unsere Städte und ihre Bevölkerung verändert hat wie kaum ein anderes Ereignis, durch die Erfahrungen unserer Vorfahren in uns weiter? Beeinflusst er unser Denken und Fühlen, ohne daß wir uns dessen bewußt sind?

Finden sich seine Spuren nicht nur um uns, sondern auch in uns, dann ist es unsere Aufgabe, diesen Spuren nachzugehen, sie wieder „erkennbar“ werden zu lassen, zu verstehen, warum sie so sind und wie sie sind. Dann müssen wir hinaus, in die Stadt und die umgebende Landschaft, in die Häuser und die Zimmer und Schränke, um die Spuren zu finden von dem großen Krieg.

Bestandsaufnahme

Bei einer Bestandsaufnahme der Spuren im Stadtbild und der näheren Umgebung fanden sich die unterschiedlichsten Objekte von

„kriegsbedingten“ Bauten, wie Bunker jeder Art und Größe, angefangen von Einmann-Unterständen, zum Beispiel an Eisenbahn-Stellwerken, bis hin zu Großbunker-Anlagen mit einem „Fassungsvermögen“ von mehr als 6 000 Personen, oder Erdwerken, die der Verteidigung oder dem Schutz dienten, wie Panzersperren, MG-Nester oder Flak-Stellungen sowie Splittergräben und Schützenlöcher für den Volkssturm. Außerdem gibt es noch eine Fülle von kriegsbedingten Schäden oder Veränderungen, wie Trümmergrundstücke, Notbauten, Hinweise zu Schutzräumen, und bauliche Veränderungen in Altbauten, wie Luftschutzkeller und Fluchtwege. Indirekte Zeugnisse sind die Kriegerdenkmäler, die mit dem Denkmal an der Hückelsmay oder im Stadtgarten bis zum Siebenjährigen Krieg beziehungsweise bis zum napoleonischen Rußland-Feldzug zurückreichen, die Kriegergedächtnis-Kapellen in vielen Kirchen oder die Gräberfelder auf fast allen Friedhöfen.

In gleichem Maße wie in der Außenwelt finden sich Spuren der vergangenen Kriege auch in den „eigenen vier Wänden“. Manche sind deutlich sichtbar und wohlverwahrt, wie persönliche Dokumente, Fotoalben und die Bilder der gefallenen Väter und Söhne, andere versteckt in Schubladen und Schränken, wie Tagebücher, Feldpostbriefe und aussortierte Photographien. Wieder andere verraten ihre Herkunft erst auf den zweiten Blick, so die in der Not gefertigten Gegenstände, wie Kerzenständer aus Granathülsen oder Kleidungsstücke aus umgenähten Wehrmachtstextilien. Daneben gibt es noch die verschiedensten Gegenstände, die vergessen in Kellern oder auf Speichern verstauben, wie alte Wehrmachtstornister und Kochgeschirre, Luftschutzdecken, Gasmasken und anderes mehr.

Außer diesen sichtbaren Spuren gibt es auch noch die „Kriegsfolgen“, die sich erst auf den zweiten Blick oder durch ein Gespräch erschließen. Dazu gehören zum einen die Kriegbeschädigten, nicht nur die körperlich Verehrten, sondern auch die, die den Krieg und seine Folgen seelisch nicht überwunden haben und noch immer darunter leiden, auch noch in der zweiten Generation, und zum anderen diejenigen, die ihre Heimat verloren haben, die oft nicht wissen, wo ihre Wurzeln

sind, deren Biographien vom Krieg geschrieben wurden.

Präsentation

Von Anfang an bestand der Wunsch, die einzelnen Fundstücke und Spuren so zu präsentieren, wie sie gefunden wurden – nicht aufbereitet und zeitlich geordnet, sondern zufällig und so unzusammenhängend, wie sie überliefert sind. Der Betrachter sollte die Spannung erleben, die sich einstellt, wenn er eine Schublade aufzieht und die Briefe oder Tagebücher entdeckt, die dort seit vielleicht 40 Jahren ungelesen liegen, in einem Fotoalbum eine ausgelassene Hochzeitsgesellschaft sieht und dann am Datum erkennen muß, daß zwei Tage später die ganze Stadt in Schutt und Asche versank.

Der Ausstellungsbesucher sollte auf eine eigene Entdeckungsreise, eine persönliche Spurensuche gehen können. Die Objektkästen sollten nicht schon von weitem verraten, was in ihnen steckte. Sie sollten Dinge zeigen, die der Betrachter in diesem Zusammenhang nicht vermutete, die er vielleicht zu Hause hat, ohne daß ihm die Herkunft oder der Ursprung bisher bekannt war. Aus diesem Grund wurden die Objekte in aufrecht stehenden Stelen gezeigt, die nur von oben her eingesehen werden konnten, und daher ihren Inhalt erst bei direktem Hinzutreten preisgaben.

Die Objekte in diesen Kästen konnten Geschichten erzählen, kleine und große, episch breite; von manchen kannte man den Anfang, von anderen das Ende oder nur einige Augenblicke dazwischen. Einige dieser Geschichten wurden zumindest zu einem Teil erzählt, damit die Betrachter erfahren konnten, welche Erinnerungen und Gedanken an den Fundstücken hängen, wodurch sie ihre Bedeutung bekommen und insofern nicht nur für ihren Besitzer oft so wertvoll sind.

Manche Ausstellungsstücke werden viele Fragen unbeantwortet gelassen haben, wie zum Beispiel die Briefumschläge aus einem Kriegsgefangenenlager: Wie kam der mittlerweile verstorbene ehemalige Eigentümer und eifrige Briefmarkensammler, der während des Krieges als Dolmetscher seinen Dienst tat, in deren Besitz, was wurde aus den Empfängern, wer waren die Absender, und: Lebt noch jemand von ihnen?

Als weiterer Schwerpunkt wurde ein einzelner Lebenslauf beispielhaft vorgestellt, der vom bevorstehenden Krieg, den man sehr bald den Zweiten Weltkrieg nannte, und seinen Folgen bestimmt war, angefangen vom Reichsarbeitsdienst, Wehrdienst, Kriegsdienst, von der Verwundung, Gefangenschaft bis zu einem Leben als Schwerkriegsbeschädigter, das erst 56 Jahre später, also zwei Generationen nach dem Krieg, endete.



Abb. 1. Blick in die Ausstellung



Abb. 2. Verlegung des Einmann-Bunkers am 28. Mai 2002

Der Bunker in der Außenanlage

Als Blickfang, Wegweiser und auch als eine Klammer für die gesamte Ausstellung und als dauerhaftes Zeichen war die Versetzung eines Einmann-Bunkers auf die große Wiese zwischen innerem und äußerem Burggraben gedacht.

Der Bunker, ehemals Schutzraum und Zuflucht für eine Person, wurde nordöstlich der alten Schuttkippe im Hülser Bruch gefunden. Möglicherweise steht er in einem Zusam-

menhang mit dem Munitionsdepot, das sich dort während des Krieges befand. Vielleicht wurde er sogar, wie viele hundert andere auch, im Betonwerk am Hülser Berg Anfang der 1940er Jahre gegossen. Seine Funktion, „Schutz und Ausblick zu bieten“, war die gleiche wie die des Bergfrieds, und er ist ihm auch äußerlich in vielem ähnlich; auch er ist nun verwittert und funktionslos geworden. Die Öffnung der Tür liegt oben, er bietet nicht einmal mehr vor Regen Schutz und verleitet so auch nicht mehr dazu, „wieder Krieg zu spielen“.

Er liegt nun in der Achse der Allee, die, von der Ossummer Straße kommend, vor dem äußeren Burggraben unterhalb der Bastion „großer Lindenhügel“ endet und gedanklich zum Burgturm hinführt. Der Bunker, wegen seiner Form oft mit einem Zuckerhut verglichen, zeigt mit der Spitze nach außen und mit der offenen Unterseite zur Burg. Von der Rheinbabenstraße her gesehen, liegt er in der Sichtachse des äußeren Burggrabens flach auf dem Rasen dicht unterhalb der höchsten Stelle der großen Wiese vor einem Baum, der den Hintergrund bildet.

Eingebettet in eine künstlich geschaffene arkadische Landschaft, erinnert dieser Verweis auf vergangene Kriege an ein Hünengrab, das langsam im Boden versinkt.

Zusammenfassung

Die Auswahl und Fülle der Funde war bedingt zufällig. Es wurde keine Vollständigkeit oder Ausgewogenheit der einzelnen Bereiche angestrebt. Es gibt Spuren, vom geführten und vom erduldeten Krieg, Spuren die aus den Kriegen und über die Kriege entstanden sind, wobei es verständlich ist, daß die Funde abnehmen, je weiter die Geschehnisse zurückliegen.

Die Ausstellung wollte jedoch zeigen, daß es diese „Spuren vom Großen Krieg“ auf vielfältigste Weise und an allen nur erdenklichen Orten noch gibt, und aufmerksam und empfänglich machen und die Blicke schärfen, denn die Spuren, so alt sie auch sein mögen,

sind noch lebendig und frisch. Wir irren, wenn wir glauben, daß wir davon nicht mehr berührt sind, weil die Zahl der direkt Betroffenen immer geringer wird, beziehungsweise weil wir zur Generation der Nachgeborenen zählen. Kaum einer blieb unberührt von der großen Bewegung, die auf der Landkarte ganze Völker verschob.

Und so, wie die Kriege das Bild unserer Städte veränderten, formten sie auch das Verhalten der Menschen, die zwangsläufig dann auch uns Nachgeborene geformt haben. Somit war diese Ausstellung vielleicht auch eine Spur zu den eigenen Wurzeln.

Ferdinand Freiligraths Beziehungen zu Krefeld

von Ursula Broicher

Bis nach Kaiserswerth¹⁾ ist er an Krefeld herangekommen, aber die Manufakturstadt selbst hat er wohl nie betreten. Die Rede ist von Ferdinand Freiligrath, der von den Dichtern, die der Literatur im 19. Jahrhundert eine neue Zielrichtung gaben, der volkstümlichste gewesen ist. Er traf für die im Restaurationsstaat eingeschlossenen Menschen in seinen exotischen Balladen den Sehnsuchtsston der Freiheit und entflammte sie mit seiner leidenschaftlichen revolutionären Poesie für Veränderungen im sozialen und politischen Leben der Gegenwart. Seine Gedichte, von denen zahlreiche als Flugblätter weitergereicht wurden, wurden auch in Krefeld gelesen. Der Verfasser genoss hier ausgesprochene Popularität. Aber nach Krefeld ist er, wie gesagt, nie gekommen.

Nur Briefe hat er dorthin geschrieben, die an Menschen in oder aus der Seidenstadt gerichtet waren, die ihn in wichtigen Phasen seines Lebens begleitet haben. Davon soll hier die Rede sein.

Die Berührungen von Ferdinand Freiligraths Lebensweg mit Krefeld reichen bis in die Zeit vor seiner Geburt. Ein Bruder seiner Mutter, Johann Wilhelm Tops²⁾, lebte um 1800 als Kaufmann in Krefeld. Er war Mitglied der lutherischen Gemeinde und gehörte 1802 zu den Einnehmern des von den Franzosen eingerichteten Wohltätigkeitscomités, die dafür Sorge zu tragen hatten, daß ein Viertel der Einnahmen aus öffentlichen Festen und Lustbarkeiten für die Armenfürsorge bereitgestellt wurde³⁾. Das war kein auffallender Posten für einen Kaufmann. Interessanter ist

schon, daß Tops auch Mitglied der Krefelder Freimaurerloge „De la parfaite égalité“ war. Die Freimaurer-Bewegung war eine antiständische, antidogmatische und freiheitliche Bewegung, die im 18. Jahrhundert aus der Illuminaten-Bewegung hervorgegangen war, und vertrat Ideale, für die sich Ferdinand Freiligrath, der 1842 ebenfalls dem Frei-



Abb. 1. Ferdinand Freiligrath nach einem Gemälde von J. L. Hasenclever

maurerbund beirat⁴⁾, im 19. Jahrhundert vehement einsetzen sollte.

Die Krefelder Loge „Zur vollkommenen Gleichheit“ war 1788 gegründet worden. Am 31. Januar 1801 wurde die Logentätigkeit unter französischem Logennamen aufgenommen. Schon drei Wochen später wurde Johann Wilhelm Tops dort als Mitglied registriert⁵⁾. Die Loge bestand bis 1810. Zu diesem Zeitpunkt war Tops möglicherweise schon nicht mehr in Krefeld. Er zog nach Barmen und starb in Viersen⁶⁾.

Vielleicht waren es dennoch die Erinnerungen an den Krefelder Onkel, die den jungen Freiligrath aus der Vielzahl der Amsterdamer Buchhändler einen aus Krefeld gebürtigen aussuchen ließen. Nach Ausbildungsjahren als Kaufmann in Soest war der Zweiundzwanzigjährige 1832 nach Amsterdam gegangen und arbeitete in einer Handelsfirma.

Im Hause des Amsterdamer Buchhändlers Johannes Müller wurde der junge Mann, der mit ersten Poetereien in Westfalen an die Öffentlichkeit getreten war, besonders freundlich aufgenommen. Müller war der Sohn des Krefelder Schneiders Christian Müller und seiner Ehefrau Elisabeth Schmidt. Nach dem frühen Tod beider Eltern kam der Junge zu dem Krefelder Buchhändler Abraham ter Meer⁷⁾, bei dem er eine Lehre absolvierte, und ging 1809 als Buchhändler nach Amsterdam. Am 5. Februar 1836 schrieb Freiligrath an Hermann von der Heydt, einen Elberfelder Freund: *Ich bin ungefähr seit 4 Monaten sehr wohl in der Müller'schen Fami-*

lie (Deutsche Buchhandlung: Firma J.Müller u.Co.) aufgenommen und genieße, als wildfremder Mensch, der ich Müller bloß durch meine Poeterei bekannt war, viel, viel Freundschaft von diesen guten Leuten⁸⁾.

In den Amsterdamer Jahren hatte Freiligrath sich durch eigene und übersetzte literarische Texte einen Ruf als eigenwilliger Autor erwerben können. Der literarische Markt explodierte in jenen Jahren. Der Bildungsprozeß der Aufklärung hatte nicht nur ein lesewütiges Publikum entstehen lassen, von dem sich Tausende von Lesern noch in der Schriftstellerei versuchten, sondern auch eine Fülle von Zeitschriften, Almanachen, Broschüren und Blättern, die – begleitet von einem rasant sich entwickelnden Druckereigewerbe – in Städten und Orten den Markt überfluteten. In diesen ediert und dadurch öffentlich bekannt und anerkannt zu werden, das war eine unerläßliche Forderung für die, die den Überlebenskampf auf dem literarischen Markt gewinnen wollten.

Freiligrath hatte in seiner Amsterdamer Zeit erste Anerkennung finden können. Er hatte Kontakte zu wichtigen deutschen Buchhändlern, die oft auch Verleger waren, aufbauen können. Er wurde von Autoren und Verlegern weiterempfohlen und nicht nur gedruckt, sondern auch rezitiert. Am 27. Oktober 1835 schrieb er an eine Verwandte, Lina Schwoßmann: *Der Musen=Almanach⁹⁾ ist allerdings für Dich. Der Tod des Führers ist von mir das Beste, und vor vierzehn Tagen von der Mamsell Lindner im Museum zu Frankfurt deklamirt worden. Von der Familie des hiesigen Buchhändlers Müller habe ich gewaltige Elogen darüber hören müssen¹⁰⁾.*

Der aus Krefeld stammende Buchhändler war ihm mit Informationen auch behilflich, wenn es darum ging, Kontakte zu bereits bekannten Autoren herzustellen und Angaben über deren Reiseorte weiterzugeben, wenn diese für Freiligrath von Interesse waren. Am 12. September 1836 notierte der Dichter in Soest: *Buchhändler Müller schreibt mir, daß Hoffmann [von Fallersleben] im September 8 Tage lang in Amsterdam sich aufgehalten hätte¹¹⁾.*

Mit der Familie Müller blieb Freiligrath nach seiner Amsterdamer Zeit noch mindestens ein Jahr brieflich verbunden, und auch die Krefelder Müllerschen Verwandten von der Alleestraße, wie der Ostwall im 19. Jahrhundert genannt wurde, tauchen als Grußadresse in Freiligraths Briefen in jenem Jahr auf. Der Ausnahmehensch Freiligrath war ebenso Thema von Müllers Berichten. So teilte der Buchhändler über die Anfänge von Freiligraths Amsterdamer Jahren mit, *daß Freiligrath sich in Amsterdam allein fühlte, ganz abgesondert stand und nur in der Erfüllung einer trockenen Comptoirarbeit unter Menschen lebte¹²⁾.* Auch Müllers Neffe Frederik, der Sohn seiner Schwester Katharina,

die seit 1819 mit dem Amsterdamer Kaufmann Robert verheiratet war und ebenfalls in Amsterdam lebte, lernte den Dichter bei seinem Onkel kennen. Er erinnerte sich: *Die Jahre, die Freiligrath hier zubrachte, gehören durch seine Freundschaft zu den schönsten meiner Jugendjahre. Er war damals ein stiller ernster junger Mann, voll Begeisterung aber, wenn er einen poetischen Gegenstand fand oder den mit uns besprach. (...) Beim Onkel Johannes fühlte sich Freiligrath ganz zu Hause; dort hat er uns viele seiner schönen Gedichte, wie Bilderbibel, Löwenritt u.s.w. vorgetragen mit seiner schönen vollen und doch weichen Stimme¹³⁾.*

Die Buchhändlerfamilie Müller nahm die oft gedrückte Stimmung, in der Freiligrath sich in Amsterdam befand, sorgenvoll wahr. Noch 1836 war Freiligrath über Müllers freundliche Fürsorge wegen seiner Lebensstimmung, die dieser in einem wohl im November/Dezember 1836 an den Dichter übersandten Brief nach Soest geäußert hatte, „tief gerührt“¹⁴⁾.

So war es ein glücklicher Zufall, daß der junge Freiligrath bei dem Amsterdamer Buchhändler Johannes Müller einen weiteren Seidenstädter kennenlernte. Es war der Sohn des Krefelder Pfarrers der lutherischen Gemeinde, der wie sein Vater den Namen Isaak Molenaar führte. Isaak wurde am 23. Oktober 1812 in Zaandam geboren, wo sein Vater neben Zutphen, Groningen und Leiden als Geistlicher tätig gewesen war, ehe er 1818 das Pfarramt bei der lutherischen Gemeinde von Krefeld übernahm. Ab dem sechsten Lebensjahr wuchs Molenaar in Krefeld auf. Um 1830 begann er in Amsterdam das Theologiestudium.

Die beiden jungen Männer, die sich in Amsterdam bei Buchhändler Müller trafen, waren fast gleichaltrig, und bei gemeinsamer Begeisterung für Literatur ergaben sich zahlreiche Gesprächsthemen. Diese blieben auch die wichtigsten Gegenstände in den Briefen, die Freiligrath nach seinem Weggang von Amsterdam an Molenaar schrieb. Auch Molenaar war für die Poesie interessiert. Aus einer Briefäußerung Freiligraths läßt sich schließen, daß er sich an eigenen Texten versuchte. Ebenso hatte er wie Freiligrath ein kritisches Verhältnis zum damaligen Literaturbetrieb. Freiligrath litt besonders unter der Machtstellung der Verleger. Die beiden jungen Männer scheinen sich mit satirischen Phantasien, wie sie gegen diese auftrumpfen würden, „abregiert“ und amüsiert zu haben.

Dennoch befanden sich Molenaar und Freiligrath in der Amsterdamer Zeit in einer ganz unterschiedlichen Lebenssituation. Isaak Molenaar hatte mit dem Studium der Theologie eine Aufgabe und ein genaues Berufsziel vor Augen. Ferdinand Freiligrath dagegen stand in einer offenen Lebenssitua-

tion. Er hatte den Beruf des Kaufmanns wählen müssen, weil dem Vater für ein Studium des begabten Sohnes das Geld fehlte. Aber bereits in der Ausbildungszeit in Soest im Geschäft eines Verwandten hatte er Gedichte verfaßt und veröffentlicht und aufgrund seiner großen Sprachbegabung, die ihn die holländische, englische, französische und italienische Sprache rasch lernen ließ, Texte von englischen und französischen Romantikern übersetzt, die von der Literaturkritik lobend aufgenommen wurden. Am 17. Dezember 1836 schrieb er an Molenaar: *Menzels¹⁵⁾ mich betreffenden Paragraphen in seiner deutschen Literatur habe ich mit Erröthen gelesen. Er streicht mich unverdient heraus, ich muß mich vor Gott und der Welt schämen; – jedenfalls weist er mir einen zu hohen Standpunkt an, auf welchem durch weitere Leistungen mich zu behaupten Mühe kosten wird. Ein Sporn ist solch ein ermunternder Zuruf freilich immer: o wir armen Rosse, die wir uns in der Arena des Ruhmes zu Tode hetzen lassen!¹⁶⁾*

So befand er sich, als er am 10. September 1836 an Isaak Molenaar nach Krefeld schrieb, in einer Lebensphase am Scheidewege: Einerseits habe er, so teilte er Molenaar mit, die Möglichkeit, in das kaufmännische Geschäft seines Onkels in Soest einzutreten mit der Aussicht auf eine gesicherte Zukunft, dies aber für den Preis, sein Poetisieren, das der Onkel mit der schärfsten Lauge begösse, ganz aufgeben zu müssen. Und dafür stehe es mit der edlen Reimerei, wie er Molenaar schrieb, *zu gut: Bene! Optime!* Freiligraths Viktor-Hugo-Übersetzung war im Druck, holländische und englische Literatur-Übersetzungen waren in Arbeit, von seinen eigenen Texten stellte er gerade für einen der damals renommiertesten Verleger, Cotta in Stuttgart, ein kleines Bändchen zusammen, zudem hatte er die Mitredaktion des „Rheinischen Odeon“ übernommen.

Vom „Rhein“, dem „Rheinland“ beziehungsweise dem Adjektiv „rheinisch“ wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein inflationärer Gebrauch gemacht. Um 1800 hatte mit einer Romantisierung der Rheinlandschaft die sogenannte Rheinromantik begonnen. In den 30er Jahren zeichnete sich bereits eine – politisch gefährliche – deutschtümelnde und eine – künstlerisch wertlose – sentimentale Sackgasse ab. Aber Texte und Editionen, die auf den Rhein und die Rheinregion Bezug nahmen, fanden reißenden Absatz.

Für die Zeitschrift „Rheinisches Odeon“ war Freiligrath noch in Amsterdam von den Herausgebern Ignaz Hub und August Schnezler als Mitherausgeber und Mitautor gewonnen worden, aber die in die erste Ausgabe aufgenommenen Gedichte der übrigen Autoren waren so schlecht, daß diese Edition Freiligrath als Mitherausgeber keine Ehre machen konnte.

Es rollt die Zeit

Eine Familienchronik in Briefen

von

Marie Buchner

1836-1844

Zweiter Band

Verlegt bei Engen Solger in Heilbronn

1920

Abb. 2. Titelblatt der Familienchronik von Buchners Tochter

Auch Molenaar dürfte enttäuscht gewesen sein. 1836 erhielt er von Freiligrath ein Exemplar des „Rheinischen Odeon“ zugeschickt und hatte damit erneut Gelegenheit, sich mit der literarischen Arbeit des Freundes auseinanderzusetzen. Und dies tat er auch. Von Krefeld aus ging ein Brief Molenaars an den Freund in Soest ab, er fügte – ohne eine Antwort Freiligraths abzuwarten – einen weiteren Brief an ihn hinzu, in dem er besonders auf Formfragen bei übersetzten und eigenen Gedichten Freiligraths einging, und schrieb einen dritten, in dem er sich sorgenvoll nach des Freundes seelischem Wohlergehen erkundigte. Der Amsterdamer Buchhändler Müller und Molenaar hatten das Gedicht Freiligraths „Bei Grabbes Tod“ gelesen, das in der Schlußstrophe in die Sätze mündete

... – durch die Mitwelt geht
Einsam und mit flammender Stirne der Poet;
Das Maß der Dichtung ist ein Kainstempel!¹⁷⁾
und sich um den gemeinsamen Freund Sorgen gemacht. Als Freiligrath am 17. Dezember 1836 Zeit für eine Antwort an Molenaar fand, stellte er sich ihm zwar als seit längerer Zeit heiterer und ruhiger im Gemüte denn je¹⁸⁾ dar, eine Entscheidung für seinen weiteren Lebensweg sei aber noch nicht gefallen. Er lebe, wie er schrieb, äußerst zurückgezogen bei seiner Stiefmutter in Soest und brächte den Tag fast ausschließlich mit wissenschaftlichen Beschäftigungen auf sei-

ner Stube zu¹⁹⁾. Dennoch konnte er sich, wie er im Januar 1837 an August Schnezler schrieb, der Tatsache nicht verschließen, daß ihn das Leben über kurz oder lang doch wieder der Poesie entführen²⁰⁾ würde, wenn auch aus keinem anderen Grunde als dem: Vom Versemachen – obwohl die beste Tätigkeit der Welt – lebt man nicht!²¹⁾

Dieser Zwiespalt wurde ihm besonders bewußt, als er in den ersten Oktobertagen 1837 von Molenaar erfuhr, daß er eine Pfarrstelle in Irsrum, Friesland, erhalten hatte. Er schrieb ihm nach Irsrum: Die besten Freundeswünsche zum Antritt Deiner Friesischen Pfarre! – Wie glücklich bist du nicht gegen mich! Du hast denn doch, wenigstens für's Erste, ein Ziel erreicht, während ich fortwährend noch auf's Ungewisse in der Welt herumfahren und es zunächst nur meine Sorge sein lassen muß, mich selbst nicht zu verlieren²²⁾.

Ob das Wiedersehen, von dem Freiligrath im Brief an Molenaar spricht, noch stattgefunden hat, läßt sich nicht feststellen. Man möchte es eher verneinen. Dem Krefelder Biographen von Ferdinand Freiligrath, Wilhelm Buchner, haben 1881 noch fünf Briefe Freiligraths an Molenaar vorgelegen²³⁾, heute werden nur noch die drei angegeben, die Buchner in seiner Biographie zitiert hat und die die Daten 10. September 1836, 17. Dezember 1836 sowie 4. Oktober 1837 [Poststempel] tragen.

Man darf aber mit Sicherheit annehmen, daß der Briefwechsel mit dem Amsterdamer Freund aus Krefeld 1837 zu Ende ging, wohl weniger aus zerstörter Freundschaft, sondern weil das mit der schriftstellerischen Tätigkeit notwendige große Leben nach außen²⁴⁾ dem Dichter zu wenig Zeit zum Briefschreiben ließ.

Seit dem 1. Juni 1837 hatte er des Geldes wegen wieder eine Stelle als Kaufmann angenommen, diesmal in einem Barmer Handelshaus, war aber längst auf dem Wege, seiner Tätigkeit als Poet sein eigenes mutiges Profil zu geben. Der Mut für seine persönliche Überzeugung zu leben, war für den holländischen Literaturwissenschaftler Alker die Erklärung, daß Freiligrath der „volkstümlichste aller Revolutionsdichter seiner Zeit geworden ist“²⁵⁾.

Bereits von Amsterdam aus nahm Freiligrath gegenüber den Verlegern einen eigenen Kurs ein. Diesen war in der damaligen Zeit, als Tausende von Poeten auf Veröffentlichung hofften, eine enorme Machtposition zugewachsen, und mit manchem Anfängerschriftsteller, der unbedingt gedruckt werden wollte, hatten sie ein leichtes Spiel. Nur Freiligrath fügte sich nicht. Am 17. Dezember 1836 schrieb er an Isaak Molenaar: O diese Deutschen Verlagshändler! Wehe dem Poeten, der sich durch Vorschüsse o. dgl. zu

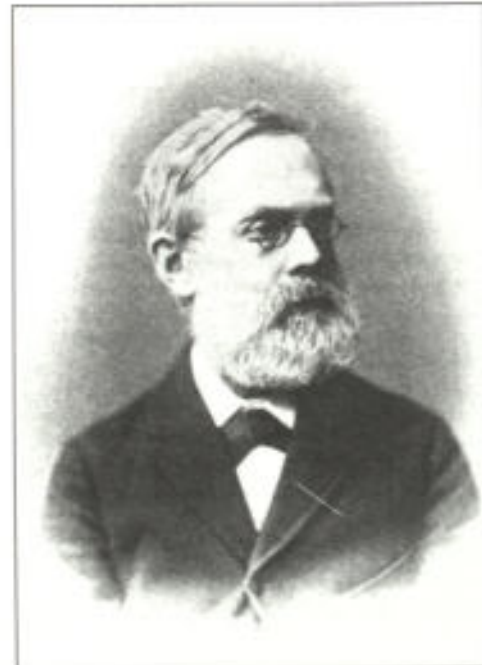


Abb. 3. Buchner in seiner Krefelder Zeit

ihrem Leibeigenen macht! Ich habe mich, Gott sei Dank, emanzipiert und will eher Steine karren, ehe ich Verse im Taglohn mache²⁶⁾.

Auf analoge Weise bot er auch der literarischen Kritik, die damals wie heute von dem Votum einiger Literaturpäpste lebte, Paroli²⁷⁾ und ging sowohl hier als auch in der Thematik seiner Texte einen eigenen Kurs. 1841 erregte er mit seinem Wort gegen die zeitkonforme Vereinnahmung der Poesie für die Politik, das bald zu einem geflügelten wurde, ungeheures Aufsehen:

Der Dichter steht auf einer höheren Warte
Als auf den Zinnen der Partei²⁸⁾.

Auf gleich unabhängige Weise fand er auch in einer Zeit der boomenden Rheinromantik sein eigenes persönliches Verhältnis zu dieser Region. Schon zu Molenaars Zeit zeichnete sich ab, daß der Rhein eine besondere Faszination auf ihn ausübte, die Rheinregion wohl seine Schicksalsregion werden würde.

Ach, wie habe ich Dich in Gedanken oft längs dem alten Rhein begleitet und gemurrt, daß es mir nicht vergönnt war, Dich an ihm aufzusuchen²⁹⁾, schrieb er am 10. September 1836 aus Soest an Molenaar in Krefeld. Isaak Molenaar war anlässlich der Hochzeit seines Bruders, der Pfarrer in Monsheim bei Worms war, am Mittelrhein gewesen. Und wenig später heißt es in dem Brief als Frage an Molenaar: Was machst Du denn? Hat Dich der Rhein zu Nichts begeistert?³⁰⁾

Drei Jahre später erließ Freiligrath den Aufsehen erregenden Aufruf zur Wiederherstel-

lung des eingestürzten Rolandsbogens und gab damit der verwässerten Rheinromantik eine reale Zielrichtung. Diese Aktion brachte ihm nicht nur große Popularität. 1842 wurde ihm vom preußischen König auch ein jährlicher Ehrensold von 300 Talern zugeteilt, den er aber schon 1844 wieder ausschlug: *Ich will frei und ungehemmt dastehen – die paar hundert Taler sind und bleiben doch ein Maulkorb*.³¹⁾ schrieb er am 11. Februar 1844 an Karl Buchner, den Vater des Sohnes, der Freiligrath erneut in Beziehung zu Krefeld brachte.

Dies geschah in der Periode von Freiligraths Leben, als seine Texte zunehmend auf-rührender wurden und „Rechtsgefühl und feste Überzeugung (...) ihn zur Politik [trieben]“³²⁾. 1841 lernte Freiligrath in Darmstadt Wilhelm Buchner kennen, einen weiteren späteren Krefelder, der seinen Lebensweg begleitete und nach dem Tode Freiligraths eine Biographie des Dichters in Krefeld verfaßte, die er 1881 unter dem Titel: „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen“ vorlegte. Das Vorwort Buchners ist unterzeichnet: Krefeld den 22. September 1881. So wurde Freiligrath erneut mit der Seidenstadt in Verbindung gebracht.

Er war kein gebürtiger Krefelder, der Lehrer Dr. phil. Wilhelm Buchner, der 1857, mit 30 Jahren, nach Krefeld kam. Er hatte in Eisenach am 22. September 1857 Dorette Rein geheiratet und war von dem Onkel seiner Frau, Anton Rein, der Rektor in Krefeld war, im Oktober 1857 nach Krefeld geholt worden, um hier die Leitung der höheren Töchterschule zu übernehmen. Bis 1893 blieb er in diesem Amt und prägte mit einer engagierten Bildungsarbeit für alle sozialen Schichten das kulturelle Leben der Seidenstadt. 1893 zog er von Krefeld in die Heimatstadt seiner Frau, nach Eisenach, wo er im Jahre 1900 starb.

Die persönliche Bekanntschaft mit Freiligrath erwuchs aus der langjährigen Verbundenheit seiner Eltern mit Ferdinand Freiligrath. Sein Vater, der Darmstädter Jurist Dr. Karl Buchner, hatte 1838 als Mitautor am zweiten Band des „Rheinischen Odeon“ mit Freiligrath einige Briefe gewechselt, und als Freiligrath wegen seiner Mitarbeit an der in Darmstadt geplanten Zeitschrift „Britannia“ in die Stadt kam, wurde er Gast und Freund der Eltern. Allein 96 Briefe von Freiligrath an Karl Buchner und dessen Antwortbriefe haben dem Sohn vorgelegen, als er das Material für die Freiligrath-Biographie zusammentrug.

Er selbst hatte Freiligrath 1841 als 14-jähriger kennengelernt. Seine Rolle als ältestes der fünf Kinder Buchners brachte es mit sich, daß er, wie seine Mutter in einem Brief vom 4. Juli 1841 an eine Freundin schrieb, *ausnahmsweise noch ein paar Stunden mit dabei sein*³³⁾ durfte, als Freiligrath mit seiner jungen Frau erstmals die Familie besuchte,

*der Abend mit den Freiligraths (...) wunderschön [verlief], und als wir uns zu ziemlich später Stunde trennten, da war es wahrhaftig, als ob alte Freunde von uns gingen*³⁴⁾. Daraus wurde eine lebenslange Freundschaft, über die Freiligrath am 8. April 1848 aus London an Karl Buchner schrieb: Sie sind zwar Constitutioneller und ich bin Republikaner (...), aber wir lieben uns darum doch, und haben am Ende nur e i n gemeinschaftliches Ziel vor Augen³⁵⁾. Damit meinte er die Freiheit in einer deutschen Republik, für die er sich mit leidenschaftlichen Versen einsetzte und dadurch im Restaurationsstaat politisch so unliebsam wurde, daß er 1844 nach Brüssel und in die Schweiz fliehen mußte, sich 1846 nach England zurückzog, 1848 zurückkehrte und 1851 – steckbrieflich gesucht – erneut ins englische Exil flüchtete.

Wilhelm Buchner nahm, als er als Student der Philologie nach Berlin und Gießen ging, am Leben und an den Texten des bewundernswürdigen Dichters reges Interesse und wurde von Freiligrath als ältestes der Buchner-Kinder als Mitadressat genannt, als Freiligrath Karl und Wilhelm Buchner am 24. August 1843 ein Gedicht aus den „Patriotischen Phantasien“ nach Darmstadt schickte³⁶⁾. Karl Buchner unterstützte das Interesse seines Sohnes an dem Dichter. Briefe Freiligraths an den Vater, die dieser als außergewöhnlich einstuft, wurden an den Sohn gesendet, und dieser schrieb sie für interessierte Freunde weiter ab.

Einen solchen an seinen Sohn weitergereichten Brief hatte Freiligrath an Karl Buchner im Revolutionsjahr 1848 aus London geschrieben. *Ich muß Ihnen doch in diesen großen, stolzen, weltgeschichtlichen Tagen die Hand drücken. Mitten im Donner dieses erhabenen demokratischen Gewitters, dessen Ausbruch wir wohl alle geahnt haben, aber doch in dieser Stärke und Allgemeinheit nicht voraussehen konnten!* (...) *Ich komme nach Deutschland zurück, um nach Kräften an Ihren weiteren Kämpfen und Entwicklungen in nächster Nähe teilzunehmen (...). In ungefähr vier Wochen (...) denke ich am Rhein zu sein, um mich in Köln, Mainz oder Frankfurt fürs erste anzusiedeln*³⁷⁾.

Im Mai 1848 kehrte Freiligrath nach Deutschland zurück, siedelte sich in Düsseldorf an, wo er sich dem „Volksklub“ anschloß, der die revolutionäre Demokratie vertrat und zu dessen Vorstand Freiligrath gehörte. Für diesen Klub verfaßte er das Gedicht „Die Toten an die Lebenden“, das begeistert aufgenommen wurde. Einige Zeilen daraus lauten:

(...)
*Und alles feig durch euch verscherzt, was
 trotzig wir errangen!
 Was unser Tod euch zugewandt, verlottert
 und verloren –
 (...)
 O Volk, und immer Friede nur in deines
 Schurzfelds Falten?
 Sag an, birgt es nicht auch den Krieg? Den
 Krieg herausgeschüttelt!
 Den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit al-
 lem, was dich büttelt!
 Laß deinen Ruf: „die Republik!“ die Glocken
 überdröhnen,
 (...)“³⁸⁾.*

Der Text wurde in 9 000 Exemplaren gedruckt und für 1 Silbergroschen durch die Freunde und Parteigenossen „zu Düsseldorf selbst, zu Köln, Elberfeld, Barmen, Crefeld“³⁹⁾ verbreitet. Schon am 4. August 1848 wurde der Antrag auf Vorführung des Verfassers und Beschlagnahme des Gedichtes gestellt und gegen den Dichter Anklage erhoben, „durch das Vortragen des von ihm verfaßten Gedichtes „Die Toten an die Lebenden“ in einer öffentlichen Versammlung zu Düsseldorf sowie auch durch seinen Druck die Bürger direkt aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Staatsverfassung umzustürzen“⁴⁰⁾. Freiligrath verbrachte den September 1848 im Gefängnis, wurde aber am 3. Oktober 1848 freigesprochen. Freiligraths Aussage, daß er die in der Anklageschrift hervorgehobenen Stellen des Gedichtes nur als Prophezeiung oder bildlich gemeint habe, wurden dem Freispruch als Begründung zugrunde gelegt.

Am 6. Oktober 1848 schrieb Wilhelm Buchner von Darmstadt aus an den Freund Maurer: *Des Freiligrath Freisprechung hat uns*

<p>Jutta Buchner, Percy Freiligrath, Verlobte.</p> <p>Crefeld. Düsseldorf.</p>	<p>Percy Freiligrath, Jutta Buchner, Vermählte.</p> <p>Düsseldorf und Crefeld. 23. Februar 1883.</p>
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Abb. 4. Verlobungs- und Hochzeitsanzeige von Jutta Buchner und Percy Freiligrath in der „Crefelder Zeitung“ vom 7. Juli 1882 und vom 24. Februar 1883

hier wahrhaft mit Jubel erfüllt! (...) Es war hier gestern, als wir beisammen waren, eine ähnliche Stimmung, wie am 14. Juni, als Freiligrath, von Frankfurt kommend, uns in Darmstadt aufsuchte. (...) wir waren alle froh, dem herrlichen Mann die Hand drücken und mit ihm anstoßen zu können! Unser Begleitzug zum Bahnhof glich wahrhaftig einem kleinen Triumphzug, und wie er dann noch vom Fenster aus grüßte und winkte, der prächtigste Humor ihm aus den dunklen Augen sprühte und wir doch alle den Ernst dieser Stunde im Tiefsten fühlten, – bei Gott, Maurer, solch eine Stunde vergißt man nicht!⁴¹⁾

Aber als Freiligrath am 21. Oktober 1848 nach Köln zog, das damals der Mittelpunkt der demokratischen Bewegung in den Rheinlanden war, dort Redaktionsmitglied der von Karl Marx geleiteten „Neuen Rheinischen Zeitung“ wurde und mit Texten wie der nach der Weise der Marseillaise gedichteten „Reveille“ oder dem „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung“ sich als „Trompeter der Revolution“ auf die Seite der Revolution stellte, gingen die Buchners auf Distanz zu Freiligrath. Der Briefwechsel stockte für mindestens vier Jahre⁴²⁾. Du hättest so recht, lieber Vater, Freiligraths Mitarbeiterschaft als Redakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“ zu mißbilligen. Der Freiligrath, sagtest Du damals, ist wie alle künstlerischen Naturen in manchem ein Kind. Sie brauchen seinen Namen als Aushängeschild und schmuggeln ihm allerlei in die Zeitung hinein, das zu seiner innersten Wesensart gar nicht gehört., schrieb der Sohn am 23. Mai 1849 an die Eltern⁴³⁾.

Dennoch konnte Wilhelm Buchner auf einer Heimreise zu den Eltern der Versuchung, einen Umweg über Köln zu machen, um Freiligrath wiederzusehen, nicht widerstehen⁴⁴⁾ und fuhr in Sorge um das, was kommen würde, am 20. Mai 1849 zu Freiligrath nach Köln und besuchte den Dichter in der Johannisstraße. Es war das letzte Mal, daß Wilhelm Buchner Freiligrath begegnete.

Von Politik wurde bei diesem Besuch in Köln nicht gesprochen, wohl aber von Freiligraths Befürchtung, bald wieder ins Exil zu müssen. Und er behielt mit seiner Befürchtung recht. Im Mai 1851 ging er ins englische Exil und blieb dort bis 1868.

Im Jahre 1866 wurde Freiligrath durch den Zusammenbruch der Londoner Bankfiliale, bei der er arbeitete, stellunglos. Von seinen schriftstellerischen Einkünften konnte er mit seiner 7köpfigen Familie nicht leben. Da griff der Wuppertaler Schriftsteller Emil Rittershaus den Gedanken eines Nationaldankes für Freiligrath auf und veröffentlichte 1867 in der Nr. 17 der Zeitschrift „Gartenlaube“, die auch in Krefeld zu den meistgelesenen Zeitschriften gehörte, einen als Gedicht formulierten Spendenaufruf „An alle Deutschen im Vaterland und in der Ferne“. Bei dieser

Sammlung kamen insgesamt 60 000 Taler zusammen, die dem Dichter zur Verfügung gestellt wurden. Krefeld beteiligte sich mit 510 Talern an der Sammlung⁴⁵⁾. Es darf vermutet werden, daß Wilhelm Buchner, der ja seit 10 Jahren in der Seidenstadt lebte, sich in Krefeld für diese Sammlung eingesetzt hat und vor allem beim „Handwerker- und Bildungsverein“ und beim „Kränzchen für Höheres“, Vereine, für die er sich besonders engagierte, für die Spendensammlung geworben hat. 1868 kam Freiligrath von England zurück und erlebte einen triumphalen Empfang im Rheinland. Er erlebte die Gründung des Deutschen Reiches und den Kriegseinsatz seines Sohnes Wolfgang, der als Mitglied einer Sanitätskolonne in Frankreich stand.

Wilhelm Buchner schrieb von Krefeld am 20. August 1870 an seinen Bruder: *Hast Du in der Zeitung das Freiligrathsche Gedicht „An Wolfgang im Felde“ gelesen? Ich schreibe es Dir ab, vielleicht ist es Dir nicht vor die Augen gekommen. Unser alter, heißblütiger Demokrat, wie schlägt ihm das Herz in glühender Vaterlandsliebe. Schon sein „Hurra Germania“ hat ihn wieder mitten unter uns gestellt, und sein „Reiterstückchen für die dritte Armee“ zeigt seine bewundernde Anerkennung für unser Hohenzollernhaus⁴⁶⁾ – eine vielleicht etwas zu nationale Auslegung von Freiligraths Haltung, der sich nach dem Sieg von Sedan zwar auch freute, ein Deutscher zu sein⁴⁷⁾, aber der Zerrüttung des noblen, tapfern und klugen [französischen] Volks⁴⁸⁾, das Buchner, der damaligen Ideologie entsprechend, als Erbfeind bezeichnete, mit schwerem Herzen gedachte.*

Freiligrath war ein Mensch von weitem Geist und Gemüt, die ihn auch (Brief-)Freundschaften nach langjähriger Unterbrechung freudig wieder aufgreifen ließen. In den Jahren des Londoner Exils wechselten Karl Buchner und Ferdinand Freiligrath seit 1854 wieder zahlreiche Briefe. Es wurden neben familiären und literarischen Neuigkeiten auch wieder politische Ansichten zwischen den beiden Männern ausgetauscht. Am 26. November 1861 antwortete Freiligrath auf ein Schreiben Buchners: *Daß ich nicht für ein Kleindeutschland mit preußischer Spitze bin, bedarf wohl nicht besonderer Erwähnung. Was das angeht, stehen wir uns also nicht so fern, als Sie andeuten zu wollen scheinen. Über die Mittel, ein einiges Großdeutschland herzustellen, dürften unsere Ansichten allerdings von einander abweichen⁴⁹⁾.*

In den folgenden zehn Jahren schickte Freiligrath, der nach seiner Rückkehr aus England in Stuttgart, dann in Bad Cannstatt lebte, noch mehrere Briefe an Karl Buchner. Dieser schrieb den letzten Brief an Freiligrath am 5. Februar 1871. Am 24. April 1872 starb er. Am 26. April 1872 erhielten die Kinder Buchners in Darmstadt einen Kondolenzbrief Freiligraths zum Tode ihres Vaters, in dem er

jener schönen Zeit vor dreißig Jahren gedachte, als Sie alle noch klein, und wir durch die Güte Ihrer Eltern so oft Zeugen des häuslichen Glücks der Familie Buchner waren⁵⁰⁾.

Ein Jahr später ist es an Freiligrath, dem ältesten Sohn seines verstorbenen Freundes eine Todesnachricht zu schicken. Drei Briefe Freiligraths an Wilhelm Buchner liegen vor, vom 24. August 1843 an Karl und Wilhelm Buchner nach Darmstadt, vom 26. April 1872 an Wilhelm und seine Geschwister nach Darmstadt und vom 2. März 1873 nach Krefeld. In dem letztgenannten teilte er ihm den Tod seines Sohnes Otto mit, der am 1. März 1873 im Alter von 22 Jahren in Stuttgart an den Folgen einer Influenza gestorben war.

Weitere Todesnachrichten folgten. Am 18. März 1876 starb Ferdinand Freiligrath in Bad Cannstatt. Als Buchner von den Angehörigen des Dichters die Todesnachricht erhielt, da war es ihm, als sei uns ein lieber älterer Freund gestorben⁵¹⁾.

Der Tod Freiligraths war für ihn ein Anlaß, sich umfassend mit den Texten und dem Leben des Dichters zu beschäftigen. Er verfaßte einen Nachruf, der 1876 in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ gedruckt wurde, und einen Aufsatz über Freiligraths Jugendliteratur, der im Dezember 1879 in der Zeitschrift „Gegenwart“ erschien⁵²⁾.

Schon aufgrund des ersten Artikels wandte sich die Witwe Freiligraths, Ida, die den Krefelder Lehrer seit seiner Jugendzeit in Darmstadt kannte, an Buchner in Krefeld⁵³⁾.

Über die Kontakte von Ida Freiligrath mit Wilhelm Buchner geben Briefe Auskunft, die die Schwester von Ida Freiligrath, Maria Melos, mit dem Schweizer Dichter Gottfried Keller wechselte. Maria Melos war nach dem Tod des Dichters Freiligrath zunächst nach Bad Cannstatt in den Haushalt der Schwester gezogen und 1882 zusammen mit der Schwester und deren Sohn Percy nach Düsseldorf.

1880 hielt Ida Freiligrath sich längere Zeit bei der Familie Buchner in Krefeld auf, wie Maria Melos in einem Brief an Gottfried Keller vom 14. Juli 1882 berichtete. Es war der Plan gefaßt worden, daß Wilhelm Buchner eine biographische Arbeit über Freiligrath verfassen sollte, nachdem der zunächst vorgesehene Biograph, Ludwig Walesrode, diese Aufgabe wegen Krankheit nicht übernehmen konnte. Die Witwe Freiligraths stellte Buchner das vorhandene briefliche Material zur Verfügung, das Buchner um die Briefe Freiligraths an seinen und von seinem Vater ergänzte. 1881 legte er das Werk „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen“ vor. Es wurde in Lehr im Verlag von Moritz Schauenburg gedruckt. Der Bruder Schauenburg, Eduard Schauenburg, war seit 1866 eben-

falls Lehrer in Krefeld und dürfte die Verlags-
verbindung hergestellt haben.

Aber damit waren die Beziehungen noch
nicht zu Ende. Darüber schrieb Maria Melos
an Gottfried Keller am 14. Juli 1882: ... *hatte
unser Percy nichts Eiligeres zu thun, als sich
mit der lieben Jutta zu verloben, die er seit
dem Jahre 1880, wo er aus Californien heim-
kehrte u. seine Mama in Krefeld besuchte,
die damals bei der Familie Buchner weilte,
fest in's Herz geschlossen hatte. Jutta hatte
wunderbarerweise dasselbe mit Percy ge-
than, u. so geschah es denn, daß am 28. Juni
1882 plötzlich von dem was das Herz erfüllte,
der Mund überfloß u. eine glückselige Verlo-
bung gefeiert wurde*⁵⁴⁾.

Jutta war die Tochter Wilhelm Buchners, die
am 1. Oktober 1860 in Krefeld geboren
wurde⁵⁵⁾. Sie war die einzige der zwischen
1859 und 1865 geborenen vier Kinder Buch-
ners, die eine schwere Cholera-Epidemie in
Krefeld überlebte.

In einem Brief an Gottfried Keller vom 28.
August 1882 schilderte Maria Melos weitere
Einzelheiten zu der Krefelder Verlobung und
lud in einem Brief vom 22. Januar 1883 den
Schweizer Dichter nach Düsseldorf ein, um
das junge Paar, die sich Ende Februar (so
Gott will den 24.) in's sanfte Joch der heilighen
Ehe begeben wollen⁵⁶⁾, kennenzulernen.
Die Hochzeit fand in Krefeld statt. Das soge-
nannte junge Paar zog nach Düsseldorf und

besuchte oft die Eltern beziehungsweise
Schwiegereltern in Krefeld. Am 30. Januar
1885 berichtete Wilhelm Buchner seinem
Bruder über seinen Geburtstag, zu dem
*natürlich Jutta und Percy angefahren kamen*⁵⁷⁾.
Als Wilhelm Buchner nach seiner
Pensionierung 1893 nach Eisenach zog, be-
gleitete ihn seine Tochter Jutta, deren Mann
Percy inzwischen verstorben war, dorthin.

An den Dichter erinnert in Krefeld heute eine
Ferdinand-Freiligrath-Straße. Diese hat um
so mehr Berechtigung, als man vielleicht
jetzt sagen darf, daß die Beziehungen
Freiligraths zum linksrheinischen Krefeld en-
ger sind als bisher angenommen. Nur selbst
in der Stadt gewesen ist er wohl nie.

Anmerkungen

1) Daß er einer Nichte eine Stelle in dem Seminar für
Kleinkinderlehrerinnen zu Kaiserswerth ausgemacht
habe, schrieb Freiligrath am 10. Mai 1843 in einem Brief
an Karl Buchner, zitiert in: Buchner, Wilhelm: Ferdinand
Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen, 2 Bde., Lahr 1881,
Bd. 2, S. 65; im folgenden zitiert als Buchner.

2) Er war verheiratet mit Johanna Margarete Lohbach, in:
Notariatsurkunden aus den Kanzleien Volkhard Heinrich
Schmidt und Johann Nepomuk Courth 1798 – 1804, be-
arbeitet von Dieter Hangebruch (= Krefelder Archiv,
Neue Folge, Bd. 3), Krefeld 1994, S. 125.

3) Mohn, Werner, Die Geschichte der lutherischen Ge-
meinde in Krefeld (1729 – 1821), in: Krefelder Studien 10,
Krefeld 1998, S. 189.

4) Nach Buchner, Bd. 1, S. 400, trat er zwar in eine Loge
ein, wurde aber nie aktiv. In einem Brief vom 7. Dezember
1867 kam Freiligrath noch einmal auf seine Logentätigkeit
zurück. Wenn Du, schrieb er, nach Worms kommst (...) und
es fügt sich, daß Du dort mit Mitgliedern der Loge zu-
sammentrittst, so sage ihnen, unter herzlichster Entbitung
meines brüderlichen Grußes, wie treu und anhänglich ich
des allehnwürdigen Worms, des Ortes, wo ich vor einem
Vierteljahrhundert das maurische Licht erblickte, gedenk
geblieben bin (Buchner, Bd. 2, S. 378).

5) Rothhoff, Guido: Das Anwesenheitsbuch der Loge „Zur
vollkommenen Gleichheit“, in: Die Heimat, Jg. 32, Krefeld
1961, S. 101 – 139 u. S. 112.

6) Buchner, Bd. 1, S. 441.

7) Riser, Walther, Samuel Müller, in: Die Heimat, Jg. 27,
Krefeld 1956, S. 38 – 47 u. S. 43.

8) Buchner, Bd. 1, S. 134.

9) Dieser Almanach wurde von dem Dichter Adalbert von
Chamisso herausgegeben, der darin mehrere Gedichte
Freiligraths aufnahm.

10) Buchner, Bd. 1, S. 127.

11) Ebd., S. 194.

12) Diese Angaben finden sich bei Buchner, Bd. 1, S. 92,
ohne weitere Quellenangabe.

13) Ebd., S. 93.

14) Ebd., S. 234.

15) Wolfgang Menzel war seit 1825 der Herausgeber des
Literaturblattes zum Cottaschen Morgenblatte und als
Rezensent gefürchtet.

16) Ebd., S. 233.

17) Freiligraths Werke in fünf Büchern, hrsg. von Walter
Heichen, Berlin [um 1910], 5. Buch, S. 13, im folgenden
zitiert als „Heichen“.

18) Buchner, Bd. 1, S. 235.

19) Ebd., S. 234.

20) Ebd., S. 237.

21) Ebd.

22) Ebd., S. 251.

23) Ebd., S. 424.

24) Ebd., S. 251.

25) Alker, Ernst, Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert
(1832 – 1914), Stuttgart 1961, S. 90.

26) Buchner, Bd. 1, S. 233.

27) Am 26. Oktober 1837 schrieb er an einen Freund: Un-
recht aber wär's, wenn wir uns durch das Unwesen [der
Literaturkritik] wollten beirren lassen! Rüstig vorange-
schritten, wie der Gott in uns gebietet, und dann weder
zur Rechten noch zur Linken geschaut! Wenn was in und
an uns ist, wird es ja doch wohl zu Tage kommen! (Buch-
ner, Bd. 1, S. 253).

28) Aus dem Gedicht „Aus Spanien“, in: Heichen, 2. Buch,
S. 7.

29) Buchner, Bd. 1, S. 226.

30) Ebd., S. 229.

31) Heichen, 1. Buch, S. 106.

32) Martini, Fritz, Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart
1963, S. 372.

33) Buchner, Marie, Aus Urgroßeltern Zeit. Eine Familien-
chronik in Briefen, Heilbronn 1928, S. 80.

34) Ebd.

35) Buchner, Bd. 2, S. 205.

36) www.ferdinandfreiligrath.briefepetitorium.de

37) Buchner, Bd. 2, S. 204, und Buchner, Marie: Aus Ur-
großeltern Zeit, S. 125.

38) Heichen, 2. Buch, S. 129.

39) Buchner, Bd. 1, S. 209.

40) Ebd., S. 210.

41) Buchner, Marie, Aus Urgroßeltern Zeit, S. 129.

42) Freiligrath hatte Buchner wohl zuletzt am 8. April 1848
geschrieben und einen Brief von Buchner im Jahre 1850
erhalten. Danach stockte der Briefwechsel bis 1854. Am
11. Juni 1854 äußerte Freiligrath in einem Brief an Karl
Buchner seine Freude über den erneuten Kontakt.

43) Buchner, Marie, Aus Urgroßeltern Zeit, S. 130.

44) Ebd.

45) Buschbeil, Gottfried, Geschichte der Stadt Krefeld,
2 Bde., Bd. 2, Krefeld 1954, S. 341.

46) Buchner, Marie, Es rollt die Zeit, S. 93.

47) Brief Freiligraths vom 18. August 1879 an A. Boelling,
zitiert in: Buchner, Bd. 2, S. 410.

48) Brief vom 14. November 1870 an B. Auerbach, zitiert
in: Buchner, Bd. 2, S. 413.

49) Buchner, Bd. 2, S. 341.

50) Ebd., S. 430.

51) Ebd., S. 111.

52) Buchner, Vorwort, S. III

53) Ebd.

54) ZB: Ms GK 79e Nr. 86; unveröffentlicht.

55) Stadtarchiv Krefeld 4/2311, Bl. 1-95, Bl. 24.

56) Ebd., Nr. 88; GB 2, S. 411.

57) Buchner, Marie, Es rollt die Zeit, S. 167.

Ein großer Hof des 10. und 11. Jahrhunderts in Krefeld-Fischeln

von Christoph Reichmann

Zwischen Anrather Straße und Hanninxweg, dicht westlich des alten Ortskernes von Fischeln mußten in den letzten Jahren häufiger archäologische Ausgrabungen durchgeführt werden. Der Grund liegt zum einen darin, daß dort verstärkt neue Baugelände ausgewiesen wurden, zum anderen aber auch darin, daß das Gelände früher für den Verkehr gut erschlossen gewesen ist. Kurz nach der Errichtung des ersten römischen Standlagers in Gellep (70 n. Chr.) schufen römische Militäringenieur eine ziemlich gradlinige Straßenverbindung zwischen dem neuen Kastell und dem zentralen Nachschublager für das niedergermanische Heer in Atuatuca Tungrorum (heute Tongeren in Belgien). Die Straße verlief quer durch das heutige Fischeln und dabei auch durch den Bereich zwischen Anrather Straße und Hanninxweg (s. Abb. 1). Sie bestand in der Regel aus einer rund 6 m breiten, in der Mitte kiesgedeckten Fahrstraße sowie zwei begleitenden Straßengraben. Die Straße selbst ist heute an der Oberfläche nicht mehr sichtbar. Ihr ehemaliger Verlauf läßt sich jedoch noch vielfach an älteren Flurgrenzen ablesen.

Römische Funde

In den Jahren 1985/86 wurden dicht am Nordrand der Straße bei der Ausschachtung von Baugruben Teile eines kleinen römischen Gräberfeldes ausgegraben (s. Abb. 1, Nr. 5, und Abb. 2). Man legte die Gräber in römischer Zeit gerne in der Nähe von Straßen und Wegen an, damit die Toten der Nachwelt möglichst lange im Gedächtnis blieben. Darüber hinaus war der Platz des Gräberfeldes aber auch im Gelände hervorzuheben, denn noch im Urkataster von 1830 ist dort eine im Ackerland ausgesparte Fläche anderer Bodengüte – vielleicht eine flache Erhebung – eingetragen. Insgesamt wurden noch 26 Brandgräber erfaßt¹⁾. Die Beigaben – meist Trinkbecher und Krüge – datieren ins 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. Es gab aber auch eine abge sondert liegende Gruppe von möglicherweise älteren, beigabenlosen Gräbern. Das Fehlen von Beigaben deutet wohl darauf, daß dort einheimische Landarbeiter begraben waren.

Unweit der Straße gab es mehrere römische Siedlungsstellen. Eine lag in der Nähe des

Gräberfeldes, aber auf der gegenüberliegenden Seite der römischen Straßentrasse und dicht südlich des Hanninxweges (s. Abb. 1, Nr. 6, und Abb. 3). Sie wurde 1999/2000 näher untersucht. Dabei zeigte sich, daß der Platz bis unter den Weg und die benachbarten Häuser reichte, so daß nur noch ein Teilbereich durch die Grabung erfaßt werden konnte. Freigelegt wurden mehrere Gruben, ein Erdkeller, Pfosten Spuren eines Nebengebäudes, ein Brunnen und zwei weitere Brandgräber. In römischer Zeit kam es durchaus häufiger vor, daß man Tote nicht auf größeren Gräberfeldern, sondern einzeln oder in kleinen Gruppen unmittelbar am Rand eines Hofplatzes beigesetzt hat. Die vor allem im Brunnenschacht, aber auch in

der Kellergrube gefundene Keramik zeigt, daß der Hofplatz während des 2. Jahrhunderts bestanden hat. Obwohl nur ein Ausschnitt erfaßt wurde, hat es doch den Anschein, daß der Hof ziemlich klein und bescheiden gewesen ist. Eher den Charakter einer typisch (provinzial-)römischen villa rustica, wie man sie in größerer Zahl aus der Kölner Börde kennt, hatte wohl ein anderer Platz an der Nordseite der Anrather Straße (s. Abb. 1, Nr. 1). Bereits an der Oberfläche findet sich dort viel steinernes Baumaterial. Möglicherweise stammt sogar das Fragment einer kleinen Säulentrommel aus Buntsandstein, das 2001 in einer mittelalterlichen Grube am Hanninxweg gefunden wurde, von diesem Platz. Außerdem wurde dort vor Jah-

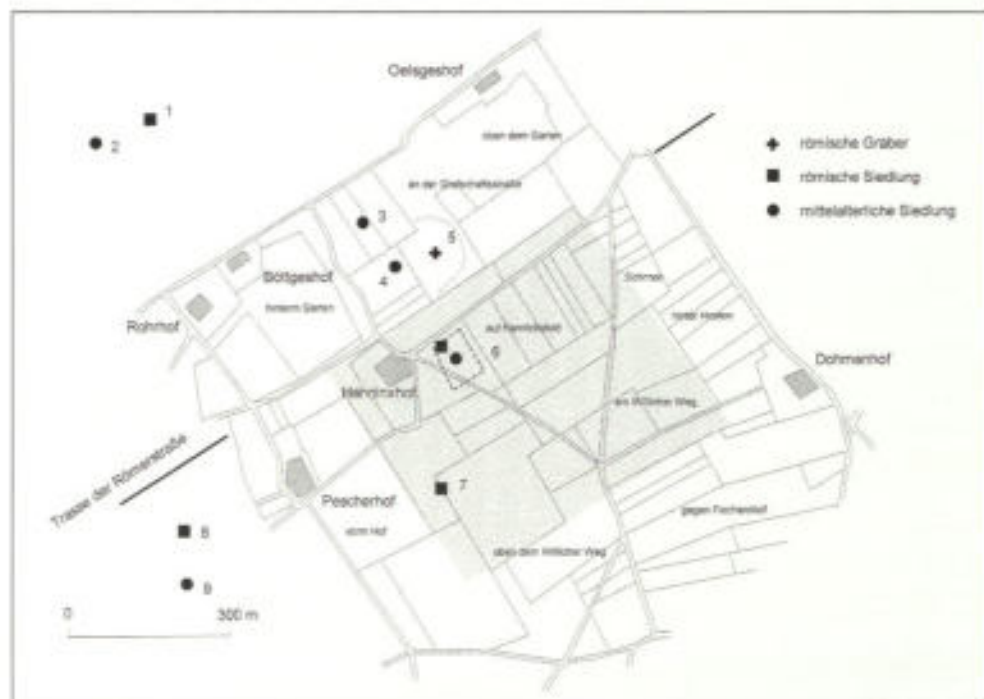


Abb. 1. Lage der Fundstellen im Urkataster von 1830; 1 große römische Villa mit Eisenhortfund, 2 hochmittelalterliche Wüstung, 3 Hof des 12. Jahrhunderts an der Anrather Straße (Grabung 1997/98), 4 hochmittelalterliche Grube, bei Bauarbeiten angeschnitten, 5 römisches Gräberfeld, 6 römischer und mittelalterlicher Hofplatz am Hanninxweg (Grabung 1999/2001), 7 römische Trümmerstelle, 8 römische Trümmerstelle, 9 mittelalterliche Wüstung; gerastert: mögliche hofnahe Kernflur des Hofes Fundstelle 6 nach den Grenzen des Urkatasters

ren ein Eisenhort angepflügt²⁹. Es handelt sich dabei um eine kleine Sammlung von Eisengerätschaften, die von den Villenbewohnern anscheinend in der Mitte des 3. Jahrhunderts bei Annäherung einer feindlichen Plündererschar in aller Eile vergraben worden war. Darunter befanden sich große Gegenstände, wie ein eiserner Radreifen, ein Reiterschwert oder eine Feldhacke, aber auch sehr kleine, wie ein Schlüssel und ein Schreibgriffel für Wachstäfelchen.

Obwohl die römischen Siedlungsstellen in Fischeln spätestens am Beginn des 4. Jahrhunderts endgültig aufgegeben wurden, sorgte die auch weiterhin militärisch genutzte Straße dafür, daß der Bereich nicht vollständig wüst fiel und von hohem Wald überwuchert wurde. Somit boten sich dort gute Möglichkeiten für die fränkische Neubesiedlung nach dem Zusammenbruch der römischen Grenzverteidigung in der Mitte des 5. Jahrhunderts. Tatsächlich fand sich auf einigen Äckern längs der Straße wie auch auf der Grabungsfläche am Hanninxweg ein dünner Scherbenschleier aus dem frühen Mittelalter. Mit Scherbenschleier ist eine leichte Streuung kleiner Scherben gemeint, die höchstwahrscheinlich mit dem Mist vom Hofplatz auf die Äcker gelangt ist und damit anzeigt, daß diese Flächen schon im frühen Mittelalter unter dem Pflug waren. Der zugehörige fränkische Hofplatz konnte allerdings noch nicht näher untersucht werden.

Mittelalterliche Funde

Freigelegt wurden dagegen zwei etwas jüngere mittelalterliche Hofplätze. Der eine lag nördlich der römischen Trasse an der Anrather Straße und war während des 12. Jahrhunderts besetzt (Grabung 1997/98, s. Abb. 1, Nr. 3). Der andere lag südlich der römischen Trasse am Hanninxweg und bestand von der Mitte des 10. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts (Grabung 2000/01, s. Abb. 1, Nr. 6). Abgesehen vom Altersunterschied waren beide Höfe auch sonst sehr unterschiedlich. Während der Hof an der Anrather Straße keine Nebengebäude besaß und damit zu den kleinsten Anwesen zählt, die bislang auf Krefelder Gebiet untersucht wurden, handelt es sich am Hanninxweg um eine ungewöhnlich große und stattliche Anlage. Deutlich wird dies schon, wenn man die Dielen der beiden Haupthäuser miteinander vergleicht. Als „Faustregel“ unter Zimmerleuten galt, daß man bei Verwendung der üblichen Balkenquerschnitte (bis 30 cm) eine Halle von maximal 9 m frei überspannen konnte. Die größte Dielenbreite des Hauses an der Anrather Straße betrug demgemäß „normale“ 7,10 m (s. Abb. 4), die des Hauses am Hanninxweg dagegen 10,50 m (s. Abb. 5), woraus folgt, daß dort ungewöhnlich starke Eichenbalken verwendet worden sein müssen. Daß dies so ist, zeigen auch die



Abb. 2. Die Grabungsflächen an der Anrather Straße 1997/1998

Abmessungen der sonst im näheren oder weiteren Umfeld freigelegten Häuser recht eindeutig. Im westlichen Westfalen liegen die Dielenbreiten häufig knapp unter 7 m (s. Abb. 6 und 7)³⁰. Aus der Kölner Börde sind die Grundrisse zweier größerer (einschiffiger) Bauernhäuser mit gebogenen Außenwänden publiziert, deren Breite in beiden Fällen bei ungefähr 7,30 m liegt⁴¹. Auf Krefelder Gebiet,

so in Oppum⁵¹ und in Traar⁶¹, bewegen sich die Hausbreiten zwischen 6 m und 8,30 m, allerdings mit zwei Ausnahmen. So erreichte das jüngste Haus in Oppum, ein Gebäude des 13. Jahrhunderts, doch 9 m und das letzte Haus in Traar, ein Gebäude des 11. Jahrhunderts sogar 9,70 m. Allerdings hat man diese Breite in Traar nicht ganz frei überspannt, sondern durch ein zusätzlich

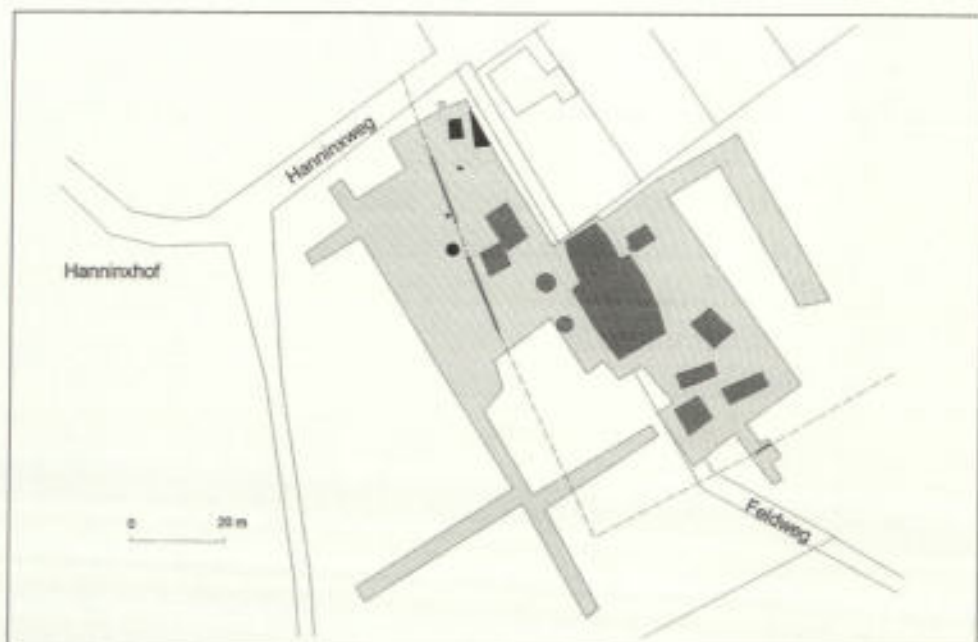


Abb. 3. Die Grabungsflächen am Hanninxweg 1999/2001. Die wichtigsten römischen Befunde (Brunnen, Nebengebäude-Ecke, Keller und Gräber) sind dunkel gerastert.

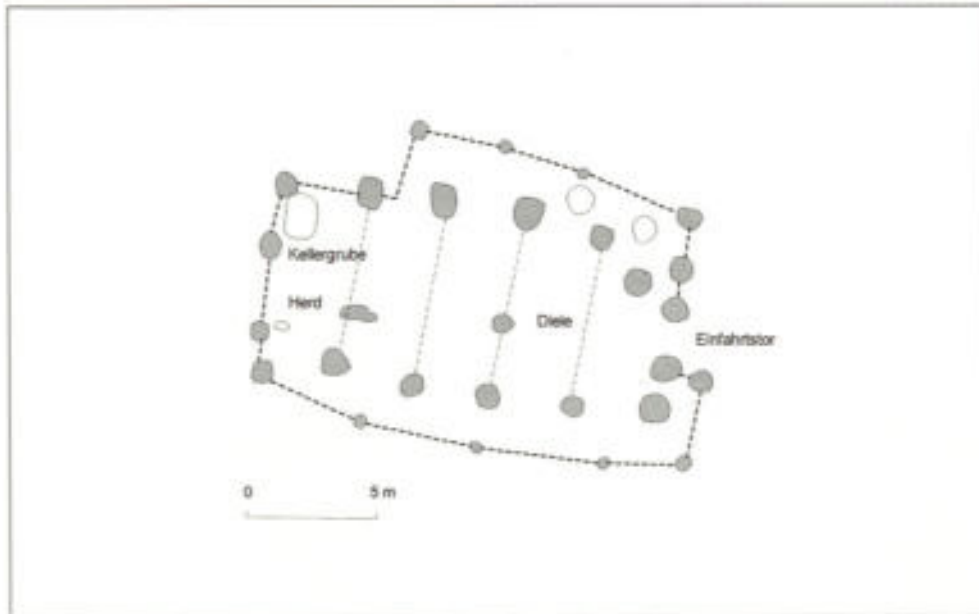


Abb. 4. Grundriß des Hallenhauses an der Anrather Straße (12. Jahrhundert)

eingezogenes Stützgerüst abgefangen (s. Abb. 8). Die ungewöhnlichen Abmessungen führten außerdem damals dazu, eine Verbindung zum späteren Haus Traar in Erwägung zu ziehen. Dennoch war der Hof in Traar weit bescheidener als der in Fischeln.

Der Hof am Hanninxweg zeigte im Vergleich eine sehr herausgehobene Ausstattung. Un-

ter den Nebengebäuden waren nicht nur die üblichen Vorrats- und Futterspeicher, sondern auch zwei Arbeitshäuser (s. Abb. 9, B und H). Das eine diente möglicherweise als Back- und Brauhaus (H), mindestens enthielt es aber eine Räucherel, und das andere war ein sogenanntes „genicium“, ein Arbeitshaus für Frauen⁷⁾, in dem wohl überwiegend gewebt wurde (B). Dieses Gebäude war als ein-

ziges auf dem Hofplatz vollständig aus Holz gebaut. Es besaß Wände aus senkrechten Holzbohlen (Stabbau), während an den anderen Gebäuden – soweit erkennbar – die Wände in der Regel mit Tafeln aus Lehmflechtwerk geschlossen waren. Das „genicium“ hatte man im rechten Winkel zum Haupthaus angeordnet und zwar so, daß der anscheinend überdachte Zugang unmittelbar einer Seitentür im Wohnteil des Haupthauses gegenüber lag. Die Funde zeigen allerdings, daß nicht nur im „genicium“, sondern auch im Haupthaus gewebt wurde, denn dort fanden sich ebenfalls Tongewichte zum Spannen von Kettfäden sowie die mutmaßliche Standspur eines stehenden Webstuhles (s. Abb. 10). Wahrscheinlich unterschied man zwischen der Verarbeitung von Flachs (Leinen), das wegen der benötigten Luftfeuchtigkeit im halb eingetieften „genicium“ verarbeitet wurde, und Wolle, die auch im normalen Wohnraum versponnen werden konnte.

Auf dem Boden des Arbeitshauses stand noch ein – zusammengedrückter – Kugeltopf. Möglicherweise enthielt er ursprünglich Wasser zum Anfeuchten der Finger beziehungsweise Fäden. Außerdem fand sich eine kleine Handmühle. Die geringe Größe und das Material (Sandstein) zeigen, daß es sich nicht um eine Getreidemühle gehandelt hat – dafür verwendete man größere Mühlen aus Basaltlava, von denen einige Bruchstücke im Haupthaus und in den Brunnen (s. Abb. 11) gefunden wurden –, sondern um eine Öl- oder Farbstoffmühle. Färberwaid und andere Farbstoffe benötigte man ebenfalls für die Herstellung hochwertiger Textilien⁸⁾.

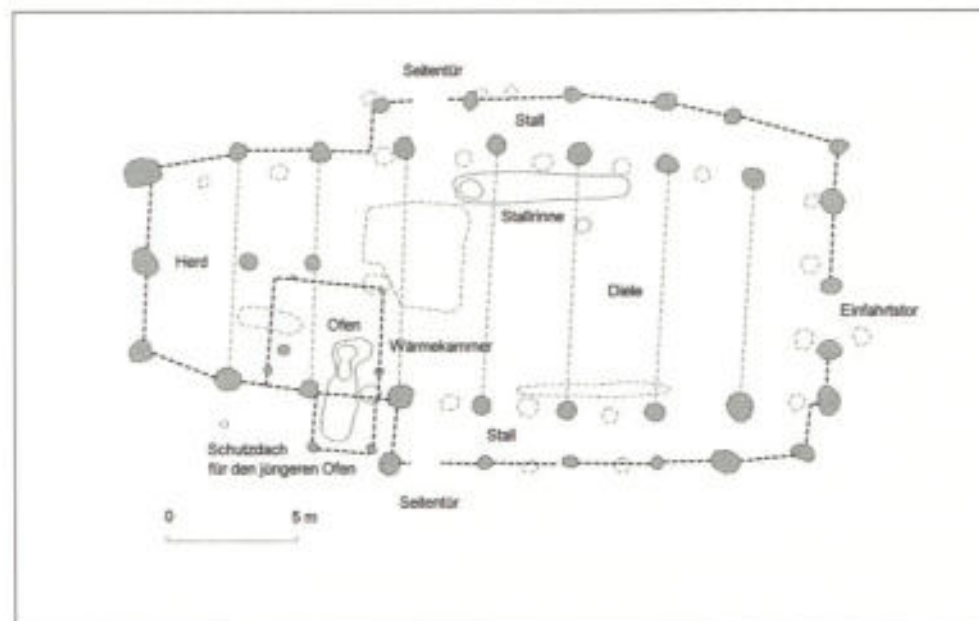


Abb. 5. Grundriß des Hallenhauses während der ersten Phase (10. Jahrhundert). Die Gebinde (durch Querbalken in Deckenhöhe verbundene Pfostenpaare) sind in dünner gestrichelter Linie angegeben.

Das Haupthaus des Hofes war nicht nur sehr groß, sondern überraschenderweise trotz seiner frühen Zeitstellung (um oder kurz nach der Mitte des 10. Jahrhunderts) bereits ein voll entwickeltes niederdeutsches Hallenhaus (s. Abb. 5). Das niederdeutsche Hallenhaus zeichnet sich dadurch aus, daß es – im Unterschied zu den älteren Bauernhäusern im germanischen Bereich – neben der zwischen Wohn- und Stallteil eingeschobenen Querdiele auch eine mit dem beladenen Erntewagen befahrbare Längsdiele besitzt⁹⁾. Zur Längsdiele gehört dementsprechend ein großes Einfahrtstor im Stallgiebel des Hauses. Technisch erreichte man die notwendige Verbreiterung des Innenraumes dadurch, daß man in Dielenlänge zu beiden Seiten sogenannte Abseiten (Seitenschiffe) anlegte. In diesen Abseiten wurden dann die Stallungen, Werk- und Lagerräume untergebracht, die früher im Mittelschiff des Hauses gelegen hatten. Bei späteren Hallenhäusern wurden die Abseiten meist auch auf den Wohnteil ausgedehnt. So hat zum Beispiel schon das etwas jüngere Haus an der Anrather Straße in Fischeln zur Wetterseite (Westen) hin auch am Wohnteil einen einseitigen Anbau (s. Abb. 4). Auf eine vollständige Umbauung verzichtete man dort jedoch, weil

zumindest eine hohe Außenwand für den Einbau ausreichend großer Fenster benötigt wurde. In Friesland gibt es heute noch zahlreiche Bauernhäuser mit „hohen Wänden“ im Wohnbereich, während man in Niedersachsen und Westfalen meist die Abseitenwände so weit anhub, daß auch sie problemlos mit Fenstern versehen werden konnten.

Die Entwicklung des Bautyps läßt sich an einem nur wenig älteren Haus aus dem westfälischen Telgte beispielhaft aufzeigen¹⁰⁾. Im 9. Jahrhundert wurde das Haus zunächst als traditionelles einschiffiges Bauernhaus mit geschlossenem Stallgiebel aufgeführt (s. Abb. 6). Die einzigen Auslagen bildeten zwei Eingangsvorläube, die man zu beiden Seiten der Querdiele angebracht hatte. Zu einem späteren Zeitpunkt erweiterte man das Haus dann jedoch in der Breite der Vorläube um längere Seitenschiffe und eine seitlich angefügte Webkammer beziehungsweise ein „genicium“ (s. Abb. 7). Anders als in Fischeln wurde das „genicium“ allerdings nicht freigestellt, sondern unmittelbar in die Konstruktion eingebunden. Außerdem errichtete man einen neuen Stallgiebel mit Einfahrtstor. Wegen des vorhandenen Dachwalmes mußte man dabei jedoch um ein Gebinde nach innen zurückspringen. Das Haus von Telgte deutet an, daß sich die bauliche Weiterentwicklung des einschiffigen Bauernhauses zum Hallenhaus in Westfalen etwas früher vollzog als am Niederrhein. Der Grund dafür lag möglicherweise in den großen Eingangsvorläuben, die dort bereits seit dem 6. Jahrhundert zum traditionellen Bestand gehörten und zweifellos konstruktiv eine Vorform der späteren Seitenschiffe bildeten.

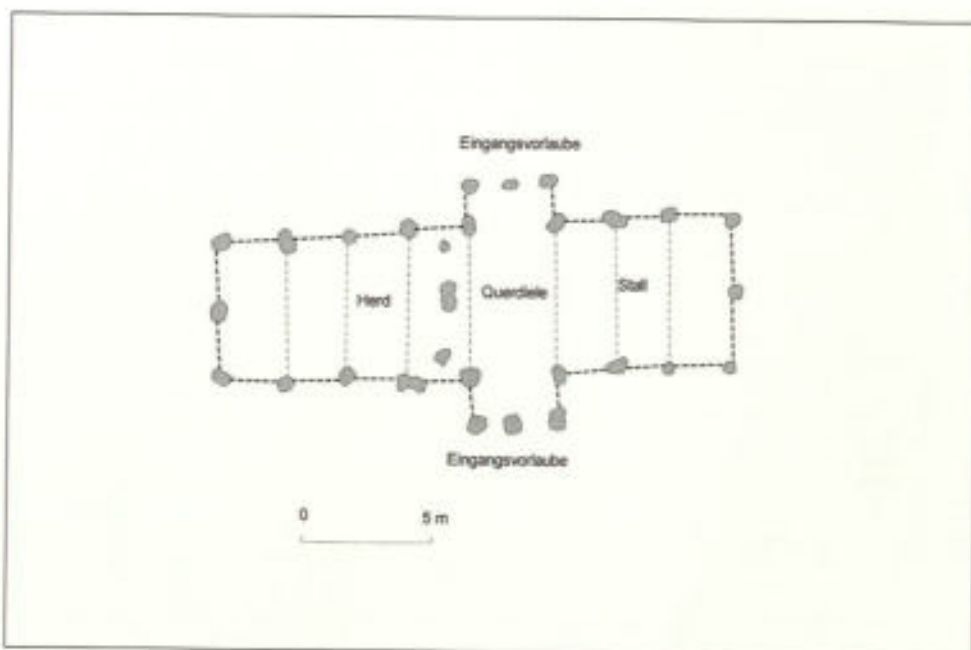


Abb. 6. Grundriß eines traditionellen Bauernhauses aus Telgte (9. Jahrhundert)

Boden oberhalb der Deckenbalken, sondern nur um den Boden über dem Wohnteil. Verschiedene Spuren, vor allem mehrere Stützpfeiler in der Mittelachse, weisen darauf hin, daß die Deckenbalken dort niedriger lagen als im Dielenbereich, so daß ein Kniestock oder – anders ausgedrückt – ein Lagerraum mit teilweise senkrechten Seitenwänden und entsprechend größerem Volumen entstand.

Eine Lagerung von Erntegut über dem Herdraum war deswegen günstig, weil der durch die Deckenbretter aufsteigende Rauch – es gab keinen Kamin – zur Konservierung und Schädlingsbekämpfung eingesetzt werden konnte. Daß man überhaupt größere Mengen von Erntegut – gemeint ist ungedroschenes Getreide – einzulagern suchte, ist ebenfalls eine Neuerung.

Ausgebildete Hallenhäuser mit großen Einfahrtstoren im Giebel sind unter dem jüngeren bis heute erhaltenen Hausbestand am mittleren Niederrhein eher selten. Auf der Kempener Platte gibt es sie noch mehrfach. Auf der Niederterrasse ist jedoch mit der Stadtgrenze von Krefeld ungefähr die Südgrenze des Hallenhauses erreicht. Ein einzelnes Hallenhaus findet sich noch unter dem Restbestand der Gelleper Höfe. Daneben haben sich gelegentlich niederrheinische Sonderformen des Hallenhauses erhalten, so beispielsweise in Fischeln (Hees 17, 17. Jahrhundert mit Teilerneuerungen des 18. Jahrhunderts) oder in Oppum (Hauptstraße 396, 17. Jahrhundert). Diese Häuser verfügen zwar immer noch über eine Längsdiele, die aber – wohl in Anlehnung an die Querdielehäuser des südlichen Niederrheins – nicht mit dem hohen Erntewagen, sondern nur mit der Handkarre befahren werden konnten¹¹⁾.

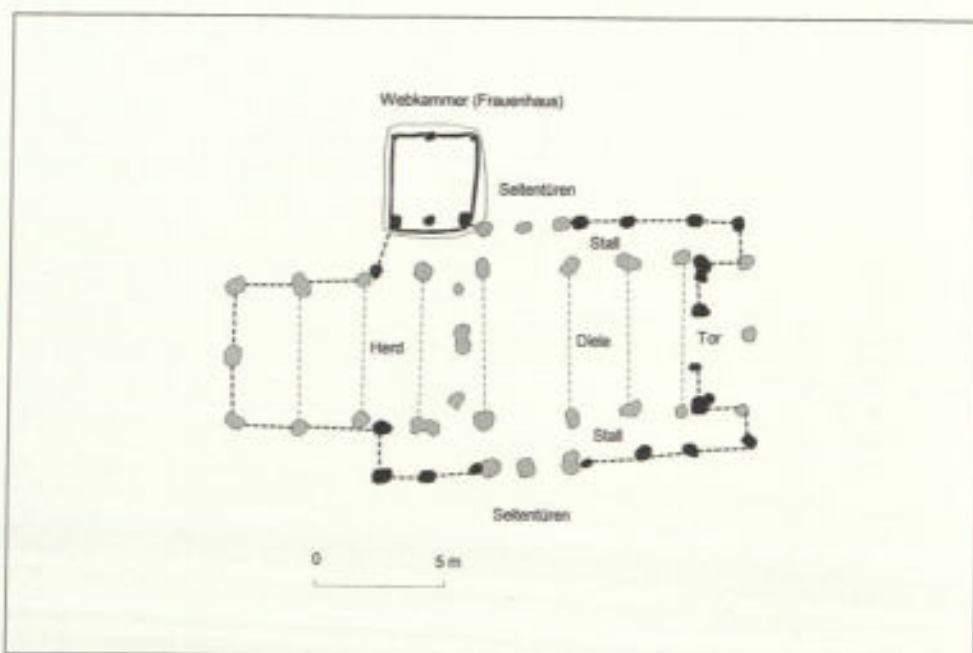


Abb. 7. Grundriß des Telgter Hauses (vgl. Abb. 8) nach dem Umbau zum Hallenhaus.

Weiter eng mit der befahrbaren Längsdiele verbunden ist die Einrichtung von zusätzlichem Lagerraum für das einzufahrende Erntegut. Im großen Haus am Hanninxweg handelte es sich dabei nicht um den ganzen

Normalerweise wurde nämlich das gesamte Getreide unmittelbar nach der Ernte ausgedroschen. Wenn man dagegen unge-droschenes Getreide einlagerte, dann bedeutete dies, daß die Produktion derart

gesteigert worden war, daß man einen Teil der Drusarbeiten in die winterliche Ruhezeit verlegen mußte. Im 12. und 13. Jahrhundert benötigte man eine Ausweitung der Anbauflächen, weil die jetzt wachsenden

Städte zusätzlich versorgt werden mußten. Im 10. Jahrhundert sind derartige Gründe noch nicht zu erkennen, doch wissen wir aus den karolingerzeitlichen Kapitularien und Urkunden, daß auch in größeren Grundherrschaffen schon früh das Bestreben darauf gerichtet war, wachsende Überschüsse zu erzielen.

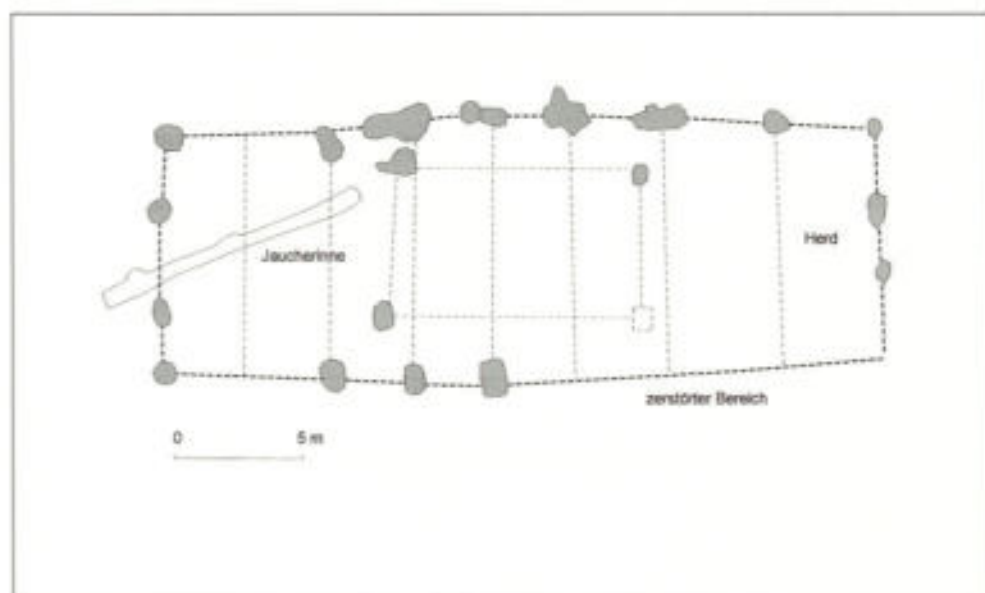


Abb. 8. Grundriß eines Haupthauses aus Traar (11. Jahrhundert). Das Haus war anscheinend abweichend konstruiert. Es besaß keine Seitenschiffe, dafür aber eine zusätzliche Stützkonstruktion für die Bundbalken. Vergleichbare Konstruktionen sind vereinzelt aus Drenthe (Niederlande) und dem nördlichen Münsterland bekannt.

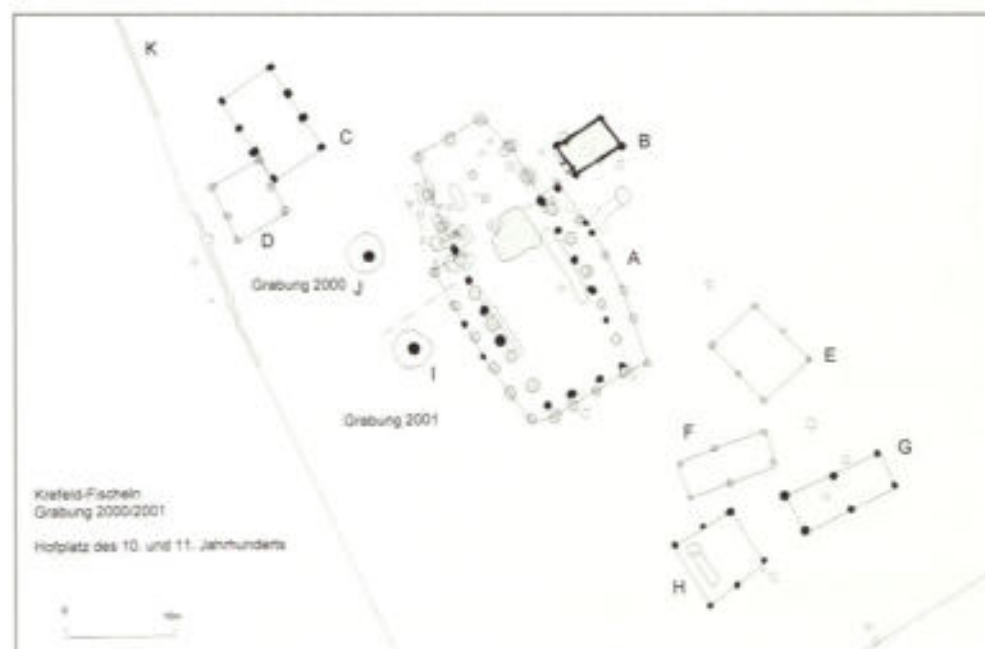


Abb. 9. Der Hofplatz des 10. und 11. Jahrhunderts. A Hallenhaus (Reparaturen der zweiten Phase dunkel gerastert), B Frauenarbeitshaus, C jüngerer Vorratsspeicher, D älterer Vorratsspeicher, E älteres Back- und Brauhaus (?), F älterer Futterspeicher, G jüngerer Futterspeicher, H jüngerer Back- und Brauhaus/Räucherei, I älterer Brunnen, J jüngerer Brunnen, K Hofzaun

Ein gutes Beispiel aus der engeren Nachbarschaft bietet der Werdener Fronhof Friemersheim. Die zugehörigen Hufen reichten bis in das nördliche Stadtgebiet von Krefeld. In einem Urbar vom Ende des 9. Jahrhunderts heißt es unter den Pflichten der Hörigen¹²⁾: „Weiter ist im Frühjahr auf Verlangen ein Tagwerk zu ackern (Bedemorgen). ... Von dem Bedemorgen muß die Frau Garben in fünf Haufen binden und diese Haufen sammeln und zusammensetzen. Dann soll sie sich vier Garben nehmen. Der Mann aber soll zwei Haufen in die Scheune des Herrenhofes (in horreum dominicum; dies kann auch der Söller im Haus sein) einbringen, die restlichen sollen vom Haupthof (a curte) besorgt werden“.

Demnach könnte es gut sein, daß ein Teil des im Haupthaus eingelagerten Getreides gar nicht von den Hofleuten selbst, sondern von abhängigen Hintersassen in der Umgebung geerntet worden ist. Schließlich waren auch die beiden Vorratsspeicher (für die Lagerung des ausgedroschenen Getreides und anderer Feldfrüchte, Gebäude C und D, Abb. 9) ungewöhnlich massiv gebaut und – vor allem der jüngere Speicher C – auch ungewöhnlich groß. Ein weiterer Hinweis auf die Verarbeitung von Abgaben oder die Zubereitung von Abgaben für einen übergeordneten auswärtigen Grundherren ist der Fund einer Räucherei im Nebengebäude H. Erwähnungen von geräucherten Schinken und Speckseiten nehmen unter den haltbaren Abgaben in den karolingerzeitlichen Urkunden breiten Raum ein¹³⁾. Auf einen derartigen Zweck weist die langgestreckte Form des Ofens und seine Eintiefung. Für das Mälzen, Bierbrauen und Backen legte man normalerweise kleinere ebenerdige Öfen an. Da im Gebäudeinneren noch reichlich Platz übrig war, könnten dort auch solche Einrichtungen untergebracht gewesen sein. In den Hofbeschreibungen der Zeit ist jedenfalls nur selten von Nebengebäuden die Rede, die als Räuchereien bezeichnet wurden, häufiger dagegen von Back- und Brauhäusern¹⁴⁾. Allerdings werden auch sie zunächst nur im Zusammenhang mit Klöstern, Burgen oder Herrenhöfen erwähnt. Eine verbreitete Erscheinung auf kleineren Höfen waren sie anscheinend erst seit dem 13. Jahrhundert.

Aber kehren wir zum Haupthaus zurück. Auch dort fanden sich Spuren von weiteren, für die Zeit ganz ungewöhnlichen Einrichtungen. Die auffälligste ist eine separate Kammer mit Fußbodenheizung. Da das Haus ungefähr 100 Jahre lang gestanden hat und in

dieser Zeit mehrfach umgebaut und teilerneuert wurde, ließen sich drei Ausbaustände der Wärmekammer nachweisen. In der ersten Phase gab es nur einen kleinen, unter den Fußboden eingetieften Ofen, der vom Inneren der Wärmekammer aus beschickt werden mußte. Anscheinend hatte er

außer der Beschickungsgrube einen hinteren Warmluft- oder Rauchaustritt, der nach oben möglicherweise durch eine hölzerne Bank abgeschirmt war (s. Abb. 12). In einer zweiten Phase wurde dieses, nicht sehr komfortable, System durch eine Außenheizung ersetzt. Ähnlich wie bei den römischen

Hypokaustheizungen lag der Ofen jetzt als Praefurnium unter einem kleinen Abdach im Freien (s. Abb. 13). Unter Fußbodenhöhe führte von dort aus ein Heizkanal in die Wärmekammer. Unklar bleibt dabei, wie die Warmluft vom Austritt des Kanals an weiter verteilt wurde. Seitenkanäle wurden nicht gefunden oder befanden sich so flach unter der Oberfläche, daß sie nicht erhalten blieben. Wahrscheinlich gab es aber gar keine weiteren Kanalverteiler, sondern einen insgesamt leicht angehobenen Bretterboden und darunter einen Hohlraum, in dem sich die Warmluft verteilen konnte. Auf eine solche Konstruktion deutet jedenfalls die Weiterentwicklung in der dritten Bauphase (s. Abb. 14). Als Abzug benötigte man dabei nicht unbedingt bis zum Dach aufsteigende Röhren oder Kamine, wie sie in römischen Bädern üblich waren, sondern konnte die Luft einfach durch die Bretterritzen entweichen lassen.

Man könnte im Falle eines Holzfußbodens natürlich die Feuersicherheit als problematisch ansehen, doch war es zum Beispiel in jüngeren Bauernhäusern lange üblich, das über dem Herdraum gelagerte Erntegut durch eine sogenannte Rauchbühne gegen Funkenflug abzusichern. Dabei handelt es sich auch nur um eine frei aufgehängte Tafel aus Holzbrettern. Sie verrußte zwar stark, fing jedoch kaum jemals wirklich Feuer. Im Unterschied zur Rauchbühne konnte man das Geschehen allerdings unterhalb eines Fußbodens nicht ständig im Auge haben, so daß in diesem Falle doch mit anderen Sicherungen, so zum Beispiel mit einer Abdeckung aus flachen Steinen, römischen Ziegeln oder Mahlstein-Fragmenten über dem Kanalaustritt, gearbeitet worden sein könnte. Zumindest Mahlstein-Fragmente wurden in den benachbarten Gruben in größerer Anzahl gefunden. Römische Ziegel waren zwar nur noch in kleineren Stücken vorhanden, damals jedoch aus den dicht benachbarten Trümmerstellen sicherlich auch in größeren Fragmenten oder als vollständige Exemplare leicht zu beschaffen. Auch zeigte der ausgeglühte Lehm Boden des Heizkanals seitlich deutliche Abdrücke einer herausgerissenen Wandverkleidung (s. Abb. 15).

In der dritten Phase wurde die Wärmekammer aus dem Wohnteil des Hauses in die frühere Querdiele verlegt. Auch hatte sie nun keinen Anschluß mehr an die Außenwand. Wenn es Fenster gab, so erhielten diese nur indirektes Licht. Der Grund für die Verlegung ist zweifellos in der veränderten Konstruktion zu suchen, denn jetzt hatte man in konsequenter Fortführung des einmal eingeschlagenen Weges die ganze Kammer unterkellert und den Heizofen in eine Kellerecke eingebaut (s. Abb. 10 und 14). Da der Keller nur halb eingetieft war, erstreckte sich die Kammer nun so weit nach oben, daß der Platz unter dem Lagerboden im Wohnteil nicht

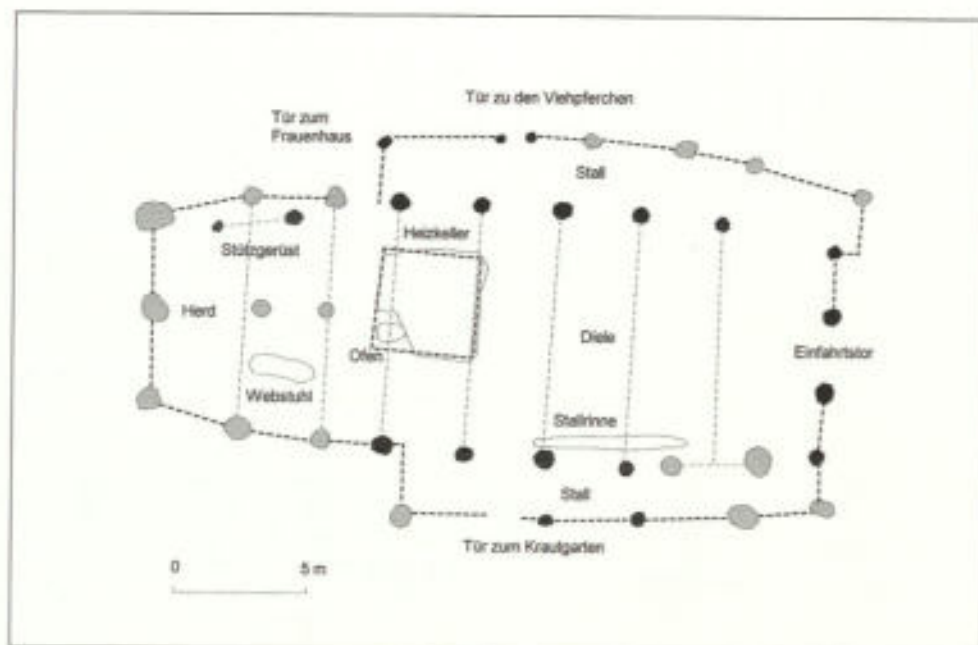


Abb. 10. Grundriß des Hallenhauses nach dem Umbau (11. Jahrhundert). Die erneuerten Pfosten sind dunkel gerastert.



Abb. 11. Blick in den unteren Teil des jüngeren mittelalterlichen Brunnens während der Freilegung. Das Brunnenrohr war aus dem Stamm einer mächtigen Eiche gefertigt worden.

mehr ausreichte und man in die höhere Diele ausweichen mußte. Da keine eingegrabenen Wandpfosten gefunden wurden, geht die Rekonstruktion davon aus, daß die oberen Kellerwände aus Erdsoden bestanden¹⁵⁾ und die Kammer selbst, wie das „genicium“, aus Holzbohlen gezimmert war.

Heizeinrichtungen dieser Art sind meines Wissens bislang aus hochmittelalterlichen Bauernhäusern in Deutschland noch nicht bekannt geworden¹⁶⁾. Im späteren Mittelalter begegnen sie gelegentlich in Bürgerhäusern, zuvor aber kennt man sie ausschließlich aus Klöstern sowie Pfalzen und Burgen¹⁷⁾. Auch dieser Befund unterstreicht demnach die herausgehobene Bedeutung des Hofes am Hannixweg in Fischeln.

Die Aufzählung der Besonderheiten ist damit aber noch nicht abgeschlossen. Hin und wieder finden sich an den Stallteilen mittelalterlicher Bauernhäuser Rinnen, mit deren Hilfe die anfallende Jauche nach außen abgeleitet werden sollte (beispielsweise in Traar, s. Abb. 8). In unserem Falle waren zwar auch Rinnen vorhanden, doch hatte man sie ganz anders angelegt. Sie dienten nicht einer Flüssigkeitsabführung nach draußen, sondern einer Versickerung nach unten. Ein solches System kann natürlich nur angewandt werden, wenn in erreichbarer Tiefe durchlässige Sande oder Kiese anstehen. Im archäologischen Befund kennt man derartige Anlagen bislang hauptsächlich aus den Reiterkasernen des römischen Militärs. So gab es zum Beispiel in Gellep und in Dormagen vergleichbare Anlagen. Anders als im Falle der Ablaufrinnen zeigen die Versickerungsgruben sehr genau, wo jeweils das Vieh gestanden hat. Im einzelnen fanden sich unterschiedliche Rinnen (s. Abb. 5 und 10). An der Ostseite war die Rinne ziemlich tief und breit. Außerdem gab es dort an der Sohle noch einmal einen tiefer führenden kreisrunden Versickerungsschacht. In der Rinne lagen verbrannte Hölzer, darunter eine lange Bohle, die zur Abdeckung gehört haben könnte. Die Rinne an der Westseite war wesentlich schmaler, wenn auch kaum flacher. Es könnte sein, daß die breitere Rinne den Pferdestall anzeigt, zumal sie den römischen Stallrinnen näher kommt als die schmalere Anlage auf der Gegenseite. Andererseits wurde die breite Rinne an der Ostseite offenbar bereits vor Siedlungsende nach einem Brand zugefüllt (Ende Periode I), so daß nicht ausgeschlossen werden kann, daß die Unterschiede bei den Stallrinnen keine technischen Ursachen hatten, sondern lediglich auf eine zeitliche Abfolge zurückzuführen sind.

Zeichnen wir nun kurz ein Gesamtbild der Hofanlage (s. Abb. 16). Insgesamt wurden acht Gebäude und zwei Brunnen freigelegt. Diese verteilen sich auf zwei Bauphasen (s. Abb. 9). In der ersten Phase standen – wegen des besseren Feuerschutzes – nord-

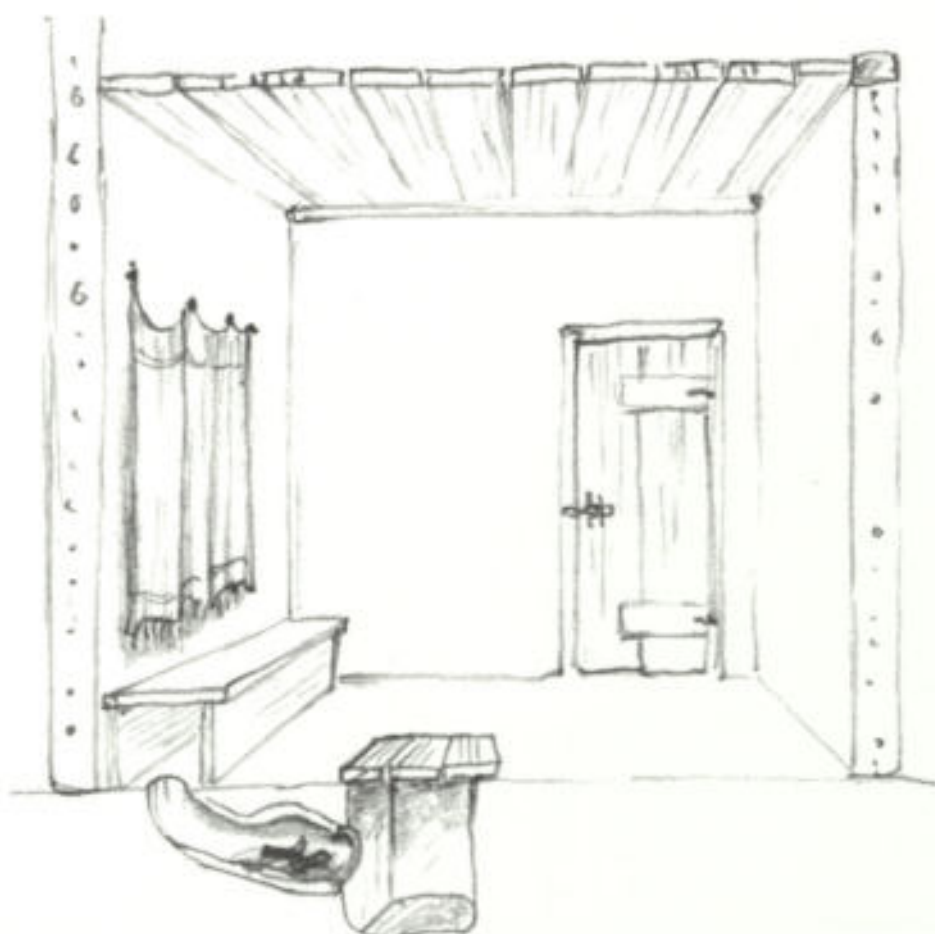


Abb. 12. Rekonstruktionsvorschlag für die erste Phase des Heizsystems. Der kleine Unterflurofen wird von der Wärmekammer aus beschickt. Die Warmluft streicht unter eine Bank.



Abb. 13. Rekonstruktionsvorschlag für die zweite Phase des Heizsystems. Der Heizofen wird nach außen verlegt und die Warmluft über einen Kanal in die Wärmekammer geleitet. Der Boden ist insgesamt angehoben.



Abb. 14. Rekonstruktionsvorschlag für die dritte Phase des Heizsystems. Die aus Holzbohlen gefertigte Wärmekammer liegt jetzt über einem halbtiefen, mit Rasensoden-Wänden seitlich aufgehängten Heizkeller in der Diele.



Abb. 15. Blick auf den verbrannten Boden des Heizkanals mit Abdrücken der entfernten Seitenbefestigung

westlich vom Haupthaus der Sechspfosten-speicher D, dann südlich der leichter ge- baute Futterspeicher F und das Gebäude E. Letzteres ähnelt in der Größe dem jüngeren Bau H und könnte deswegen ebenfalls ein Back- und Brauhaus gewesen sein. Eindeu- tige Spuren gab es jedoch nicht. Das einge- tiefte Arbeitshaus B ist nur einphasig. Mit Si- cherheit hat es in der zweiten Phase ge- standen. Ob es wegen seiner besonders soliden Bauweise länger erhalten blieb als die übrigen Nebengebäude oder tatsächlich erst später erbaut wurde, ließ sich nicht mit Sicherheit klären. Weiter zur ersten Phase gehören der Brunnen I und natürlich als zen- trales Gebäude das Hallenhaus (graue Pfo- sten). Außerdem wurden Teile des aus Flechtwerk errichteten Hofzaunes K festge- stellt. Sein Verlauf deutet an, daß – wie zu er- warten – größere Teile des Hofareales unbe- baut gewesen sind. Schließlich brauchte man geschützte Flächen für den Krautgar- ten, der wahrscheinlich an der Südwestseite des Hallenhauses gelegen hat, dann die of- fenen Viehpferche, die, den Spuren vor der Stalltür nach zu urteilen, vermutlich an der Ostseite zu suchen sind, und schließlich den Baumgarten. Er dürfte als Wetterschutz der Nordseite vorgelagert gewesen sein. Daß diese Teile jeweils zu einem größeren Hof gehörten, ist in den Schriftquellen der Karo- lingerzeit gut bezeugt¹⁸⁾. Direkte Beweise dafür liefern auch die Pflanzenfunde aus den Brunnen. Allerdings steht eine entspre- chende Untersuchung der Proben noch aus¹⁹⁾.

Im Hallenhaus ging das Ende der ersten Bauphase mit einem Brand zusammen, der aber anscheinend nicht das ganze Haus in Mitleidenschaft zog, sondern nur den Die- len- und Stallteil im Süden. Ein derartiger Brandverlauf ist ungewöhnlich, da zum einen ein brennendes Holzgebäude damals kaum zu löschen war, und zum zweiten (Schadens-)Brände meist nicht auf der Diele, son- dern im Urkreis der Feuerstellen auszubre- chen pflegten. Anzunehmen ist daher wohl ein starker, vielleicht mit winterlichem Regen oder Schnee verbundener Nordwestwind am Brandtage und als Brandursache eine be- wegliche Feuerstelle auf der Diele. Zumin- dest für die zusätzliche Feuerstelle spricht auch die Fundverteilung der Keramik im Haus, denn nach dem Brand hat man offen- bar viel zerbrochenes Geschirr in die östliche Stallrinne geräumt. Die Zusammensetzung der Scherben zeigt (s. Abb. 17), daß dort nicht einfach Abfall aus der Küche entsorgt worden ist – richtige Kochtöpfe sind kaum vertreten –, sondern überwiegend Trink- und Eßgeschirr vorliegt, das unmittelbar im Die- lenbereich zu Bruch gegangen ist. Wahr- scheinlich nutzte man die Diele – hauptsäch- lich im Winter – auch zu festlichen Gelagen oder Versammlungen. Dazu gehörten dann natürlich auch zusätzliche, nach Gebrauch wieder abräumbare Feuerstellen.

Nach dem Brand wurde der südliche Teil des Hauses fast vollständig erneuert. Dabei ver schmälerte man die mittlere Dielenbreite auf 9,50 m (s. Abb. 10). Einer der Gründe könnte darin gelegen haben, daß die für eine größere Spannweite erforderlichen Holzstär-

ken nicht mehr zur Verfügung standen. Möglicherweise wollte man aber auch nur eine sicherere Konstruktion. Vergrößert gegenüber der ersten Phase wurde nur das Einfahrtstor im Stallgiebel, und zwar von rund 2,5 m auf 3 m (von Pfosten grubenmitte zu Pfosten-

grubenmitte gemessen). Daß zu unterschiedlichen Zeitpunkten auch die Mehrzahl der Hauptgebindepfosten im Wohnteil des Hauses ausgebessert wurden, zeigen zum einen die stark vergrabenen Pfosten gruben – beim Auswechseln benötigte man seitlichen Bewegungsspielraum – und in einem Falle auch die Spur eines Abfanggerüsts (vor dem ersten Gebindepfosten im Nordosten, s. Abb. 10). Offenbar waren dort Schäden aufgetreten, weil man es versäumt hatte, eine rechtzeitige Auswech selung vorzunehmen. Normalerweise geht man bei mittelalterlichen Pfostenbauten auch nur von einer Lebensdauer bis zu maximal 60 Jahren aus (30 Jahren in vorgeschichtlicher Zeit wegen der geringeren Pfostenstärken und schlechteren Verzim mern im Aufgehenden), so daß die hier angenommene Zeitspanne von rund 100 Jahren für den Hofplatz die Möglichkeiten aufs äußerste beansprucht. Andererseits lassen die Funde aber auch für eine kürzere Lebensdauer nur wenig Spielraum.

Von Bedeutung ist hier ein Vergleich mit den Keramikfunden vom Husterknupp, einer frühmittelalterlichen Burganlage am Rande der Erft²⁰. Dort wurden die Reste eines hölzernen Gebäudes gefunden, das dendrochronologisch (Ermittlung des Fäljjahres mit Hilfe der Jahresringfolge) auf das Jahr 964 datiert werden konnte. Da das Bauholz im allgemeinen frisch verarbeitet wurde, bedeutet dies, daß das Haus spätestens im folgenden Jahr 965 errichtet worden sein wird. Die auf dem Husterknupp im Anschluß an das Haus gefundene Keramik stimmt nun weitgehend mit der aus der Bauphase I in Fischeln überein, allerdings mit dem Unterschied, daß in Fischeln sogar noch etwas altertümlichere Waren vorkommen, darunter Reste von zwei Vorratsgefäßen spätkarolingischer Form (Badorfer Reliefband-Amphoren) und weich gebrannter Pingsdorfer Krüge. Andererseits zeigt aber das weitgehende Fehlen der ansonsten im Krefelder Raum recht verbreiteten Duisburger Ware²¹, daß der Hofplatz in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts weiter bestanden hat, beweist zum einen der Fund eines halben Silberpfennigs, den der Kölner Erzbischof Pilgrim unter Konrad II. prägen ließ (1027 – 1036), und zum zweiten die in der zweiten Phase der Siedlung teilweise veränderte Keramik. Es handelt sich dabei um jüngere Pingsdorfer Becher und Kugeltöpfe mit Domrändern, die auf dem Husterknupp anscheinend erst nach der Mitte des 11. Jahrhunderts vermehrt auftreten. Andererseits fehlen noch die im späteren 11. Jahrhundert auftretenden geradlinigen Bemalungen auf den Pingsdorfer Gefäßen, so daß der Hofplatz vor dieser Zeit aufgelassen worden sein muß. Das Ende brachte wiederum ein großer Brand, ein Brand, der diesmal allerdings das ganze Haus vernichtete. Immerhin scheint man aber noch einen großen Teil des

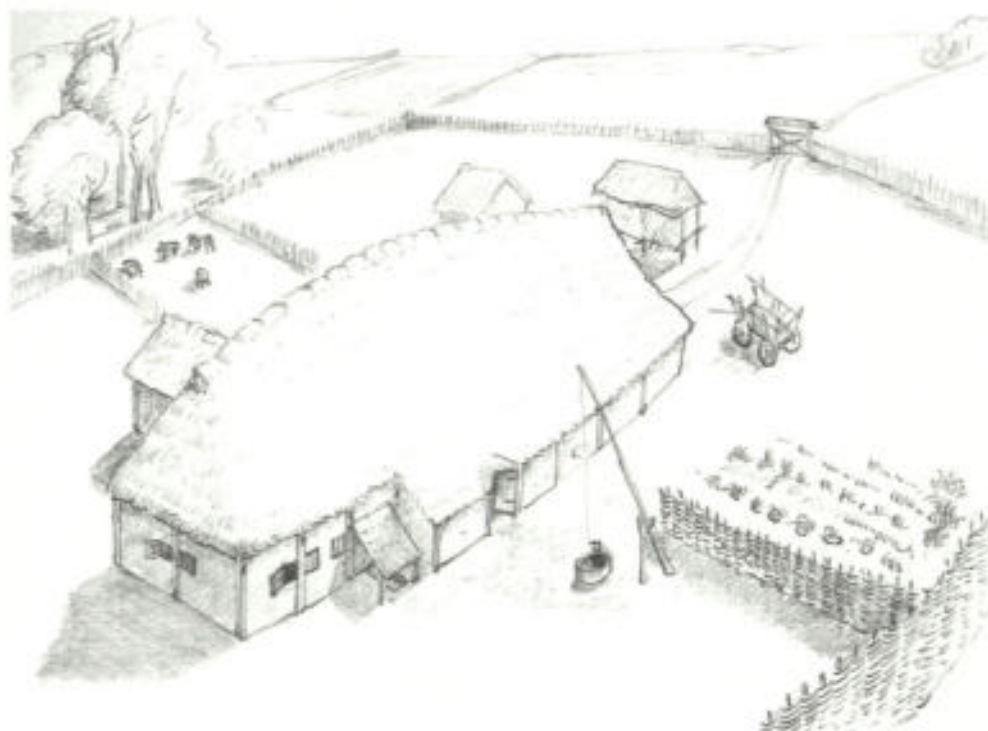


Abb. 16. Die Hofanlage am Hanninxweg in Fischeln; Rekonstruktionsversuch

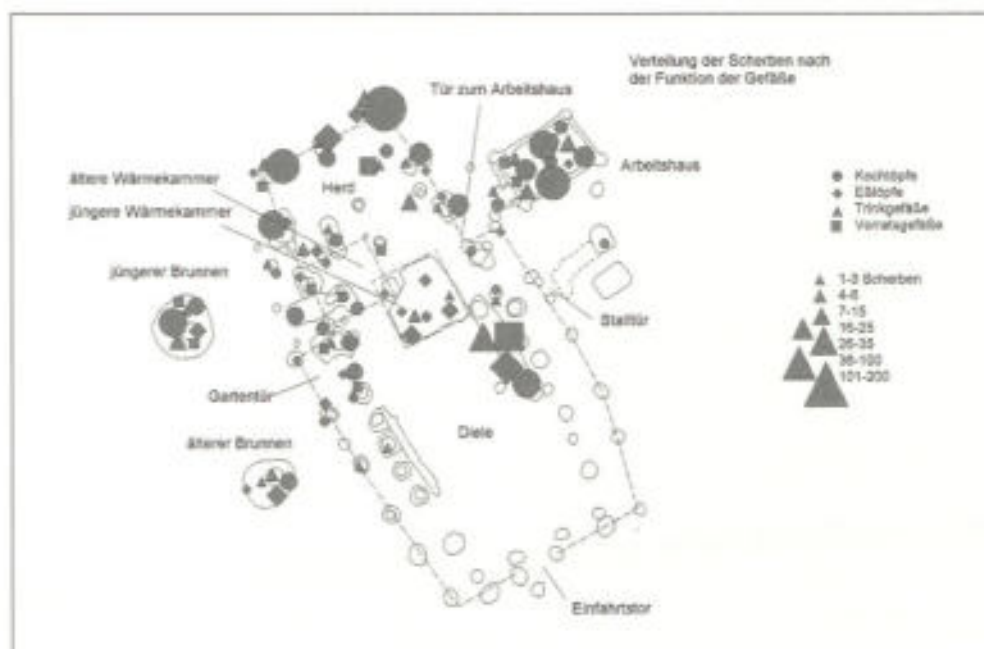


Abb. 17. Die Verteilung der Gefäßscherben im Bereich des Hallenhauses

Hausrates rechtzeitig in Sicherheit gebracht zu haben, denn unter den Funden waren nur wenige Gegenstände aus Metall. Hervorzuheben sind hier ein Bronzebeschlag vom Pferdegeschirr, eine bronzene Fibel (Gewandspange) mit Durchbruchwerk und Email-Einlage sowie zwei eiserne Pfeilspitzen. Die Hauptmasse der Funde bestand aber aus Keramikscherben. Insgesamt wurden 1127 Scherben gezählt. Die besseren Waren aus den Vorgebirgstöpfereien machen darunter immerhin mehr als ein Drittel aus (s. Abb. 17).

Alles dies weist demnach darauf hin, daß wir in dem Hof am Hanninxweg eine für die engere Region bedeutende Anlage vor uns haben. Allerdings geben die archäologischen Quellen keine unmittelbare Auskunft über die Rechtsstellung und die Eigentumsverhältnisse der Hofleute. Wir wissen nicht, ob es Freie oder Ministeriale eines auswärtigen Grundherren gewesen sind. Alle Anzeichen sprechen aber wohl dafür, daß wir hier den Oberhof eines größeren Hofesverbandes vor uns haben. Mit der Errichtungszeit – um oder kurz nach der Mitte des 10. Jahrhunderts – kommen wir zudem in zeitliche Nähe zur bekannten Urkunde von 943²²⁾. Es geht darin um eine Schenkung an das dem Bistum Utrecht gehörende Kloster Odilienberg an der Maas. Zu dieser Schenkung gehörten ein Hof im Dorf Weiler (heute wüst, in der Nähe des Weilerhofes in Bösinghoven), eine Kirche im Gutsbezirk Bockum (wohl Lützelbockum, heute ebenfalls wüst bei Ossum), ferner die Hälfte der Kirche im Dorf Fischeln („in villa fisculo“) sowie 25 Diensthufen („mansu serviciales“) mit 190 Hörigen. Aus der Teilung des Kirchenpatronates geht hervor, daß es damals in Fischeln wenigstens zwei größere Grundherren gegeben hat. Einer der Haupthöfe – nämlich der Verschenkte – lag jedoch nicht in Fischeln selbst, sondern in Weiler (Bösinghoven). Da unser Haupthof nicht allzulange nach Ausstellung der Urkunde neu angelegt worden ist, könnte man vermuten, daß hier ein Zusammenhang bestanden hat. Der ursprüngliche Hofesverband könnte durch den neuen Eigentümer, das Kloster Odilienberg, geteilt und die in Fischeln gelegenen Diensthufen mit einem neuen Haupthof versehen worden sein. Sicher läßt sich dies natürlich nicht sagen. Schließlich könnte der Hof am Hanninxweg auch mit der anderen Patronatshälfte verbunden gewesen sein. Wegen seiner herausragenden Ausstattung liegt es aber natürlich nahe, ihn wenigstens mit einer der beiden 943 genannten Patronatshälften zu verbinden.

Die Identität der anderen Patronatshälfte ist noch nicht zufriedenstellend geklärt. Im späten Mittelalter gab es in Fischeln auch einen Fronhof der Kölner Kirche (im 15. Jahrhundert Hontgeshof in Steinrath)²³⁾. Er könnte mit der zweiten Hälfte des Patronats verbunden gewesen sein, falls er soweit zurückreicht. Dies ist jedoch nicht sicher zu be-

legen²⁴⁾. Ferner gab es noch lange freie Bauern in Fischeln, darunter das unweit nördlich vom Hanninxhof gelegene, später geteilte Plattengut (Röttges und Raer, vgl. Abb. 1)²⁵⁾. Eine Zugehörigkeit zu diesen Freien Höfen ist in unserem Falle allerdings wohl weniger wahrscheinlich.

Nach der Urkunde von 943 gibt es eine größere Lücke in der Überlieferung, so daß es schwierig ist, auf diesem Wege Genaueres über die mögliche spätere Entwicklung des Hofes in Erfahrung zu bringen. Die Lage des Hofes in der Feldflur, wie sie das Urkataster festgehalten hat, nämlich zwischen Hanninxhof und Hanninxfeld²⁶⁾, läßt es möglich erscheinen, daß der Hofplatz im 11. Jahrhundert lediglich an die Stelle des späteren Hanninxhofes verlegt worden ist und damit eine unmittelbare Kontinuität vor Ort gegeben wäre. Allerdings hieße dies wohl auch, daß die Bedeutung des Hofes nach dem 11. Jahrhundert – durch erneute Besitzerwechsel, Verkäufe oder Teilungen – um einiges gemindert wurde, so daß der Hof nicht, wie man aus den Anfängen im 10. Jahrhundert eigentlich hätte erwarten können, später in einen befestigten Adelssitz umgewandelt wurde. Alternativ zum Hanninxhof käme daher vielleicht auch eine Verlegung an die einzige benachbarte wüste Burgstelle in Betracht, den nicht sehr weit südwestlich gelegenen Jonker.

Anmerkungen

¹⁾ Grabung Museum Burg Linn. Eine ausführlichere Fundvorlage bringt C. Bridger, Die römische Besiedlung der Kempener Lehmplatte, Bonner Jb. 194, 1994, 132 – 134 mit Abb. 10 u. 11.

²⁾ C. Reichmann, in: R. Feinendegen u. H. Vogt, Krefeld – Die Geschichte der Stadt, Bd. 1 (1998), 142 mit Abb. 29; C. Bridger, Bonner Jb. 194, 1994, 130 f. mit Abb. 9.

³⁾ C. Reichmann, Ländliche Siedlungen der Eisenzeit und des Mittelalters in Westfalen, *Offa* 39, 1982, 163 – 182; ders., Ländlicher Hausbau in Niederdeutschland zur Zeit der salischen Kaiser, in: H. W. Böhme (Hrsg.), Siedlungen und Landesausbau zur Salierzeit, Teil 1 (Sigmaringen 1991), 277 ff. Unter den acht Grundrissen von Teigte bewegte sich die Breite zwischen 5,50 m im 7. und 7 m im 11. Jahrhundert.

⁴⁾ Häuser aus dem Braunkohlgebiet: Niederzier-Lich/Steinstraß 7,30 m, Desdorf, Gemeinde Eisdorf; 7,30 m; W. Schweltnus, Mittelalterliche Wüstungen im Rheinischen Braunkohlgebiet, in: Dörfer und Städte, Ausgrabungen im Rheinland 85/86 (Bonn 1987), 113 – 130, hier Abb. 75 u. 76.

⁵⁾ C. Reichmann, Ausgrabungen in Alt-Opum in: Die Heimat 57, 1986, 151–160; ders., Krefeld-Opum, in: Dörfer und Städte, Rheinische Ausgrabungen 85/86 (Bonn 1987) 161–175.

⁶⁾ C. Reichmann, Eine mittelalterliche Hofstelle in Krefeld-Traar, *Archäologie im Rheinland* 1992 (Köln/Bonn 1993), 131 – 133; ders., in: R. Feinendegen u. H. Vogt (Hrsg.), Krefeld – Die Geschichte der Stadt, Bd. 1 (Krefeld 1998), 270 ff. mit Abb. 114.

⁷⁾ Vgl. H. Dölling, Haus und Hof in westgermanischen Volksrechten (Münster 1958), 12 (Lex Salica) u. 31 (Lex

Alamannorum); auch im *Capitulare de villis* (s. u.) wird „genicium“ als entsprechender Fachterminus verwendet.

⁸⁾ In § 43 des *Capitulare de villis*, der karolingischen Verordnung über die Führung der Krongüter und Reichshöfe, von 795 heißt es: „Unseren Frauenarbeitshäusern (genicia) soll man, wie verordnet, zu rechter Zeit Material liefern, also Flachs, Wolle, Waid, Scharlach, Krapp, Wollkämme, Kardendisteln, Seife, Fett, Gefäße und die übrigen kleinen Dinge (minutia), die dort benötigt werden.“; Übersetzung nach G. Franz, Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes im Mittelalter (Darmstadt 1974), 51.

⁹⁾ J. Schepers, Das Bauernhaus Nordwestdeutschlands (Münster 1943), Verbreitungskarte: Karte 1; ders., Haus und Hof westfälischer Bauern (Münster 1960); A. Zippe, Das Bauernhaus am unteren Niederrhein (Wuppertal 1957); C. Reichmann, Zur Entstehungsgeschichte des Niederdeutschen Hallenhauses, *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 29, 1984, 31 – 64.

¹⁰⁾ Vgl. Reichmann o. Anm. 3, Abb. 13.1.

¹¹⁾ Der Haustyp läßt sich schon im 15. Jahrhundert nachweisen, wie ein im Freilichtmuseum Kommern wiederaufgebautes Haus aus Mönchengladbach belegt; G. Eitzen, Niederdeutsche Bauernhäuser vom 15. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts (Köln, Bonn 1981).

¹²⁾ Übersetzung nach Franz o. Anm. 8, 113; vgl. auch: Keussen, *Urkundenbuch der Stadt Krefeld*, Bd. 1 (1938), Nr. 7.

¹³⁾ Zum Beispiel *Brevium Exempla MG. LL. Cap. I Nr. 128*, Inventar des Hofes Staffelsee (Oberbayern) und fünf verschiedener Herrenhöfe in Nordfrankreich um 800. Beispielsweise „de lario baccones XX, pariter cum minutia“ (20 Speckseiten, ebenso viele Würste) oder „de censu ... lartum de praeterito anno baccones X, novo baccones CC cum minucia et unctis“ (für die Abgabe ... 10 Speckseiten aus dem vergangenen Jahr, 200 neue Speckseiten mit Würsten und Schmalz). Vgl. R. Schneider, *Kapitularen* (Göttingen 1968), 68 ff. Gerade die letzte Angabe zeigt deutlich, daß die zur Abgabe bestimmten Speck- oder Schinkenseiten für längere Zeiträume haltbar gemacht worden sein müssen.

¹⁴⁾ Dölling o. Anm. 7, in der Übersichtstabelle im Anhang fehlen entsprechende Bauten noch für die Zeit vor 1200 mit Ausnahme von England: 58 odne mit cyline (Dreschplatz mit Dame), aste (Dörrhaus) und Backhaus (ofn). Für den zur Abtei Prüm in der Eifel gehörenden Hof Rommersheim gibt es eine Beschreibung von 822 und dazu eine Ergänzung aus dem Jahre 1222 (Franz o. Anm. 8, 90 ff.). In der Urfassung fehlt das Back- und Brauhaus, in der Ergänzung wird es aufgeführt als „cambam vulgariter appellamus (zu deutsch) bahchus et bruhus“. Auf den im *Capitulare* von 795 behandelten Krongütern werden dagegen bereits Backhäuser als „pistrina“ aufgeführt (Franz o. Anm. 8, 51), ebenso im karolingischen Klosterplan von St. Gallen (K. Hecht, *Der St. Galler Klosterplan* (Wiesbaden 1997) 148, Abb. 61). Eingetragen sind sowohl eine Bäckerei als auch ein Brauhaus und sogar eine Dame als jeweils eigene Gebäude. Auch in den nordfranzösischen Herrenhöfen der *Exempla* (Schneider o. Anm. 12) werden Backhäuser (pistrina) in vier von fünf Fällen aufgeführt.

¹⁵⁾ In der oberen Kellerfüllung wurden Reste einer umgestürzten mutmaßlichen Sodenmauer gefunden.

¹⁶⁾ Vgl. Von der Feuerstelle zum Kachelofen – Heizanlagen und Ofenkeraamik vom Mittelalter bis zur Neuzeit, *Stralsunder Beiträge zur Archäologie, Geschichte, Kunst und Volkskunde in Vorpommern*, Bd. III/Kolloquiumsbeiträge 1999 (Stralsund 2001); E. Ring, *Heißluftheizungen im Harzgebiet*, *Harz-Zeitschrift*, 37, 1985, 37 – 48, hier 46.

¹⁷⁾ Zum Beispiel in einem steinernen Burghaus aus dem 9. Jahrhundert in Betegem: D. Barz, *Das feste Haus, ein früher Bautyp der Adelsburg, Burgen und Schlösser* 1993/1, 10 – 24.

¹⁸⁾ Ziemlich detailliert sind hier das *Capitulare de villis* so-

wie die bereits erwähnten Hofbeschreibungen aus Nordfrankreich: Sie erwähnen nicht nur die innerhalb der Einzäunungen gelegenen Kraut- und Baumgärten, sondern zählen auch die vorgefundenen Pflanzen und Bäume genau auf. Ein Beispiel: im Garten: „Frauenminze, Minze, Liebstöckel, Sellerie, Runkelrübe, Lilie, Stabwurz, Rainfarn, Salbei, Pfefferkraut, Katzenminze, Säberwein, Muskatellerkraut, Heliotrop, Kräuseminze, vittonicam?, acrimonia?, Malve, Eibisch, Kohl, Kerbel, Koriander, Porree, Zwiebel, Scharlotten, Schnittlauch, Knoblauch“. Im Baumgarten: „verschiedene Birnen- und Apfelsorten, Mispeln, Pflirsche, Walnußbäume, Pflaumen, Haselnüsse, Maulbeeräume, Quitten und Kirschen“. Vgl. Schneider o. Anm. 13, 75.

¹⁸⁾ Zahlreiche aus Oppum stammende Proben wurden seinerzeit durch Herrn Dr. Knörzer (Neuss) botanisch untersucht. Aus dem Krautgarten ließen sich nachweisen: Amarant, Kohl, Erbse, Bohnenkraut und Ackersenf, ferner fand sich aus der französischen Liste Katzenminze, die auch als regionales „Wildkraut“ gilt. Unter den Obstsorten waren Erdbeere, Himbeere, Brombeere, Süßkirsche, Apfel, Walnuß, Haselnuß sowie Atlich und Holunder. K. H.

Knörzer, Landwirtschaft und Vegetation eines mittelalterlichen Dorfes bei Krefeld-Oppum, in *Bonner Jb.* 190, 1990, 403 - 420.

²⁰⁾ R. Friedrich, *Mittelalterliche Keramik aus rheinischen Motten in: Rhein. Ausgrabungen*, Bd. 44 (Köln/Bonn 1998), 15 ff. (Periode I).

²¹⁾ A. Kluge-Pinsker, *Die Entwicklung der Keramikproduktion in Duisburg im 9. und 10. Jahrhundert* (ungedruckte Diss. 1988); G. Tromnau, *Die mittelalterliche Töpferei im Averdunk-Zentrum in der Innenstadt Duisburgs*, in: *Duisburg und der untere Niederrhein. Führer z. arch. Denkmälern in Deutschland*, 21 (Stuttgart 1990), 193 - 195; ders., *Eine mittelalterliche Töpferwerkstatt in Duisburgs Innenstadt*, in: *Ausgrabungen im Rheinland*, 81/82 (Bonn 1983), 198 - 200. Duisburger Ware fand sich zum Beispiel in größerem Umfange auf einem Hofplatz in Traar, an der Alde Kerk in Linn und in den Höfen am Oppumer Oberend. Auch stellte J. Giesler diese Ware unter den Funden von Vennikel in besonderer Weise heraus. J. Giesler, *Die frühgeschichtlichen Siedlungen von Vennikel und Stratum*, in: *die Heimat* 50, Krefeld 1979, 13 - 34, hier Abb. 3, 15 - 17.

²²⁾ G. Rothhoff, *Das Mittelalter*, in: R. Feinendegen u. H. Vogt (Hrsg.), *Krefeld - Die Geschichte der Stadt*, Bd. 1 (Krefeld 1998), 302 ff.

²³⁾ Rothhoff, o. Anm. 22, 445.

²⁴⁾ Die Fischelner Pfarrkirche St. Clemens wurde 1966 durch G. Binding archäologisch untersucht (G. Binding, in: *Bonner Jb.* 167, 1967, 369 - 373). Zwar bringt Binding die älteste Bauphase mit der Urkunde von 943 in Verbindung, doch stellt er richtigerweise zunächst nur fest, daß die Kirche damals schon stand, nicht aber - wie später meist hineininterpretiert wurde -, daß die Kirche damals erbaut worden sei. Die archäologischen Funde deuten vielmehr an, daß die Kirche mindestens bis in karolingische Zeit zurückgeht. Vgl. Reichmann o. Anm. 2, 281 f.

²⁵⁾ Rothhoff, o. Anm. 22, 446 f.

²⁶⁾ Die gesamte Feldflur in diesem Bereich, südwestlich des Fischelner Ortskernes, wird in der sogenannten Tranchot-Karte aus dem frühen 19. Jahrhundert als *Holler* beziehungsweise *Hulter Feld* bezeichnet.

39 Jahre Archäologin und Museumsdirektorin in Krefeld

von Renate Pirling

Am 1. September 1955, einem kühlen und unfreundlichen Tag, brachte mich der damalige Direktor des Rheinischen Landesmuseums, Professor Dr. Böhner, mit dem Dienstwagen von Bonn nach Krefeld auf die Burg Linn, nachdem ich zuvor einen Werkvertrag für sechs Monate mit dem Landschaftsverband Rheinland unterzeichnet hatte. Ich sollte die von Albert Steeger seit 1934 in Gellep aufgedeckten römischen und fränkischen Grabfunde katalogmäßig aufnehmen und für die Publikation durch den Ausgräber vorbereiten. Ein am Rheinischen Landesmuseum tätiger Kollege und schwäbischer Landsmann sagte damals: „Hoffentlich geht's Ihnen nicht so wie mir, ich bin auch mit einem Vertrag für sechs Monate ins Rheinland gekommen - und daraus sind 30 Jahre geworden“. Daß mir derartiges widerfahren könnte, hielt ich damals für völlig ausgeschlossen.

Nach der Promotion in München im März 1955 gab es ein kurzes Intermezzo in Passau als wissenschaftliche Hilfskraft bei der Ausgrabung eines römischen Kastells. Danach sollte ich die Leitung eines kleinen Heimatmuseums in Nördlingen im Ries übernehmen. Aber kurz ehe ich dort meinen Dienst hätte antreten können, brannte das Ge-

bäude, ein wunderschönes altes Fachwerkhäus, durch Brandstiftung bis auf die Grundmauern nieder. Mein Doktorvater erklärte mir nach dieser Katastrophe, es gäbe da in Krefeld die Möglichkeit einer Beschäftigung und er rate mir dringend, dieses Angebot anzunehmen, denn ein anderes sei nicht in Sicht.

So ging ich also nach Krefeld, zunächst ohne große Begeisterung. Albert Steeger war gleichfalls alles andere als begeistert. Er wollte gar keinen wissenschaftlichen Mitarbeiter haben. Ich wurde ihm vom Direktor des Rheinischen Landesmuseums und dem Kulturdezernenten des Landschaftsverbandes regelrecht aufgezwungen, die beide bezweifelten, daß Steeger die Publikation des immensen Fundmaterials aus rund 1200 römischen und fränkischen Gräbern neben seiner Tätigkeit als Museumsleiter allein bewältigen konnte - er war ja immerhin schon über 70 Jahre alt. Trotz dieser nicht günstigen Voraussetzungen habe ich mich mit Albert Steeger von Anfang an gut verstanden. Er hat mich nie spüren lassen, daß ich gegen seinen Willen angestellt worden war.

Allerdings waren die äußeren Umstände meiner Tätigkeit alles andere als angenehm. Was man sich heute kaum mehr vorstellen

kann: Ich wohnte in der ehemaligen Zehntscheune der Burg in einem Zimmer ohne fließendes Wasser und Zentralheizung und ich verdiente 450,- DM im Monat. Mein Arbeitsraum befand sich in dem in ein Museum verwandelten Bunker, der damals noch ungeheizt war. Der Winter kam früh und war sehr streng, die Wasserleitung froh häufig ein, und es gab in dem mir zugewiesenen Raum nur einen alten Kanonenofen, der meist nicht so richtig brennen wollte und greulich rauchte. Der Arbeiter, der mit dem Heizen beauftragt war, tröstete mich dann immer: „Fräulein Doktor, morjen klappt dat“. Es klappte aber am nächsten Tag meistens auch nicht. Trotz solcher Widrigkeiten, von denen es viele gab, war, nach mehrmaliger Verlängerung des Werkvertrages, im Frühjahr 1958 meine Aufgabe beendet. Ich hatte alle Funde aus 1198 Gräbern, die Steeger ausgegraben hatte, katalogisiert. Ihre Publikation wäre jetzt seine Sache gewesen, sie sollte die Krönung seines Lebenswerkes sein. Man kann es nur als tragisch bezeichnen, daß er aus dem Leben gerissen wurde, ehe er mit der Arbeit beginnen konnte.

Ich war gerade in Heidelberg, um über eine Stelle am dortigen Kurpfälzischen Museum zu verhandeln, die mir angeboten worden



Abb. 1. Die junge Ausgräberin bei der Aufdeckung des 1206. Grabes; 1959



Abb. 2. Die erfahrene Archäologin mit Helfern im 5555. Grab; 1989

war, als mich die Nachricht von Steegers plötzlichem Tod erreichte. Ich fuhr sofort nach Linn zurück, allerdings zunächst keineswegs in der Absicht, dort zu bleiben und auf Heidelberg zu verzichten. Das tat ich erst einige Monate später, als mir von Professor Dr. Böhner die Aufgabe übertragen worden war, die von Steeger ausgegrabenen, für die archäologische Forschung in vieler Hinsicht bedeutenden Grabfunde selbständig zu bearbeiten und unter meinem Namen zu publizieren.

Inzwischen war die Stelle des Museumsleiters ausgeschrieben worden. Ich hatte mich natürlich nicht beworben, ich dachte im Traum nicht daran, auch nur die geringste Chance zu haben. Beworben hatten sich 36 Männer, darunter mehrere landesweit bekannte Persönlichkeiten. Die Stadt tat sich aber sehr schwer, daraus einen geeigneten auszuwählen, und die Sache zog sich in die Länge. Da außer mir niemand da war, hielt ich so recht und schlecht den Betrieb des Museums aufrecht. Ich hatte von Verwaltung nicht die geringste Ahnung, und sie gehörte auch nicht zu Albert Steegers stärksten Seiten. Es war für mich so gut wie unmöglich, mich in seinen Akten zurechtzufinden, was zu ständigen Auseinandersetzungen mit dem Kulturredirektor und mit anderen städtischen Ämtern führte. Um mir in dieser verzweifelten Situation ein Erfolgserlebnis zu verschaffen, faßte ich den folgenschweren Entschluß, die Ausgrabungen auf den Gelleper Gräber-

feldern weiterzuführen. Zu einer Grabung braucht man aber zunächst einmal Geld, und natürlich war im städtischen Etat für diesen Zweck keines vorhanden. Ich begab mich also nach Bonn, zum „Staatlichen Vertrauensmann für Bodenaltertümer“, damals Professor Dr. von Petrikovits, und bat ihn um die entsprechenden Mittel. Der war aber von dem Plan einer weiteren Grabung auf den Gelleper Gräberfeldern gar nicht angetan. Er meinte, dort wäre doch nicht mehr viel zu erwarten, die Grenze der Belegung im wesentlichen erreicht. Es war dies eine Meinung, die Steeger verbreitet hatte und der man allgemein Glauben schenkte. Ich bin sicher, daß er selbst daran nicht glaubte. Er war aber ein Mann, der sich nicht gerne in die Karten sehen ließ, vermutlich wollte er die Kollegen und die Öffentlichkeit eines Tages mit neuen, Aufsehen erregenden Funden überraschen. Da ich die einzige war, die seine Grabungspläne kannte, wußte ich, daß von einem Ende der Belegung gar keine Rede sein konnte. Trotz seiner Bedenken bewilligte mir Professor von Petrikovits 10.000,- DM, wahrscheinlich vor allem um zu erreichen, daß ich zufrieden abzog.

Die Summe kam mir großartig vor. Heute würde sie kaum für eine Woche ausreichen, damals konnte ich eine sechswöchige Grabung bequem damit finanzieren. Sie dauerte vom 20. Juli bis zum 1. September 1959 und verlief ganz ungewöhnlich erfolgreich. Mit einer Mannschaft aus vier Studenten und drei

städtischen Arbeitern förderten wir 50 römische und fränkische Gräber zutage, darunter eine ganze Reihe sehr reich ausgestatteter. Gleich in den ersten Tagen wurde ein spätrömisches Grab des 4. Jahrhunderts aufgedeckt, das neben zahlreichen Tongefäßen fünf Gläser von ungewöhnlicher Qualität enthielt. Eines davon, eine Schale aus hauchdünnem Glas mit eingeritzter figürlicher Verzierung, den Gott Bacchus mit zwei Gestalten aus seinem Gefolge darstellend, ist bis heute das schönste und kostbarste Stück unserer inzwischen international bedeutenden Sammlung antiker Gläser.

Weniger Erfolg zeitigten zunächst die Bemühungen der Stadtverwaltung, aus der großen Schar der Bewerber um die Stelle des Museumsdirektors den Richtigen auszuwählen. Jedenfalls ging das ganze Jahr 1959 ins Land, ohne daß eine Entscheidung getroffen wurde. So blieb mir nichts anderes übrig, als neben meiner eigentlichen Aufgabe, der Vorbereitung der Publikation der Steegerschen Grabungsergebnisse, und außer meiner eigenen Grabung und deren Auswertung die Leitung des Museums Burg Linn weiterzuführen, so gut ich das eben konnte. Immerhin hatte die Stadt Krefeld großzügigerweise mein monatliches Gehalt auf 800,- DM erhöht.

Im Frühjahr 1960 war es dann soweit, daß man sich auf einen Kandidaten geeinigt hatte, es war ein Mitarbeiter des Rheinischen



Abb. 3. Landesdirektor Udo Klaus überreicht Dr. Renate Pirling die Urkunde über die Verleihung des Albert-Steeger-Stipendiums; 1961



Abb. 4. Dr. Renate Pirling übergibt Professor Dr. Karl Rembert den ersten Sonderdruck der Publikation über das Gelleper Fürstengrab; 1965

Landesmuseums. Er hatte bereits alle Ausschüsse passiert, es fehlte nur noch die Bestätigung durch den Stadtrat, was im allgemeinen eine reine Formsache ist. Ende März teilte er mir telefonisch mit, daß er die Stelle bekommen habe und sie im Juli oder August antreten werde.

Ich begann daraufhin, meine Fühler wieder nach Süden auszustrecken. Die Stelle in Heidelberg war inzwischen anderweitig besetzt worden, aber ein Angebot des Hessischen Landesmuseums in Darmstadt lag vor. Ich zögerte aber noch, es anzunehmen, denn ich wollte auf alle Fälle die Publikation der Steegerschen Grabungen fertigstellen, was von Darmstadt aus schwierig gewesen wäre. Außerdem lag mir die Fortführung meiner eigenen, mit so viel Fingerschick begonnenen Grabung am Herzen.

Zu meinem größten Erstaunen erhielt ich Ende April einen Anruf von einem Dr. Simon, dem damaligen Vorsitzenden der Krefelder FDP, den ich bis dahin nicht persönlich gekannt hatte. Er bat mich, am nächsten Tag in die Geschäftsstelle seiner Partei zu kom-

men, er wolle mit mir über die Besetzung des Direktorpostens in Linn sprechen. Das erschien mir sehr seltsam, da die Entscheidung ja bereits gefallen war. Noch mehr staunte ich, von Dr. Simon zu hören, die FDP sei entschlossen, bei der im Mai stattfindenden Stadtratsitzung gegen meinen Bonner Kollegen zu stimmen. Die Gründe hierfür kenne ich bis heute nicht. Dr. Simon fragte mich, ob ich die Stelle nicht haben wolle. Wenn ja, dann solle ich schleunigst eine schriftliche Bewerbung einreichen. Versprechen könne er nichts, aber seine Partei werde sicher für mich stimmen, und er werde versuchen, die SPD gleichfalls dazu zu bringen. Nach seiner Meinung stünden die Chancen nicht schlecht. Ich geriet ob dieser gänzlich unerwarteten Wendung der Dinge völlig durcheinander und wußte zunächst nicht, was ich tun sollte. Nach einer schlaflosen Nacht entschloß ich mich dazu, mich zu bewerben, allerdings ohne die geringste Hoffnung, die Stelle zu bekommen.

Mitte Mai fand die entscheidende Sitzung des Stadtrates statt, und wie von Dr. Simon

angekündigt, wurde die Wahl des Bonner Kollegen nicht bestätigt. Kurz darauf ergab sich eine gänzlich veränderte Situation. Die CDU erkor einen neuen Bewerber, und zwar einen sehr prominenten, der nun als 37. ins Rennen geschickt wurde. Es war Hugo Borger, der in Krefeld geboren und zur Schule gegangen und inzwischen im ganzen Rheinland bekannt war. Zwischen ihm und mir sollte die Entscheidung fallen. Im Juni fand eine Abstimmung statt – erstaunlicherweise blieben FDP und SPD unbeeindruckt von Borgers großem Renommee auf meiner Seite, jeder von uns beiden erhielt die gleiche Anzahl der Stimmen. Borger zog daraufhin seine Bewerbung zurück. Die meine blieb bestehen, und am 8. November wurde ich auf einer Sitzung des Kulturausschusses mit sechs zu fünf Stimmen gewählt. Nun mußte dies aber noch vom Stadtrat bestätigt werden.

Die Reaktion auf meine Wahl in der Presse und in der Öffentlichkeit war heftig und fast ausschließlich negativ. Das ist nicht erstaunlich, ich hatte ja ungefähr alle Fehler, die man bei der Übernahme einer solchen Position

am Niederrhein vom damaligen Standpunkt aus haben konnte: Ich war eine Frau, noch sehr jung, kam aus Süddeutschland und war nicht katholisch. Meine Wahl war eine einzige Provokation, und mir ist bis heute nicht klar, was Dr. Simon damals bewogen hat, sie mit beträchtlicher Mühe durchzusetzen.

Aber zunächst einmal fehlte noch die endgültige Bestätigung. Sie sollte im Februar 1961 erfolgen. Dr. Simon war es lange gelungen, die SPD bei der Stange zu halten, aber allmählich bröckelte die Solidarität, und es machten sich bei mehreren Mitgliedern große Bedenken breit, vor allem wohl unter dem Eindruck etlicher in der Krefelder Presse erschienener Leserbriefe stadtbekannter Persönlichkeiten, die sich vehement gegen meine Wahl ausgesprochen hatten. Kurz vor der entscheidenden Sitzung, an einem Aschermittwoch, erschien abends in meiner Wohnung in der Zehntscheune ein städtischer Beigeordneter, der von seiner Partei, der SPD, auserkoren und mit dem Auftrag zu mir geschickt worden war, mich zur Zurücknahme meiner Bewerbung zu bewegen. Zwei Stunden lang versuchte er dies vergeblich. So wurde ich schließlich am 20. Februar mit der denkbar knappsten Mehrheit von einer Stimme endgültig gewählt.

Noch eine gefährliche Klippe war zu umschiffen, als die übliche sechsmonatige Probezeit abgelaufen war. Im Oktober wurde vom zuständigen Ausschuß, wieder nur mit einer Stimme Mehrheit, beschlossen, mich fest anzustellen.

Daß unter diesen Umständen mein Anfang als offiziell bestellte Museumsleiterin alles andere als einfach war, läßt sich leicht ausmalen. Ich stieß allenthalben auf Ablehnung. Diese negative Stimmung hielt aber nicht sehr lange an. Im Dezember 1961 verlieh der Landschaftsverband mir zu meiner großen Freude das Albert-Steeger-Stipendium. Zu Hilfe kam mir dann vor allem das ungewöhnliche Finderglück bei den Grabungen in Gellep, das 1962 in der Aufdeckung des fränkischen Fürstengrabes gipfelte, einem der reichsten und interessantesten Grabfunde der Merowingerzeit in Mitteleuropa. Der vergoldete Helm des „Herrn von Gellep“, vermutlich einer der Gefolgsleute des Frankenkönigs Chlodwig, bildet seither eine der Hauptattraktionen des Museums und ist zu einer Art Markenzeichen geworden.

Mit der Entdeckung des Fürstengrabes erschien auch die Geschichte Gelleps in fränkischer Zeit mit einem Schlag in einem ganz neuen Licht – dies um so mehr, als wir in den Jahren 1964 und 1965 noch fünf weitere Gräber von außergewöhnlichen Ausmaßen entdeckten, die zwar alle antik beraubt waren, die aber, nach ihrer Anlage und nach Resten der einstigen Ausstattung zu schließen, Angehörigen einer fürstlichen Familie zuzuordnen sind. Durch die Grabungserfolge wurde mein Ansehen gewaltig gehoben, und vor allem wurde der Kampf um Geld und Planstellen, der mich mein ganzes Berufsleben begleitet hat, mit einem Schlag leichter. Hatte ich bis dahin außer zwei Hilfsarbeitern, die dem Rentenalter schon sehr nahe waren, und außer Steegers altem Mitarbeiter Hein-

rich Busch, der eigentlich Elektriker war, aber im Museum als Mädchen für alles fungierte, von den Aufsehern abgesehen kein Personal, so bekam ich jetzt eine Planstelle für einen Restaurator. Ein wissenschaftlicher Mitarbeiter folgte, sodann ein Verwalter, ein Zeichner, ein Grabungstechniker und schließlich sogar eine Sekretärin.

Mein erster großer Ankauf waren vier flämische Gobelins für den oberen Rittersaal, ohne die man sich diesen gar nicht mehr vorstellen kann. Ich konnte sie bei einem Kunsthändler in den Niederlanden für insgesamt 20 000 Gulden erwerben.

Nach und nach wurden die dringendsten baulichen Veränderungen vorgenommen. Kaum jemand kann sich heute noch daran erinnern, daß der Bunker als häßlicher Betonklotz dastand, es gab keine Heizung, auch nicht in der Burg, im Winter blieb das Museum geschlossen, und im Frühjahr waren die Räume bis in den Mai hinein eiskalt. Es war ein gewaltiger Fortschritt, als der Bunker mit Klinkern verkleidet und, ebenso wie später die Burg, mit einer Heizung versehen wurde.

Besonders wichtig war der Ausbau des oberen Geschosses im ehemaligen Bunker, weil wir damit in die Lage versetzt wurden, Wechselausstellungen zu veranstalten, die für einen lebendigen Museumsbetrieb unverzichtbar sind. Seit 1966 fanden solche Ausstellungen mit Themen aus der Volkskunde, der Ethnologie, Archäologie und Geschichte statt. Freilich konnten es nur kleinere und relativ bescheidene sein, da sowohl die Räume als auch die zur Verfügung stehenden Mittel sehr beschränkt waren. Erstaunlicherweise erwiesen sich gerade die Ausstellungen, die fremden, oft nur wenig bekannten Ländern und Kulturen gewidmet waren, als besonders publikumswirksam: Die Nabatäer (1978), Die letzten Beduinen in Jordanien (1987), Ausgrabungsfunde aus Tadschikistan, Schliemanns Troia (beide 1991), Bernstein – der Stolz der Zaren (1992).

Zu einer großen Hilfe bei der Museumsarbeit wurde ein 1976 auf Initiative der Ratsherrin Dr. Helgard van Hüllen gegründeter und von ihrer Nachfolgerin, Christiane Brüggemann, bis heute tatkräftig geleiteter Förderverein. Zwar hatten wir nicht das Glück, daß ihm Mäzene angehörten, die das Museum mit Millionenspenden bedachten, aber es konnten doch wertvolle Museumsstücke angeschafft werden. Noch wichtiger war die wirkungsvolle Unterstützung in der Öffentlichkeit bei vielen Kämpfen, die wir mit der Verwaltung auszufechten hatten.

Innerhalb des Fördervereins gibt es eine ganz besonders aktive Gruppe, die sich 1980 gebildet hat. Erstaunlicherweise hat sie in den langen Jahren nichts von ihrem Elan verloren. Rund 20 Damen und Herren ma-



Abb. 5. Die Museumsdirektorin mit Restaurator Joachim Hamacher und ihrem Stellvertreter Dr. Christoph Reichmann im neugestalteten Museum; 1966

chen ehrenamtliche Führungen von Gruppen und Schulklassen, und einige Spezialisten führen allsonntäglich unsere mechanischen Musikinstrumente vor. Wahrscheinlich kann nur ein Museumsleiter ermesen, welche enorme Hilfe ein solcher Einsatz freiwilliger Helfer bedeutet.

Der Bau eines Vortragssaales 1982 sollte eigentlich nur Teil eines umfassenden Ausbaus sein. Von einem Architektenteam waren großartige Pläne für einen repräsentativen Museumsausbau erstellt worden, der alle Raumbedürfnisse und alle Wünsche befriedigt hätte. Vorgesehen war genügend Ausstellungsfläche für die durch Grabungen von Jahr zu Jahr anwachsenden archäologischen Funde, für eine Darstellung der Geschichte der Stadt Krefeld, für die umfangreichen und bedeutenden volkskundlichen Sammlungen, die Präsentation der Geschichte der wichtigsten linksniederrheinischen Städte, die Geschichte der Burg Linn und anderer niederrheinischer Burgen – außer den dringend benötigten Räumen für Büros, Bibliothek, Werkstätten und Magazine. Vor allem aber waren großzügige Räume für wechselnde Ausstellungen geplant. Mir schwebte vor, international bedeutende kulturgeschichtliche Ausstellungen nach Krefeld zu holen, wie sie etwa das Pelizaeus-Museum in Hildesheim mit großartigem Erfolg veranstaltet.

Die Pläne sahen dies alles vor – sie hatten nur einen Fehler: Sie wurden nicht verwirklicht. Wir mußten immer wieder zurückstehen: Zuerst wurde das Kaiser Wilhelm Museum erweitert, das Deutsche Textilmuseum gebaut, das Haus Esters erworben, und die Volkshochschule erhielt einen Neubau. Als wir schließlich an der Reihe gewesen wären, hatte die Stadt kein Geld mehr.

Meine Lieblingsidee, ein Café-Restaurant auf dem massiven flachen Dach des Museumsbunkers mit prächtigem Blick auf die Burg Linn und ihr Umland, die ich anfangs verfolgt hatte, mußte ich schon bald aufgeben. Wo ich sie auch vorbrachte, war ich auf Ablehnung gestoßen.

1985/86 kam statt der „Großen Lösung“ eine minimale zur Ausführung: Eine Eingangshalle und einige zusätzliche Magazine wurden errichtet, meine Mitarbeiter und ich erhielten Büros, die von vornherein nicht ausreichten, und eine Bibliothek, die viel zu klein war. Auch einige weitere Ausstellungs-

räume waren entstanden, aber auch sie genügten unseren Bedürfnissen in keiner Weise.

Einen erfreulichen Fortschritt stellte der 1982 erfolgte Umbau der Scheune des Winkmannshofes zu einem modernen Vortragssaal dar.

Im Juli 1993 war in Gellep das 6000. antike Grab aufgedeckt worden, womit wir eine Art Weltrekord erreichten. Es gibt kein zusammenhängend und modern ausgegrabenes Gräberfeld aus der römischen Zeit und der Völkerwanderungszeit von vergleichbarer Größe. Entsprechend war der Fundstoff angewachsen, aber nur ein kleiner Teil kann ausgestellt werden. Für die volkskundlichen Bestände gilt dasselbe.

Eine bedeutende Bereicherung hatten unsere Sammlungen durch eine hochherzige Stiftung erfahren. Die Witwe eines Düsseldorfer Industriellen, Frau Emmy Heynen, schenkte uns die Münzsammlung ihres Mannes, die aus rund 2 500 antiken Münzen besteht, darunter Stücke von großer Seltenheit und Kostbarkeit. Auch diese in ihrer Geschlossenheit fast einmalige Sammlung kann aus Platzmangel nur zu einem kleinen Teil gezeigt werden.

Im Erdgeschoß des Jagdschlusses waren 1986 zwei bis dahin als Büros dienende Räume frei geworden. Ich nutzte sie zur Einrichtung einer Abteilung mechanischer Musikinstrumente, die eigentlich aus Zufall zustande gekommen war, indem wir ein Instrument als Geschenk erhalten hatten und ich sehr günstig etliche weitere erwerben konnte. Ich hatte die Absicht, die Sammlung, die sich größter Beliebtheit bei unseren Besuchern erfreut, in dem geplanten Neubau unterzubringen, aber da dieser nicht ausgeführt wurde, mußte sie im Jagdschloß bleiben, wohin sie eigentlich nicht gehört.

Wohl das Bedauerlichste ist, daß für eine Darstellung der Geschichte Krefelds keinerlei Platz vorhanden ist.

Nach unzähligen Anträgen und langen Kämpfen erreichte ich kurz vor dem Ende meiner Amtszeit, daß eine Planstelle für einen Museumspädagogen geschaffen wurde. Anfang 1992 wurde sie besetzt. Nach erfolgreicher Tätigkeit verließ ihr Inhaber sie schon nach knapp zwei Jahren wieder, da sich ihm anderswo eine günstigere Position bot. Daraufhin wurde die Stelle, die für ein Museum

unserer Größe, das von zahllosen Schulklassen besucht wird, einfach lebensnotwendig ist, ersatzlos gestrichen.

So bin ich 1994 mit dem großen Bedauern aus dem Amt geschieden, daß es mir nicht gelungen ist, das Museum zu einem modernen, großzügig ausgestatteten attraktiven Institut zu machen. Durch den Bau der Wohnungen an der Rheinbabenstraße, den ich nicht verhindern konnte, besteht dafür leider für alle Zeiten keine Möglichkeit mehr. Daß die Stadt Krefeld nicht mit ihrem Pfunde gewuchert hat, den Ausbau eines so einzigartigen Ensembles von Burg, Jagdschloß und kulturgeschichtlichem Museum mit überregional bedeutenden Beständen, eingebettet in ein weithin intaktes mittelalterliches Stadtbild, nicht zum Abschluß gebracht hat, wird mir immer unverständlich sein.

Ich hatte eigentlich immer zwei Berufe, war Museumsleiterin und Archäologin. Mit dem, was ich als erstere erreicht habe, kann ich nicht zufrieden sein. Etwas eher bin ich es mit den Ergebnissen meines zweiten Berufes. Das beruht vor allem auf dem ungewöhnlichen Glück bei den Ausgrabungen in Gellep. Wesentlich dazu beigetragen hat aber auch die großzügige Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Von 1983 bis 1998 finanzierte sie die Grabungen und bis heute die Auswertung, indem mir Mittel für die Besoldung einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin zur Verfügung gestellt werden. 6 346 antike Gräber, die vom 1. bis zum frühen 8. Jahrhundert reichen, konnten aufgedeckt werden, und mit Band 7 der Gesamtpublikation, der vor kurzem in Druck ging, werden sie alle veröffentlicht sein. Allerdings fehlt noch das Wichtigste, nämlich die wissenschaftliche Auswertung. An ihr arbeiten wir zur Zeit, und sie wird uns noch etliche Jahre beschäftigen. Das hat für mich den Vorteil, daß ich noch für längere Zeit mit Krefeld verbunden bleiben werde, obwohl ich meinen Hauptwohnsitz in meine württembergische Heimat verlegt habe. Die Stadt Krefeld hat mir meine Wohnung in der Zehntscheune der Burg Linn überlassen, und so pendle ich zwischen Niederrhein und Schwaben hin und her – und hier wie dort fühle ich mich zu Hause.

Durch die Arbeit Albert Steegers bin ich nach Krefeld gekommen und ich hoffe, daß ich das von ihm begonnene Werk nach nahezu 50 Jahren zu Ende führen kann.

Der Töpfermeister und Kunsthandwerker Claus Rudolf Barthelmess (1900 – 1970)

Ein Pionier für die Baukeramik am Niederrhein

von Edgar Thiesbürger

Der Bildhauer und Keramiker Claus Rudolf Barthelmess wurde am 5. Juli 1900 in Neuss geboren und verstarb am 5. August 1970 in Düsseldorf-Urdenbach. Von 1920 bis 1923 studierte er am Staatlichen Bauhaus Weimar; 1924 bis 1926 setzte er sein Studium fort an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf, an der Willy Spatz und Heinrich Nauen lehrten, und die eine Keramikwerkstatt unter Hubert Feldkirch und Ernst Aufseeser hatte. Es folgte eine Lehrzeit bei Josef Hehl in Krefeld-Bockum und eine gute handwerkliche Praxis in Werkstätten des Niederrheins. Danach war er über 40 Jahre als selbständiger Töpfer und Keramiklehrer tätig. 1957 wurde er zum Vorstandsmitglied der Töpferinnung Düsseldorf gewählt, seit 1958 amtierte er als Vorsitzender des von ihm mitgegründeten Freundeskreises des Hetjens-Museums Düsseldorf, seit 1959 als

Lehrbeauftragter für die bildhauerische Keramik an der Staatlichen Hochschule für bildende Künste, Kunstakademie Düsseldorf, ferner als Keramiklehrer an den Volkshochschulen Düsseldorf, Dormagen, Wuppertal, seit 1963 als Obermeister der Töpferinnung für den Regierungsbezirk Düsseldorf. Mehrfach wurde er ausgezeichnet: 1935 Kulturpreis der Stadt Neuss, 1965 Ehrenpreis der Deutschen Keramischen Gesellschaft, 1966 Ehrenmedaille des Deutschen Kunsthandwerks, 1967 Silbermedaille des Kulturkreises Benrath. Der Einfluß der Bauhaus-Künstler Walter Gropius, Johannes Itten, Wassily Kandinsky, Paul Klee, Oskar Schlemmer, Lyonel Feininger und Laszlo Moholy-Nagy prägte ihn wie eine ganze künstlerische Welt – auf Jahrzehnte.

1926 zeigte Barthelmess bereits auf der „Gesolei“ – Ausstellung in Düsseldorf einen Brunnen an einer Muster-Jugendherberge und eine große „Sitzende Figur“ am Haus des Geistesarbeiters. Im gleichen Jahr erhielt er eine Berufung an das „Max-Franz-Haus“ in Bad-Godesberg, eine Schule, die ein intensives Zusammengehen der bildenden Künste mit der Dichtung, dem Theater und der Musik anstrebte. 1927/1928 gründete Barthelmess zur Herstellung von Rheinischem Steinzeug (Salzbrand) die Niederrheinische Töpferstube in Düsseldorf-Heerdt. Hier entstanden die eigenartigen salzglasierten Gefäße, die man als Versuche in der Nachfolge früherer Werkbund-Künstler wie Richard Riemerschmid, Peter Behrens und Fritz Helmut Ehmcke ansehen kann. Durch Vermittlung der Düsseldorfer Handwerkskammer und der Gemeinde Benrath konnte er sich 1929 im alten Schloßurm in Benrath eine Werkstatt mit Atelier ausbauen. Jedoch ging sein Streben nach eigenem Besitz, den er ganz nach seinen Ideen einrichten konnte. Erst 1939 fand er an der Urdenbacher Dorfstraße das Richtige, einen Handelshof aus dem Jahre 1713, jenes schöne Fachwerkhaus mit Gesindehaus und großer Scheune, in dem heute sein Sohn arbeitet.

Der Vater des Künstlers, Emil Barthelmess, Fabrikant und Erfinder von bedeutenden Maschinen der keramischen Industrie, und seine Vorfahren, die Maler und Kupferstecher an der Amsterdamer und Düsseldorfer



Abb. 2. Sitzende Figur (Gesolei 1926)

Akademie waren, haben gewiß ihr Teil zur künstlerischen und technischen Reife des jungen Keramikers beigetragen. Als Niederrheiner lag dem Künstler die bodenständige Keramik im Blut. Bauplastik, Hauseingänge, Sonnenuhren, Brunnen und nicht zuletzt Kachelöfen und Kamine schuf Claus Rudolf Barthelmess und machte sich dadurch einen Namen. Der handgeformte Kachelofen wurde durch ihn im Rheinland heimisch. Die Gefäßkeramik knüpfte, von den Anfängen im Bauhaus abgesehen, interessanterweise am rheinischen Steinzeug und an der niederrheinischen Irdeware an, stieß aber sogleich zu neuen Lösungen vor. Die Aufnahme der alten Engobe-Technik wurde darüber nicht vergessen. In den folgenden Jahrzehnten ging der Töpfer außerdem eigene Wege in der Glasgestaltung. Dazu gehörten interessante Kupferreduktionen und Uranglasuren. An der Bemalung von Fliesen



Abb. 1. Der Töpfermeister Claus Rudolf Barthelmess



Abb. 3. Vase, Becher, Schale, Steinzeug, 1926

und der Gestaltung von Wänden erkennt man den Grafiker. Im Innen- und Außenbau fand der Keramiker zu einer Partnerschaft mit dem Architekten, indem er mit seiner Arbeit wesentliche Anregungen für die Wand und den Raum gab.

Kaum ein zweiter hat die Möglichkeiten der Baukeramik so erfaßt wie Claus Rudolf Barthelmess. Sein Streben war, diese Erkenntnisse der jungen Generation nahezubringen. Seine von Freunden des Künstlers gerühmte Gelassenheit, seine umfangreiche Vertrautheit mit vielen geistigen und kulturellen Strömungen, seine außergewöhnliche Einfühlungsgabe in die Psyche seiner Mitmenschen befähigten Barthelmess, zusammen mit einem außerordentlichen Verwachsensein mit dem Werkstoff „Ton“ zu einer fruchtbaren pädagogischen Tätigkeit. Die rote Tonerde aus den Urdenbacher Kämpen und die weiße aus dem Westerwald wurden ihm zum bevorzugten Material. Für den Baukeramiker war der Auftrag entscheidend. So begann die Reihe seiner Arbeiten in den zwanziger Jahren mit Aufträgen für Jugendherbergen. Ihnen schlossen sich Kachelöfen für zahlrei-



Abb. 4. Schulhofbrunnen in Düsseldorf-Heerd, 1957

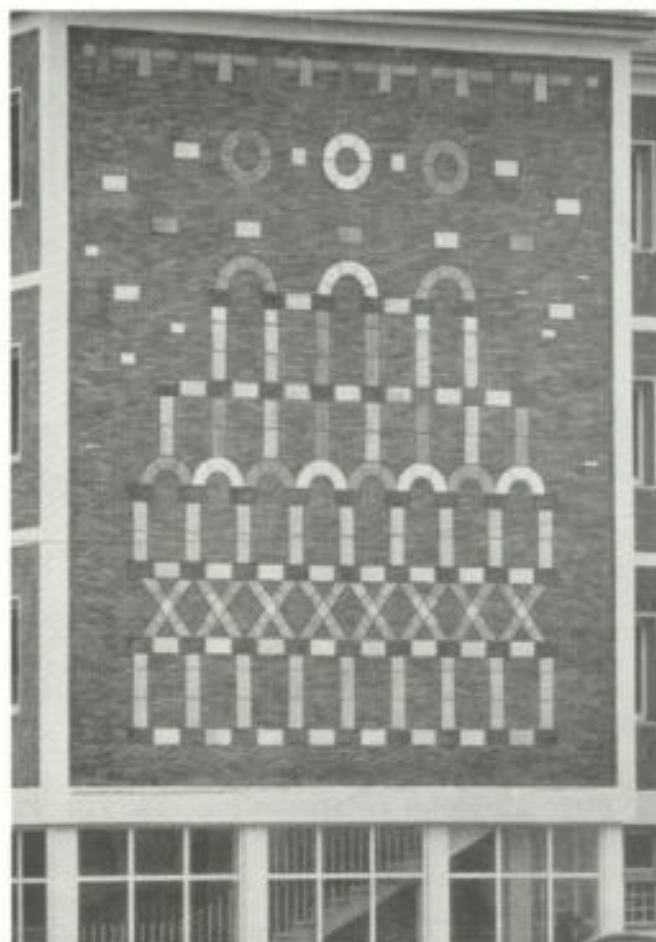


Abb. 5. Schulwand Düsseldorf, 1958, Glasierte Keramik und Klinker

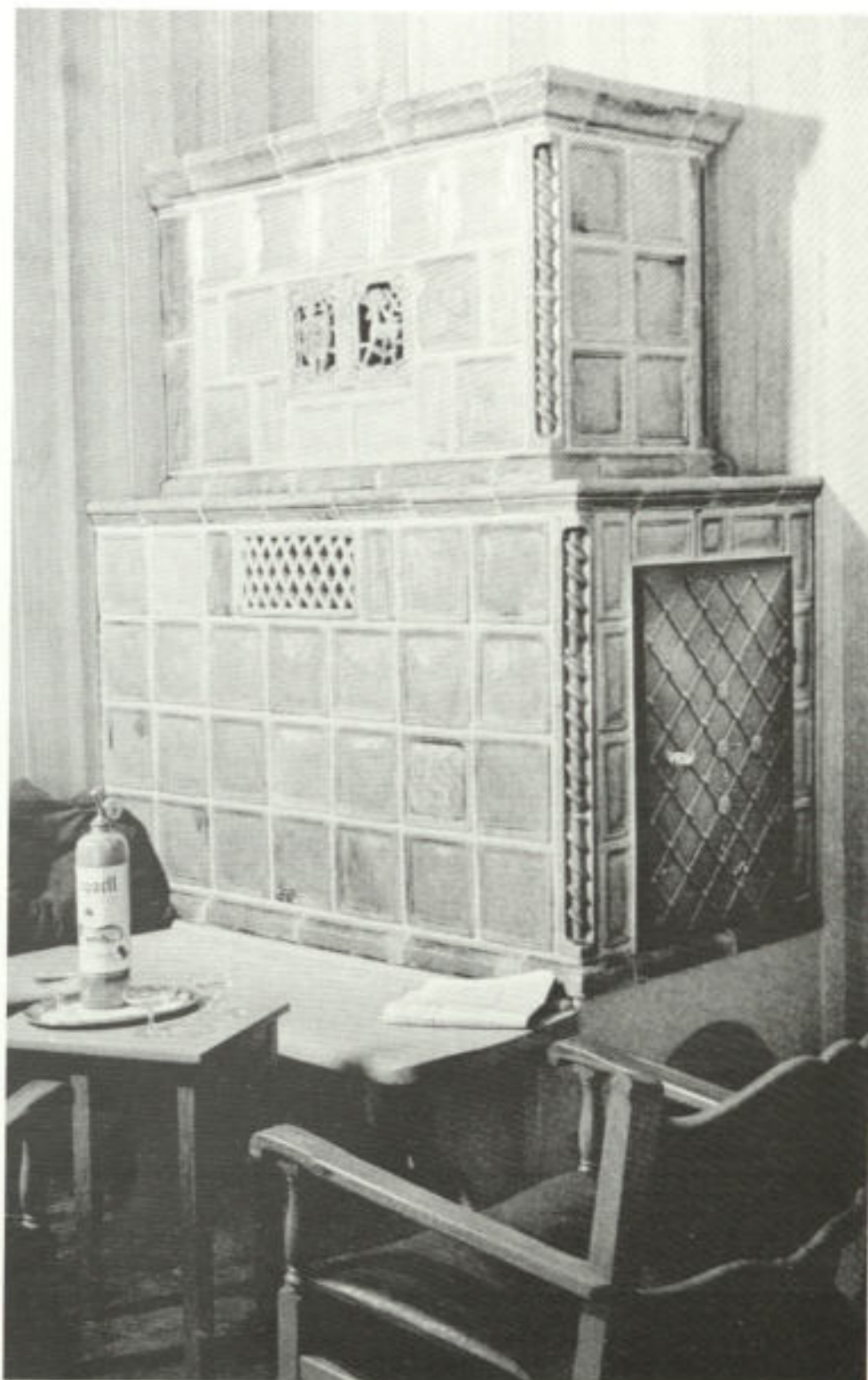


Abb. 6. Kachelofen auf Burg Nideggen

che Privathäuser an, Brunnen und Wandverkleidungen für Schulen und Theken, sowie Wandgestaltungen in Hotels und Gaststätten. Die Plastik kam in Wandreliefs, am Kachelofen und Kamin, aber auch in dem einzelstehenden Werk zur Geltung. Es versteht sich,

daß über diesen Aufträgen die Arbeit am Gefäß, an den damit verbundenen Glasuren, nicht vergessen wurde. Vielen Menschen, nicht zuletzt seinen Lehrlingen, hat Barthelmess ein Gefühl für die Arbeit in Ton, gerade auch an der Töpferscheibe mitgegeben.

Hatte Barthelmess in Neuss, seiner Geburtsstadt, 1926 eine erste niederrheinische Töpferstube gegründet, so stellte er schon dort bemerkenswertes Steinzeug her: sicher geformte Schalen und Vasen mit sparsamer Bemalung in blau und Mangan. Die gesamte Gefäßkeramik von Barthelmess brachte, abgesehen von den Experimenten im Bauhaus, keine Revolution, sondern eine sichere, geradezu selbstverständliche Formgebung. In der Glasur erreichte er köstliche Farben, um nur das tiefglänzende Kobaltblau zu erwähnen. Der Selbstverständlichkeit der Formgebung entsprach auch die geradezu volkskunstnahe Reliefarbeit in der Baukeramik, insbesondere beim Kachelofen. Es gehört jedoch zu den Pionierleistungen von Barthelmess in der Baukeramik, daß er nicht nur den Kachelofen, und sei es mit vertrauteren Formen, im Rheinland heimisch machte, sondern gemäß einer echten Bauhaus-Tradition neue Wege in der Wandgestaltung wies. Dazu gehören graphisch entwickelte farbige Ornamente, die hier und da erstaunliche Parallelen zu Arbeiten von Paul Klee aufzeigen, die freilich in der Keramik, wie alles, was wir vom Meister kennen, eine besondere Wärme ausstrahlen. Barthelmess verstand es immer wieder, die in der handwerklichen Tradition gewachsenen Elemente auf ganz neue Weise einzusetzen. Es ist schwer, ein Hauptwerk zu benennen, so dicht ist die Summe der Arbeiten; zahlreiche Kachelöfen in Privathäusern und Gaststätten etwa sind natürlich dem Betrachter schwer zugänglich. Fotografien können immer nur einen schwachen Eindruck von der Baukeramik vermitteln, erst recht nicht von der Lebendigkeit eines Kachelofens, dessen Feuerstelle, wie von alters her der Herd, den Mittelpunkt des Hauses zu bilden vermag.

In seinen Reliefs hat sich Barthelmess vielfach mit christlichen Themen befaßt. Für ihn gehörten sie bei aller freien künstlerischen Einstellung zu einer der selbstverständlichen Grundlagen niederrheinischen bäuerlichen Glaubens. Ein schönes Beispiel ist hierfür das große Wandrelief „Auferstehung“ (1930) aus einer der besten Perioden des Künstlers. In der Aufteilung mögen Anklänge an mittelalterliche Altartafeln oder an elfenbeinerne Tafeln gesehen werden. Entscheidend ist die Bewegung, die von dem unteren Mittelfeld mit der Pietà, den erhobenen Armen der Maria zu der aufwärts gestreckten Haltung von Christus führt, eine Bewegung, die von der Taube im oberen Mittelfeld und dem abschließenden Kielbogen eindrucksvoll aufgenommen wird. Mit dem Mittelfeld der Auferstehung vollzieht sich der Kreis der Heilsgeschichte in zwölf Bildern. Schlicht ist die Darstellung, fast bäuerlich empfunden, ohne Effekthascherei. Sowohl für die Lebendigkeit der einzelnen Szenen wie für die gesamte Tafel ist das Hineinarbeiten in den und Herausarbeiten aus dem Ton wesentlich. Das Licht vermag sich stark im Relief zu brechen und gehört unbedingt zur Komposition



Abb. 7. Davidstern mit Weihnachtsdarstellung, Engobierte Keramik, 1938



Abb. 8. Auferstehungstafel, Wandrelief, 1930

wie zum Ausdruck des Bildinhalts. Barthelmess vermochte sich in Bildern wie in kleinen, lockeren und konstruktiven Abstraktionen auszudrücken. Immer wieder bleibt die Bindung an den Ton, auch mit der Glasur die Bindung an das Handwerkliche des Töpfers und Tongestalters sichtbar. Die Besonderheit im Werk des Künstlers liegt in der Synthese von konstruktivem Gestalten, angeregt durch die Lehrzeit im Bauhaus, und von volkskunstnahem, ganz dem Ton verschriebenem, plastischen Schaffen. Eine der schönsten Aufgaben sah der Bildhauer, Maler und Keramiker in der Teilnahme an der Architekturgestaltung. Nicht „Verkleidung“ der Wand gab hier den richtigen Begriff, sondern Aufbau der Wand und ihre Durchgestaltung. So wichtig einzelne Elemente, die Kachel und die Fliese, aber auch der glatte Ziegel, waren, angewandt beim Ofen, beim Brunnen usw., in der großen Fläche, zum Beispiel eines Schulgebäudes, galt es, die Wand lebendig zu halten und zugleich als Träger einer Aussage zu gestalten. Barthelmess gelang es etwa, von der Zeichnung einer einzelnen Kachel auszugehen und mit ihr die große Wand zu ordnen und zu gestalten.



Abb. 9. Teilstücke einer Türeinfassung am Stadion Düsseldorf-Holthausen, 1929

Die Kachel brachte, in Erinnerung an Spanien-Erlebnisse, eine Reihung von Kreuzen, Rundbögen und Kreisen. Wer das Aquarell von Paul Klee „Nekropolis“ (1930) kennt, bemerkt die geistige Verwandtschaft von Lehrer und Schüler, das heißt auch die Lehrzeit von Barthelmess im Bauhaus.

In seiner Lehrtätigkeit wie in seinem Schaffen hat sich Barthelmess bei tiefer Erfassung der eigenen und der zeitlichen Situation Ursprünglichkeit und Selbständigkeit bewahren können. Der Ausdruck seiner abgerundeten Persönlichkeit bestand nicht in klugen und wissensgeladenen Reden, sondern in Worten, die sein Werk von der Sprache des Herzens her ergänzten. Modernität bedeutete ihm: „Echte Erkenntnis des Notwendigen“ und Ausdruck innerer Vorstellungen, die stets „in der Zeit“ stehen. Sein umfangreiches Gesamtwerk zeichnet sich durch eine überzeugend materialgerechte und zugleich variable Vielseitigkeit aus. So wurde er auf dem Gebiet der Baukeramik zu einem exemplarischen Wegbereiter, dem diese Fachrichtung ganz eigene neuartige Arbeitsmethoden verdankt.

Josef Lichtenberg (1879 – 1941)

von Werner Mellen

Seit kurzem ist unter den Tonarbeiten in den Hülser Heimatstuben auch eine plastische Arbeit des aus Hüls stammenden Malers, Graphikers, Plastikers und Schriftstellers Josef Lichtenberg zu sehen. Es handelt sich um eine in rotem Ton gebrannte Madonna auf der Mondsichel, die vor einiger Zeit auf einer Kölner Kunstauktion angeboten wurde. Die 32,5 cm hohe Plastik zeigt Maria mit dem Kind auf der Mondsichel, angeordnet oberhalb der Weltkugel. Zahlreiche kleine Engelsfiguren fassen die Kugel ein. Die malerische Arbeit ist ausgeführt in der Art eines Bozzetto und sicherlich als Entwurf für eine größere Ausführung anzusehen. Besonders die Gesichter Marias und des Kindes sind

sehr fein ausgearbeitet. Vermutlich stammt die signierte Arbeit aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als Lichtenberg die Kunstschule des italienischen Bildhauers Colarossi in Paris besuchte.

Josef Lichtenberg wurde 1879 als Sohn des Kupferschmieds Heinrich Lichtenberg in Hüls geboren. Von dem offenbar schon in jungem Alter künstlerisch Tätigen sind Entwürfe für das Titelblatt eines „Führers durch Hüls und Umgebung“ (1898) und für eine Fahne des Hülser Militärvereins (1899) erhalten. Beide sind noch ganz in einer wilhelminisch-historisierenden Formensprache gestaltet.

Dagegen sind der Titelblatt-Entwurf für ein Flugblatt des Kaiser Wilhelm Museums, Krefeld, und einige andere graphische Blätter aus der Zeit um 1902 bereits Arbeiten in reinstem Jugendstil. Sie sind zweifellos unter dem Einfluß von Lichtenbergs Studium an der Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Krefeld, das er nach Absolvierung des Gymnasiums in Kempen aufnahm, entstanden. Besonders im Bereich der Graphik waren dort seit Gründung der Schule bedeutende Lehrer tätig.

Bis zum Jahre 1906 hatte Josef Lichtenberg sein Atelier auf der Hubertusstraße in Krefeld. Danach ging er nach München, um dort seine Studien in den privaten Malschulen von Heinrich Knirr und Hans Eduard von Berlepsch-Valendas fortzusetzen. Die Lehrjahre führten ihn, wie oben schon geschildert, auch nach Paris an die Akademie des Bildhauers Colarossi sowie nach Italien und Holland.

Lichtenbergs künstlerische Interessen waren neben der Malerei breit gestreut. So versuchte er sich 1916 in dem alten Töpferort Glimbach bei Erkelenz in der Wiederbelebung der alten Handwerkskunst der nieder-rheinischen Pottbäcker. Schon 1912 hatte er in der Zeitschrift „Der Niederrhein“ zum Sammeln aller Erinnerungen an die Arbeit der Pottbäcker aufgerufen. Es entstanden Textilentwürfe, buchgewerbliche Arbeiten, Entwürfe für Möbel und Grabmale. Literarisch setzte er sich für eine handwerklich-künstlerisch bestimmte Friedhofskultur und

gegen das Überhandnehmen fabrikmäßig hergestellter Grabdenkmäler ein. Für die Ausstattung der Liebfrauenkirche in Krefeld polychromierte er einen Altar. Als die Gemeinde Hüls kurz vor dem Ersten Weltkrieg Bürgermeister Doeckel zur Pensionierung ein repräsentatives Album mit Hülser Fotos schenkte, hatte Lichtenberg den Ledereinband entworfen und das Titelblatt gezeichnet. Zur Tausendjahrfeier des Rheinlandes im Jahre 1925 verfaßte er einen pathetischen „Weihegesang“, den er drucken ließ und verteilte. Aus Anlaß der sogenannten Befreiung des Rheinlandes schuf er einen in Bronze getriebenen Erinnerungsteller, versehen mit einem von ihm selbst verfaßten Gedicht auf das zu würdigende Ereignis. Überhaupt trat offenbar seine Tätigkeit als Maler immer mehr hinter dem Hervorbringen verbaler und theoretisierender Arbeiten zurück.



Abb. 1. Josef Lichtenberg um 1914



Abb. 2. Führer durch Hüls und Umgebung, Titelblatt; 1898



Abb. 3. Madonna auf der Weltkugel; gebrannter Ton

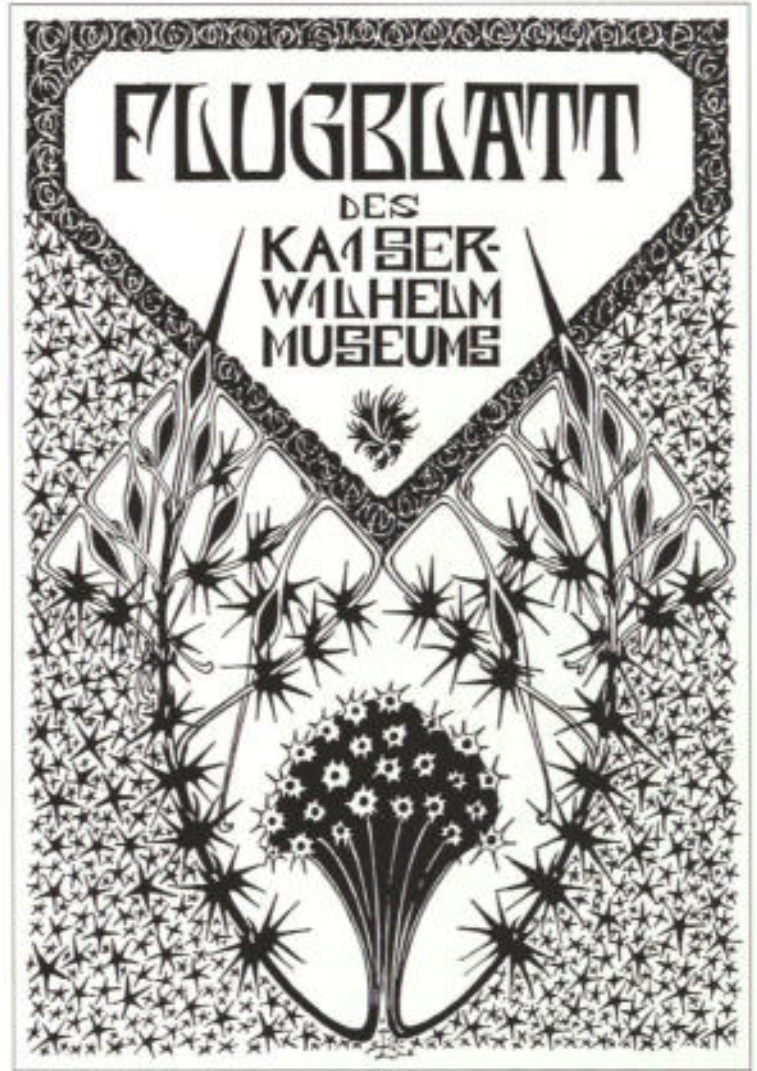


Abb. 4. Flugblatt des Kaiser Wilhelm Museums, Krefeld; Tusche auf Karton

Nach dem Ersten Weltkrieg lebte Lichtenberg eine Zeitlang in Freiburg i. Br. und anschließend in Köln. Dort hatte er Kontakt zu dem Schriftsteller Otto Brües. Dieser hat in seinen 1967 erschienenen Memoiren Lichtenbergs tragischen Verlust eigener künstlerischer Kreativität, ausgehend von einem Besuch in Lichtenbergs Atelier, in dem er nur noch eine geringe Zahl künstlerischer Werke vorfand, geschildert: „Was der schmale, vergeistigte Lichtenberg, dessen Schläfen silbergrau waren und der immer in Sandalen ging, auf- und abwandernd dann zu seiner Komposition und zu den anderen Bildern sagte, ließ sich anhören: er deutete seine Werke mit einem Wortschatz, der viel ursprünglicher war als sie. Auch trug er gegen den in aller Breite durchbrechenden Zeitstil, den Expressionismus, eine Fülle von Einwänden vor – ja, Vortrag war immer was er sagte – die nicht ohne Weiteres wegzuwischen waren. Erst bei der dritten, vierten Begegnung wurde mir klar, daß der Kraft des

Wortes bei Lichtenberg eine Schwäche des Gestaltens gegenüberstand. An irgendeinem Kreuzweg seines Lebens war er in eine falsche Richtung gegangen, irgendein Ereignis

hatte seine Kraft gebrochen. Er konnte auch nicht mehr zurück, etwa zum Handwerk und lebte nun aus der Meditation über seine geschaffenen oder noch zu schaffenden



Abb. 5. Jugendstilmotiv; Tusche auf Karton

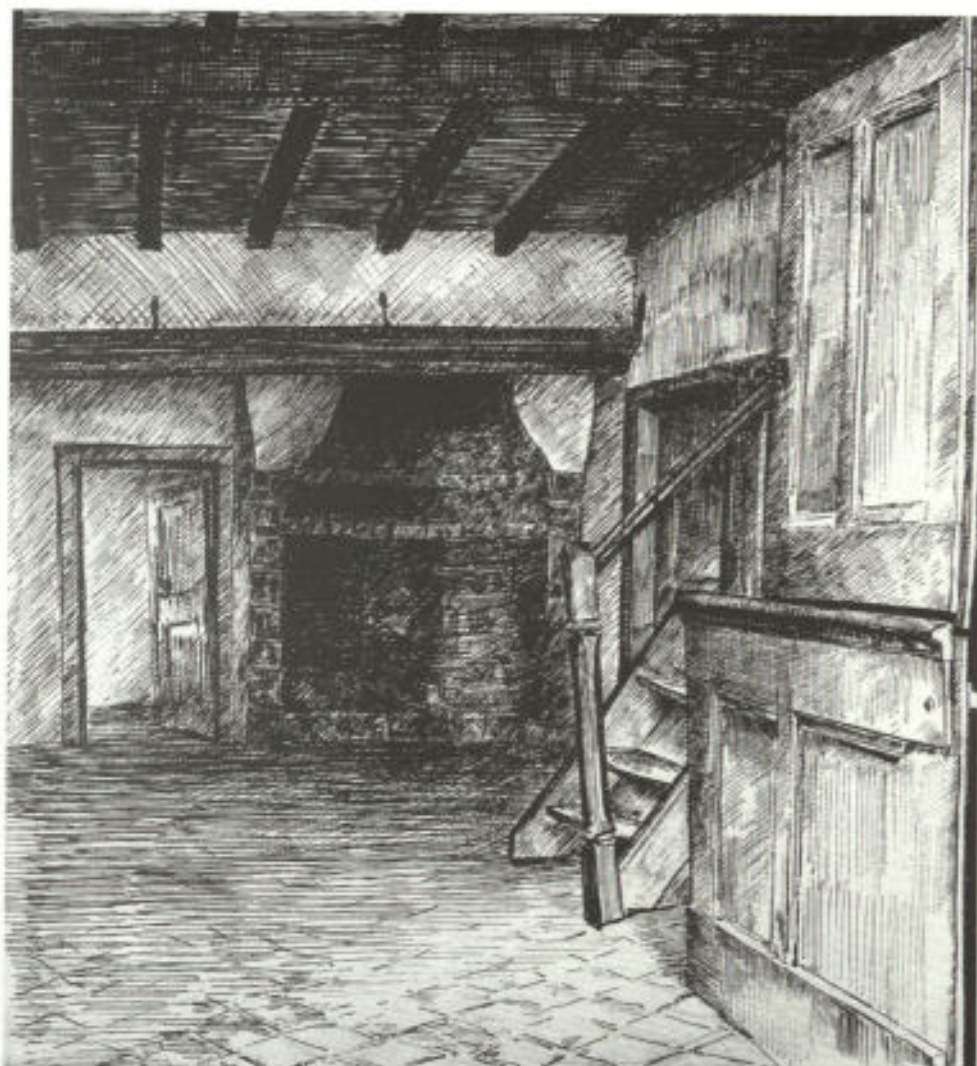


Abb. 6. Töpferei in Niep; Tuschfederzeichnung, 36 x 33,6 cm; 1915

den Werke, wobei dann irgendein kleiner Auftrag, ein Exlibris oder ein Briefkopf, ihm die Selbsttäuschung ermöglichte, daß er noch weiterarbeite. Er war ein Individuum, ganz und gar, und als solches liebenswert, aber auch ein Typus; es gibt solche Naturen mehr. Nicht immer werden sie so steril, aber oft genug suchen sie durchs deutende Wort zu ersetzen, was ihnen an Ursprünglichkeit verloren gegangen ist".

1941 ist Lichtenberg in Köln gestorben. Er wurde auf dem Friedhof Melaten beerdigt. Bei einem Bombenangriff auf Köln im Jahre 1943 wurde fast sein ganzes hinterlassenes Werk zerstört.

Schriften

Thieme/Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, E. A. Seemann Verlag, Leipzig.

R. Perpeet, Das älteste Krefelder Atelier und seine Künstler, in: Die Heimat, Jg. 39, Krefeld 1968.

O. Brües, ...und immer sang die Lerche, Duisburg 1967.

Op. 100/100



Aus einem Skizzenbuch des bekannten Krefelder Architekten Professor August Biebricher (1878-1932): Hausgruppe an der Straße Am Wehrspick in Hüls. Der vor den Häuschen stehende „Kaschteienboom“ ist heute nicht mehr vorhanden.

Johannes Middels und Johannes Ingenray

Zwei aus Hülß stammende Äbte des Klosters Kamp

von Werner Mellen

Unter den 50 Äbten, die das Zisterzienser-kloster Kamp in seiner langen Geschichte von seiner Gründung im Jahre 1123 durch Mönche aus dem burgundischen Kloster Morimond bis zur Aufhebung durch die napoleonische Verwaltung im Jahre 1802 aufzuweisen hat, waren auch zwei Hülßer. Johannes Middels war der 31., und Johannes Ingenray der 33. Abt des Klosters Kamp.

Abt Johannes Middels

Johannes Middels stammte aus Hülß. Seine Familie wohnte vermutlich auf dem an der Südseite des Hülßer Marktes zwischen dem Martmans- und dem Nobishaus gelegenen Middelsgut. Im Jahre 1486 trat er in Kamp in den Zisterzienserorden ein. Dieser sandte ihn nach Paris zur weiteren Ausbildung in den theologischen Wissenschaften. Nach dem Ende seines Studiums kehrte er als Baccalaureus ins Kloster Kamp zurück. Im Jahre 1503 finden wir ihn für kurze Zeit als Pfarrer in Rheinberg. Die dortige Pfarrstelle wurde damals immer mit Mönchen aus dem Kloster Kamp besetzt.

1504 wählten ihn seine Mitbrüder zum Abt des Klosters Kamp. In dieser Funktion taucht er häufig auf dem jährlich stattfindenden Generalkapitel der Zisterzienser im französischen Cîteaux auf. An vielen Orten führte er Aufträge seines Ordens aus. Er soll die Klosterbibliothek bedeutend erweitert und seine jüngeren Ordensbrüder zu wissenschaftlichem Arbeiten angespornt haben.

Eine Berührung mit seinem Heimatort ergab sich, als das Kloster Kamp im Jahre 1510 in Hülß von Johann in gen Aldenrade den Broisterhof erwarb. Die heutige Straßenbezeichnung „Am Brustert“ leitet sich von diesem Hof ab. Er lag an der Westseite dieser Straße kurz vor der Kreuzung mit dem Schluff und ist seit langem untergegangen.

Abt Johannes Middels starb im Jahre 1524.

Abt Johannes Ingenray

Johannes Ingenray¹⁾ stammte vom Broisterhof in Hülß. Als – wie oben erwähnt – sein



Abb. 1. Kelch des Abtes Johannes Ingenray aus dem Jahre 1546



Abb. 2. Wappen des Abtes Johannes Ingenray

Vater den Hof im Jahre 1510 an das Kloster Kamp verkaufte, trat Johannes in die klösterliche Gemeinschaft der Zisterzienser in Kamp ein. Für seinen Orden war er in verschiedenen Funktionen tätig. Im Jahre 1523 wird er als Kaplan des vorstehend beschriebenen Abtes Johannes Middels genannt. 1529 wählte man ihn im Kloster Kamp zum Abt.

Er wird als tatkräftiger Förderer der Wissenschaften und der Kunst geschildert. Schon als Schatzmeister des Klosters Kamp hat er sich um die Verschönerung der alten Klosterkirche durch Anschaffung bedeutender Kunstwerke bemüht und in der Kirche einen Lettner aus Naturstein errichten lassen. Er stand in Verbindung mit bedeutenden Künstlern seiner Zeit, so zum Beispiel mit dem Maler Jan Joest von Kalkar.

Im Kirchenschatz der Kamp-Lintforter Liebfrauenpfarre befindet sich noch heute ein von ihm in Auftrag gegebener Meßkelch. Er trägt unter dem Fuß die folgende Inschrift REVERENDUS DOMINUS JOHANNES INGERAIT AB HULS ABBAS CAMPENS HUNC CALICEM DISPOSUIT AO 1546 (Der verehrte Herr Johannes Ingenray aus Hülß, Abt von Kamp, hat diesen Kelch im Jahre 1546 in Auftrag gegeben). Auf dem Fuß ist das Wappen des Abtes angebracht. Dieses zeigt in einem Schild einen waagrecht angeordneten Zweig der Steckpalme mit zwei daraus senkrecht hochwachsenden Blättern. Zwischen den Blättern ist ein Stern dargestellt. Die Steckpalme als Wappenzeichen hatte sich Abt Johannes Ingenray offensichtlich gewählt, weil der Name seines Heimatortes Hülß auf die Steckpalme (Hülßdorn)²⁾ zurückgeführt wird. Das Meerblatt war als Wappen damals selbstverständlich dem Geschlecht der Herren von Hülß und dem Hülßer Schöffengericht vorbehalten.

Von Abt Johannes Ingenray gibt es zwei Porträt Darstellungen. Ein Gemälde aus dem Jahre 1535 zeigt ihn in Frontalansicht, kniend und betend, ein aufgeschlagenes Gebetbuch vor sich, links neben sich den angelehnten Abtstab. Das Bild ist seit längerer Zeit verschollen. Es befand sich zuletzt im Besitz des Freiherrn von der Leyen-Blömersheim auf Haus Meer in Büberich. Dort-



Abb. 3. Porträt des Abtes Johannes Ingenray aus dem Jahre 1535

hin war es im 19. Jahrhundert aus der Sakristei der Pfarre Kamp gelangt.

In der Wallfahrtskapelle Niederdonk in Meerbusch³⁾ hängt ein Triptychon aus dem Jahre 1538, das ein weiteres Porträt des Johannes Ingenray enthält. In geöffnetem Zustand hat das Triptychon eine Breite von 142 cm und eine Höhe von 77 cm. Auf dem Altarbild selbst ist die Legende vom Milchwunder des heiligen Bernhard dargestellt. Vor der Muttergottes mit dem Christuskind kniet der heilige Bernhard von Clairvaux in der weißen Zisterziensertracht. Die geöffneten Seitenflügel zeigen links die heilige Katharina und rechts die heilige Barbara. Auf den geschlossenen Flügelaußenseiten ist die Verehrung der Schmerzensmutter Maria durch den Stifter des Altars dargestellt. Maria sitzt auf einer Steinbank, durchbohrt von einem langen Schwert. Vor ihr kniet Abt Johannes Ingenray von Kamp. Er trägt eine dunkelbraune Kutte, die den Zisterziensern seit 1475 auch außer-

Abb. 4. Triptychon in der Niederdonker Kapelle aus dem Jahre 1538 (geöffnet)





Abb. 5.
Triptychon
in der
Niederdonker
Kapelle
(geschlossen);
rechts ist Abt
Johannes
Ingenray
dargestellt

halb des Konvents erlaubt war. Dem Abt zugeordnet ist sein auf seinen Geburtsort Hüls hinweisendes Wappen. Den Bildhintergrund bildet zur Linken die Darstellung eines Phantasieschlosses. Rechts sieht man eine Stadt- oder Klosteranlage vor einer Hügellandschaft, die von einer Windmühle und einer Burg(?) gekrönt wird. Ob diese Darstellungen einen Bezug zu dem Kloster Kamp, seiner Geschichte und seiner topographischen Lage haben, ist bisher nicht erforscht.

Die Predella des Altars enthält die folgende Inschrift: A 1538 REVERE(N)DUS D(OMI)N(U)S IOHANN(ES) INGE(N)RAY DE HULS ABBAS CAMPEN(SIS) HA(N)C CURIA(M) PLURIMU(M) RENOVAVIT AC NO(N) NULLA NOVITER EXSTRUXIT (Im Jahre 1538 hat der verehrte Herr Johannes Ingenray aus Hüls, Abt von Kamp, diesen Hof größtenteils erneuert und einiges neu erbaut). Sie verweist auf Abt Ingenrays Tätigkeit bei der Renovierung vermutlich des Kamper Hofes in Neuss. Es war üblich, daß die Zisterzienserklöster in den Städten ihrer näheren Umgebung Klosterhöfe unterhielten, die Wirtschaftsfunktionen, aber auch der Repräsentation des Klosters dienten. Bekannt ist, daß das Kloster Kamp derartige Höfe mindestens in Rheinberg, Neuss und Köln besaß. In Zeiten kriegerischer Gefahren verließen die Mönche auch zeitweise das Kloster auf dem Kamper Berg und suchten Zuflucht in diesen besser geschützten städtischen Höfen.

Johannes Ingenray starb 34 Jahre nach seiner Wahl zum Kamper Abt im Jahre 1563.

Anmerkungen

- 1) Auch: In gen Rade, Ingeray, Ingerait
- 2) Lat.: huls
- 3) Pfarre Buderich

Schriften

Friedrich Michels, Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Abtei Camp bei Rheinberg, Krefeld 1832.

Chronik des Klosters Camp, bearbeitet von Hermann Keussen, in: Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, XX, 1869.

Paul Ciemen, Die Kunstdenkmäler des Kreises Moers, Düsseldorf 1892.

M. Dicks, Die Abtei Camp am Niederrhein, Moers 1913.

Richard Verhulven & Karl Jenkes, Jubiläumsschrift zum 600jährigen Bestehen der Pfarre zum hl. Cyrillus in Hüls, Hüls 1934.

Nicola Born, Das Triptychon in der Niederdonker Kapelle, in: Meerbuscher Geschichtshefte, Meerbusch 1995.

Peter Gottschlich, Das erste Zisterzienserkloster im deutschsprachigen Raum – Kamp, das „etwas andere Kloster“ auf dem heiligen Berg, in: Der Niederrhein, Zeitschrift des Vereins Niederrhein, 67. Jg., S. 115 – 120, Krefeld 2000.

Abb. 6, Kloster Kamp nach einem Kupferstich von August Querfurth/Ernst Ludwig Ceite aus dem Jahre 1747



Zwecks Gründung eines Gartenbauvereines ...

von Elisabeth Kremers

Die Kleingärten haben ihre eigentlichen Wurzeln in den Hausgärten des Mittelalters. Sie waren für die Versorgung der Bevölkerung unentbehrlich, da es nicht üblich war, Obst und Gemüse in den wenigen Geschäften zu verkaufen. Die Bewohner der Stadt mußten also selber dafür sorgen, daß sie mit frischen Produkten versorgt waren. Angebaut wurde vor allem lagerfähiges Gemüse, wie Kohl, Möhren, Zwiebeln, Erbsen und Bohnen. Bei den Obstsorten wurden Äpfel und Birnen bevorzugt¹⁾.

Da der Raum innerhalb der umfriedeten Stadt begrenzt war, konnte der gesamte Bedarf nicht immer durch die Hausgärten gedeckt werden. Daher entstanden vor den Städten Wirtschaftsgärten. Als Gartengelände bot sich dort die Befestigungszone direkt vor der Stadtmauer an, da sie nahe lag und relativ bequem zu erreichen war. Sehr oft wurde der Geländestreifen zwischen der Stadtmauer und dem Stadtgraben parzelliert und verpachtet. Diese Gärten hatten den Vorteil, daß sie sehr schnell zu erreichen waren. Allerdings wird es kein großes Vergnügen gewesen sein, diese Gärten zu bearbeiten, denn der sie begrenzende Wassergraben diente meist als Auffangbecken für die gesamten städtischen Abwässer. Man kann sich unschwer den Geruch vorstellen, den diese Gräben an warmen Sommertagen verströmten.

Um die Funktion der Befestigungszone nicht zu beeinträchtigen, gab es etliche Vorschriften zur Bewirtschaftung dieser Parzellen. Freiwachsende Obstbäume durften nicht angepflanzt werden, weil durch sie der Blick auf einen eventuell herannahenden Feind verdeckt worden wäre. Stark beschnittenes Spalierobst war hingegen erlaubt. Der Zugang zum Wassergraben, der bei Bränden ein unentbehrliches Wasserreservoir darstellte, mußte für jedermann offen sein. Die Böschung des Grabens durfte nicht verändert und auch die Standfestigkeit der Mauer durfte nicht beeinträchtigt werden. Es war verboten, die Mauer zu untergraben oder in sie eigene Pforten zu brechen, um einen bequemeren Zugang zum Garten zu erreichen²⁾. Da die Wall- und Grabenzone bei Stadterweiterungen meist eingezogen und überbaut wurde, sind diese Gärten fast alle untergegangen.

Einen der seltenen Fälle, in denen die Wallgärten erhalten geblieben sind, finden wir in Linn. Zum einen liegt dies daran, dass das relativ kleine kurkölnische Linn über lange Zeit kein großes Bevölkerungswachstum erfuhr. Zum anderen mag auch die Tatsache, daß der Stadtgraben vom Linner Mühlbach durchflossen wurde, dazu geführt haben, daß der Graben sich nicht zu einer gar zu übel riechenden Kloake entwickelte. In Krefeld und in Kempen hingegen waren die Stadtgräben im 19. Jahrhundert in so einem schlimmen Zustand, daß die Bevölkerung von ihnen gesundheitliche Beeinträchtigungen befürchtete.

Die Kleingärten, wie wir sie heute kennen, entstanden infolge der Industrialisierung. Die Einwohnerzahlen der Städte stiegen schnell an. Es zog immer mehr Menschen zu den Arbeitsplätzen in die Städte. Die oberen Bevölkerungsklassen verfügten immer noch über

stattliche Hausgärten, aber in den Quartieren der unteren Schichten ging es recht beengt zu. Für Gärten war dort kein Raum mehr. Neben den harten Arbeitsbedingungen und den für heutige Verhältnisse unzumutbaren Wohnbedingungen litt die Arbeiterschicht unter oft mangelhafter Ernährung. Da dies der Produktivität in den Fabriken abträglich war, entstanden nicht nur aus sozialen, sondern auch aus wirtschaftlichen Aspekten heraus die Arbeiter- und Armengärten.

Der erste Kleingartenverein Deutschlands wurde 1814 in Kappel an der Schlei gegründet. Der Pfarrer H. F. Chr. Schröder verpachtete 24 Gartenparzellen. Namensgebend für die Kleingartenbewegung wurde der Arzt Daniel Gottlieb Moritz Schreber (1808 – 1861), der sich für die körperliche Volkserziehung und Leibesertüchtigung einsetzte. Im zu Ehren wurde 1864 in Leipzig der erste Schreberverein gegründet.

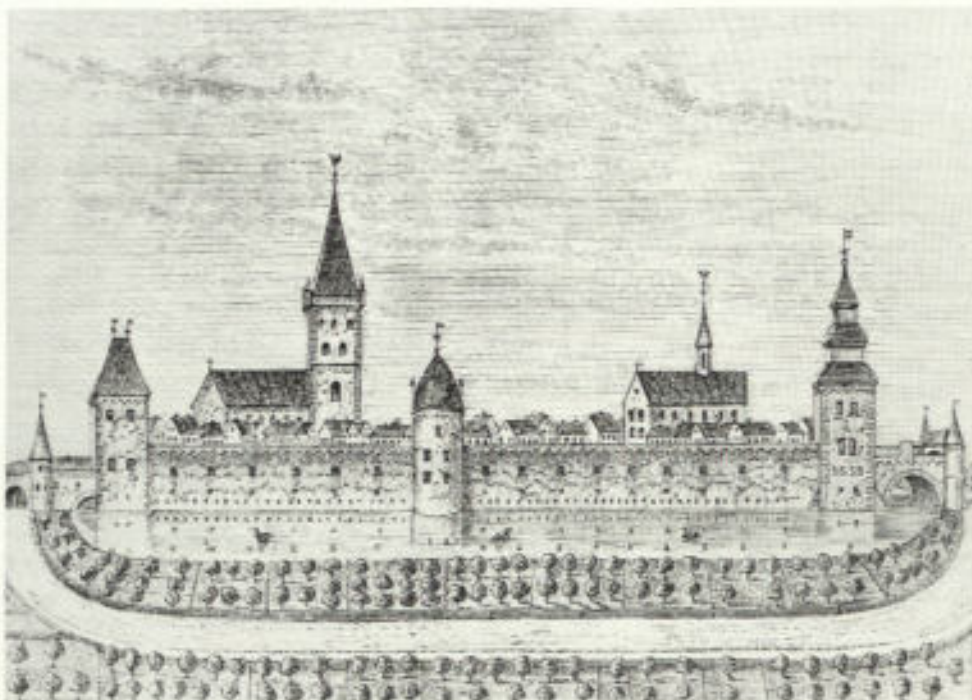


Abb. 1. Stadt und Festung Krefeld um 1659; der Blick von Osten auf die Stadt zeigt schematisiert die Gärten in der Wall- und Grabenzone.



Abb. 2. Blick über die Linner Kleingärten auf den Issumer Turm; um 1935

Im Umfeld der Stadt Krefeld formierten sich zuerst Gemüse- und Obstbauvereine, die auf Anregung überörtlicher Vereine zurückgingen. Da in der Stadt selbst ein Bedarf nach frischen Lebensmitteln bestand, lohnte es sich für die umliegenden Gemeinden, agrarische Produkte in das reich bevölkerte Krefeld zu verkaufen.

1845 gründete in Bockum der Lehrer Vaders den ersten Obst- und Gartenbauverein. Damit gab er den Anstoß für die landwirtschaftliche Fortbildungsschule am Niederrhein³⁾. In Fischeln fällt die Entwicklung des Gemüsebaus mit der Zuwanderung einiger Gemüsebauern-Familien aus Hamm bei Düsseldorf zusammen. Im Jahre 1857 siedelten sich die Familien Krings, Korff und Schwiersz und in den Jahren 1870 bis 1910 noch weitere 36 Familien dort an. Sie trieben einen viel intensiveren Gemüseanbau als die hiesigen Bauern und machten den Ort zu einem der größten zusammenhängenden Gemüse-Anbaugelände im Gebiet der Stadt Krefeld. Weil die Bauern aus Hamm kamen, nannte man sie Hämmer. Heute erinnert noch der Hämmerweg an diese Zuwanderer⁴⁾. Um 1890 gründete sich in Verberg ein Gemüsebauverein, dessen Zweck es war, kleinen Landwirten und arbeitslosen Webern über den Gemüseanbau eine sichere Existenz zu verschaffen⁵⁾. Die Mitgliedschaft von Samtwebern in diesem Verein wurde von dem Handwerker-Unterstützungsfonds gefördert. Der Fonds übernahm von dem jährlichen Mitgliedsbeitrag von 1,20 Mark einen Anteil in Höhe von 50 Pfennigen. Alle Mitglieder erhielten die in Krefeld erscheinende Deutsche Gemüsegärtner-Zeitschrift.

Der älteste Kleingartenverein auf Krefelder Stadtgebiet geht ebenfalls auf die Arbeit der Gemüsegärtner-Verbände zurück. Als diese einen Vortrag in Hüls über die Bedeutung ihrer Organisation abhielten, beschlossen die Hülsler spontan einen Gartenbauverein zu schaffen. Am 17. März 1889 gründete sich der Verein, dem 47 Mitglieder beitraten. Schon im November desselben Jahres stellte die Gemeinde ein rund 1400 qm großes Gelände am Boomdyk den Kleingärtnern unentgeltlich zur Verfügung. Sie übernahm auch die Kosten in Höhe von 200 Mark für Einfriedung und Ersteinrichtung des Geländes mit vier Gärten. Diese Kleingärten wurden unter den Interessenten verlost, wobei aber Weber bevorzugt wurden. Im November 1892 wurden noch weitere 12 Kleingärten an der Greith angelegt. Im selben Jahr formierte sich auch der Gemüsebauverein in Linn.

Durch Obst- und Gemüseschauen sollte ein hohes Produktions- und Qualitätsniveau erreicht werden. Diese Ausstellungen führten wiederum zur Gründung neuer Vereinigungen. 1910 schlossen sich sieben Fischelner unter der Leitung des Rentmeisters Johann Buscher zu einer Obstbau-Vereinigung zusammen, die noch im selben Jahr eine bronzenne Medaille und zwei Geldpreise bei der Obst- und Gartenbau-Ausstellung in Krefeld gewinnen konnte⁶⁾. Aus all diesen Vereinen entwickelten sich später Kleingartenvereine.

Einen enormen Aufschwung erhielt das Kleingartenwesen aber erst, als im Ersten Weltkrieg die Nahrungsmittelversorgung der Bevölkerung zusammenbrach. Um die häus-

liche Versorgung zu sichern, wurden Gärten erstrebenswert. Man trachtete, ein Stück Land zu pachten, auf dem man seine eigenen Lebensmittel anbauen konnte. Folglich kam es auch zu einer ersten Gründungswelle von Kleingartenvereinen.

Als erste Krefelder Kleingartenvereine entstanden 1916 Inrath und Krefeld-Süd sowie 1917 Krefeld-West. Diese Entwicklung wurde von der Stadt durch die Bereitstellung von Grabeland gefördert. Es wurden auf brachliegenden Flächen Gärten parzelliert, die interessierten Gärtnern zum Gemüseanbau zur Verfügung gestellt wurden. Aber auch saure und nasse Wiesen im Bruch wurden durch den unermüdlichen Einsatz der Gärtner urbar gemacht. Die Vereine Inrath und Dahlerdyk mußten beispielsweise große Mengen von Schutt in die Gartenanlagen einbauen, um die Gärten über den Grundwasserspiegel zu heben⁷⁾. Alle diese Vereinsgründungen konnten ihre Mitgliederzahlen sehr schnell steigern.

Um die Interessen der Kleingärtner besser vertreten zu können, entstand im Juli 1917 der Kreisverband der Gartenbauvereine, der die Belange seiner Mitglieder besser als die Einzelvereine gegenüber der Stadt vertreten sollte.

Einen Sonderfall bietet Urdingen, wo sich zwar um die Stadt herum immer mehr

Einladung.

Auf Anregung des Vereins selbständiger Gärtner Krefelds und der Umgegend wird zu Krefeld in den Anlagen des Thiergartens vom 25. bis 27. September 1899 eine große allgemeine Gartenbau-Ausstellung für Rheinpreußen stattfinden, die nicht nur das gesamte Gebiet des Gartenbaues umfaßt, sondern sich auch auf alle Zweige der gärtnerischen Hülfswissenschaften erstreckt soll.

Das allgemeine Wohlwollen, das den Unternehmern schon jetzt sowohl von den Behörden wie auch von den besten Kreisen der Bürgerschaft entgegengebracht wird, läßt auf das volle Gelingen der Ausstellung schließen.

Für ersterer Wohnende sei bemerkt, dass Krefeld bei einer Zahl von 110000 Einwohnern nach Köln die größte ländliche Stadt der Provinz und die Zentrale der deutschen Süden- und Sammetmanufaktur in Krefeld zeigt in keiner Weise die wenig wenig ausnehmenden Merkmale eines modernen Industriestadt, wird vielmehr als die sauberste, freundlichere Stadt des linken Rheins, was nicht der ganzen Provinz, anerkannt. Indem wir alle hochbegabten Firmen unter Hinweisung auf das vorläufige Programm hiermit einladen, die Ausstellung recht reichlich zu beschenken und wenig ihre Vorbereitungen zu treffen, erklären wir uns zu jeder näheren Auskunft gern bereit.

Das Hauptprogramm wird demnächst folgen, und es können bis dahin Wünsche der Interessenten noch berücksichtigt werden.

Alle Anfragen und Anmeldebücher bitten wir an unseren Schriftführer, Herrn Abt. Stunnen in Krefeld, Legenthalstrasse Nr. 101 zu richten.

Krefeld, im Januar 1899.

Der Vorstand.

Walter Habermann (Vize-Vorsitzender)
 Jos. Lemmen i. F. Lorenz & Co.
 Abt. Stunnen
 Kch. Miltner
 Fr. Empling i. F. Gahr. Empling.

Abb. 3. Die große allgemeine Gartenbau-Ausstellung für Rheinpreußen fand 1899 in Krefeld statt.



Abb. 4. In den Westpark wurden Kleingartengelände integriert, die auf beiden Seiten dieses Promenadenweges angelegt wurden; 1938

Abb. 5. Schrebergarten in Linn nach dem Bombenangriff vom 2. Juni 1940

Gärten bildeten, aber es entstand dort kein Kleingartenverein. Die Stadt Uerdingen betrieb selber Gemüse- und Kartoffelanbau beziehungsweise kaufte landwirtschaftliche Produkte, um diese dann zu ermäßigten Preisen an bedürftige Einwohner abzugeben.

Da jedes verfügbare Stück Land bebaut wurde, verfügten die Vereine aber nicht über zusammenhängende Gelände, sondern ihre Kolonien lagen teilweise weit auseinander. In der Folge spalteten sich solche Kolonien von den Stammvereinen ab und bildeten neue Gartenbauvereine, um ihre eigenen, spezifischen Interessen besser vertreten zu können.

Da sich die Nahrungsmittelversorgung in der Nachkriegszeit nicht wesentlich verbesserte, durch die Weltwirtschaftskrise aber die Erwerbslosenzahlen sich dramatisch erhöhten, blieb die Nachfrage nach Kleingärten weiter hoch. Wieder gründeten sich neue Vereine⁹⁵. Rings um das Stadtgebiet herum entstanden immer mehr Kleingartenanlagen. Um eine bessere Verwaltung und auch eine Koordinierung dieser Gelände zu erreichen, wurde am 17. Juni 1920 beim Gartenamt ein eigenes Kleingarten- und Pachteilungsamt eingerichtet⁹⁶.

In jener Zeit setzte auch der Trend zum Dauergarten-Gelände ein, denn nur in solch langfristig gesicherten Anlagen hatten die Kleingärtner ein Interesse daran, größere Investitionen in die Gartenanlagen vorzunehmen. Besonders fördernd wirkte sich zudem der Umstand aus, daß die Stadt die Kleingartenanlagen als Bestandteil ihrer Grüngürtelplanung ansah, die in den 1920er Jahren durch Oberbürgermeister Dr. Johannes Johansen (1870 – 1945) energisch vorangetrieben wurde. 1927 bebauten insgesamt 14

Kleingartenvereine in Krefeld eine Fläche von 40 ha Land. Bis zum Ausbruch der Zweiten Weltkriegs erhöhte sich die von Kleingärtnern bebaute Fläche auf 240 ha. Die Stadt hatte vermehrt Gartengelände aufgekauft und dann an die Kleingärtner weiter verpachtet. Dabei nutzte sie auch die Förderungsprogramme der Reichsregierung im Rahmen der Erwerbslosenfürsorge aus. Der Anteil der Kleingärten auf städtischem Grund stieg in der Folge immer weiter an. Heute sind 181 ha von 206 ha Kleingartenland im Besitz der Stadt Krefeld. Die Stadt gibt diese Gelände an den Stadtverband der Kleingartenvereine, der sie dann wiederum an die einzelnen Vereine weiterverpachtet.

Als Problem innerhalb der Anlagen stellten sich bald die Lauben heraus. Die Pächter errichteten sie nach eigenem Guldünken aus den verschiedensten Materialien. Um die Kosten gering zu halten, war die „Resteverwertung“ beim Baumaterial weit verbreitet. Daß diese Lauben nicht gerade eine Zierde der Anlagen sein konnten, kann man sich leicht vorstellen. Um ein besseres Gestaltungsbild der Anlagen zu erreichen, entwickelte das Kleingartenamt 1930 fünf standardisierte Musterlauben und überließ die Pläne unentgeltlich den Kleingartenvereinen. Zu jener Zeit entstand auch die Musteranlage Westpark, die den ersten Versuch darstellt, eine Kleingartenanlage in eine öffentliche Grünanlage, den 1931 entstandenen Westpark, zu integrieren. Diese Anlage bewährte sich so gut, daß in der Folge Neuanlagen von Gartengelände nur noch nach Plänen der Stadt entstanden.

Zur Zeit der Herrschaft des Nationalsozialismus wurde das Kleingartenwesen im Rahmen der Autarkie-Bestrebungen weiter ausgebaut. Die Vereine wurden gleichgeschaltet und in eine straffe Organisation einge-

bunden. Es entstanden so neue Großvereine in Inrath und Oppum, wo die bereits bestehenden Vereine sich zusammenschließen mußten. Fachberater führten umfangreiche Schulungsmaßnahmen der Kleingärtner durch, um die Erträge der Gärten zu steigern und somit Lebensmittelimporte reduzieren zu können. Neue Gartengelände wurden erschlossen.

In jene Zeit fallen auch die ersten Bestrebungen für den Vogelschutz innerhalb der Anlagen. Da viele Vögel, vor allem während der Brut, Insekten abfangen, wurden Schutzgehölze angelegt und Nistmöglichkeiten geschaffen. Ein Beauftragter für Vogelschutz sorgte in jedem Verein für die Umsetzung dieser Maßnahmen.

Während des Zweiten Weltkrieges erleichterten die Kleingärten ihren Pächtern das Leben enorm. Darüber hinaus wurde auch wieder Grabeland in den Grünanlagen, unter anderem im Kaiserpark, zur Bebauung freigegeben. Zwar wurden etliche Kleingartenanlagen durch den Bombenkrieg verwüstet, aber die Besitzer trachteten danach, sie möglichst schnell wieder bebauen zu können. Vielen Familien boten die Kleingärten nicht nur Nahrung, sondern auch Unterkunft. Als die Wohnungen der Pächter ausgebombt wurden, lag es nahe, daß sie sich in den Lauben häuslich einzurichteten. Große Teile der Kleingärten wurden nun auf Dauer bewohnt. Die so entstandenen Notwohnungen sollten in der Folge aber zu einem großen menschlichen Problem werden.

Im Rahmen einer Aktion gegen Schwarzbauten auf Krefelder Stadtgebiet gingen den Bewohnern der Lauben kurz vor Weihnachten 1972 Kündigungsschreiben und Aufforderungen zum Abbruch der Wohnhäuser in den Kleingartenanlagen zu. Diese Aktion wurde

von den Betroffenen, die meist ältere Leute waren, als Schikane angesehen. Sie beruhte aber darauf, daß einige dieser Wohnbauten widerrechtlich an jüngere Pächter weitergegeben worden waren. Die Leute, die dort schon länger wohnten, erhielten meist eine Duldung der Wohnnutzung für weitere Jahre.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges teilten sich die großen Kleingartenvereine wieder in kleinere, besser zu verwaltende Einheiten auf. Die Nachfrage nach neuen Gärten war durch die herrschende Not immer noch sehr hoch, und der Wohnungsmangel, der nicht zuletzt durch die Flüchtlingsaufnahme weiter gesteigert wurde, führte noch zu immer weiteren Zuzügen in die Kleingartengelände. Der Wohnungsmangel in der Stadt, dem man durch einen vermehrten Wohnungsbau abzuwehren suchte, bedrohte in den 1950er Jahren etliche Kleingartengelände, die innerhalb von Wohngebieten lagen. Man muß dazu sagen, daß diese Kleingarten-Kolonien teilweise sehr klein waren und nur wenige Gärten umfaßten. Krefeld-Ost besaß zum Beispiel eine Gartenanlage an der Oppumer Straße, die nur aus drei Parzellen bestand.

Die Kleingärtner, die das Schicksal traf, ihre liebevoll gepflegten Gärten aufgeben zu müssen, taten dies meist nur unter erheblichen Protesten. Die Stadt versuchte zwar entsprechende Ersatzgelände zu schaffen, konnte dies aber nicht immer in dem erforderlichen Umfang leisten. Viele ältere Gärtner sahen sich auch außerstande, die Mühen eines Neuanfangs auf sich zu nehmen und trauerten den Investitionen nach, die sie auf ihrem Gelände vorgenommen hatten. Darüber hinaus bedrohten Straßenneubauten und Industrieansiedlungen viele Kleingärten. Die Stadt hatte zwar 1953 den ersten Kleingarten-Leitplan geschaffen und darin viele Dauergartengelände ausgewiesen, trotzdem konnten aber noch sogenannte „höhere Interessen“, wie beispielsweise der Erhalt von Arbeitsplätzen, für die Aufgabe solcher Kolonien maßgebend sein.

Als sich die Nahrungsmittel-Versorgung wieder normalisiert hatte, gaben auch etliche Kleingärtner ihre Gärten wieder auf. Das Grabeland konnte in großen Teilen wieder eingezogen werden. Der Bedarf an Kleingärten blieb aber erstaunlich hoch. 1950 warteten in Krefeld immer noch 800 Bewerber auf einen Kleingarten. Die hohe Zahl von Gartenbewerbern konnte aber trotz der Vergrößerung der Kleingartenflächen von 1953 bis 1956 um 20 % nicht reduziert werden. In diesem Zeitraum gingen die Kleingartenflächen im gesamten Regierungsbezirk Düsseldorf um 3 % zurück¹⁰⁾.

Der hohe Krefelder Bedarf lag wohl auch daran, daß durch den modernen Wohnungsbau Mehrfamilienhäuser ohne Hausgärten immer weitere Verbreitung fanden. Daher

drängten mehr junge Familien mit kleinen Kindern in die Kleingarten-Kolonien hinein. Vor dieser Situation werden auch die anderen Städte gestanden haben, die aber dem Trend zum Kleingarten nicht folgten.

Durch diese neuen Gartenbesitzer änderte sich auf Dauer die Struktur der Kleingärten. Der Anbau von Nutzpflanzen stand nicht mehr im Vordergrund. Die Anlagen wurden mehr zu Erholungsflächen im Grünen. Die Gelände wurden immer weiter arrondiert, so daß sich die Zahl der einzelnen Kolonien bei nahezu gleichbleibender Gartenzahl reduzierte¹¹⁾. Und immer wieder kam es zur Abspaltung, aber auch zur Neugründung von Vereinen.



Abb. 6. Mit der Bronzeplakette des Bundes-Kleingarten-Wettbewerbs wurden 1963 die Krefelder Kleingärten ausgezeichnet.

Ursächlich dafür ist auch der Konzentrationsprozeß bei den Kleingartengeländen. Ersatzkolonien trennten sich von den Muttervereinen ab oder begannen gar ihre Existenz als eigenständige Vereine. Die Altanlagen wurden nun auch nach modernen Gesichtspunkten saniert, so daß Krefeld bald über eine große Zahl mustergültig angelegter Kleingartenanlagen verfügte. Diese Anlagen wurden so gut bewertet, daß auf nationalen Wettbewerben mehrere Preise gewonnen werden konnten. 1963 erhielt Krefeld die Bronzeplakette des Kleingarten-Wettbewerbs und 1973 gar als einzige Stadt ihrer Größenordnung die Goldmedaille. Dabei wurde besonders die Einbindung der Grünanlagen in das öffentliche Grün sowie die vorbildliche Gestaltung der Kleingärten und Lauben gerühmt¹²⁾.

Einen weiteren Markstein für die Entwicklung des Krefelder Kleingartenwesens bildet der Kleingartenleitplan von 1983. In ihm wurde

die Entwicklung des Kleingartenwesens für die Zukunft festgeschrieben. Zum Leidwesen der Kleingärtner war auch in diesem Plan die Aufgabe etlicher bestehender Kleingarten-Kolonien vorgesehen. Gleichzeitig wurde aber auch immer Ersatzland ausgewiesen, das so dimensioniert wurde, daß der noch herrschende Bedarf nach neuen Kleingärten gedeckt wurde.

Besondere Proteste kamen aber aus dem 1975 eingemeindeten Ortsteil Hülse. Dort wurde die Aufgabe von drei Altanlagen vorgesehen, mit der sich die Hülser nicht abfinden wollten. Eine dieser Kleingartenanlagen „Am Kleckers“, befindet sich direkt am Hülser Wasserwerk. Als Argument für die Auflösung dieser Anlage wurde angeführt, daß der Düngereintrag die Wasserqualität beeinträchtigen könnte. Dies suchte der Hülser Gartenbauverein mit der Argumentation zu entkräften, daß die Gärtner ausschließlich biologisch arbeiten würden und somit keine Gefahr für das Wasser bestünde.

Diese Aussage geht mit einer weiteren Entwicklung innerhalb der Gartenbauvereine konform. Die immer weiter um sich greifende Bio-Welle hatte in den Kleingärtnern das Bedürfnis geweckt, nicht nur einen Erholungsgarten für die Freizeit zu besitzen, sondern dort gesundes und ökologisch hochwertiges Obst und Gemüse für den eigenen Bedarf anzubauen. Dieser Trend hat sich bis zum heutigen Tage fortgesetzt. Daher findet man in den Kleingärten wieder eine gesunde Mischung von Nahrungsmittelanbau und Erholungsraum vor.

Porträts der heute bestehenden Krefelder Kleingartenvereine

Stadtverband der Krefelder Kleingärtner e.V.

Im Juli 1917 gründeten die Vertreter aus 17 Gartenbauvereinen bei Kraus in der Seidenstraße den Kreisverband der Gartenbauvereine. Vorsitzender war Professor Harder¹³⁾. Der Verband wurde als Interessengemeinschaft der Kleingartenvereine gegründet, um die Belange der einzelnen Mitglieder besser gegenüber der Stadt vertreten zu können. Am 21. September 1923 wurde er in „Verband der Garten- und Obstbauvereine in Krefeld“ umbenannt. Am 2. November 1928 erhielt er die Anerkennung als gemeinnütziges Unternehmen zur Förderung des Kleingartenwesens. Auffällig sind die vielen Namenswechsel, die der Verband mitmachte. Am 22. November 1933 wird er zur „Stadtgruppe Krefeld der Kleingärtner im Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschland e.V.“, am 5. April 1939 auf Anordnung des Landesbundes Rheinland „Kreisgruppe Krefeld-Kempen der Kleingärt-

ner e.V." und am 12. April 1947 „Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V.“ umbenannt. Zu seinem 30jährigen Jubiläum 1949 richtete der Verband im Eisstadion eine Gartenbauausstellung aus. Zu diesem Zeitpunkt gehörten 37 Vereine mit rund 9 000 Mitgliedern, die 3 372 000 qm Gartenland bearbeiteten, dem Verband an. In der Folge richtete der Verband immer wieder Leistungsschauen aus¹⁴⁾.

Kleingartenvereine in Krefeld

Krefeld-Süd

Im Oktober 1916 versammelten sich 24 Kleingärtner in der Gaststätte Schreiber an der Kölner Straße und gründeten den Gartenbauverein Krefeld-Süd. Sie wählten Jean Siebertz zum Vorsitzenden. Als erstes Gartengelände konnte ein Grundstück links der Seyffardtstraße angepachtet werden. Der Verein wuchs immer weiter an und hatte zeitweise bis zu 530 Mitglieder. Daher kam es bei diesem Verein zur Abspaltung von Kleingarten-Kolonien, die eigene Vereine bildeten. 1951 gehörten dem Verein immerhin noch 320 Mitglieder an, die 124 000 qm Land bewirtschafteten. 1954 wurde das Vereinsheim im Gelände Looshof errichtet. Heute verfügt der Verein über vier Gelände im Bereich der Vom-Bruck-Straße¹⁵⁾.

Röck Stöck

Die Kleingartenkolonie Röck-Stöck wurde 1930 angelegt und gehörte bis 1935 zum Gartenbauverein Krefeld-Süd. Ihr Stammgelände lag zwischen Kölner Straße, Füttingweg, Bäckerpfad und Untergath. Der Name leitet sich von dem im Südviertel bekannt gewesenen Lokal „en et Röck-Stöck“ ab. 1934 baute die Kolonie ein eigenes Vereinsheim. Anfang der 1950er Jahre wurde das Vereinsgelände durch den geplanten Bau einer Umgehungsstraße gefährdet. Da sich diese Pläne zerschlugen, blieb das Gelände noch bis 1970 erhalten. Dann fiel die 120 000 qm große Anlage, die 132 Kleingärtnern Platz bot, der Expansion der Firma Stockhausen zum Opfer. Das Ersatzgelände an der Niederbruchstraße wurde zum Mustergelände ausgebaut. Es konnte im September 1970 von den Kleingärtnern bezogen werden. Eine Besonderheit sind die wabenförmigen Gärten, die ineinander geschachtelt angelegt wurden. 1973 gewann das mustergültige Kleingartengelände, das fast schon einen Kleingartenpark darstellt, im Landeswettbewerb eine Goldmedaille¹⁶⁾.

Ritterfeld

Bei der Mitgliederversammlung am 1. September 1946 spaltete sich der Gartenbauverein Krefeld-Ritterfeld von Krefeld-Süd ab. Den Vorsitz übernahm Ernst Eickers. Am 19. April 1947 benannte sich der Verein in Gartenbauverein Ritterfeld um. In den folgenden Jahren verlor der Verein erhebliche Anbauflächen an Industrie-Ansiedlungen. 1959 be-

saß der Verein noch 10 Kolonien, 1992 war die Zahl auf 2 Kolonien gesunken. Bei dieser Entwicklung erlitt der Verein erhebliche Verluste. Als 1960 die Kolonie Morgenrot aufgegeben werden mußte, wanderten 66 Mitglieder zum Verein Heideck ab, da das Ersatzgelände neben dieser Anlage lag. In den folgenden Jahren wurde der Verein immer mehr zu der Kleingartenanlage Mühlgarten verlagert¹⁷⁾.

Mühlfeld

Das Kleingartengelände Mühlfeld wurde 1947 nach einer Landzuteilung durch die Stadt Krefeld angelegt. Das Gelände zwischen Immorderstraße und Marienstraße wurde als Dauergelände ausgewiesen. 1949 gab es dort 118 Kleingärten auf 63 287 qm Grund. Die beiden Gelände Mühlgarten I und II werden heute durch den Kleingartenverein Mühlfeld bewirtschaftet¹⁸⁾.

Sonnenblick

Der Kleingartenverein Sonnenblick entstand 1962 auf einem neu angelegten Gartengelände¹⁹⁾.

Krefeld-West

Zu den früher sehr großen Vereinen zählte auch der Gartenbauverein Krefeld-West, der im Herbst 1917 gegründet wurde. Sein erster Vorsitzender war Bernhard Pleitgen. 1949 verfügte der Verein über 198 000 qm Grund, die in 579 Gärten aufgeteilt waren. Da auch dieser Verein über ein sehr zersplittertes Gelände verfügte, 1949 waren es 19 geschlossene, voneinander getrennt liegende Kolonien, spalteten sich im Laufe der Jahre mehrere Vereine vom ihm ab. Mehrere Kolonien, wie das Dörmergelände und die Gärten am Obergplatz, mußten der Wohnbebauung weichen. Heute hat der Verein noch sieben verschiedene Kleingarten-Kolonien. Das Vereinsgelände an der Gastendonkstraße ist inzwischen schon mehrfach bei Wettbewerben ausgezeichnet worden²⁰⁾.

Uhlenhorst

1937 entstand auf dem Trümmergelände einer Ringofen-Ziegelei im Kempener Feld die Kleingarten-Kolonie Uhlenhorst. 15 Erwerbslose machten das Land urbar und bebauten es. Ursprünglich gehörte die Kolonie zum Kleingartenverein Krefeld-West, ebenso wie die 1938 gegründete Kleingarten-Kolonie an der Ottostraße. Nach dem Zweiten Weltkrieg trennten sich die beiden Kolonien vom Stammverein und bildeten den Kleingartenverein Uhlenhorst. 1951 hatte der Verein 150 Mitglieder. Heute verfügt der Verein über zwei Anlagen an der Ottostraße und eine in der Ortmannsheide²¹⁾.

Baackeshof

1929 erschien ein Aufruf in der Krefelder Tageszeitung, daß sich Bewerber für einen Schrebergarten am Baackeshof melden könnten. Das Gelände, direkt neben der Stadtgärtnerei, wurde durch den Gartenbau-

verein Krefeld-West betreut. 1931 konnte in dem neuen Gelände das erste Vereinsfest gefeiert werden. 1959 bemühten sich die Mitglieder dieser Kolonie um ihre Eigenständigkeit. Da mit dem Mutterverein keine Einigung erreicht werden konnte, mußte der Regierungspräsident die Vermögensverhältnisse klären. Am 19. August 1959 konnte sich dann, nach einer Zahlung von 250 DM durch den Gartenbauverein Krefeld-West, der Kleingärtnerverein Krefeld-Baackeshof gründen. Erster Vorsitzender war Walter Führ. 1962 entstand das Vereinsheim, und 1965 wurde das Gelände mit dem goldenen Erntekranz des Landesverbandes ausgezeichnet. Baackeshof ist übrigens das einzige Altgelände auf Krefelder Grund, das diesen begehrten Preis erringen konnte²²⁾.

Krähenfeld

1962 trennte sich ein weiterer Verein vom Gartenbauverein Krefeld-West ab. 43 Kleingärtner gründeten am Nordbahnhof den Kleingartenverein Krähenfeld. Ihre Stammkolonie Krähenfeld lag an der Ottostraße und wurde schon seit mehreren Jahrzehnten bebaut. Als dann die Kleingärtner vom Obergplatz in dieses Gelände verlegt wurden, kamen die Mitglieder von Krähenfeld und die 20 umgesiedelten überein, aus dem Gartenbauverein Krefeld-West auszuscheiden. Vorsitzender wurde Josef Raudenkoib. 1968 konnte der Verein sein Heim einweihen. 1971 und 1973 errangen die Kleingärtner erste Preise im Wettbewerb des Stadtverbandes und 1977 im Wettbewerb Vogelschutz ebenfalls einen ersten Preis²³⁾.

Grönland

1964 beschlossen die Gärtner der Gartenkolonie Kreinfeld, die in den 1920er Jahren entstanden war und auch zum Gartenbauverein Krefeld-West gehörte, ebenfalls den Weg in die Selbständigkeit zu wagen. Vorsitzender des Kleingartenvereins Grönland war Hans Tillmanns. Das ehemalige Verteilerhaus wurde zum Vereinsheim ausgebaut. Zu seinem 10jährigen Jubiläum gehörten 36 Mitglieder dem Verein an. Von ihnen wurden 18 000 qm Gartenland bebaut²⁴⁾.

Gripswald

Als vorläufig letzter Verein trennte sich 1982 der Verein Gripswald vom Gartenbauverein Krefeld-West ab. Am 15. April 1983 erhielt er die Anerkennung als gemeinnütziger Verein²⁵⁾. 1987 gewann er den ersten Preis im Krefelder Kleingartenwettbewerb²⁶⁾.

Nord

1920 gründete sich der Gartenbauverein Krefeld-Nord e.V., ohne über einen einzigen qm Land zu verfügen. Trotz dieses Mankos hatte er einen regen Zulauf. In den ersten drei Monaten erreichte er eine Mitgliederzahl von 400. Dies lag daran, daß der Verein sich mit dem Ankauf von Lebensmitteln und der Verteilung an seine Mitglieder beschäftigte. Am 2. August übernahm der Verein den süd-

lichen Teil des Geländes des Gartenbauvereins Inrath. Seinen ersten Vorstand wählte der Verein 1921, Ludwig Arretz wurde Vorsitzender. 1922, die Zahl der Mitglieder war auf 92 gesunken, konnte eine Wiese am Girmesdyk angepachtet und in 42 Gärten aufgeteilt werden. Der Verein vergrößerte sich enorm, Gelände am Dahlerdyk und Breiten Dyk kamen 1933 hinzu. 1950 verfügte der Verein über 116 533 qm Gartenland mit 291 Gärten. 1974 trennten sich die Vereine Dahlerdyk, Breitendyk und Girmesdyk von dem Verein ab. Heute verfügt der Verein über vier Gartengelände am Krüllsdyk²⁷⁾.

Dahlerdyk

1974 wurde der Verein nach langen Beratungen vom Gartenbauverein Krefeld-Nord abgetrennt. Er verfügt heute über die Kleingartenanlage Dahlergarten²⁸⁾.

Girmesdyk

Nach seiner Ablösung vom Stammverein Krefeld-Nord baute der Verein sich recht schnell ein Vereinsheim. Sein Kleingartengelände liegt am Wallenburgdyk und heißt Girmesgarten²⁹⁾.

Am Hohen Dyk

Der Verein, mit seinem Gelände am Krüllsdyk, konnte 1956 sein 25jähriges Jubiläum feiern³⁰⁾. Er entstand 1931 als Mitglied des Gartenbauvereins Krefeld-Nord wurde aber schon 1932 selbständig. Von 1933 bis 1948 war er dem Gartenbauverein Immenhof angeschlossen.

Krefeld-Ost

Am 29. Dezember 1920 schlossen sich 55 Kleingarten-Inhaber im Viktoria-Restaurant an der Uerdinger Straße unter dem Vorsitz von Oskar Türpitz zum Gartenbau-Verein Krefeld-Ost zusammen. Ihr Stammgelände liegt auf dem Sprödentplatz. Interessant ist, daß dort schon 1804 durch die Massotsche Gartenanlage Nutzgärten entstanden waren. Diese Gärten blieben aber nicht lange in Kultur, da sich keine Käufer für sie fanden. Schon bald versumpfte das Gelände wieder, und erst nach dem Bau des Abwasserkanals zum Rhein 1874 fiel das Gelände trocken. Aber erst gegen 1910 wurden dort wieder Gärten angelegt. Auch dieser Verein vergrößerte sich in den folgenden Jahren beträchtlich. Seine Gärten lagen weit verstreut, bis in die Vreed hinein. 1934 benannte sich der Verein in Kleingärtner-Verein Krefeld-Ost um. 1948 bebauten die Kleingärtner 318 Parzellen mit 117 821 qm Grund. 1950 besaß er von den ehemals 16 Kolonien noch die an der Neuen Ritterstraße, der Oppumer Straße, am Ostbahnhof, am Sprödentplatz, an der Freilgrathstraße, an der Grenzstraße, an der Brahmstraße und in der Vreed. Einige Kolonien mußten zugunsten von Bebauung aufgegeben werden, andere spalteilten sich ab. Heute verfügt der Verein noch über zwei Gelände, die am Sprödentplatz und an der Neuen Ritterstraße liegen³¹⁾.

Kampsche Wiese

Am 1. Januar 1980 spaltete sich die Kolonie Kampsche Wiese an der Neuen Ritterstraße vom Gartenbauverein Krefeld-Ost ab. Seit 1981 ist der Verein eigenständig³²⁾.

Hüttenhof

Das Gelände Hüttenhof an der Hüttenallee gehörte als Daueranlage Vreed III zur Hälfte den Vereinen Krefeld-Ost und Alt-Bockum. Seit dem 12. März 1965 bewirtschaftet ein eigener Verein das Gelände³³⁾.

Stadtmitte

Um 1918 begannen einige Krefelder, Gartengelände am Westpark, am Birkschenweg und am Neuen Weg anzulegen. Sie schlossen sich am 28. Juli 1924 zum Gartenbauverein Krefeld-Stadt-Mitte zusammen. 1947 waren in dem Verein 445 Kleingärtner aktiv, die 143 460 qm Land bewirtschafteten. Sie beschlossen, die Gelände als unabhängige Kleingartenvereine weiterzuführen. Die Gelände am Neuen Weg fielen dem Gartenbauverein Krefeld-Mitte zu. 1965/66 entstand in Eigenarbeit durch die „Möffelkes Mürder“ ein Versammlungsraum, aus dem später das Vereinsheim entstand. Ende 1983 erhielten die Vereinsmitglieder die Kündigung ihrer Gärten, die überbaut werden sollten. Nach langem hin und her wurde am Neuen Weg hinter der Wohnbebauung ein neues Gelände angelegt³⁴⁾.

Birkschenweg

Am Fuße eines Müllberges wurde Arbeitslosen Ackerland als Grabeland zur Verfügung gestellt. Daraus entstand die Kleingartenkolonie Birkschenweg, die bis 1946/47 zu Krefeld-Mitte gehörte. 1936 errichtete die Stadt dort Gartenlauben. 1949 hatte der Verein 138 Mitglieder, die 42 359 qm Dauer- und 13 298 qm Grabeland bewirtschafteten. Durch den Ausbau des Industriegebietes und der Mevissenstraße wurde das Gelände erheblich verkleinert. 1950 hatte der Verein noch 320 Gärten, 1990 waren es nur noch 54³⁵⁾.

Westpark

1917 pachtete die Stadt an der Kempener Allee hinter dem Wasserwerk Ackerland, um es für Kleingärten zur Verfügung zu stellen. Bei der Parzellierung legte die Stadt einen breiten Wanderweg an, der mitten durch das Gelände führte. Im Jahr darauf entstand dort eine Kleingarten-Kolonie. Ihr nördlicher Teil am Arnselweg gehörte zum Gartenbauverein Krefeld-West, der südliche Teil am Finkenweg zum Gartenbauverein Krefeld-Mitte. 1931 wurde das angeschlossene Grabeland zu einer Musterkolonie ausgebaut und die Gesamtanlage in den Westpark integriert. Der Geländeteil von Krefeld-West ging an Krefeld-Mitte über. Die Anlage umfaßte nun 197 Gartenparzellen. 1933 entstand das Vereinsheim, und 1939 kamen 20 Gärten am Birkschenweg hinzu. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden in der Anlage viele

Notwohnungen. Seit 1974 ist die Anlage mit dem Gartenbauverein Krefeld-Westpark aus dem Gartenbauverein Krefeld-Mitte ausgeschieden³⁶⁾.

St. Ludwig

Der Grundstein für den Gartenbauverein wurde 1910 in einer Stammtischrunde gelegt. Die Garteninteressenten pachteten daraufhin ein Grundstück und begannen unter der fachlichen Betreuung des Berufsgärtners Hermann Ludwig mit der Bewirtschaftung der Parzellen. Zum Verein schlossen sie sich am 8. Dezember 1918 zusammen. Die Benennung des Vereins nach Hermann Ludwig soll auf einen Scherz der Gründer zurückgehen. Der Verein verfügt heute über vier voneinander getrennt liegende Kolonien³⁷⁾.

Fichtenbusch

Der Kleingartenverein Fichtenbusch entstand 1963 auf dem Gelände einer Fabrik, die um die Jahrhundertwende Dachpappe hergestellt hatte. 1965 bearbeiteten die Gärtner 16 000 qm Grund. Der Verein kam in erhebliche Schwierigkeiten, als sich 1993 herausstellte, daß sich unter dem Gelände ein Teersee befand. Es mußten 15 Gärten geschlossen werden³⁸⁾.

Tackheide

Das Kleingartengelände Tackheide im Benrader Feld entstand 1931/32, als ein Förderprogramm der Reichsregierung Mittel für den Bau städtischer Kleinsiedlungen und zur Förderung von Kleingärten zur Verfügung stellte. Die Stadt erwarb mit dieser Unterstützung ein Gelände, auf dem 137 Parzellen urbar gemacht und eingerichtet wurden. Diese Gärten wurden ausschließlich an Erwerbslose vergeben. Das Gemeinschaftshaus wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört, bald nach Kriegsende aber wieder neu errichtet. 1946 wurde zudem das Gelände vergrößert. 1992 umfaßte es 157 Gärten mit 65 000 qm Grundfläche³⁹⁾.

Nord-West

Westlich der Kempener Allee befand sich bis 1905 der Ringofen der Firma Becker. Nachdem die Ziegelproduktion aufgegeben worden war, diente das Gelände als Schutt-abladeplatz. 1930 machten sich einige arbeitslose Gartenfreunde daran, das Gelände zu kultivieren und dort Kleingärten anzulegen. 1936 schlossen sie sich zum Kleingartenverein zusammen. 1949 bearbeiteten 51 Vereinsmitglieder rund 20 000 qm Gartenland. Ihr 50jähriges Vereinsjubiläum feierten die Vereinsmitglieder schon 1984. Sie legten dafür das Datum des ältesten erhaltenen Pachtvertrages zugrunde. 1990 entstand in der Anlage der erste behindertengerechte Kleingarten. Hochbeete und eine entsprechende Laubengestaltung machten auch Rollstuhlfahrern die Arbeit im Grünen möglich⁴⁰⁾.

Uerdingen

Kirschenbüschgen

In der Notzeit während und nach dem Ersten Weltkrieg entstanden rings um Uerdingen wilde Gartenkolonien. Sie wurden zusammengefaßt und dem am 22. Juni 1921 gegründeten Gartenbauverein Uerdingen zugeschlagen. Er verfügte über zwei Gelände mit insgesamt 113 Gärten, von denen die Kolonie Kirschenbüschgen die größte war. 1933 wurde der Vereinsname in „Kleingärtnerverein Uerdingen“ abgewandelt. 1937/38 baute die Stadt das Vereinsheim in der Kolonie, das nach dem Zweiten Weltkrieg wegen Wohnungsmangels umgenutzt wurde. Der Verein richtete sich daraufhin im Laubengang ein. 1947 wurde der Kleingärtnerverein auf Weisung der britischen Militärregierung aufgelöst. Die einzelnen Kolonien bildeten daraufhin selbständige Vereine. Im folgenden Jahr konnte der Verein um 35 Gärten erweitert werden. 1973/74 wurde ein neues Vereinsheim errichtet. Heute verfügt der Verein über zwei benachbart gelegene Gelände⁴¹⁾.

Uerdingen-Nord

Die Kleingartenanlage an der Parkstraße wurde 1945 gegründet. Nach der Ablösung vom Kleingärtnerverein Uerdingen verfügte der Verein über 32 Gärten mit 13 694 qm Land. Vorsitzender war Hans Halleweck. 1951 gehörten schon fünf verschiedene Gelände und 135 Mitglieder dem Verein an. Für Verkleinerungen beziehungsweise Aufgabe der Kolonien wurde Ersatzland an der Stammkolonie Parkstraße zugesagt, das aber erst mit einiger Verspätung 1968 bezogen werden konnte⁴²⁾.

Hagschinkel

Etwas 1929 wurden auf dem Gelände der van-Beers-Erben von Theodor Pepaß Gärten mit einer Größe von 200 bis 2 000 qm angelegt. 1933 wurde die Parzellierung überarbeitet. Dadurch erhielt man 96 Gärten zu je 500 qm Gartenland. Als der Verein 1947 selbständig wurde verfügte er über 90 Gärten mit 49 167 qm Grund. Zudem wurden bis 1949 noch 45 Parzellen Grabeland bewirtschaftet. Da das Stammgelände in den 1950er Jahren überbaut werden sollte, mußte der Verein zum Heesbusch umziehen. Zuerst legte man 55 Gärten an, später kamen noch weitere Gärten hinzu. 1965 konnte das Vereinsheim eingeweiht werden, das Platz für bis zu 150 Personen bietet. Seit 1972 ist dort ein Gartenrestaurant untergebracht. Die Freude am Gärtnern wird eigentlich nur durch zwei Störfaktoren beeinträchtigt. Zum einen leidet die Gartenkolonie unter Kaninchen, die aus der Hees in die Gärten wechseln, und zum anderen belastigen manchmal die Abgase der Bayer-Werke die Gartenfreunde⁴³⁾.

Im Rosenhain

Dieses Gartengelände liegt zwar auf Uerdinger Gebiet, gehörte aber bis 1979 der Ge-

meinde Rumeln-Kaldenhausen. Dann kaufte die Stadt Krefeld das Grundstück. Der Verein im Rosenhain bewirtschaftet dort 28 Gärten auf 10 829 qm⁴⁴⁾.

Linner Feld

1949 legten Gartenfreunde direkt an der Brückenauffahrt ein Kleingartengelände an. Sie schlossen sich unter dem Namen „Linner Feld“ zum Verein zusammen. Die Gelände des Vereins lagen aber ziemlich ungünstig. Vom Stammgarten an der Rheinbrücke fielen einige Gärten zugunsten des Flußwasserwerks weg. Straßenbau und Wohnungsbau taten ein übriges. 1957 wurden dem Verein Ersatzgärten bei der Bockumer Anlage Fasengarten angeboten. Daher wanderten im Herbst 1958 42 Gärtner dorthin ab. Trotz aller Bedrohungen hat sich die Stammanlage aber bis heute erhalten können⁴⁵⁾.

Linn

Linn

In Linn gibt es den zweitältesten Kleingartenverein auf Krefelder Stadtgebiet. 1892 gründete sich der Gemüsebauverein Linn. Nach anfänglicher Begeisterung sank seine Mitgliederzahl von 37 bei der Gründung bis 1896 auf 29 ab. Auch in Linn läßt sich ablesen, daß der Gartenbau vor allem in Notzeiten zu einer Blüte fand. Nach dem Ersten Weltkrieg schnellte die Mitgliederzahl auf 771 Personen hoch, 1924 hatte sie sich wieder auf 367 reduziert. Dazu bemerkte der Vereinsvorsitzende, daß man, wenn man 300 davon abziehen würde, die Zahl der echten Gartenfreunde habe. Der Verein verfügt inzwischen über 11 verschiedene Gelände mit einer Fläche von 63 807 qm, die in 135 Gärten aufgeteilt waren. 1949 hatte der Verein 550 Mitglieder. 1951 spaltete sich der Gartenbauverein Krefeld-Linn-Nordost ab. 1992 verfügte der Verein über vier Gelände mit insgesamt 138 Kleingärten. Besonders bemerkenswert sind dabei die Wallgärten, die auf die mittelalterlichen Wirtschaftsgärten in der Befestigungszone der Stadt zurückgehen. Sie werden auch in Zukunft erhalten bleiben, da sie seit 1987 durch den Denkmalsbereich Linn mit geschützt werden. In dieser Kleingartenanlage befindet sich auch das älteste erhaltene Gartenhaus des Rheinlandes, das aus dem Jahre 1715 stammt⁴⁶⁾.

Linn-Nordost

1951 spaltete sich der Gartenbauverein Linn-Nordost vom Gartenbauverein Linn ab. Die Gelände Posener Straße, Bunker, Grüner Weg, Kohlplatzweg und Alt-Türkenbruch gingen dabei an den neugegründeten Verein. 1958 wurden 27 Gärten an der Posener Straße zu einer Musterkolonie ausgebaut. Sie wurde so ausgebaut, daß sie zusammen mit dem Friedhof einen Grünzug bildet. In diesem Gelände wurden bis 1971 800 m Spazierwege angelegt. Bemerkenswert ist, daß Linn-Nordost der Kleingartenverein mit dem höchsten Ausländeranteil ist. 1974 waren 20 % der Mitglieder „Gastarbeiter“⁴⁷⁾.

Grüner Weg

Die jüngste, aber auch kleinste Anlage Linns entstand 1988 am Kohlplatzweg. Fünf Vereinsmitglieder schufen innerhalb eines Jah-



Abb. 7. Die Godler-Karte aus dem Jahr 1816 zeigt die Gärten in der Wall- und Grabenzone Linns.

res ein neues Kleingartengelände. Die Gärten haben eine Größe von jeweils 320 qm⁴⁸⁾.

Inrath

Inrath

Am 28. August 1916 trafen sich 28 Kleingärtner in der Gaststätte Ohrhausen, Inrather Straße 544, und gründeten den Garten- und Obstbauverein zu Inrath mit dem Ziel, ihre Interessen in Zukunft wirksamer zu vertreten. Da ihre Gärten voneinander getrennt lagen, beschlossen sie, auch ein zusammenhängendes Kleingartengelände zu schaffen. Im Juli 1920 pachteten sie 6 Morgen Land von der Stadt. 1921 folgte ein weiteres Grundstück. Der enorme Zulauf an Mitgliedern während der Inflationszeit machte es notwendig, 10 Morgen Land von einem Landwirt am Flünnertzdyk zu pachten. Dieses

Land wurde in Parzellen aufgeteilt und urbar gemacht. 1920 war das bewirtschaftete Gelände so groß, daß es nicht mehr verwaltet werden konnte. Es war zudem in viele einzelne Teile zersplittert. Teile des Geländes wurden daraufhin abgegeben beziehungsweise durch neu gegründete Vereine übernommen. Teile des Gartenlandes gingen am 2. August 1920 an den Gartenbauverein Krefeld-Nord, weitere Stücke am 15. August 1920 an den Gartenbauverein Krefeld-Mitte. 1921 spaltete sich der Gartenbauverein Inrath-Mitte ab. 1923/24 führten starke Regenfälle dazu, daß der östliche Teil des verbliebenen Geländes versumpfte und dort etliche Kleingärtner aufgaben. Mit städtischer Hilfe wurde im Zug der Grüngürtel-Planung Johansens das Gelände trockengelegt und konnte ab etwa 1930 wieder bebaut werden. 1931 wurde das Vereinsheim fertiggestellt. 1934 schlossen sich die Vereine Inrath, Inrath-Mitte und Immenhof zwangsweise zusammen. 1936 entstand zusätzlich der Kleingärtnerverein Weyerhof. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges löste sich der Großverein wieder in seine Teilvereine auf. 1949 konnte das im Krieg zerstörte Vereinsheim wieder neu aufgebaut werden. In den folgenden Jahren mußte das Gelände zwar einmal 13 Gärten aufgeben, wurde aber anschließend um 40 Gärten vergrößert. 1973 gingen rund 150 Kleingärtner am Fuß der Inrath Müllkippe ihrer Gartentätigkeit nach⁴⁹⁾.

Inrath-Mitte

1921 spaltete sich der Verein Inrath-Mitte aus dem Gartenbauverein Inrath ab. Nach dem zwangsweisen Zusammenschluß der Inrath Vereine während der Zeit des Nationalsozialismus trennten sich die Vereine nach Kriegsende umgehend. 1949 besaß der Gartenbauverein Inrath-Mitte drei Gelände, die am Schroersdyk, an der Zastrowstraße und an der Pestalozzistraße lagen, in denen 145 Mitglieder ihre Parzellen hatten. Von diesen Anlagen hat nur die am Schroersdyk überdauert⁵⁰⁾.

Weyerhof

Seit 1912 gibt es Kleingärtner am Leykesdyk. Sie benannten ihr Gelände nach dem im Zweiten Weltkrieg zerstörten Weyerhof. 1918 kamen noch weitere Gärten hinzu. Den Schritt zum eigenständigen Verein beschloßen die Kleingärtner aber erst relativ spät. Nach dem Zusammenschluß der Inrath Vereine formierte sich 1936 der „Gartenbauverein Weyerhof“ unter dem Vorsitz von Josef Schürmanns. 1937 konnten die Kleingärtner das neue Vereinsheim einweihen. Das Gartengelände wuchs bis auf 56 000 qm an. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Kleingärten schwer beschädigt. Dennoch zogen viele ausgebombte Gartenbesitzer in ihre teilweise wieder schnell instand gesetzten Lauben ein. Zu Zeiten hatten bis zu Zweidrittel der Vereinsmitglieder ihren Wohnsitz auf dem Gelände, 1962 war es noch jeder

zweite. 1952, zur Feier des 40jährigen Geländebestehens, konnten die Kleingärtner ihr neues Vereinsheim einweihen. Durch den Bau der Blumentalstraße mußte ein Teil der Gärten eingezogen werden. Durch eine Vergrößerung des Geländes in nördliche Richtung konnte aber Ersatzgelände geschaffen werden⁵¹⁾.

Rosengarten

Das Gelände „Rosengarten“ befand sich ursprünglich am Breiten Dyk und wurde dort 1932 angelegt. Im Herbst 1983 zogen die Kleingärtner zum Kanedyk um, da ihr altes Gelände überbaut wurde. In einer ersten Ausbaustufe standen 48 von 107 geplanten Gärten zur Verfügung. Das Vereinsheim wurde 1986/87 in Eigenarbeit errichtet⁵²⁾.

Immenhof

1928 entstanden die ersten Gartenanlagen am Grünen Dyk, und es bildete sich der „Gartenbauverein Grüner Dyk“. Die Stadt gab 1932 Land für weitere 18 Kleingärten hinzu. Nun bildete sich der Gartenbauverein Immenhof mit dem Vorsitzenden Peter Langels, der von 1934 bis 1936 dem Gartenbauverein Inrath angehörte. Den Namen gab man sich nach dem benachbarten Bienenzüchterverein. 52 Gärten konnten nun unter den Interessenten verlost werden. Da das Gartengelände sehr tief liegt, gab es immer wieder Probleme mit Überflutungen. Der Luftangriff am 22. Juni 1943 zerstörte die Anlage vollständig. Kaum war sie wieder hergerichtet, wurden im Herbst 1944 18 000 qm Gartenland überschwemmt. 1953 konnte das neue Vereinsheim eröffnet werden. 1959 gab es acht verschiedene Kolonien Immenhof, Flünnerdyk I + II, Verseidag I + II, Gahlingspfad, Dahlerdyk und Breitendyk, in denen 184 Gärtner tätig waren. Heute verfügt der Verein über zwei Kolonien⁵³⁾.

Bockum/Verberg

Alt-Bockum

Der Verein geht auf den am 8. August 1920 unter dem Vorsitz von Michael Hahn gegründeten Gartenbauverein Bockum zurück. Der Verein verfügte anfangs über 94 Kleingärten, erlebte aber ein rasches Wachstum. 1922 gehörten bereits 450 Kleingärten dem Verein an. Dies führte dazu, daß sich der Stammverein 1923 in die Vereine Bockum-West und Bockum-Ost Alt teilte. 1948 entstanden aus Bockum-Ost Alt die Vereine Alt-Bockum und Bockum-Ost. 1949 verfügte der Verein über neun verschiedene Gelände, in denen 238 Mitglieder 90 461 qm Gartenland bebauten. Da sich die Kolonien bis auf die Anlagen in der Vreed in Bebauungsgebieten befanden, wurde das Vereinsland Zug um Zug an der Vreed konzentriert. Im Juli 1956 wurde dort ein Vereinsheim fertiggestellt⁵⁴⁾.

Bockum 1920

Eine sehr junge Abspaltung aus dem Verein

Alt-Bockum scheint die des Vereins Bockum 1920 an der Glindholzstraße zu sein. Sein Gelände ist in den Stadtplänen noch als Op-pum II ausgewiesen⁵⁵⁾.

Bockum-West

Der Verein Bockum-West entstand bei der ersten Teilung des 1920 gegründeten Bockumer Kleingartenvereins. Etwa 200 Kleingärtner beschlossen 1922, aus dem Stammverein auszuscheiden. Im April 1923 war die Trennung vollzogen. Auch dieser Verein entwickelte sich gut. Immer mehr Gelände wurde ihm zugeteilt. Gärten an der Karl-Hügel-Straße gingen verloren, wurden aber durch ein Gelände an der Schönwasserstraße/Taubenstraße ersetzt, das bis zum Kaiserpark reichte. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sogar der Kaiserpark als Gartengelände genutzt sowie ein Gelände an der Uerdinger Straße. Das heutige Gelände Friedrich-Ebert-Straße/Rott sowie 12 Gärten an der Grotenburgstraße kamen zu dieser Zeit ebenfalls unter die Verwaltung des Vereins. Das Vereinsheim an der Schönwasserstraße ging verloren als in den 1960er und 1970er Jahren das Gelände bebaut wurde. 1982 entstand das neue Vereins- und Schulungsheim. Heute verfügt der Verein noch über fünf Gartenkolonien⁵⁶⁾.

Bockum-Ost

Der Verein Bockum-Ost trennte sich am 29. Mai 1948 in der Gastwirtschaft Steiners während der Generalversammlung des Vereins von Alt-Bockum, da der Verein bereits fast 700 Mitglieder hatte. Der Gründer des alten Vereins, Michael Hahn, erhob Widerspruch, wurde aber mit 4 Stimmen bei 3 Enthaltungen überstimmt. Vereinskasse, Saatkartoffeln und Düngemittel wurden geteilt. Der neue Verein erhielt die Gelände Flugplatz, Fasanenstraße, Neuenhofen und Hackschar. Vorsitzender wurde Ferdinand Nicus. Schicksalhaft für den Verein war der Ausbau der Autobahn, deren Trasse mitten durch die Kleingartenanlagen führte. Das zusammenhängende Gelände mit über 200 Kleingärten wurde in sechs Einzelanlagen zerschnitten, was zu einer weiteren Aufspaltung führte. 1959 trennte sich der Verein Fasanenstraße und 1973 der Verein Neuenhofen ab. 1988 verfügte der Verein mit dem Stammgelände an der Remberstraße daher nur noch über 74 Kleingärten⁵⁷⁾.

Fasanenstraße

Der Kleingartenverein Fasanenstraße spaltete sich 1959 von dem Verein Bockum-Ost ab, als dort die Mitglieder des Vereins Linner Feld ihre Ersatzgärten bekamen. Erster Vorsitzender wurde Herbert Butzmühlen. Lebhaftige Diskussionen gab es bei der Gestaltung der Lauben. Die geplanten Holzbauten erschienen den Kleingärtnern, die sich stabilere Bauten aus Ziegelsteinen wünschten, zu leicht. 1964 kamen weitere 50 Gärten zum Gelände hinzu. 1971 wurde mit dem Bau des Vereinsheimes begonnen. 1974 kamen wei-



Abb. 8.
Laube im Klein-
gartengelände
Essener Straße;
Januar 1962

tere 8 000 qm Land hinzu; die Anlage umfasste nun 42 000 qm Grund⁵⁹⁾.

Waltershof

Als das Gelände Hackschar von Bockum-Ost aufgegeben werden mußte, entstanden Ersatzgärten an der Gatztenstraße in Verberg. Eine Anlage mit einer Gesamtgröße von 74 000 qm wurde geplant. 1974 konnten die ersten 27 Gärten bezogen werden, weitere 27 waren nahezu fertig. Schnell bildete sich ein eigener Kleingartenverein⁵⁹⁾.

An der Nordtangente

Dies ist eine der neueren Koloniebildungen im Stadtgebiet. Sie entstand nach der Planung im Leitplan 1983 und liegt direkt neben dem Gelände Waltershof an der Gatztenstraße.

Neuenhofen

Als die Gelände von Bockum-West durch den Autobahnbau in sechs Einzelanlagen aufgeteilt wurden, kam es zu einer weiteren Vereinsabtrennung. 36 Mitglieder gründeten 1973 den Verein Neuenhofen. Vorsitzender wurde Albert Stochia. 1988 verfügte der Verein über 74 Kleingärten. Heute sind es wieder 36 Gärten zu je 4 000 qm, die bebaut werden⁶⁰⁾.

Engerfeld

Der Verein Engerfeld an der Engerstraße entstand im Oktober 1981. Er ist das Ersatzgelände für Land, das an die Stadt abgegeben werden mußte. 1982 bauten dort 25 Kleingärtner ihre neuen Lauben auf und begannen das Land zu bestellen. Im Herbst 1982 wurden in einem zweiten Bauabschnitt weitere 22 Gärten angelegt⁶¹⁾.

Oppum

Oppum

Der Gartenbauverein Oppum entstand 1923 aus der Gemeinnützigen Genossenschaft der Kleingärtner. In der Zeit nach dem Zwei-

ten Weltkrieg wuchs er auf 240 Mitglieder an. Seit 1970 wurde bevorzugt das Gelände Hinter Flur ausgebaut. Dort entstanden Ersatzparzellen für Gärten, die der Verein aufgeben mußte⁶²⁾.

Erholung

Am 4. November 1920 wurden die ersten Gärten auf einem Ziegelei-Grundstück an der Weide angelegt. Das Friesengelände folgte noch im selben Monat. Eine enorme Vergrößerung erlebte der Verein am 16. Juli 1932 als die Gelände Flur, Weiden und Trift hinzukamen. Wie in Inrath, so wurden auch die Oppumer Vereine in der Zeit des Nationalsozialismus zusammengelegt, trennten sich aber 1950/51 wieder. 1955 verfügte der Verein Erholung über 6 verschiedene Kolonien, in denen 194 Gärtner etwa 68 000 qm Land bearbeiteten. Dazu wurden noch 25 Parzellen Grabeland bebaut. Heute verfügt der Verein über drei Kleingartengelände⁶³⁾.

Fischeln

Fischeln

Der Gartenbauverein Krefeld-Fischeln hat seinen Ursprung in der Obstbau-Vereinigung Fischeln, die 1910 durch den Rentmeister Johann Buscher zusammen mit sechs Freunden gegründet wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg begann der Verein gezielt Kleingärten zu fördern, blieb aber vorerst noch schwerpunktmäßig im Edelobst-Anbau beschäftigt. Die Kleingärten entwickelten sich sehr schnell. 1924 gab es schon 300 Mitglieder, die 25 Morgen Land bebauten. Die Mitgliederzahl sank zwar in der Folgezeit, aber das bebaute Land wurde immer weiter vermehrt. 1950 wurden immerhin noch sechs Kolonien mit über 100 Gärten auf 61 927 qm Grund bearbeitet. 1956 wurde das Gelände an der Vulkanstraße als Mustergelände ausgebaut. Heute verfügt der Verein noch über vier Kolonien, von denen die an der Oberbruchstraße die größte ist⁶⁴⁾.

Heideck

Der Verein Heideck an der Vulkanstraße wurde am 1. August 1919 unter der Leitung von Martin Hochbruck gegründet. 40 Kleingärtner schlossen sich in ihm zusammen. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde er mit dem Verein Tackheide zusammengeschlossen, trennte sich nach dem Zweiten Weltkrieg aber umgehend wieder ab. 1949 hatte der Verein 120 Mitglieder⁶⁵⁾.

Oberbruch

Das Gelände an der Oberbruchstraße wurde in den 1970er Jahren ausgebaut, um das Kleingarten-Defizit in Fischeln zu verringern und um Ersatzgärten für die entfallenen Kleingärten im Bereich Blumentalstraße und Kneinstraße zu schaffen⁶⁶⁾.

Gellep-Stratum

Der Kleingartenverein Gellep-Stratum wurde am 14. Juni 1923 in der Gaststätte Schönwasser in Gellep gegründet. Schon bald konnten rund 3 Morgen Anbaufläche an der Puppenburg von den Landwirten Pasch und Heines erworben werden, und bereits 1925 wurde eine Gartenschau durchgeführt. Im selben Jahr trat der Verein auch dem Verband der Obst- und Gartenbauvereine e.V. Krefeld bei. Da Erweiterungen an der Puppenburg und an der Düsseldorfer Straße nicht möglich waren, entstanden weitere Kolonien. Heute verfügt der Verein über drei Anlagen⁶⁷⁾.

Hüls

Hüls

Der älteste Kleingartenverein auf Krefelder Gebiet ist der Gartenbauverein Hüls. Er wurde am 17. März 1889 anlässlich eines Vortrages über die Bedeutung der Gemüsegärtner-Verbände gegründet. 47 Personen traten dem Verein bei. Im November jenes Jahres stellte die Gemeinde ein etwa 100 Ruten (1 Rute = 14,185 qm) großes Gelände an der nördlichen Seite der Vennbleiche am Boomydyk unentgeltlich zur Verfügung und zahlte 200 M für die Einrichtung und Einzäunung. Im November 1892 kam ein zweites etwa 300 Ruten großes Grundstück an der Greith hinzu. Die Versuchsfelder waren in 16 Parzellen aufgeteilt, 4 in Feld 1 und 12 in Feld 2. Freie Parzellen wurden unter den Bewerbern verlost, wobei Weber bevorzugt wurden. 1939 hatte der Verein 223 Mitglieder. Nach dem Zweiten Weltkrieg stieg die Mitgliederzahl auf 505 Kleingärtner an. Die Rekordzahl von 850 Kleingärtnern wurde aber erreicht, als sich 1948 der Verein Pappelallee anschloß. Dessen Gelände wurde 1955 aufgelöst, weil die Kleingärtner, die Gartendiebstahle befürchteten, die Pappelallee für den Durchgang geschlossen hatten. Nach der Eingemeindung von Hüls 1975 trat der Verein dem Stadtverband bei. In der Folge kam

es zu erheblichen Schwierigkeiten, weil die Pachtpreise anstiegen und im Kleingarten-Leitplan die Auflösung von drei Hülser Kleingartengeländen vorgesehen wurde⁶⁸⁾.

An de Greith Hüls

Der Verein trennte sich 1986 auf eigenen Wunsch vom Gartenbauverein Hüls 1889 ab⁶⁹⁾.

Kleingärten der Deutschen Bahn AG

Etliche kleinere Gartengelände gehören der Deutschen Bahn AG. Auch bei diesen Gärten hat in den letzten Jahren ein Konzentrationsprozeß dazu geführt, daß sich die Zahl der Gelände erheblich reduziert hat.

Kleingartenvereine ohne eigene Gelände

Der Gartenbauverein Hüls-Süd e.V. wurde am 1. September 1948 gegründet. 108 Personen schlossen sich in ihm zusammen, die über insgesamt 75 000 qm Eigenland, meist Hausgärten, verfügten. Ziel des Vereins war es, die Mitglieder so zu befähigen, daß sie ihre Gärten ertragreich bebauen konnten⁷⁰⁾.

Der Gartenbauverein Krefeld-Forstwald e.V. wurde im Januar 1948 gegründet, 1949 hatte er 193 Mitglieder. Sein Einzugsbereich umfaßte die Gebiete Forstwald, Laschenhütte und Holterhöfe und lag damit in drei verschiedenen Kommunen nämlich Krefeld, St. Tönis und Willich. Alle Mitglieder verfügten über eigene Gärten; eine Kolonie wurde nicht angelegt. 1949 waren 163 Mitglieder Eigentümer ihres Landes mit über 164 995 qm, und 30 Pächter bebauten 6 200 qm Grund. Der Verein widmete sich vor allem der Obstbaumpflege⁷¹⁾.

Der Gartenbauverein Krefeld-Verberg e.V. entstand auf Initiative des Ehrenmitgliedes des Kreisverbandes der Gartenbauvereine, des Kreisfachberaters Hermann Kresse. Er wurde 1921 gegründet, war aber zuerst nur von kurzer Dauer. Von 1934 bis 1947 ruhte der Verein, bis sich 1949 60 Gartenfreunde wieder zusammenschlossen. 1952 hatte der Verein drei Kolonien und 40 Mitglieder⁷²⁾.

Der Gartenbauverein Krefeld-Traar e.V. wurde 1947 gegründet. Er hatte 170 Mitglieder; Vorsitzender war Franz Giesbertz⁷³⁾.

Lehr- und Mustergärten des Garten- und Friedhofsamtes

An der Kleingartenanlage Nauenweg richtete das Gartenamt ein Mustergelände ein, in

dem vier Mustergärten verschiedene Arten der Gartennutzung und -gestaltung aufgezeigt. Es gab einen Blumen-Liebhäbergarten, einen Normal-Kleingarten, einen Obst-Liebhäbergarten und einen Gemüse-Liebhäbergarten. Diese Gärten wurden unentgeltlich an Kleingärtner vergeben, die aber der Weisungsbefugnis des Garten- und Friedhofsamtes unterstanden. In diesen Gärten befanden sich auch die in Krefeld zugelassenen Musterlauben. Drei waren aus Stein nach den Typenplänen gebaut und eines war die Holzfertiglaube „Haaner Gartenhaus“. Eif Schaubeete zeigten die Entwicklung der gebräuchlichsten Gehölze – vom Wildling bis zur verkaufsfertigen Ware. Versuchsplanzen sollten den Gärtnern neue Sorten nahebringen und die Vor- und Nachteile der Pflanzen aufzeigen. Das Gartenamt propagierte auch die Gemüse-Mischkultur; sie wurde dort vorgestellt. Interessierte Kleingärtner konnten in den „Informationen für die Krefelder Kleingärtner“ detaillierte Anbaupläne nachlesen. Darüber hinaus gab es Schulungen im Obstbaumschnitt und in der Schädlingsbekämpfung. Die Größe des Mustergeländes betrug 3 000 qm⁷⁴⁾.

Anmerkungen

1) Die Heimat, Jg. 27, S. 8 ff., Krefeld 1956.

2) Die Heimat, Jg. 9, S. 265 ff., Krefeld 1930.

3) 50 Jahre Gartenbauverein Krefeld – Fischeln in der Kreisgruppe Krefeld – Kempen e.V., 1910-1960, Krefeld 1960.

4) Ludwig Blum: Fischelner Straßennamen, Krefeld, 1982.

5) StA [Stadtarchiv] Krefeld, Akte 6/435

6) S. Anm. 3

7) StA Krefeld, Akte 20/1469.

8) Bockum 1920, Krefeld-Nord 1920, Krefeld-Mitte 1924, Uerdingen 1921, Oppum 1923, Gartenbauvereinigung Erholung Oppum 1922, Krefeld-Ost 1920, St. Ludwig 1918, Tackheide, 1932.

9) Kleingärtner-Verein Krefeld-Ost – gegründet am 29. Dezember 1920, Stiftungsfest, Samstag, 19. August 1995, Sonntag, 20. August 1995 im Gartengelände auf Sprödenal, Krefeld 1955.

10) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1881 – Kleingartenwesen, allgemein.

11) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1881 – Kleingartenwesen, allgemein; 1950 gab es in Krefeld 800 Bewerber auf einen Garten. Von 1953 bis 1956 hat sich in Krefeld die Kleingartenfläche um 20 % erhöht, während sie im Regierungsbezirk um 3 % zurückgegangen ist. 1950 gab es 160 verschiedene Kolonien in 35 Vereinen im Stadtgebiet, 1962 mehr als 5 000 Kleingärtner in Krefeld. 1964 bearbeiteten 5 000 Gärtner in 40 Vereinen 4 400 Gärten, 1967 standen noch 1 000 Familien auf der Warteliste. Um die Behelfsheime aus den Gärten herauszubekommen, wurden die monatlichen Sonderabgaben ab Juni 1972 von 20 auf 50 DM erhöht. 126 Behelfsheime wurden immer noch in den Anlagen bewohnt, davon 35 auf städtischem Grund. Bis 1981 stieg die Zahl der Kleingärtner auf 4 300 an, um dann in den folgenden Jahren leicht abzusinken.

12) StA Krefeld, Akte 25/75/384.

13) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1882 – Gartenbauvereine, Kreisverband Kempen-Krefeld.

14) 75 Jahre Stadtverband Krefeld der Kleingärtner e.V., Krefeld 1985; StA Krefeld Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1882 – Gartenbauvereine, Kreisverband Kempen-Krefeld.

15) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1913 – Gartenbauverein Krefeld-Süd.

16) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld – Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1890 – Gartenbauverein „Röck-Stöck“.

17) Festzeitschrift 50 Jahre 1946 – 1996 Gartenbauverein Krefeld-Ritterfeld e.V., Krefeld 1996; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1910 – Gartenbauverein Ritterfeld

18) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1910 – Gartenbauverein Ritterfeld.

19) Auskunft von Frau Schröder, Fachbereich 67 – Grünflächen.

20) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld – Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1903 – Gartenbauverein Krefeld-West.

21) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1886 – Gartenbauverein „Uhlenhorst“.

22) 50 Jahre Kleingärtnerverein Krefeld-Baackeshof 29/59 e.V., Krefeld 1979; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1883 – Gartenbauverein Krefeld-Baackeshof und Nr. 3197 – Gartenbauverein Baackeshof.

23) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1903 – Gartenbauverein Krefeld-West, und Nr. 1905 – Gartenbauverein „Krähenfeld“.

24) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 2222 – Gartenbauverein Grünland e.V.

25) Auskunft von Frau Schröder, Fachbereich 67 – Grünflächen.

26) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 3459 – Kleingarten-Verein Gripswald e.V.

27) 60 Jahre Gartenbauverein Krefeld-Inrath e.V., Krefeld 1976; Dreißig Jahre Gartenbauverein Krefeld-Nord e.V., Festschrift zur Feier des 30-jährigen Bestehens des Gartenbauvereins Krefeld-Nord e.V. 1920 – 1950, Krefeld 1950; Festschrift Gartenbauverein Krefeld-Nord e.V. 1920, Krefeld 1980; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1904 – Gartenbauverein Krefeld-Nord.

28) Festschrift Gartenbauverein Krefeld-Nord e.V. 1920, Krefeld 1980.

29) Festschrift Gartenbauverein Krefeld-Nord e.V. 1920, Krefeld 1980; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 3096 – Gartenbauverein Girmesdyk.

30) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1917 Gartenbauverein „Am Hohen Dyk“.

31) Kleingärtner-Verein Krefeld-Ost – gegründet am 29. Dezember 1920, Stiftungsfest, Samstag, 19. August

1995, Sonntag, 20. August 1995 im Gartengelände auf Spröndental, Krefeld 1995; Gartenbauverein Krefeld-Ost e.V. 1920 - 1950, Festschrift zum 30-jährigen Stiftungsfest am 7. April 1951, Krefeld 1951; Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1911 - Gartenbauverein Krefeld-Ost.

32) Gartenbauverein Krefeld-Ost e.V. 1920 - 1950 Festschrift zum 30-jährigen Stiftungsfest am 7. April 1951, Krefeld 1951, Kleingärtner-Verein Krefeld-Ost - gegründet am 29. Dezember 1920, Stiftungsfest, Samstag, 19. August 1995, Sonntag, 20. August 1995 im Gartengelände auf Spröndental, Krefeld 1995.

33) Auskunft von Frau Schröder, Fachbereich 67 - Grünflächen.

34) 60 Jahre Kleingärtnerverein Krefeld-Stadtmitte e.V. 1924, Krefeld 1984, Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 3394 - Gartenbauverein Stadtmitte I + II.

35) 60 Jahre Kleingärtnerverein Krefeld-Stadtmitte e.V. 1924, Krefeld 1984; Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1902 - Gartenbauverein Krefeld-Birkschenweg.

36) 60 Jahre Kleingärtnerverein Krefeld-Stadtmitte e.V. 1924, Krefeld 1984; 75 Jahre Kleingärtnerverein Westpark e.V. 1918 - 1993, Krefeld 1993; Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1907 - Gartenbauverein Krefeld-Westpark.

37) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1901 - Gartenbauverein Krefeld-St.Ludwig.

38) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 2841 - Gartenbauverein Fichtenbusch.

39) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1906 - Gartenbauverein Krefeld-Tackhelde.

40) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1892 - Gartenbauverein Krefeld-Nordwest.

41) 75 Jahre Kleingärtnerverein „Kirschenbüschgen“ e.V. Krefeld-Uerdingen, Krefeld 1996; Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1898 - Gartenbauverein „Keesche Böschke“ Krefeld-Uerdingen.

42) 75 Jahre Kleingärtnerverein „Kirschenbüschgen“ e.V. Krefeld-Uerdingen, Krefeld 1996; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1889 - Gartenbauverein Krefeld-Uerdingen-Nord.

43) 75 Jahre Kleingärtnerverein „Kirschenbüschgen“ e.V. Krefeld-Uerdingen, Krefeld 1996, Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1912 - Gartenbauverein Krefeld-Hagschinkel.

44) Auskunft von Frau Schröder, Fachbereich 67 - Grünflächen.

45) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1896 - Gartenbauverein „Linner Feld“.

46) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; Festschrift aus Anlaß der 9. Ausstellung des Gartenbauvereins Krefeld-Linn am 4., 5. und 6. Oktober 1924, Krefeld 1924; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1893 - Gartenbauverein Krefeld-Linn 1892.

47) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1893 - Gartenbauverein Krefeld-Linn 1892 und Nr. 1897 Gartenbauverein Krefeld-Linn-Nordost.

48) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1893 - Gartenbauverein Krefeld-Linn 1892.

49) 60 Jahre Gartenbauverein Krefeld-Inrath e.V., Krefeld 1976; Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1915 - Gartenbauverein Krefeld-Inrath.

50) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1916 - Gartenbauverein Krefeld-Inrath-Mitte.

51) 70 Jahre Kleingärtnerverein Weyerhof e.V. 1912 - 1982, Krefeld 1982; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1905 - Gartenbauverein Weyerhof.

52) Die Weyerhof-Chronik 1912 - 1997, 85 Jahre Vereinsgeschichte des Kleingärtnervereins Weyerhof 1912 e.V., Krefeld 1997; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1902 - Gartenbauverein Krefeld-Birkschenweg.

53) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1887 - Gartenbauverein „Jimmerhof“.

54) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1898 - Gartenbauverein „Alt-Bockum“, Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld - Kempen der Gartenbauvereine e.V. herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; Gartenbauverein Krefeld-Bockum-Ost 48 e.V. - 40 Jahre Kleingärten 1948 - 1988, Krefeld 1988.

55) Gartenbauverein Krefeld-Bockum-Ost 48 e.V. - 40 Jahre Kleingärten - 1948 - 1988, Krefeld 1988; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1898 - Gartenbauverein „Alt-Bockum“.

56) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; Kleingärtnerverein Krefeld-Bockum West e.V., - Festschrift 65 Jahre (1922 - 1987), Krefeld 1987; Gartenbauverein Krefeld-Bockum-Ost 48 e.V. - 40 Jahre Kleingärten 1948 - 1988, Krefeld 1988; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1900 - Gartenbauverein Krefeld-Bockum-West.

57) Gartenbauverein Krefeld-Bockum-Ost 48 e.V. - 40 Jahre Kleingärten 1948 - 1988, Krefeld 1988; Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1899 - Gartenbauverein Krefeld-Bockum-Ost.

58) Gartenbauverein Krefeld-Bockum-Ost 48 e.V. - 40 Jahre Kleingärten 1948 - 1988, Krefeld 1988; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1895 - Gartenbauverein Krefeld-Fasanenstraße und Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1895 - Gartenbauverein „Linner Feld“.

59) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 2842 - Gartenbauverein Wallershof.

60) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1899 - Gartenbauverein Krefeld-Bockum-Ost.

61) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 3362 - Gartenbauverein Engerfeld.

62) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 2761 - Gartenbauverein Krefeld-Opium „Hinter Flur“.

63) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1884 - Gartenbauverein „Erholung“, Krefeld-Opium.

64) 50 Jahre Gartenbauverein Krefeld-Fischein in der Kreisgruppe Krefeld-Kempen e.V. 1910 - 1960, Krefeld-Fischein 1960; Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; 75 Jahre Gartenbauverein Krefeld-Fischein 1910 e.V. 1910 - 1985, Krefeld-Fischein 1985; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1894 - Gartenbauverein Krefeld-Fischein.

65) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1891 - Gartenbauverein Krefeld-Heideck.

66) StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1894 - Gartenbauverein Krefeld-Fischein.

67) 70 Jahre Gartenbauverein Gellep-Stratum e.V. 1923, Krefeld 1993; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1909 - Gartenbauverein Gellep-Stratum.

68) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Gartenbauvereins Hüls e.V., 1989; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 2988 - Gartenbauverein Hüls; Hüls Heimatblätter 1977, Jg. 24, S 272 ff.

69) Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Gartenbauvereins Hüls e.V., 1989.

70) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949.

71) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949.

72) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949; StA Krefeld, Zeitungsausschnittsammlung Nr. 1885 - Gartenbauverein Krefeld-Verberg.

73) Gartenbau-Ausstellung 30 Jahre Kreisverband Krefeld-Kempen der Gartenbauvereine e.V., herausgegeben anlässlich der Gartenbau-Ausstellung vom 3. bis 5. September 1949, Krefeld 1949.

74) Der Fachberater für das deutsche Kleingartenwesen, Heft 3, Juli 1971.

Die staatliche Polizeiverwaltung in Krefeld(-Uerdingen) 1927 bis 1934

von Joachim Lilla

„Auf Grund des § 2 des Ges. über die Pol[izei]-Verw[altung], v. 11. 3. 1850 (GS. S. 265) sowie des § 1 des Ges. über die Pol[izei]-Verw[altung], in den Reg.-Bez. Düsseldorf, Arnsberg und Münster vom 19. 7. 1911 (GS. S. 147) habe ich vorbehaltlich der Zustimmung des Provinzialrates der Rheinprovinz und der Anhörung des Kreis-ausschusses des Landkreises Krefeld beschlossen, in den Stadtkreisen M. Gladbach, Rheydt und Krefeld sowie in der im Landkreise Krefeld gelegenen Landgemeinde Fischeln die Ausübung der Polizei nach Maßgabe des nachstehenden Regulativs mit Wirkung vom 1. 7. 1927 ab besonderen staatlichen Beamten zu übertragen. Die in dem Regulativ nicht aufgeführten polizeilichen Geschäfte verbleiben der kommunalen örtlichen Pol.-Verw[altung], zur selbständigen Erledigung. Es werden eingerichtet

a) das Pol.-Präs. M.-Gladbach-Rheydt, umfassend die Stadtkreise M.Gladbach und Rheydt, und

b) das Pol.-Präs. Krefeld, umfassend den Stadtkreis Krefeld und die Landgemeinde Fischeln.“

Dieser Beschluß des Preußischen Ministers des Innern vom 16. Juni 1927¹⁾ ist gleichsam die Geburtsurkunde für die kurzlebige staatliche Polizeiverwaltung in Krefeld von 1927 bis 1934, die im folgenden Beitrag in ihren Grundzügen dargestellt werden soll.

1. Die Grundlagen der staatlichen Polizeiverwaltung

In Preußen, genauer den altpreußischen Gebieten sowie in der Rheinprovinz und in der Provinz Westfalen, galt – mit wenigen Ausnahmen – der Grundsatz, daß die Polizeiverwaltungen in den Städten „von den nach den Vorschriften der Gemeinde-Ordnung dazu bestimmten Beamten (Bürgermeistern, ...) im Namen des Königs geführt“ werden²⁾. Als Ausnahme von diesem Grundsatz bestimmte der schon erwähnte § 2 des Polizeiverwaltungsgesetzes von 1850: „In Gemeinden, wo sich eine Bezirksregierung, ein Land-, Stadt- oder Kreisgericht befindet, so

wie in Festungen und in Gemeinden von mehr als 10 000 Einwohnern, kann die örtliche Polizeiverwaltung durch Beschluß des Ministers des Innern besonderen Staatsbeamten übertragen werden. Auch in anderen Gemeinden kann aus dringenden Gründen dieselbe Einrichtung zeitweise eingeführt werden“.

Staatliche Polizeiverwaltungen unter der Leitung eines Polizeidirektors im Rheinland gab es von Anfang an und dauernd in Köln (seit 1816) und Aachen (seit 1818), zeitweilig waren sie eingerichtet in Wetzlar (1816 – 1827), Wesel (1816 – 1820), Trier (1834 – 1840, 1850 – 1863), Düsseldorf (1824 – 1860) und Elberfeld-Barmen (1854 – 1863) sowie später, aber ebenfalls dauernd, in Koblenz (1852), Saarbrücken (1902) und Essen (1909). Außerdem wurden in einigen Städten staatliche Polizeikommissare oder Polizeinspektoren bestellt, so in Ehrenbreitstein, Kreuznach, Trier, Saarlouis und Saarbrücken von 1818 an und in Krefeld von 1852 bis 1859³⁾. In der Provinz Westfalen gab es zunächst nur zwei kurzlebige staatliche Polizeiverwaltungen: in Minden (1850 – 1859) und Paderborn (1855 – 1859)⁴⁾. Dann wurden erst zum 1. April beziehungsweise 1. Juli 1909 den Landräten in Bochum und Gelsenkirchen zugleich die Aufgaben eines Polizeipräsidenten für ihren Bezirk und einige umliegende Städte übertragen, zeitgleich für die Städte Essen und Oberhausen sowie bestimmte Gemeinden des Landkreises Essen eine Polizeidirektion mit Sitz in Essen errichtet⁵⁾. Hiermit stand gewissermaßen der Kern des Ruhrgebietes unter staatlicher Polizeikontrolle.

Angesichts der kleinmaschigen, fast ein Jahrhundert alten und noch aus der vorindustriellen Zeit stammenden Verwaltungsgliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes, die zeitgemäßen Erfordernissen auch hinsichtlich einer effizienten Polizeiorganisation keinesfalls mehr entsprach⁶⁾, wurde der preußische Innenminister durch § 1 des Gesetzes über die Polizeiverwaltung in den Regierungsbezirken Düsseldorf, Arnsberg und Münster vom 19. Juli 1911 ermächtigt, in den genannten Regierungsbezirken „auch in solchen Gemeinden und Gutsbezirken, bei denen die

Voraussetzungen des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 (GS. S. 265) nicht zutreffen, die örtliche Polizeiverwaltung hinsichtlich der Sicherheitspolizei⁷⁾ besonderen staatlichen Behörden oder Beamten zu übertragen“⁸⁾.

Bedingt durch den Ersten Weltkrieg und die innenpolitischen Wirren der Nachkriegszeit – im Rheinland kam noch die alliierte Besatzung hinzu – verzögerte sich die Verstaatlichung der Polizei bis in die 1920er Jahre. Erst durch Beschluß des Preußischen Innenministers vom 15. August 1922 wurden die folgenden staatlichen Polizeiverwaltungen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet errichtet⁹⁾: das Polizeipräsidium Recklinghausen (mit den Polizeiamttern Buer, Gladbeck und Bottrop), das Polizeiamt Witten, das Polizeipräsidium Oberhausen (mit den Polizeiamttern Mülheim an der Ruhr und Sterkrade) und das Polizeipräsidium Elberfeld-Barmen (mit den Polizeiamttern Barmen und Remscheid); ferner wurde das Gebiet des Polizeipräsidioms Essen neu umschrieben. Die Aufgaben der „neuen staatlichen Polizeiverwaltungen“ umschrieb ein Regulativ vom 15. August 1922¹⁰⁾:

„Die Zuständigkeit der staatlichen Polizeiverwaltung erstreckt sich auf das gesamte Gebiet der Sicherheitspolizei und auf die mit dieser in engem Zusammenhang stehenden Polizeizweige. Insbesondere gehört zu der Zuständigkeit der staatlichen Polizeiverwaltung:

1. Die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung auf den öffentlichen Straßen, Wegen und Plätzen und in den Landanlagen der Häfen sowie an anderen öffentlichen Orten aller Art einschließlich des Nachwachdienstes und der Überwachung des Gast- und Schankwirtschaftsbetriebes, sowie die Festsetzung der Polizeistunde.
2. Die politische Polizei, insbesondere das Presse-, Vereins- und Versammlungswesen.
3. Die Fremdenpolizei einschließlich des polizeilichen Paß- und Meldewesens.
4. Die Verkehrspolizei, d. h. die Aufrechterhaltung der Ordnung, Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs auf öffentlichen Verkehrswegen.
5. Die Kriminalpolizei einschließlich der Ver-

hütung und Verfolgung strafbarer Handlungen gegen notwirtschaftliche Bestimmungen, ferner einschließlich der mit der Kriminalpolizei untrennbar verbundenen sittenpolizeilichen Aufgaben, namentlich der Überwachung des Kost- und Quartiergängerwesens und der Konkubinate.

6. Die Feuerpolizei, insbesondere die Aufsicht über die Aufbewahrung und Beförderung von Sprengstoffen, Mineralölen und anderen feuergefährlichen Gegenständen. (Die Feuerlöschpolizei verbleibt den Gemeinden.)

7. Die den Ortspolizeibehörden auf dem Gebiet der Gewerbepolizei durch §§ [...] der Gewerbeordnung übertragenen Befugnisse. Die Regierungspräsidenten sind befugt, in Zweifelsfällen die Zuständigkeit der staatlichen und kommunalen Polizeiorgane abzugrenzen und zu regeln¹⁴.

Die Durchführung der vorstehend genannten, wie auch der 1923 durchgeführten Verstaatlichung wurde durch die Besetzung des Ruhrgebiets durch französische Truppen teilweise erheblich beeinträchtigt: So mußten beispielsweise die Polizeipräsidenten von Recklinghausen und Dortmund ihren zeitweiligen Dienstsitz im unbesetzten Gebiet, in Münster beziehungsweise Soest, nehmen, in Essen und Oberhausen wurden die staatlichen Polizeiverwaltungen kurzfristig den Oberbürgermeistern unterstellt.

Die weiteren Verstaatlichungen im Rheinland und in Westfalen erfolgten dann bis 1927: Dortmund (15. Januar 1923), Bochum-Gelsenkirchen (1. Juli 1925), Bielefeld¹⁵ (1. April 1926), Düsseldorf (1. Juli 1926), Duisburg, Hagen, Hamm (1. März 1927), Krefeld, Mönchengladbach (1. Juli 1927). Die letzte Verstaatlichung erfolgte zum 1. April 1937 in Münster¹⁶. Zu diesem Zeitpunkt waren jedoch einige der in den zwanziger Jahren verstaatlichten Polizeiverwaltungen wieder rekommunalisiert worden (Bielefeld, Hagen, Krefeld).

Für die Verstaatlichung der Polizei in bestimmten Ballungsgebieten waren folgende Gründe maßgebend:

a) aus staatlicher Sicht:

Vor 1914 machte die Sorge um die innere Sicherheit im politisch „unruhigen“ Industriegebiet eine hinreichende Schlagkraft der Polizei und die Möglichkeit eines unmittelbaren staatlichen Zugriffs auf die Polizeiorgane wünschenswert; nach den Erfahrungen der Jahre 1919/20 (Ruhrkampf, Kapp-Putsch, Freikorps) kam hinzu, daß der preußische Staat mit der Polizei ein Machtinstrument nicht nur zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit, sondern auch zur Wahrung der demokratischen Ordnung in der Hand haben wollte. Dem entsprach dann auch die Auswahl der Polizeiverwaltungsbeamten¹⁷ in den 1920er und frühen 1930er Jahren, die nicht mehr zwingend aus dem Kreis der juristisch vorgebildeten höheren Verwaltungs-

beamten kommen mußten, sondern deren Zugehörigkeit zu einer der die jeweilige preußische Staatsregierung tragenden Parteien (in der Regel Partei- oder Gewerkschaftssekretäre) zu einem wesentlichen Auswahlkriterium geworden war¹⁴.

b) aus kommunaler Sicht:

Vordergründig spielte der Ehrgeiz der Städte mit, Sitz staatlicher Dienststellen zu sein. Ausschlaggebend waren aber finanzielle Aspekte: Sie versprachen sich finanzielle Vorteile durch die Übernahme eines Teils der Kosten und des Personals der Polizei durch den Staat. Nach dem Polizeikostengesetz vom 3. Juni 1908¹⁵ trugen der Staat zwei Drittel und die jeweilige(n) Gemeinde(n) ein Drittel der „durch diese Verwaltung unmittelbar entstehenden Kosten“ (§ 1). Die Gemeinden wurden ferner verpflichtet, die ihnen gehörenden Grundstücke, Gebäude und ähnliches mehr, „welche gegenwärtig den Zwecken der Königlichen Ortspolizeiverwaltung unentgeltlich dienen“, auch künftig „für die Dauer des Bedürfnisses der Königlichen Ortspolizeibehörde für diese Zwecke zu überlassen“ (§ 5). Ein Streitpunkt war die Übernahme der städtischen Polizeibediensteten: Während die Gemeinden eine generelle Übernahme forderten, behielt sich der Staat durch einen Übernahmeerlaß vom 20. Oktober 1922 eine differenzierte Auswahl der Bediensteten vor, die er übernehmen wollte¹⁶. Zu dem aus gemeindlicher Sicht günstigen Kostenaspekt gehörte sicherlich auch die Tatsache, daß bei staatlichen Polizeiverwaltungen diese auch für die Gemeinden das polizeiliche Meldewesen wahrnahmen¹⁷.

2. Die Errichtung des Polizeipräsidiums Krefeld

Vor diesem juristischen und politischen Hintergrund wurde im Frühsommer 1927 die staatliche Polizeiverwaltung in Krefeld mit der Zuständigkeit für den Stadtkreis Krefeld und die Landgemeinde Fischeln errichtet. Krefeld war mit rund 140 000 Einwohnern¹⁸ einer der einwohnermäßig kleineren staatlichen Polizeiverwaltungsbezirke in Preußen. Vor der Verstaatlichung gab es in Krefeld sieben Polizeibezirke und zwei Polizeistellen (Verberg, Linn)¹⁹, ferner eine Hundertschaft staatlicher Schutzpolizei in der alten Husarenkaserne. Durch Regulativ vom 16. Juni 1927²⁰ wurden die Aufgaben der mit Wirkung vom 1. Juli 1927 errichteten staatlichen Polizeiverwaltung Krefeld definiert. Das Regulativ entsprach im großen und ganzen dem oben veröffentlichten Regulativ vom 15. August 1922 – mit einigen Abweichungen:

Ziffer 5 erhielt eine etwas andere Fassung, Ziffer 6 wurde etwas anders formuliert, bei Ziffer 7 wurden einige Bestimmungen der Gewerbeordnung näher definiert, ferner

wurde erst dort der im Regulativ von 1922 in Ziffer 1 enthaltene Passus über Gast- und Schankwirtschaften und die Festsetzung der Polizeistunde genannt; eine neue Ziffer 8 nannte zusätzlich die den Ortspolizeibehörden durch das Reichslichtspielgesetz von 1920 (und Ausführungsbestimmungen) und auf dem Gebiet der Jagdpolizei überwiesenen Aufgaben; eine neue Ziffer 9 wies der staatlichen Polizeiverwaltung Krefeld ferner „alle nicht aufgeführten Zweige der Sicherheitspolizei“ zu.

Hinsichtlich des Beginns der Überleitung der staatlichen auf die kommunale Polizeiverwaltung bleiben wir angesichts der ungünstigen Quellenlage auf Mutmaßungen angewiesen. Im Sommer 1926 meldete die „Niederrheinische Volkszeitung“ (NVZ), daß ein vom Oberpräsidium Koblenz an die Regierung Düsseldorf versetzter Regierungsrat Dr. Drews mit der Überleitung der Polizei in Krefeld beauftragt worden sei (hierfür finden sich indes keine anderweitigen Belege). Ende 1926 meldete dasselbe Blatt²¹, daß Elfes „zum ersten Polizeipräsident in Krefeld ernannt worden“ sei. Zugleich wurde dort das Gerücht kolportiert, daß zunächst der Krefelder SPD-Landtagsabgeordnete Fritz Lewerentz „Junge Zeit der aussichtsreichste Kandidat für den Krefelder Posten“ gewesen sei²². Nach den Aufzeichnungen von Wilhelm Elfes²³ gab es um diese Zeit im Preußischen Ministerium des Innern konkrete Überlegungen, in Krefeld eine Verstaatlichung der Polizei in Angriff zu nehmen. Elfes wurde vom Innenminister Albert Grzesinski als Polizeipräsident zunächst für M. Gladbach, dann für Krefeld in Aussicht genommen und „zur Einarbeitung in die Geschäfte der staatlichen Polizeiverwaltung vom 15. März 1927 an bei dem Polizeipräsidium in Recklinghausen“ probeweise beschäftigt²⁴. Schließlich wurde zu einem nicht bekannten Zeitpunkt Regierungsassessor Walter Voß von der Regierung Düsseldorf mit der einstweiligen Wahrnehmung der Überleitungsgeschäfte zur Errichtung einer staatlichen Polizeiverwaltung in der Stadt Krefeld beauftragt, also als Überleitungskommissar eingesetzt, der die Vorarbeiten für die Überleitung der jeweiligen Geschäfte von der kommunalen auf die staatliche Polizeiverwaltung vorzunehmen hatte. Sein Gesprächspartner bei der Krefelder Stadtverwaltung war der für Polizeifragen zuständige Dezernent, Beigeordneter Dr. Johannes Stepkes.

Die förmliche Übernahme der Krefelder Polizei erfolgte durch einen feierlichen Staatsakt am 1. Juli 1927²⁵. Sämtliche uniformierten und Zivilbeamten der Krefelder Polizei waren im Hof des Rathauses am Westwall angetreten. Die Stadt Krefeld war durch Oberbürgermeister Dr. Johannes Johansen, den Beigeordneten Dr. Johannes Stepkes und die Stadtverordneten Dr. Eugen Angerhausen, Johannes Müller, Oskar Geiß und Walter Sie-

permann vertreten, der preußische Staat durch den Leiter der Polizeiabteilung im Preußischen Ministerium des Innern, Ministerialdirektor Dr. Erich Klausener, Polizeiobst Walther Lingens, den Düsseldorfer Regierungspräsidenten Karl Bergemann, Polizeipräsident Wilhelm Elfes und den bisherigen Überleitungskommissar Walter Voß. Ferner anwesend waren Landrat Jakob Odenthal und der Fischelner Bürgermeister Wilhelm Stefen. Oberbürgermeister Dr. Johansen bezeichnete die Übernahme der Polizei als „einen Akt staatlicher Notwendigkeit“ und hegte „für die Entwicklung der staatlichen Polizei die besten Hoffnungen“. Ministerialdirektor Dr. Klausener dankte Dr. Johansen für das Anerkenntnis, „daß die Staatsinteressen allen anderen vorgehen

müssen, und [er] insofern keinen Widerspruch erhoben hat, daß in den Großstädten des Industriegebiets im Westen die Polizei in die Hand des Staates übernommen wird“. Nach der Übernahme der Polizei durch den Staat übergab er sie dem neuen Polizeipräsidenten Elfes „in der vertrauensvollen Hoffnung, daß Sie die Führung übernehmen, in dem Geist und in dem Sinne, wie wir Sie Ihnen in die Hand geben“. Polizeipräsident Elfes sicherte zu, „das mir übertragene Amt im Sinne der Staatsregierung zum allgemeinen Wohle treu und gewissenhaft zu verwalten“. Seine „freundliche Gesinnung“ für seine Geburtsstadt bilde „eine „gute Voraussetzung ... für ein einträchtliches und gedeihliches Zusammenarbeiten zwischen mir und allen Kreisen der Bevölkerung“²⁶⁾.

Wilhelm Elfes wurde am 1. Juli 1927 zunächst kommissarisch „mit der Verwaltung der Stelle“ des Polizeipräsidenten in Krefeld beauftragt; durch Erlaß vom 22. November 1927 wurde ihm die Stelle mit Wirkung vom 1. Dezember 1927 definitiv übertragen²⁷⁾. Die Stelle des Polizeipräsidenten in Krefeld war durch die preußische Besoldungsordnung von 1927²⁸⁾ in der Besoldungsgruppe A 1 c eingestuft. Ständiger Vertreter des Polizeipräsidenten war jeweils ein juristisch vorgebildeter Verwaltungsbeamter des höheren Dienstes (Regierungsassessor oder Regierungsrat).

Die kommunale Neugliederung vom 1. August 1929 blieb auch nicht ohne Auswirkungen auf die Bezeichnung und den

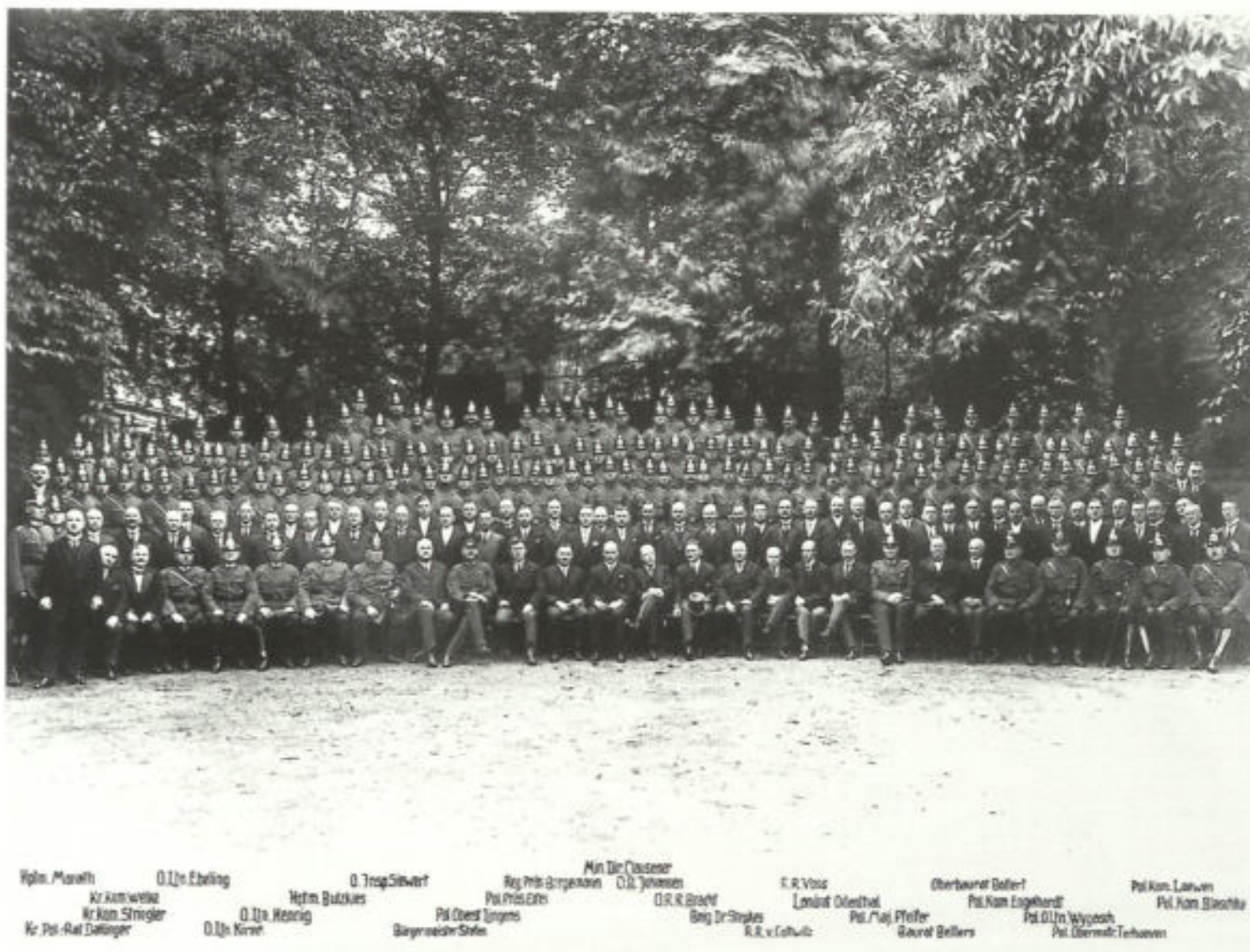


Abb. 1. Die Verstaatlichung der Krefelder Polizei am 1. Juli 1927 (Gruppenbild sämtlicher Krefelder Polizisten auf dem Mittelstreifen des Westwalls)

Zuständigkeitsbereich des Krefelder Polizeipräsidiums. Die kommunalen Polizeibeamten der eingegliederten Gemeinden (Uerdingen blieb zunächst ein Sonderfall, es galt unmittelbar für Traar, Benrad und Gellep; Fischeln gehörte bereits zur staatlichen Polizeiverwaltung Krefeld) wurden bereits am 1. August „in ihrer dienstlichen Verwendung bis auf anderweitige Regelung den zuständigen staatlichen Polizeiverwaltern unterstellt“²⁹⁾. Im September 1929 erhielt die

staatliche Polizeiverwaltung Krefeld die Bezeichnung „Krefeld-Uerdingen a. Rh.“³⁰⁾. Angesichts der Besonderheiten der Krefeld-Uerdinger Kommunalverfassung wurde zudem dem staatlichen Polizeipräsidenten in Krefeld mit Wirkung vom 1. November 1929 formell auch die Polizeiverwaltung „in dem jetzigen Stadtteil Uerdingen“ übertragen³¹⁾. Hieran änderte sich bis zum Ende der staatlichen Polizeiverwaltung in Krefeld im Jahre 1934 nichts.



Abb. 2. Das erste Krefelder Polizeipräsidium Weststraße 20. Dort saß von 1927 bis 1932 die staatliche Polizeiverwaltung; um 1939.

Am 1. April 1931 wurden im Regierungsbezirk Düsseldorf die Sicherheitsbezirke neu eingeteilt. Zum Sicherheitsbezirk – nicht zum eigentlichen Polizeibezirk – des Polizeipräsidiums Krefeld-Uerdingen a. Rh. gehörten fortan die Landkreise Geldern, Moers und Kleve sowie der Landkreis Kempen-Krefeld östlich des Süchtelner Höhenzuges (Städte Kempen und Süchteln, Ämter Schmalbroich, St. Hubert, Hüls, Tönisberg, Willich, Osterath, Lank, Anrath, Schiefbahn, Neersen, Vorst, Oedt und Grefrath)³²⁾.

Das Polizeipräsidium Krefeld hatte seinen Sitz zunächst im Hause Weststraße 20³³⁾; einige Dienststellen befanden sich in den Gebäuden Weststraße 16 und 24 und am Westwall 125/127 (Kriminalpolizei) sowie an der Gimesgath 131; die Räumlichkeiten mietete der preußische Staat von der Stadt Krefeld an. Am 29. April 1932 zogen die Dienststellen des Krefelder Polizeipräsidiums in das Hansahaus³⁴⁾. Dort verblieb die Krefelder Polizeiverwaltung über die Kommunalisierung 1934 hinaus bis zum Bezug des neuen Direktionsgebäudes am Nordwall 1 – 3 am 1. April 1965.

3. Die Organisation des Polizeipräsidiums Krefeld

Die staatliche Polizeiverwaltung Krefeld war wie alle Polizeiverwaltungen in die drei Teilbereiche Verwaltungspolizei, (uniformierte) Schutzpolizei und Kriminalpolizei untergliedert. Die Gliederung und Geschäftsverteilung der einzelnen staatlichen Polizeiverwaltungen wurde mehr oder weniger unterschiedlich gehandhabt, bis ab Februar 1929 eine einheitliche Gliederung der staatlichen Polizeibehörden vorgeschrieben wurde³⁵⁾.

Gliederung 1. Juli 1927 bis Anfang 1929³⁶⁾

Polizeipräsident: Wilhelm Elfes
Vertreter: Regierungsrat Walter Voß
Präsidialoberinspektor:
Polizeioberinspektor Drzimala

Verwaltungspolizei

Leiter der Abt. I und II:
Polizeirat Felix Wiesner
Abt. I (Verkehrspolizei, Gewerbepolizei)
Abt. I A: Presse- und politische Polizei:
Kriminaloberkommissar Rozumek
Abt. II (Paß- und Fremdenpolizei, Sicherheitspolizei und Gefangenentransportwesen)

Leiter der Abt. III und der Verwaltungsabteilung: Polizeirat Erich Scholz
Abt. III (Strafverfolgungsbüro)
Verwaltungsabteilung (fünf Geschäftsstellen)
Vorsteher der Polizeikasse:
Polizeirentmeister Wrobel



Abb. 3. Die Gebäude der Kriminalpolizei am Westwall 125 – 127. Links im Bild erkennt man das Polizeigefängnis im Hof des Polizeipräsidiums.

Abb. 4. Die Führungsriege des Krefelder Polizeipräsidiums 1929: von links nach rechts Polizeiobstleutnant August Rost, Polizeipräsident Wilhelm Elfes, kommissarischer stellvertretender Bürgermeister von Krefeld-Uerdingen Dr. Wilhelm Warsch, der Stellvertreter des Polizeipräsidenten Regierungsrat Walter Voß, Kriminalrat Otto Dallinger; aufgenommen bei der Verstaatlichung der Uerdinger Polizei im November 1929



Arzt: Polizeimedizinalrat Dr. Haupt (1928)
Regierungsmedizinalrat a. D. Dr. Beck
Tierarzt: Polizeiveterinär Dr. Müller

Polizeiberufsschule: Rektor Engels (1929)

Schutzpolizei

Führer des Kommandos:
Polizeiobstleutnant Josef Kratochvil
(1. Juli – Dezember 1927)
Polizeiobstleutnant August Rost
(15. Dezember 1927 – 30. April 1931)
Leiter des Außendienstes:
Polizeimajor Walter Leon
(August 1927 – Januar 1929)
Polizeimajor Valentin Stephani
(Januar 1929 – Juni 1932)

1. Polizeirevier³⁷⁾, Wilhelmstraße 38:
Vorsteher: Polizeihauptmann Hertel
2. Polizeirevier, Kanalstraße 105:
Vorsteher: Polizeihauptmann Butzkies
3. Polizeirevier, Hülser Straße 28:
Vorsteher: Polizeiobstleutnant Kirsch
4. Polizeirevier, Felbelstraße 24:
Vorsteher: Polizeihauptmann Schürmann
5. Polizeirevier, Lutherstraße 20:
Vorsteher: Polizeihauptmann Morath
Nebenstelle: Fischeln, Düsseldorfer Straße
89a
6. Polizeirevier, Bockum, Krefelder Straße
407: Vorsteher: Polizeihauptmann Ebeling
Nebenstellen: Oppum, Thielenstraße 39;
Linn, Issumer Straße 37; Verberg, Wallers-
pfad 7
Polizeiflugwache Flugplatz Krefeld-Bockum

Kriminalpolizei

Leiter: Kriminalpolizeirat Otto Dallinger
Kriminalinspektion (Strafregistratur, Erkennungs-
dienst, Nachrichtenstelle, Bearbeitung
von Kapitalverbrechen): Kriminalbezirksse-
kretär Paashaas
Kriminalkommissariat I (Diebstahl und ver-
wandte Delikte): Kriminalkommissar Striegler
Kriminalkommissariat II (Betrug, Unterschlagung
und verwandte Delikte; Vergehen und
Verbrechen gegen die Sittlichkeit): Kriminal-
kommissar Weike
Kriminalkommissariat III (Meineid, Transport-
gefährdung, Beleidigung, Körperverletzung
und verwandte Delikte): Kriminalbezirksse-
kretär Schragmann

Gliederung 1929 – 1934³⁸⁾

Polizeipräsident

Wilhelm Elfes (1. Juli 1927 – 25. März 1933)
Regierungsassessor Joachim Freiherr von
der Leyen (vertretungsweise 26. März – 26.
Mai 1933)
Wilhelm Gelberg (26. Mai 1933 – 31. März
1934)



Abb. 5. Polizeipräsident Wilhelm Eifes (links) im Frack bei der Krefelder Fronleichnamsprozession 1931 oder 1932; rechts neben ihm Oberbürgermeister Heinrich Hüpper

Vertreter

Regierungsrat Walter Voß (1. Juli 1927 – 23. Februar 1933)

Regierungsassessor (1. Dezember 1933: Regierungsrat) Joachim Freiherr von der Leyen (2. März 1933 – 31. März 1934)

Präsidialbüro (1933: Präsidialgeschäftsstelle)

Polizeioberinspektor Franz Drzimala (1927 – Ende 1931)

Polizeioberinspektor Wegener (9. Januar 1932 – 1933?)

Polizeiobersekretär Kamps (1933? – 31. März 1934)

A. Verwaltungspolizei

1. Hauptgeschäftsstelle (H) mit Amtsmeisterei (Am) (1934: Präsidialgeschäftsstelle)

Polizeioberinspektor Franz Drzimala (1927 – Ende 1931)

Polizeioberinspektor Wegener (9. Januar 1932 – 1933?)

Polizeiobersekretär Kamps (1933? – 31. März 1934)

2. Polizei-Kasse (Ka)

Polizeirentmeister Wrobel⁽³⁹⁾

3. Polizei-Rechnungsrevisor (Rv)

4. Leitender Polizei-Arzt (A)

Polizeimedizinalrat Dr. von Nieber (1930)

Polizeimedizinalrat Dr. Crientz (1931)

Polizeimedizinalassessor Dr. Fuchs (1934)

5. Leitender Polizei-Tierarzt (T)

Polizeiveterinär Dr. Scherer (1930)

Polizeiveterinärassessor Dr. Scherer (1930)

Polizeimedizinalrat Dr. Müller (1931 – 1934)

6. Polizei-Schulrat (Sch) [Polizei-Berufsschule]

Rektor Engels (1930 – 1931)

7. Wirtschaftsabteilung (W)

Polizeirat Erich Scholz

8. Abteilung I - Politische Polizei - (I) mit Außendienst (I A)

Regierungsrat Walter Voß (1. Juli 1927 – 23. Februar 1933)

Regierungsassessor (1. Dezember 1933: Regierungsrat) Joachim Freiherr von der Leyen (2. März 1933 – 31. März 1934)

9. Abteilung II - Fremdenpolizei - mit Meldamt (M)

Polizeirat Felix Wiesner

10. Abteilung III - Verkehr, Wasser, Feuer-schutz - (III)

Polizeirat Felix Wiesner

11. Abteilung IV - Gewerbepolizei - (IV)

Polizeirat Felix Wiesner

12. Abteilung V - Strafverfügungen, Rechtshilfesachen usw. - mit Fundbüro (F)

Polizeirat Erich Scholz

13. Abteilung VI - Gesundheits- und Veterinärpolizei usw. - (VI)

Polizeirat Felix Wiesner

B. Schutzpolizei

14. Kommando der Schutzpolizei (S)

Führer der Schutzpolizei:

Oberstleutnant (seit 1. April 1930: Oberst) der Schutzpolizei August Rost (15. Dezember 1927 – 30. April 1931)

Oberstleutnant der Schutzpolizei Hubert

Kollars (15. Mai 1931 – 31. Dezember 1932)
Oberstleutnant der Schutzpolizei Alfred Königs (1. Januar 1933 – 31. März 1934)

Kommandeur der Schutzpolizei:

Polizeimajor Stephani (Januar 1929 – Juni 1932)

Polizeimajor Walter Encke (Januar – 23. Februar 1933)

Polizeimajor N. N.⁽⁴⁰⁾ (1933 – 1934)

In der alten Kaserne (Girmesgath 131) befanden sich folgende Einrichtungen der Schutzpolizei

Polizeibezirkswache
1. und 2. Überfallkommando
Kraftfahrdienst
Fernmeldedienst
Polizeifunkstelle

1. Polizeirevier, Karl-Wilhelm-Straße 38⁽⁴¹⁾

2. Polizeirevier, Kanalstraße 107

3. Polizeirevier, Hülser Straße 153

4. Polizeirevier, Felbelstraße 24

5. Polizeirevier, Saumstraße 24

5. Polizeirevier, Revier-Zweigstelle Fischeln, Kölner Straße 89a

6. Polizeirevier, Bockum, Uerdinger Straße 585

6. Polizeirevier, Revier-Zweigstelle Oppum, Thielenstraße 37

7. Polizeirevier, Uerdingen,

Krefelder Straße 2

7. Polizeirevier, Revier-Zweigstelle Krefeld-Linn, Issumer Straße 37

Luftfahrtüberwachungsdienst (1934: Polizeiflugwacht) Krefeld-Bockum, Flugplatz

Landjägerämter in Fischeln (Rathaus) und Traar (Rathaus)⁽⁴²⁾

10 Landjägerpostenbezirke in den Bezirken Fischeln, Benrad, Traar und Hülserberg

C. Kriminalpolizei

15. Kriminalinspektion (K)

Kriminalpolizeirat Otto Dallinger (1. Juli 1927 – 31. März 1934)

Kriminalregistrator, Falschgeldstelle, Rechnungs- und Verwaltungsstelle, Strafregistrator

Kriminalkommissariat I (Mord, Raub, Hehle-
rei, Brandstiftung pp.): Kriminalkommissar
Striegler (1930 – 1932)

Kriminalkommissariat II (Betrug, Unterschlagung, Urkundenfälschung, unlauterer Wettbewerb pp.): Kriminalkommissar Schmitz (1930 – 1934)

Kriminalkommissariat III (Kuppelei, Zuhälterei und sonstige Sittendelikte, Eidesverletzungen pp., Bekämpfung unerlaubter Spielbetriebe): Kriminalkommissar Welke (1930/1932), Kriminalkommissar Brand (1934)

Kriminalkommissariat IV (Streifendienst, Fahndungen aller Art, Nachrichtenstelle für Vermißte und unbekannte Tote, Steckbrief-

kontrolle, Bearbeitung von Leichensachen): Kriminalbezirkssekretär Paashaus (1930 – 1934)

Kriminalbezirk Uerdingen: Kriminalbezirkssekretär Schragmann (1934)

4. Der Wechsel in der Führung des Polizeipräsidiums Krefeld-Uerdingen a. Rh. 1933

Im Zuge der nationalsozialistischen Macht ergreifung wurden alle in der Weimarer Republik eingesetzten Polizeipräsidenten, die Repräsentanten der demokratischen Parteien (namentlich Zentrum und SPD) waren, abgesetzt, als politische Beamte zunächst in der Regel kurzfristig in den einstweiligen Ruhestand versetzt, später dann aufgrund des sogenannten Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 pensioniert oder entlassen. Von der Möglichkeit, politische Beamte in den einstweiligen Ruhestand zu versetzen, hatte die preußische Staatsregierung auch in den Jahren der Republik häufiger Gebrauch gemacht.

Zunächst wurden jedoch zwei Funktionsträger im zweiten Glied, der ständige Vertreter des Polizeipräsidenten, Regierungsrat Walter Voß, und der Kommandeur der Schutzpolizei, Polizeimajor Walter Encke, aus dem Krefelder Polizeipräsidium entfernt. Am 23. Februar wurde Regierungsrat Voß „mit sofortiger Wirkung“ an die Regierung in Schneidemühl versetzt, Polizeimajor Encke „mit sofortiger Wirkung beurlaubt“⁴³⁾. Für die „Krefelder Zeitung“ kam die Beurlaubung von Encke „nicht unerwartet. Er war stets ein bewußter und scharfer Gegner aller nationalen Bestrebungen in der Stadt Krefeld. Nationalsozialisten und Stahlhelmer wissen ein Lied von ihm zu singen“. Zum Nachfolger in der Stelle des ständigen Stellvertreters des Polizeipräsidenten wurde der bislang bei der Regierung Aachen tätige Regierungsassessor Joachim Freiherr von der Leyen-Bloemersheim ernannt, der die Stelle am 2. März 1933 antrat⁴⁴⁾. Von der Leyen hatte die Stelle bis zur Auflösung des Krefelder Präsidioms inne.

Die Ablösung von Polizeipräsident Eifes, der als exponierter Zentrums Politiker und Demokrat den neuen Machthabern nicht genehm war, war der nächste Schritt. Zunächst schien es, daß Eifes „im Kreis derer begrüßt [wurde], die an dem begonnenen Werk des Wiederaufbaues mitzuarbeiten bereit sind“⁴⁵⁾. Am 15. Februar 1933 wurde er in seinem Amt „bestätigt“, was aber nur soviel heißt, daß er nicht zum Kreis derjenigen Polizeipräsidenten gehörte, die an diesem Tag in den einstweiligen Ruhestand versetzt wurden⁴⁶⁾. Hierbei spielte wohl eine Rolle, daß

ihm angerechnet wurde, „daß er nicht blindlings einseitigen politischen Interessen diene, sondern – obwohl er dem Zentrum angehörte – stets den Blick aufs ganze gerichtet hielt und sich an dem Unterdrückungsgesetz gegen die NSDAP nicht beteiligte“⁴⁷⁾. Andererseits spürte Eifes genau, welchen Herausforderungen er begegnen würde, und erwog ernsthaft, von sich aus sein Amt zur Verfügung zu stellen, ließ sich aber letztlich auf Bitten von Zentrumsfreunden – darunter Jakob Kaiser –, aber auch des Krefelder SPD-Landtagsabgeordneten Fritz Lewerentz von diesem Vorhaben abbringen. Eifes blieb also zunächst „in dem unerquicklichen Amt – in der täglichen Arbeit, „hinausgeworfen“ zu werden“⁴⁸⁾. Die Sprengung einer Wahlkampfveranstaltung des Krefelder Zentrums mit dem früheren Minister Dr. Adam Stegerwald am 21. Februar 1933 durch die SA und das laue („auffallend passive“) Verhalten der Krefelder Polizei hatte am 23. Februar ein parlamentarisches Nachspiel im Preußischen Staatsrat, wobei Eifes sich als Mitglied dieser Körperschaft zu Wort meldete⁴⁹⁾. Ob Eifes in Krefeld personelle oder disziplinarische Konsequenzen gezogen hat, läßt sich nicht mehr feststellen.

Am 12. März 1933 ordnete der Reichspräsident an, daß „vom morgigen Tage an bis zur endgültigen Regelung der Reichsflaggen die schwarz-weiß-rote Fahne und die Hakenkreuzfahne gemeinsam zu hissen sind“⁵⁰⁾. Nach Auffassung von Eifes war dies ein klarer Verstoß gegen die Reichsverfassung, und er wollte daher die Fahnen am Polizeipräsidi-

dium „ohne Zeremoniell“ aushängen lassen und nicht zum Dienst erscheinen. Da jedoch die NSDAP und SA die Fahnenhissung mit großem Aufwand vollziehen wollten, mußte er nolens volens teilnehmen, um zu „beweisen, daß ich noch ‚der Herr im Hause‘ war, und selbst den offiziellen Akt leiten“⁵¹⁾. Nachdem er mit dem NSDAP-Kreisleiter Wilhelm Becker die Front von Polizei und SA abgesprochen hatte, hielt er eine kurze Ansprache, die mit den Worten endete: „Wir stehen an der Schwelle zu einer neuen, und wir dürfen hoffen auf eine bessere Zeit, wenn wir sie in Einigkeit und Recht und Freiheit gestalten“⁵²⁾. Seinen letzten großen öffentlichen Auftritt in Krefeld hatte Polizeipräsident Eifes am 21. März 1933. Eifes schritt zunächst die Front der am Hauptbahnhof angetretenen Schutzpolizei und der Hilfspolizei ab, dann hielt er eine kurze Ansprache, in der er unter anderem sagte, es sei „unsere Aufgabe nicht, meine Kameraden, Politik zu machen, aber wir dürfen und wollen doch der Hoffnung und dem Wunsche Ausdruck geben, daß in diesen Tagen die Führer des ganzen Volkes sich zueinander finden, und daß es dem Reichstag und der Reichsregierung gelingen möge, alle Deutschen, die guten Willens sind, zu einem unüberwindlichen starken Nationalgefühl und Kraftbewußtsein zusammenzufassen“⁵³⁾.

Durch Beschluß des Preußischen Staatsministeriums vom 25. März 1933 wurde Polizeipräsident Eifes mit sofortiger Wirkung in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Von diesem Beschluß wurde er am Abend des



Abb. 6. Das Hansahaus, von 1932 bis 1934 Sitz des Krefelder Polizeipräsidioms (man erkennt an der Front des Balkons oberhalb des Eingangs den von zwei Polizeisternen flankierten Schriftzug „Polizeipräsidium“, oberhalb den preußischen Adler. Da unübersehbar SA-Männer im Vordergrund stehen, muß die Aufnahme 1933 oder 1934 entstanden sein.

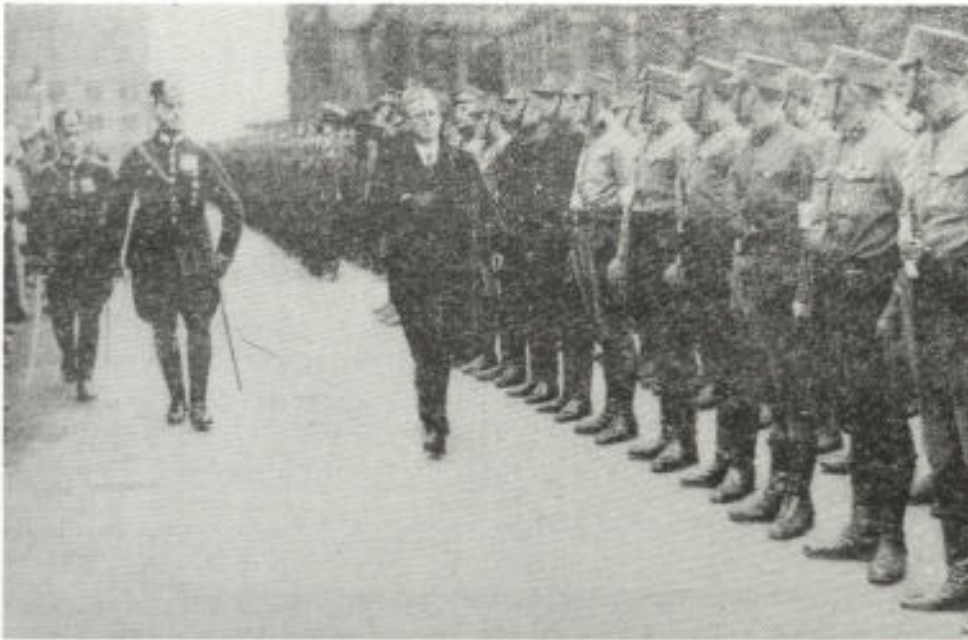


Abb. 7. Einer der letzten öffentlichen Auftritte von Polizeipräsident Wilhelm Eifes: Eifes nimmt am 21. März 1933 die Parade der am Hansahaus angetretenen Hilfspolizei (im Bild SA-Männer) ab. Fünf Tage später war Eifes im einstweiligen Ruhestand.

25. März telefonisch durch Regierungspräsident Bergemann unterrichtet mit der Maßgabe, die Amtsgeschäfte seinem Stellvertreter zu übergeben. Die Übergabe der Amtsgeschäfte erfolgte am Vormittag des 26. März an Regierungsrat von der Leyen. Eifes verabschiedete sich mit folgenden Worten von seinen Beamten und der Bürgerschaft: „Die preußische Staatsregierung hat mir die Führung der Polizei von Krefeld-Uerdingen entzogen. Ich scheidet sofort aus dem Amte. In bewegter Zeit war mir nahezu sechs Jahre lang die öffentliche Sicherheit und Ordnung meiner Vaterstadt anvertraut und ich habe meine besondere nationale Aufgabe darin erblickt, die Polizei in lebendiger Fühlung mit allen Volkskreisen zu halten und in jeder Stunde als starke Stütze der staatlichen Autorität und als unparteiliche Hüterin von Recht und Gesetz zu erweisen. Im Augenblick des Abschieds drängt es mich, meiner Mitarbeiter und Kameraden zu gedenken, die treu und hingebungsvoll ihren schweren Dienst versahen, aber auch meinen Mitbürgern für das Vertrauen und die freundliche Gesinnung zu danken, wodurch sie meine Amtsführung unterstützt und erleichtert haben. Es lebe die Heimat! Es lebe unsere Vaterstadt!“⁵⁴.

Die Leitung des Krefelder Polizeipräsidioms oblag nun bis auf weiteres vertretungsweise dem Stellvertreter des Polizeipräsidenten, Regierungsassessor von der Leyen. Nur eine knappe Woche nach dem Ausscheiden von Eifes wurde wohl von interessierter Seite der Krefelder Öffentlichkeit der Eindruck vermit-

telt, daß die Vakanz an der Spitze des Krefelder Polizeipräsidioms behoben sei: Am 3. April meldete das NSDAP-Organ „Volksparole“, daß „Pg. Dr. Everhardt Polizeipräsident von Krefeld“ werde. Everhardt sei am „Samstag, 1. April ... zum Polizeipräsidenten von Krefeld-Uerdingen ernannt worden und tritt Dienstag sein Amt an“. Mit Vorschußloberungen wurde nicht gespart: Dr. Everhardt „wird auch seinen Posten als Polizeipräsident mit gleichem Pflichtbewußtsein ausfüllen“; hierzu wünschte ihm die Zeitung „den besten Erfolg“. Auffallend ist, daß sich für diese Meldung eine anderweitige Bestätigung nicht findet. Da die Angelegenheit sich für einen Aprilscherz nicht eignet, darf vermutet werden, daß es sich hierbei um einen Versuchsballon gehandelt haben könnte. Jedenfalls tritt der Name Everhardt in der Folgezeit nicht mehr in Verbindung mit dem Amt des Polizeipräsidenten in Erscheinung.

Durch Erlaß des Preußischen Ministers des Innern vom 20. Mai 1933 wurde der SA-Sturmabführer und Führer des SA-Sturmabzugs III/97 in Neuss, der Kaufmann Wilhelm Gelberg, vertretungsweise mit der Verwaltung der Stelle des Polizeipräsidenten in Krefeld-Uerdingen beauftragt⁵⁵. Auf SA-Führer wurden bei der Besetzung der Stellen von Polizeipräsidenten namentlich 1933 und 1934 häufiger zurückgegriffen⁵⁶. Gelberg trat sein Amt in Krefeld offensichtlich am 26. Mai an. Seine Amtseinführung fand am 30. Mai in den Räumen des Polizeipräsidioms „durch den Regierungspräsidenten in Düsseldorf“⁵⁷ in Anwesenheit sämtlicher Ab-

teilungsleiter der hiesigen Behörde und Vertreter der nationalen Verbände statt⁵⁸. Am Vorabend der Einführung veranstaltete die SA zu Ehren des neuen Krefelder Polizeichefs den seinerzeit unvermeidlichen Fackelzug mit Ansprachen von Gauleiter Friedrich Karl Florian, SA-Oberführer Wilhelm Veller (Führer der SD-Untergruppe Düsseldorf) und Polizeipräsident Gelberg⁵⁹. Mit der Ernennung Gelbergs war die nationalsozialistische Machtübernahme im Krefelder Polizeipräsidium abgeschlossen. Gelberg wurde am 17. November 1933 mit Wirkung vom 1. November definitiv in die Stelle des Polizeipräsidenten eingewiesen⁶⁰.

5. Einzelne Aspekte der Polizeiverwaltung Krefeld(-Uerdingen a. Rh.)

Personalbestand der staatlichen Polizei

Dem Krefelder Polizeipräsidenten wurden zum Zeitpunkt der Errichtung 1927 528 Beamte, sieben Angestellte und 25 Lohnempfänger unterstellt. Von den Beamten entfielen 46 auf den Verwaltungsdienst und 426 auf die Schutzpolizei. Vom zuvor städtischen Bediensteten wurde an Polizeivollzugsbeamten übernommen: drei Oberinspektoren, sechs Kommissare, acht Obermeister, 13 Meister, 99 Assistenten und 61 Betriebsassistenten, ferner an Polizeiverwaltungsbeam-



Abb. 8. Wilhelm Gelberg, SA-Führer und Polizeipräsident in Krefeld von 1933 bis 1934. Da er die Rangabzeichen eines SA-Sturmabführers trägt, muß die Aufnahme nach Oktober 1934 entstanden sein.

ten drei Inspektoren, ein Obersekretär, sechs Sekretäre und ein Anwärter sowie vier Beamte aus der allgemeinen Verwaltung. Die nicht in den Staatsdienst übernommenen Beamten fanden überwiegend bei anderen städtischen Dienststellen eine Verwendung⁶¹. Für 1929 (1931) liegen genauere Angaben über die personelle Zusammensetzung der staatlichen Polizeiverwaltung Krefeld vor: Verwaltungspolizei: 45 (42) Beamte, Schutzpolizei: 426 (430) Beamte, Kriminalpolizei: 58 (58) Beamte, Landjäger 10 (nur 1931) Im Dezember 1932 betrug die Personal-Stärke der staatlichen Polizeiverwaltung Krefeld-Uerdingen: 429 Personen, 1 2/3 Fußbereitschaften, 1 berittene Bereitschaft (= Provinzialreitlehrgang, ein berittener Zug, zwei Züge auf Kraftwagen)⁶².

Kommunale Polizei

Die weiterhin bei der Stadt – streng genommen verblieben sie den beiden Stadtteilen Krefeld und Uerdingen – verbleibenden Polizeiangelegenheiten wurden im Stadtteil Krefeld in zwei Abteilungen (Polizeiverwaltung und Baupolizei) verwaltet⁶³. Zuständig waren die Beigeordneten Dr. Robert Helm (bis 1933) beziehungsweise Dr. Emil Hürter (1933/34) für die Polizeiverwaltung, Stadtoberbaurat Dr. Walter Hollatz für die Baupolizei. Diese sogenannte „Städtische Polizeiverwaltung“ nahm im einzelnen die folgenden Aufgaben wahr: in Gänze Bau-, Gesundheits-, Veterinär-, Wasser-, Hafen-, Feld- und Forst-, Markt-, Schul- und Wohnungspolizei, Armenpolizei, Versicherungs- und Eichwesen, Tierschutz und Fundsachen,

zum Teil Straßen- und Wege-, Handels- und Gewerbe- sowie Feuerpolizei⁶⁴. Im Stadtteil Krefeld waren 1930/32 und im folgenden Jahr 27 Beamte polizeilich tätig⁶⁵. Im Stadtteil Uerdingen wurden von zunächst sieben, dann fünf Bediensteten im Polizeibüro folgende Aufgaben wahrgenommen: Allgemeine Polizeisachen, Baupolizei, Feuerpolizei, Wasser- und Hafenpolizei, Fischerei-Aufsicht, Gesundheitspolizei, Veterinärpolizei, Schulpolizei, Marktpolizei, Obdachlosenpolizei, Feld-, Park- und Forstpolizei, Flurschutz, Gewerbepolizei, Versicherungswesen, Einwohnermeldeamt, Lustbarkeitssteuern, Registratur.⁶⁶

Provinzial-Reitlehrgang

Der „Provinzial-Reitlehrgang“ war von 1927 bis 1934 in der Polizei-Unterkunft – ehemalige Kaserne an der Girmesgath – untergebracht. In Preußen gab es seinerzeit nur noch sieben weitere Lehrgänge dieser Art. In Krefeld wurden die Beamten und Pferde für die berittene Polizei der gesamten Rheinprovinz ausgebildet. Jeder Lehrgang dauerte ein Jahr. Er verfügte über 115 bereits im Polizeidienst vorgebildete Beamte und 162 Pferde. Zweck des Lehrgangs war, die Beamten und besonders die Pferde an alle Erfordernisse des Polizeidienstes zu gewöhnen. Der Lehrgang begann am 1. Oktober eines Jahres. In ihn traten die auf der Polizeischule Bonn polizeilich vorgebildeten Beamtenanwärter ein, die nach Abschluß des Lehrgangs auf die einzelnen Polizeiverwaltungen des Rheinlandes verteilt wurden⁶⁷.

Hilfspolizei 1933

Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung gründete der kommissarische preußische Innenminister Hermann Göring am 22. Februar 1933 eine aus SA, SS und Stahlhelm bestehende „Hilfspolizei“, die vornehmlich zur Verfolgung politischer Gegner eingesetzt wurde. Zur Begründung hieß es, „die zunehmenden Ausschreitungen von linksradikaler, insbesondere kommunistischer Seite [hätten] zu einer unerträglichen Bedrohung der öffentlichen Sicherheit, sowie des Lebens und Eigentums der staatsbewußten Bevölkerung geführt“. Von dieser insgesamt etwa aus 50 000 Personen bestehenden Sondereinheit wurde eine nicht bekannte Anzahl von Personen dem Stadtkreis Krefeld-Uerdingen (für das in etwa gleich große Bielefeld ist die Zahl von 360 Hilfspolizisten überliefert) zugeteilt. Die Zahl der jeweils zugeteilten Hilfspolizeibeamten konnte bis zu 200 Prozent des regulären Personalbestandes der Polizei erreichen. Zwar sollte die Hilfspolizei offiziell politische Versammlungen, Einrichtungen der NS-Organisationen und gefährdete Betriebe und Stadtteile schützen und sichern, tatsächlich diente sie aber vornehmlich der Verfolgung der politischen Gegner und war so mehr eine Hilfsorganisation der SA als der regulären Polizeibehörden. Die Hilfspolizei rekrutierte sich überwiegend aus jugendlichen Arbeitslosen in den genannten Verbänden (darunter viele Kriminelle), die die Uniformen ihrer Organisationen und eine weiße Armbinde mit dem schwarzen Aufdruck „Hilfspolizei“ trugen und mit Schußwaffen ausgerüstet waren⁶⁸. In Krefeld-Uerdingen wurde die Öffentlichkeit seitens des Polizeipräsidiums am 2. März 1933 über die Aufstellung der Hilfspolizei unterrichtet. Diese werde „auf Anordnung des Polizeipräsidenten (unter Umständen mit Genehmigung des Regierungspräsidenten oder des Ministers) nach Bedarf zur Unterstützung und Verstärkung der Schutzpolizei herangezogen“⁶⁹. Die Aufwendungen der Hilfspolizei waren jeweils monatlich dem Innenminister über die Regierungspräsidenten „mit größter Sorgfalt“ und „vollständig und unbedingt richtig“ (in der Vorlage gesperrt gedruckt!) nachzuweisen⁷⁰. Die „an die Hilfspolizei aus staat[lichen] Beständen leihweise abgegebenen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände [mußten] nach Gebrauch restlos zurückgegeben werden. Für verloren gegangene Stücke muß der Geldwert eingezogen werden“⁷¹. Der Kostenaspekt führte schließlich zur Auflösung der Hilfspolizei, da der Reichsminister des Innern hierfür bereits im Juni mitteilte, daß ab 15. August keine Reichsmittel mehr für die Hilfspolizei zur Verfügung standen. Die Hilfspolizei wurde, nachdem sie – wie es recht euphemistisch hieß – „ihrer Zweckbestimmung in vollem Umfang gerecht geworden ist“, mit dem 15. August 1933 aufgelöst⁷².



Abb. 9. Innenansicht des Hansahauses: Büro eines Schutzpolizeioffiziers (links) im Gespräch mit dem Führer der Schutzpolizei, Oberstleutnant Alfred Königs (1933)

6. Auflösung der staatlichen Polizeiverwaltung Krefeld 1934

Durch Verordnung des Preußischen Ministers des Innern waren „sämtliche ortspolizeilichen Befugnisse in den Stadtgemeinden [...], Krefeld-Uerdingen a. Rh., [...] vom 1. April 1934 ab wieder von den kommunalen Polizeiverwaltern wahrzunehmen“⁷³. Das Polizeipräsidium Krefeld-Uerdingen a. Rh. wurde folglich zum 1. April 1934 aufgelöst. Anlaß für diese „Entstaatlichung“ der betreffenden, überwiegend recht kleinen staatlichen Polizeiverwaltungen waren wahrscheinlich Kostengründe⁷⁴. Schon im Frühjahr 1931 soll der Gedanke einer Neugliederung der staatlichen Polizeiverwaltungen am Niederrhein, etwa durch die Zusammenlegung der beiden Polizeipräsidien Gladbach-Rheydt und Krefeld-Uerdingen, ventiliert worden sein⁷⁵. Anlässlich seines Ausscheidens aus dem Amt richtete Polizeipräsident Gelberg Ende März einen „Abschiedsgruß“ an die Beamten, Angestellten und Arbeiter, mit dem er einen Dank verband gegenüber „denjenigen Teilen der Bevölkerung, die durch disziplinierte und verständnisvolle Haltung meinen Beamten und mir den Dienst leicht gemacht haben“⁷⁶.

Mit den Aufgaben des Überleitungskommissars der früheren Staatlichen Polizeiverwaltung in Krefeld-Uerdingen wurde vom 1. April bis zum 30. Juni 1934 der Ständige Vertreter des Polizeipräsidenten in Düsseldorf, Oberregierungsrat Ehrenfried Voigt, beauftragt. Bei der Überleitung der Geschäfte wurde er hinsichtlich der Verwaltungspolizei von den Polizeiräten Erich Scholz und Felix Wiesner unterstützt, die beide erst Anfang Juli 1934 aus Krefeld verzogen. Der Leiter der Kriminalpolizei Otto Dallinger wechselte wieder in den Dienst der Krefelder Stadtverwaltung. Der eigentliche Übergang der Polizei von der staatlichen in die kommunale Trägerschaft verlief offenbar ohne nennenswerte Probleme. Nach außen manifestierte sich diese Veränderung im wesentlichen dadurch, daß die Polizei jetzt wie folgt firmierte: „Der Oberbürgermeister der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. als Ortspolizeibehörde“, wobei (bis 1936) der Polizeistern mit dem preußischen Wappen weiterhin als hoheitliches Symbol geführt wurde.

Ein typisch Krefeld-Uerdingener Problem war es doch, daß das Innenministerium nur wenige Tage nach der Auflösung des Krefelder Polizeipräsidiums erneut tätig werden ließ: „Zur Behebung etwa bestehender Zweifel mache ich darauf aufmerksam, daß gemäß § 3 PVG [Polizeiverwaltungsgesetz], der Oberbürgermeister der Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. Polizeiverwalter des gesamten Gebietes der nach dem Gesetz vom 29. Juli 1929 ... zu einem Bezirk vereinigten Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen geworden ist“⁷⁷. Unabhängig von der dann

später aufgeworfenen Frage, inwieweit bestimmte polizeiliche Aufgaben vorübergehend wieder dem Stadtteil Uerdingen zugewiesen werden sollten, wurde hierdurch die originäre Zuständigkeit des Oberbürgermeisters der Gesamtstadt als Polizeiverwalter festgestellt.

Zum Polizeidezernenten der Stadt Krefeld-Uerdingen bestellte Oberbürgermeister Dr. Alois Heuyng den Stadtrat Dr. Emil Hürter, der dieses Amt bis Anfang März 1945, bis zur Flucht der Spitzen der Stadtverwaltung aus Krefeld am 1./2. März 1945, innehatte. Ihm unmittelbar unterstellt war der „Polizei-Direktor“ Gotthold Wittkugel, dem seinerseits die Leitung aller Polizeiabteilungen übertragen wurde. Diese bestanden, wie schon bei der staatlichen Polizeiverwaltung, aus der Verwaltungspolizei, der Schutzpolizei und der Kriminalpolizei. Der Polizei-Direktor leitete zudem unmittelbar die uniformierte Schutzpolizei⁷⁸. Mitte 1934 wurde zudem die frühere Feuerwehr, nunmehrige Feuerlöschpolizei, dem Polizeidezernat angegliedert⁷⁹. Bemerkenswert ist, daß die Kommunalisierung der Krefelder Polizei mit einer teils drastischen Reduzierung des Personalbestandes der Krefelder Polizei verbunden war (in Klammern die letzten bekannten Vergleichszahlen von 1931): Bei der uniformierten Polizei waren 231 (430) Beamte tätig, bei der Kriminalpolizei 49 (58) und bei der Verwaltungspolizei 25 (42), insgesamt also 305 statt zuvor 503 Beamte, eine Reduzierung um zwei Fünftel⁸⁰.

Die weitere organisatorische Entwicklung der Krefelder Polizei in kommunaler Trägerschaft bis 1945 beziehungsweise 1953 ist ein eigenes Kapitel.

7. Epilog: Politische Polizei/Gestapo-Außenstelle Krefeld

Die eingehendere Darstellung dieses Aspekts erfolgt vor dem Hintergrund, daß die Einrichtung einer Gestapo-Außenstelle in Krefeld als „gewisser Ersatz“ für die Auflösung des Polizeipräsidiums 1934 gewertet werden kann⁸¹. Die Aufgaben der Politischen Polizei in Krefeld wurden bis zum 31. März 1934 grundsätzlich von der Abteilung I A des Polizeipräsidiums wahrgenommen. Seit dem Frühjahr 1933 wurde jedoch die politische Polizei zunehmend als eigenständiger Zweig der (polizeilichen) Verwaltung ausgebaut. „Zur Wahrnehmung von Aufgaben der politischen Polizei neben den oder an Stelle der ordentlichen Polizeibehörden“ wurde Ende April 1933 das Geheime Staatspolizeiamt mit Sitz in Berlin errichtet. Es hatte die Stellung einer Landespolizeibehörde und war unmittelbar dem Minister des Innern unterstellt⁸². Hierdurch begann die Herauslösung der Politischen Polizei aus der regulären Polizeiverwaltung, wo sie bei den Polizeibehörden bislang durch die je-

weilige Abteilung I der Verwaltungspolizei wahrgenommen wurde, und ihre Institutionalisierung als „Sonderpolizeibehörde“ (entsprechend einer Definition in § 2 Abs. 2 Polizeiverwaltungsgesetz 1931). Für jeden Regierungsbezirk wurde eine „Staatspolizeistelle“ errichtet, „die für ihren Bezirk Hilfsorgan des Geheimen Staatspolizeiamtes ist; im übrigen hat sie die Aufgaben der bisherigen Landeskriminalpolizeistellen für die politische Polizei wahrzunehmen und ist insoweit auch ein Organ der zuständigen Landespolizeibehörde“⁸³. Die Aufgaben der Staatspolizeistelle wurde im Regierungsbezirk Düsseldorf wahrgenommen durch die politische Abteilung der staatlichen Polizeiverwaltung Düsseldorf⁸⁴.

Ab Ende 1933 bildete die Geheime Staatspolizei „einen selbständigen Zweig der inneren Verwaltung“, deren „Chef“ der preußische Ministerpräsident (Göring) wurde, der mit der Wahrnehmung der Geschäfte den „Inspekteur der Geheimen Staatspolizei“ (Himmeler) beauftragte⁸⁵. Zum Aufgabengebiet der Geheimen Staatspolizei gehörten „die von den Behörden der allgemeinen und inneren Verwaltung wahrzunehmenden Geschäfte der politischen Polizei“⁸⁶. Ihre Aufgaben wurden wahrgenommen vom Geheimen Staatspolizeiamt in Berlin „und den Staatspolizeistellen für die Landespolizeibezirke“⁸⁷. Die Staatspolizeistellen waren „den Regierungspräsidenten [...] unterstellt, mit denen sie in unmittelbarer Geschäftsverbindung stehen“⁸⁸. Die Zuständigkeit der Staatspolizeistellen erstreckte sich auf „Angelegenheiten, die in ihren Auswirkungen auf den Landespolizeibezirk begrenzt sind“, und auf „die ihnen vom Inspekteur der Geheimen Staatspolizei übertragenen Aufgaben ohne Rücksicht auf die Grenzen der Landespolizeibezirke“⁸⁹.

Mit Beginn des Rechnungsjahres 1934 (1. April 1934) wurden die Staatspolizeistellen „aus ihrem bisherigen organisatorischen Zusammenhang mit der Bezirksregierung oder einer staatlichen Pol.-Verwaltung losgelöst und zu selbständigen Behörden der Geh. Staatspolizei bestellt“⁹⁰. Die staatlichen Polizeiverwaltungen hatten vom selben Zeitpunkt ab „keine Politische Abteilung mehr“⁹¹. Nach der Auflösung der staatlichen Polizeiverwaltung in Krefeld-Uerdingen zum 1. April 1934 wurden die „orts- und kreispolizeilichen Angelegenheiten auf dem Gebiet der Geheimen Staatspolizei“ in Krefeld-Uerdingen von der Abteilung I der städtischen Polizeiverwaltung wahrgenommen⁹². Zum 1. Juni 1934 wurde die „Außenstelle Krefeld“ der „Staatspolizeistelle für den Regierungsbezirk Düsseldorf“ errichtet und ihre Leitung dem Kriminalkommissar Schiffer übertragen⁹³. Diese Außenstelle wurde jedoch Ende November 1934 wieder aufgehoben, ab 1. Dezember 1934 wurden die Aufgaben der Geheimen Staatspolizei in Krefeld-Uerdingen a. Rh. erneut vom Ober-

bürgermeister als Ortspolizeibehörde wahrgenommen⁹⁴). Die Politische Polizei gliederte sich in die Abteilung I und I Ad (Außendienst). Die Beamten der Abteilungen I beziehungsweise I Ad unterstanden unmittelbar dem Polizeidezernenten Stadtrat Dr. Emil Hürter beziehungsweise dem Polizeidirektor Wittkugel⁹⁵).

Im Februar 1936⁹⁶ wurde – schon im Vorgriff auf eine reichseinheitliche Organisation, die dann im Sommer 1936 erfolgen sollte – die Geheime Staatspolizei erneut reorganisiert. Sie war weiterhin ein selbständiger Zweig der inneren Verwaltung. Die Staatspolizeistellen waren ihre Mittelinstanz und sollten sich grundsätzlich am Sitz der Regierungspräsidenten befinden⁹⁷). Zum 1. August 1937 wurde die Außenstelle Krefeld-Uerdingen der Geheimen Staatspolizei – Staatspolizeistelle Düsseldorf – errichtet⁹⁸). Sitz der Außenstelle Krefeld war zunächst Goethestraße 108, ab 17. Juni 1942 Uerdinger Straße 62. Ende 1944 wurde die Außenstelle Krefeld nach Opladen ausgelagert⁹⁹).

8. Personalien der leitenden Polizeiverwaltungsbeamten in Krefeld

Im folgenden sollen die leitenden Polizeiverwaltungsbeamten in Krefeld (Polizeipräsidenten und ihre Stellvertreter) in biographischen Skizzen vorgestellt werden. Angesichts unterschiedlichster Quellenüberlieferungen ergeben sich hinsichtlich Inhalt, Umfang und Qualität der folgenden biographischen Skizzen erhebliche Unterschiede. Auch ließen sich nicht zu allen in Betracht kommenden Beamten aussagefähige Daten ermitteln. Hierauf im Vorfeld hinzuweisen hält der Bearbeiter sich für verpflichtet.

1. Die Polizeipräsidenten

Wilhelm Albert Heinrich Elfes
*5. Juni 1884 Krefeld, †22. November 1969
Mönchengladbach, katholisch

Im Waisenhaus aufgewachsen, Volksschule, Schlosserlehre, 1. Februar 1909 2. Bezirkssekretär der katholischen Arbeiter- und Knappenvereine Westdeutschlands in Krefeld, ab 1. Februar 1911 in der Redaktion der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“ (WAZ), 1915 – 1918 Kriegsteilnehmer, ab Februar 1919 verantwortlicher Leiter der Redaktion der WAZ, 8. Mai 1920 unbesoldeter Beigeordneter (September 1923/24 hauptamtlicher Beigeordneter und Kulturdezernent) der Stadt Mönchengladbach, 15. März 1927 „zur Einarbeitung in die Geschäfte der staatlichen Polizeiverwaltung ... bei dem Polizeipräsidenten in Recklinghausen“ beschäftigt, 1. Juli 1927 kommissarisch mit der Verwal-

tung der Stelle des Polizeipräsidenten in Krefeld beauftragt, 1. Dezember 1927 definitiv ernannt, 25. März 1933 in den einstweiligen Ruhestand versetzt, mit Wirkung vom 1. Oktober 1933 aus dem Staatsdienst entlassen, anschließend Inhaber eines Tabakladens in Krefeld, seit 1940 Verbindungen zum katholischen Widerstand, nach dem 20. Juli 1944 Verhaftung, später entkommen, im Untergrund (St. Tönis) bis zum Einmarsch der US-Amerikaner, 4. April 1945 Oberbürgermeister der Stadt Mönchengladbach, 9. März 1946 Oberstadtdirektor ebd., 17. September 1946 – 4. November 1948 Oberbürgermeister ebd., Mitte 1948 – Januar 1950 erster Lizenzträger, dann Herausgeber beziehungsweise Chefredakteur der „Westdeutschen Zeitung“, bis November 1951 Geschäftsführer der Zeitung, 1952 „Deutsche Sammlung“, ab 1953 „Bund der Deutschen für Einheit, Frieden und Freiheit“ (BdD), 1956 – 1963 Vorsitzender des BdD, 1953 wegen Teilnahme am kommunistisch dominierten Kongreß der Völker für den Frieden (Dezember 1952) und als deutscher Delegierter an einer Tagung des Weltfriedensrates (Juni 1953) Versagung der Verlängerung des Reisepasses¹⁰⁰).

1904 katholische Arbeiterbewegung, 1905 – 1933 Zentrum, Mitglied des Rheinischen Provinzialausschusses; 1919 – 1926 (stellvertretend), 1919 – 1927 Stadtverordneter in M. Gladbach, März 1923 Vorsitzender der Zentrumsfraktion in der Stadtverordnetenversammlung, Mitglied des Rheinischen Provinziallandtages; 20. Februar 1921 – April 1933 (1921: WK Gladbach, 1925: WK Moers, 1929: WK Neuss-Stadt, 1933: WK Kempen-Krefeld-Viersen); 1922 – 1933 Mitglied des Reichsvorstandes der deutschen Zentrumsfraktion, Mitglied des Preußischen Staatsrats; 1921 – 1922 (stellvertretend), 1922 – 1933 (WK: Rheinprovinz), stellvertretender Vorsitzender der Zentrumsfraktion im Preußischen Staatsrat; 1945 Mitbegründer der „Partei der Arbeit“, 1945 CDU, MdL NRW 20. April 1947 – 17. Juni 1950 (WK 33: Mönchengladbach-Süd), 1951 Parteiausschluß (unter anderem durch NRW-Innenminister Dr. Franz Meyers mitgetragen)

Albert Eßer, Wilhelm Elfes 1884 – 1969, Arbeiterführer und Politiker (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte B 53), Mainz 1990; Romeyk, Beamte, S. 431 f.; Romeyk, Verwaltung NRW, S. 311; Wilhelm Elfes, Polizeipräsident in Krefeld 1927 – 1933, in: Die Heimat, 39, Krefeld 1968, S. 53 – 64; Joachim Lilla, Eingemeindungen (lt. Register); Handbücher über den Preußischen Staat 1922 – 1931; 50 Jahre Landtag NRW, S. 199; Diether Posser, Anwalt im Kalten Krieg, Deutsche Geschichte in politischen Prozessen 1951 – 1968, Bonn 2000, S. 79 – 92; Joachim Lilla, Krefelder Abgeordnete (Krefelder Studien 12), Krefeld 2000, S. 236 f.

Wilhelm Eberhard Gelberg
*Förde bei Grevenbrück 7. Dezember 1894,
†(gefallen) 5. Juni 1940 Oisne-Aisne-Kanal

Realgymnasium in Hagen, Obersekundareife mit Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis, kaufmännische Lehre; 1914 – Februar 1917 Kriegsdienst beim 4. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 72, Stoßtruppführer, zuletzt Leutnant der Reserve, Februar 1917 – November 1919 in englischer Kriegsgefangenschaft; November 1919 – 30. September 1928 kaufmännische Tätigkeit in Verkauf und Vertrieb bei verschiedenen Firmen; 1920 Freikorpskämpfer im Freikorps Wißmann (Ruhrkampf); 1. Oktober 1928 – 25. Mai 1933 kaufmännischer Angestellter bei der Firma Peter Cremer Seifenwerke in Düsseldorf-Heerdt; 26. Mai 1933 Amtsübernahme, 30. Mai 1933 Amtseinführung, vertretungsweise mit der Verwaltung der Stelle des Polizeipräsidenten in Krefeld-Uerdingen beauftragt, 14. November 1933 mit Wirkung vom 1. November 1933 zum Polizeipräsidenten ernannt, 1. April 1934 wegen Auflösung des Polizeipräsidiiums Krefeld-Uerdingen in den einstweiligen Ruhestand versetzt, 1. April 1934 – 21. Januar 1938 Oberbürgermeister der Stadt Neuss (4. April 1934 Amtseinführung), 1. April 1937 – 14. Januar 1938 zugleich beauftragt mit der vertretungsweise Verwaltung der Oberbürgermeisterstelle der Stadt Wuppertal, seit 19. Januar 1938 (bis 12. April 1938 kommissarischer) Oberbürgermeister der Stadt Oberhausen; 26. August 1939 als Hauptmann der Reserve und Kompaniechef zur Wehrmacht einberufen (Westfront)

Mitglied im „Treibund“; 1921 Eintritt in die NSDAP; 1931 Wiedereintritt in die NSDAP, 30. Januar 1933 Führer des SA-Sturmabteils III/97 (Neuss), später Führer der SA-Standarte 257 (Neuss), vor März 1934 SA-Obersturmbannführer, 9. November 1934 SA-Standartenführer (SA-Gruppe Niederrhein)

Romeyk, Beamte, S. 463 f., StadtA Krefeld

2. Die Ständigen Stellvertreter des Polizeipräsidenten

Walter Voß
*17. Mai 1892 Dülken, †1945

8. Januar 1921 Große Staatsprüfung, Regierungsassessor bei der Regierung Düsseldorf (Abt. I), Frühjahr 1927 mit der einstweiligen Wahrnehmung der Überleitungsgeschäfte zur Errichtung einer staatlichen Polizeiverwaltung in der Stadt Krefeld beauftragt, 1. Juni 1927 zur Polizeiverwaltung Krefeld versetzt, Regierungsrat und ständiger Stellvertreter des Polizeipräsidenten in Krefeld (seit September 1929 Krefeld-Uerdingen a. Rh.), 23. März 1933 Versetzung an die Regierung in Schneidemühl, Anfang 1939 ans Polizeipräsidium Frankfurt a. M., Frühjahr 1940 Regierung Oppeln

Elfes, S. 53; MBIW, 1927, Sp. 686 u. 712; 1933 I, Sp. 280; 1939, Sp. 219; 1940, Sp. 323; Taschenbuch für Verw. Beamte 1943, S. 491

Joachim Freiherr von der Leyen(-Bloemersheim)
*28. September 1897 Haus Meer/Büderich, †1945 (für tot erklärt)

Regierungsreferendar, zuletzt bei der Regierung in Köln, 13. Januar 1929 Regierungsassessor und an das Landratsamt Göttingen versetzt, Oktober 1931 Versetzung an die Regierung in Aachen (in Aachen polizeilich gemeldet vom 1. November 1931 – 8. März 1933), 2. März 1933 Ständiger Vertreter des Polizeipräsidenten in Krefeld-Uerdingen a. Rh. (9. März – 12. Juli 1933 in Krefeld polizeilich gemeldet, dann nach Bloemersheim bei Vluyt verzoogen), 1. Dezember 1933 Regierungsrat, 1. April 1934 Versetzung zum Polizeipräsidenten in Wuppertal, Oktober 1934 desgleichen zum Regierungspräsidenten Düsseldorf (Tätigkeiten in den Abteilungen I (Allg. Abt.) und III (Landw. Abt.)), 1. Oktober 1939 Oberlandrat in Deutsch Brod (Protektorat Böhmen und Mähren), 1941/42 Tätigkeit bei der Militärverwaltung im Westen, vor 1943 als Oberlandrat an die Kreishauptmannschaft Lemberg/Land, Distrikt Galizien, abgeordnet, 1945 verstorben

MBIV. 1929, Sp. 16 u. 60; 1931, Sp. 1038; 1933 I, Sp. 281 u. Sp. 1461; 1934, Sp. 602, 1222; 1939, Sp. 2439; StadtA KR EMK; Preuß. Staatshandbuch 1935, 1938, 1939; Taschenbuch für Verw. Beamte 1941, S. 586; 1943, S. 548; Todeserklärung Standesamt Meissen Reg. Nr. 363/1949

3. Weitere leitende Beamte

Verwaltungs-/Kriminalpolizei

Otto Dallinger

*17. Oktober 1874 Spandau; evangelisch

Mai 1908 vom Militär aus Wesel kommend, Eintritt in die Krefelder Polizei, November 1908 Polizeiwachmeister, Februar 1919 Polizeikommissar, Januar 1923 Polizeioberinspektor, Juni 1923 Kriminalinspektor und Leiter der Kriminalpolizei in Krefeld, zum 1. Juli 1927 Übertritt zum Polizeipräsidium Krefeld, Kriminalrat und Leiter der Kriminalpolizei ebd., trat zum 1. April 1934 in den Dienst der Stadt Krefeld-Uerdingen zurück, weiterhin Leiter der Kriminalpolizei, 31. März 1935 im Ruhestand, Februar 1935 nach Pymont abgemeldet

StadtA Krefeld, Ratsprotokolle, EMK

Erich Scholz

*10. Dezember 1877 Schweidnitz, †18. Februar 1939 Essen; evangelisch

Tätigkeit in Gleiwitz (seit 1910?), Polizeirat, 1. Juli 1927 Eintritt beim Polizeipräsidium Krefeld, dort tätig bis zur Beendigung der Tätigkeit des Überleitungskommissars am 30. Juni 1934, verzoogen nach Bochum, Ja-

nuar 1938 Rückkehr nach Krefeld, November 1938 in eine Heil- und Pflegeanstalt eingewiesen

StadtA Krefeld, EMK

Felix Wiesner

*30. April 1883

Tätigkeit in Eilberfeld, Polizeirat, 1. Juli 1927 Eintritt beim Polizeipräsidium Krefeld, dort tätig bis zur Beendigung der Tätigkeit des Überleitungskommissars am 30. Juni 1934, verzoogen nach Berlin-Wilmersdorf

Schutzpolizei

Führer der Schutzpolizei

Kratofiel, Josef

*12. Februar 1881 Noldau; katholisch

Polizeioberstwachmeister in Breslau, 1. Juli – Dezember 1927 Führer der Schutzpolizei beim Polizeipräsidium Krefeld, Februar 1928 nach Düsseldorf verzoogen

StadtA Krefeld, EMK

Königs, Alfred

*13. September 1883 Vallendar; katholisch

Im Ersten Weltkrieg Bataillonsadjutant, 1920 mit dem Charakter eines Majors verabschiedet, 1919 Übertritt in die westpreußische Abstimmungspolizei im Regierungsbezirk Marienwerder, 1920 Leiter der Schutzpolizei in



Abb. 10. Oberstleutnant Alfred Königs, Führer der Schutzpolizei in Krefeld (1933/34)

Marienwerder und polizeilicher Fachberater des dortigen Regierungspräsidenten, später Führer der Schutzpolizei in Gumbinnen, dann Leiter der 1. Polizeiinspektion beim Polizeipräsidenten Oberhausen, später ständiger Vertreter des Führers der dortigen Schutzpolizei, zuletzt Oberstleutnant der Schutzpolizei, zuletzt in Mülheim/Ruhr, 1. Januar 1933 – 31. März 1934 Führer der Schutzpolizei beim Polizeipräsidium Krefeld, April 1934 nach Breslau verzoogen

StadtA Krefeld, EMK

Kollars, Hubert

*6. Juni 1882 Odersch (?), katholisch

Oberstleutnant der Schutzpolizei in Köln, 15. Mai 1931 – 31. Dezember 1932 Führer der Schutzpolizei beim Polizeipräsidium Krefeld, Januar 1933 nach Gleiwitz verzoogen

StadtA Krefeld, EMK

Rost, August

*30. Januar 1875 Köln; katholisch

11.11.1895 – Januar 1905 Militärdienst, seit 1.4.1906 bei der städtischen Polizeiverwaltung Düsseldorf, zuletzt Kriminalpolizeidirektor und Leiter der Polizei-Inspektion, 1.7.1926 Übertritt als Polizeimajor zur staatlichen Polizeiverwaltung Düsseldorf und stellv. Führer des Kommandos der Schutzpolizei, 1927 Polizeioberstleutnant, 5.12.1927 – 30.4.1931 Führer der Schutzpolizei bei der staatlichen Polizeiverwaltung Krefeld(-Uerdingen), 1.4.1930 Polizeioberst, im Mai 1931 nach Düsseldorf abgemeldet, weitere dienstliche Verwendung nicht bekannt, zum 1.5.1938 i. R., 16.6.1945 Wiedereintritt in die Schutzpolizei Düsseldorf als „Kommandant der Polizei“, 21.8.1945 komm. Polizeipräsident und Chef der Polizei in Düsseldorf, 4.6.1946 Niederlegung des Amtes aus gesundheitlichen Gründen

Polizeipräsidium Düsseldorf, Personalkarte Rost, StadtA Krefeld EMK

Leiter des Außendienstes/ Kommandeur der Schutzpolizei

Encke, Walther

*13. August 1893 Hildesheim; evangelisch

Hauptmann der Schutzpolizei in Berlin, 1. Januar 1932 Major der Schutzpolizei, Vertrauter des am 20. Juli 1932 amtsenthobenen Berliner Polizeikommandeurs Magnus von Heimannsberg, Januar – Februar 1933 Kommandeur der Schutzpolizei beim Polizeipräsidium Krefeld-Uerdingen, dann nach Berlin verzoogen, in Berlin zeitweise in Schutzhaft, später aus dem Polizeidienst entlassen

StadtA Krefeld, EMK

Leon, Walter

*13. September 1890 Montabaur; katholisch

Polizeimajor, August 1927 von Elberfeld bezogen, August 1927 – Januar 1929 Leiter des Außendienstes beziehungsweise Kommandeur der Schutzpolizei beim Polizeipräsidium Krefeld, nach Düsseldorf verzogen

StadtA Krefeld, EMK

Stephani, Valentin

*7. Dezember 1888 Trier; katholisch

Polizeimajor, Januar 1929 – Juni 1932 Leiter des Außendienstes beziehungsweise Kommandeur der Schutzpolizei beim Polizeipräsidium Krefeld, dann nach Oberhausen verzogen

StadtA Krefeld, EMK

Nachbemerkungen

Die Schriftgutüberlieferung des Polizeipräsidiums Krefeld ist so gut wie nicht vorhanden. Im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf (Zweigarchiv Kalkum), lagert ein Überlieferungsrest von 21 Aktenbänden vornehmlich zu politischen Angelegenheiten. Weitere 19 Aktenbände betreffend politische Angelegenheiten wurden später entdeckt und sind in den Beständen BR 1041 (1) und BR 2049 (18) überliefert. Die entsprechenden Betreffe und Signaturen sind im Findbuch 217.12.1 nachgetragen.

Anmerkungen

¹⁾ Ministerialblatt für die preußische innere Verwaltung (MBiV) 1927, Sp. 639.

²⁾ § 1 des Gesetzes über die Polizei-Verwaltung vom 11. März 1850, Preußische Gesetzssammlung (GS.) 1850, S. 265. – Vgl. auch: v. Bittner, Handwörterbuch der Preussischen Verwaltung, hrsg. von Bill Drews und Franz Hoffmann, 2 Bände, 3. Aufl., Berlin/Leipzig 1928, Bd. 2, S. 300 f. – Das Polizeiverwaltungsgesetz von 1850 wurde 1931 durch das Polizeiverwaltungsgesetz vom 1. Juni 1931 ersetzt (GS. 1931, S. 77).

³⁾ Max Bär, Behördenverfassung der Rheinprovinz seit 1815 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XXXV), Bonn 1919, S. 351 f., und ABl. Reg. Düsseldorf 1909, S. 325 – 334. – Zur Krefelder Polizei 1852 bis 1859 vgl. Gottfried Buschbell, Geschichte der Stadt Krefeld, Bd. 2, hrsg. von Karl Heinzelmann, Krefeld 1954, S. 349 f.

⁴⁾ Thomas Ellwein, Der Staat als Zufall und Notwendigkeit. Die jüngere Verwaltungsentwicklung in Deutschland am Beispiel Ostwestfalen-Lippe, Bd. 2: Die öffentliche Verwaltung im gesellschaftlichen und politischen Wandel 1919 – 1990, Opladen 1997, S. 124. – Kein Hinweis auf diese zahlreichen Polizeiverwaltungen bei Wolfgang Leesch, Die Verwaltung der Provinz Westfalen 1815 – 1945 – Struktur und Organisation (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XXXVIII/4), 2. Aufl., Münster 1993.

⁵⁾ Vgl. Staatsarchiv (STA) Münster Reg. Arnberg I Pr. Nr. 48. Siehe auch Leesch, S. 69.

⁶⁾ Diese wurde erst in den 1920er Jahren durch die „großen“ kommunalen Neugliederungen von 1926 bis 1929 geändert.

⁷⁾ Eine positive Kurz-Definition des Begriffs „Sicherheitspolizei“ ist schwierig (vgl. v. Bitter 2, S. 295 f., sub VII.); bei der Errichtung von staatlichen Polizeiverwaltungen wurde „Sicherheitspolizei“ dann in recht umfangreichen Regulativen beziehungsweise umschrieben, wie im Falle Bielefeld weiter unten dargestellt werden wird.

⁸⁾ GS. 1911, S. 147.

⁹⁾ Beschluß des PrMdl vom 15. August 1922, MBiV. 1922, Sp. 837. – Vgl. auch Leesch, S. 69, Horst Romeyk, Verwaltungs- und Behördengeschichte der Rheinprovinz 1914 – 1945 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde LXIII), Düsseldorf 1985, S. 244 ff.

¹⁰⁾ MBiV. 1922, Sp. 838.

¹¹⁾ Vgl. hierzu jetzt Joachim Lilla, Die staatliche Polizeiverwaltung in Bielefeld, in: 87. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg (2001), S. 245 – 268.

¹²⁾ Leesch, S. 69, Romeyk, Behördengeschichte, S. 248 f.

¹³⁾ Bei den staatlichen Polizeidirektionen und -ämtern hingegen finden wir weiterhin durchgehend fachlich (in der Regel zunächst polizeifachlich [Polizeiräte], später auch juristisch vorgebildete Beamte [Regierungsassessoren, Regierungsräte]).

¹⁴⁾ Vgl. Albert Eßer, Wilhelm Eifes 1884 – 1969, Arbeiterführer und Politiker (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Bd. 53), Mainz 1989, S. 86 f.; Leesch, S. 69.

¹⁵⁾ GS. 1908, S. 149; vgl. auch Leesch, S. 69 f. (mit falscher Seitenzahl).

¹⁶⁾ Vgl. Romeyk, Behördengeschichte S. 248 f.

¹⁷⁾ Vgl. Ellwein, S. 123.

¹⁸⁾ 131 000 Einwohner in Krefeld und etwa 9 000 Einwohner in Fischeln; Statistisches Jahrbuch der Stadt Krefeld, Bd. 1, Krefeld 1927, S. 73, Bd. 2, Krefeld 1932, S. 107.

¹⁹⁾ Krefelder Adreßbuch 1927, IV, S. 6.

²⁰⁾ MBiV. 1927, Sp. 639.

²¹⁾ Niederrheinische Volkszeitung (NVZ), Nr. 610, 31. August 1926; Nr. 944, 21. Dezember 1926.

²²⁾ Ebendort hieß es, daß Lewerentz nunmehr Polizeipräsident in Duisburg werden sollte, was aber auch nicht zutraf.

²³⁾ Wilhelm Eifes, Polizeipräsident in Krefeld 1927 – 1933, in: Die Heimat [Krefeld] 39 (1968) S. 53 – 64, hier: S. 53 f.

²⁴⁾ Eßer, Eifes, S. 88; Romeyk, Beamte, S. 432; Romeyk, Behördengeschichte, S. 254. – Zur Kritik der KPD an der Ernennung von Eifes vgl. Eßer, Eifes, S. 88.

²⁵⁾ Vgl. zum Folgenden den Bericht in der NVZ, Nr. 570, 2. Juli 1927.

²⁶⁾ Eine Art „Regierungserklärung“ veröffentlichte Eifes am Tag seines Dienstantritts unter dem Titel „Staatspolizei und Volksstaat“ im „General-Anzeiger“ vom 1. Juli 1927.

²⁷⁾ MBiV. 1927, Sp. 672, 1130; Romeyk, Beamte, S. 432.

²⁸⁾ GS. 1927, S. 223, hier: Anlage 1, S. 237.

²⁹⁾ Funkspruch des Regierungspräsidenten Düsseldorf vom 1. August 1929, StadtA KR 4/357, Bl. 91; Druck: Joachim Lilla, Quellen zu den Krefelder Eingemeindungen unter besonderer Berücksichtigung der kommunalen Neugliederung 1929 (Krefelder Archiv, NF 4), Krefeld 1999, S. 273 f. (Dok. 3.1.3).

³⁰⁾ RdErl. des PrMdl vom 9. September 1929, MBiV. 1929, Sp. 828.

³¹⁾ RdErl. des PrMdl vom 15. Oktober 1929, MBiV. 1929, Sp. 899. Zu Einzelheiten vgl. Joachim Lilla, Die Verwaltung des Stadtteils Uerdingen von 1929 bis 1940, in: Die Heimat [Krefeld] 65 (1994) S. 60 – 86, hier: S. 74.

³²⁾ Verwaltungsbericht Krefeld 1930, S. 16.

³³⁾ Die heutige Schneiderstraße. Das Gebäude Weststraße 20 befand sich unmittelbar links neben dem Rathaus (in etwa dort, wo sich heute der Eingang zum Gebäudetrakt A befindet). Weststraße 24 war das Rathaus,

Westwall 125/127 befand sich zwischen dem Hof des Rathauses und der St.-Anton-Straße.

³⁴⁾ Verwaltungsbericht Krefeld-Uerdingen 1932 – 1933, S. 12. Zur einige Tage später stattgefundenen feierlichen Einweihung vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 235, vom 9. Mai 1932.

³⁵⁾ Einheitliche Gliederung und Geschäftsverteilung der staatlichen Polizeiverwaltungen, RdErl. des PrMdl vom 12. Dezember 1928, MBiV. 1928, Sp. 1189.

³⁶⁾ Preußisches Staatshandbuch, 134 (1928), S. 951; 135 (1929), S. 982; Krefelder Adreßbuch 1928, IV, S. 3 f. – Kursiv gesetzte Jahreszahlen sind Annäherungsdaten und beziehen sich auf den jeweiligen Jahrgang des Preussischen Staatshandbuchs oder des Adreßbuchs, in dem die jeweilige Person oder Dienststelle erwähnt ist. Jahreszahlen/Daten in regulärer Type geben tatsächlich ermittelte Daten wieder.

³⁷⁾ Zur genauen Einteilung der Polizeirevierbezirke ab 1. Juli 1927 vgl. „General Anzeiger“ vom 1. Juli 1927.

³⁸⁾ Preußisches Staatshandbuch 136 (1930), S. 989; 137 (1931), S. 994; 138 (1934), S. 832; Krefelder Adreßbuch Bielefeld 1929, IV, S. 19; 1930, IV, S. 21; 1931/32, IV, S. 22; 1934, IV, S. 17. – Kursiv gesetzte Jahreszahlen sind Annäherungsdaten und beziehen sich auf den jeweiligen Jahrgang des Preussischen Staatshandbuchs oder des Adreßbuchs, in dem die jeweilige Person oder Dienststelle erwähnt ist. Jahreszahlen/Daten in regulärer Type geben tatsächlich ermittelte Daten wieder. – Die aus dem Mustergeschäftsverteilungsplan übernommenen Bezeichnungen sind fett hervorgehoben.

³⁹⁾ Die Kassengeschäfte wurden spätestens 1934 von der Staatlichen Kreiskasse in Krefeld-Uerdingen wahrgenommen (PrStHdb. 1934, S. 832).

⁴⁰⁾ Der Name des Kommandeurs der Krefelder Schutzpolizei nach März 1933 ließ sich trotz eingehender Recherchen nicht ermitteln.

⁴¹⁾ Die nach 1930/31 geltenden Straßennamen.

⁴²⁾ Verwaltungsbericht Krefeld 1931, S. 9; Adreßbuch 1934.

⁴³⁾ „Krefelder Zeitung“, Nr. 100, 23. Februar 1933.

⁴⁴⁾ MBiV. 1933 I, Sp. 281; zum Datum des Dienstantritts vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 111, 2. März 1933.

⁴⁵⁾ „Krefelder Zeitung“, Nr. 86, 16. Februar 1933. Vgl. auch Eifes, S. 60 ff.

⁴⁶⁾ MBiV. 1933 I, Sp. 186. Vgl. auch: Polizeipräsidenten und Polizeidirektoren in Preußen, in: Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, München 1958, S. 307 f.

⁴⁷⁾ „Krefelder Zeitung“, Nr. 86, 16. Februar 1933.

⁴⁸⁾ Eifes, S. 61.

⁴⁹⁾ Eßer, Eifes, S. 103.

⁵⁰⁾ RGBl. 1933 I, S. 103.

⁵¹⁾ Eifes, S. 63.

⁵²⁾ „Krefelder Zeitung“, Nr. 133, 14. März 1933; Eßer, S. 105 f.

⁵³⁾ „Krefelder Zeitung“, Nr. 147, 21. März 1933; Eßer, S. 106.

⁵⁴⁾ „Krefelder Zeitung“, Nr. 157, 27. März 1933 (dort auch ein sehr kritischer Kommentar zu Eifes' Amtsführung); Eifes, S. 63 f. MBiV. 1933 I, Sp. 385.

⁵⁵⁾ MBiV. 1933 I, Sp. 675.

⁵⁶⁾ Nach Romeyk, Beamte, S. 127, wurden in der Rheinprovinz nach 1933 27 Polizeipräsidenten neu eingesetzt. Hiervon waren 25 „nicht üblicherweise qualifizierte“ Personen, davon 14 SA-Führer, 3 SS-Führer und ein NSK-Führer. In der Provinz Westfalen sah es etwas anders aus: Dort wurden 1933 und später insgesamt 13 Polizeipräsidenten neu eingesetzt, von denen zehn nicht die üblicherweise an das Amt zu stellende Qualifikation besaßen (Forschungsergebnisse des Verfassers aus seinem im Auftrag der Historischen Kommission für Westfalen bearbeiteten Biographischen Handbuch der leitenden Verwaltungsbeamten und Funktionsträger in Westfalen-Lippe 1918 – 1945).

⁵⁷⁾ Schmid.

⁶⁵) Regierungsassessor von der Leyen an Oberbürgermeister Hüpper, 29. Mai 1933, StadtA KR 4/86, Bl. 329.
⁶⁶) „Volksparole“ und „Generalanzeiger“, 30. Mai 1933.
⁶⁷) MBIV. 1933 I, Sp. 1359.
⁶⁸) Verwaltungsbericht Krefeld 1927, S. 7. – Von den sechs Kommissaren traten 1928 zwei wieder in den kommunalen Dienst zurück (Verwaltungsbericht 1928, S. 8).
⁶⁹) Verwaltungsbericht Krefeld 1929, S. 20, 1931, S. 9; STAMS Reg. Arnsberg 14698 Bl. 17.
⁷⁰) Dezernateinteilung für die Verwaltung der Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen a. Rh. und des Stadtteils Krefeld. Gültig ab 1. Mai 1931 (StadtA KR III 166/1931).
⁷¹) Verwaltungsbericht Krefeld 1927, S. 7.
⁷²) Verwaltungsbericht Krefeld 1931, S. 10.
⁷³) Vermerk vom 3. Oktober 1930, StadtA KR 9/219. Zu den Personalien vgl. Lilla, Verwaltung Uerdingen, S. 75, und Verwaltungsbericht Krefeld 1932/33, S. 13.
⁷⁴) Verwaltungsbericht Krefeld 1930, S. 18.
⁷⁵) Horst Möller, Volker Dahm, Hartmut Mehringer (Hrsg.), Die tödliche Utopie. Bilder, Texte, Dokumente, Daten zum Dritten Reich (Veröffentlichungen des Instituts für Zeitgeschichte), München 1999, S. 454. Vgl. auch Ellwein, S. 270 u. 300, auch: Bracher/Sauer/Schulz, Die nationalsozialistische Machtergreifung, 2. Aufl., Köln/Opladen 1962, S. 438 f. – Der RdErl. vom 22. Februar 1933 sowie ein Folgeerlaß vom 21. April 1933 (II C 1 59 Nr. 46/33) wurden – wohl aus gutem Grund – im MBIV. nicht veröffentlicht.
⁷⁶) „Krefelder Zeitung“, Nr. 111, 2. März 1933.
⁷⁷) RdErl. des PrMdI. vom 12. Juli 1933, MBIV. 1933 I, Sp. 826.
⁷⁸) RdErl. des PrMdI. vom 8. Juli 1933, MBIV. 1933 I, Sp. 836.
⁷⁹) RdErl. des PrMdI. vom 2. August 1933, MBIV. 1933 I, Sp. 932a.
⁸⁰) VO. vom 22. März 1934, GS. 1934, S. 237. Durch diese Verordnung wurden auch die staatlichen Polizeiver-

waltungen Krefeld-Uerdingen, Hagen, Wesermünde, Schönebeck und Bitterfeld wieder kommunalisiert.
⁸¹) Vgl. Romeyk, Behördengeschichte, S. 251.
⁸²) Zusammenlegung der Polizeipräsidien Gladbach-Rheydt und Krefeld?, in: „Krefelder Zeitung“, 30. Mai 1931.
⁸³) „Volksparole Krefeld“, Nr. 88, 30. März 1934.
⁸⁴) PrMdI. an Regierungspräsident Düsseldorf, 7. April 1934 (StadtA KR 9/516); vgl. auch Lilla, Uerdingen, S. 75.
⁸⁵) „Volksparole Krefeld“, Nr. 101, 13. April 1934.
⁸⁶) RdVfg. des Oberbürgermeisters vom 21. Juli 1934, StadtA KR 4/2105.
⁸⁷) Verwaltungsbericht Krefeld 1932/33, S. 12.
⁸⁸) Romeyk, Behördengeschichte, S. 251 mit Fußnote 46.
⁸⁹) Gesetz vom 26. April 1933, GS. 1933, S. 122. – Vgl. Leesch, S. 71 f., für den größeren Zusammenhang; Hans Buchheim, Die SS – das Herrschaftsinstrument, in: Anatomie des SS-Staates, Bd. I, München 1967, S. 35 ff. (nach wie vor grundlegend), vgl. auch: Götz, S. 1017 – 1021; Volker Dahm, Der Terrorapparat. Institutionelle Entwicklung, Ideologie, Aktionsfelder, in: Die tödliche Utopie. Bilder, Texte, Dokumente, Daten zum Dritten Reich, hrsg. von Horst Möller u. a. (Veröffentlichungen des Instituts für Zeitgeschichte), München 1999, S. 149 – 155 u. 180 f. (Karte).
⁹⁰) RdErl. vom 26. April 1933 (Neuorganisation der politischen Polizei), MBIV. 1933 I, Sp. 503, Ziff. I Abs. 2.
⁹¹) Ebd. Anlage 2.
⁹²) § 1 Abs. 1 des Gesetzes über die Geheime Staatspolizei vom 30. November 1933, GS. 1933, S. 413.
⁹³) Ebd. § 2.
⁹⁴) § 1 Abs. 1 der Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Geheime Staatspolizei vom 30. November 1933 vom 8. März 1934, GS. 1934, S. 143. – Landespolizeibezirk meint den Bezirk einer Landespolizeibehörde, also eines Regierungspräsidenten (vgl. § 3 Abs. 1 Polizeiverwaltungsgesetz 1931).

⁹⁵) § 1 Abs. 3 ebd.
⁹⁶) § 1 Abs. 5 ebd.
⁹⁷) Ziff. 1 des RdErl. des Ministerpräsidenten (Chef der Geheimen Staatspolizei) vom 14. März 1934, MBIV. 1934, Sp. 471.
⁹⁸) Ziff. 4 ebd.
⁹⁹) Vfg. Regierungspräsident Düsseldorf – Stapostelle RB Düsseldorf –, 29. März 1934, Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, 36/28; vgl. auch NVZ vom 13. April 1934.
¹⁰⁰) Vfg. Regierungspräsident Düsseldorf – Stapostelle RB Düsseldorf –, 26. Mai 1934, Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, 36/33; „Polizei-Anzeiger Krefeld“ (PolAnzKR) 1934, Nr. 10.
¹⁰¹) Vfg. Abt. I PV Krefeld, 7. Dezember 1934, PolAnzKR 1934, Nr. 58.
¹⁰²) Dienstanweisung für die Politische Polizei der Polizeiverwaltung Krefeld-Uerdingen a. Rh. vom 1. Dezember 1934, StadtA KR 4/2125 Bl. 75.
¹⁰³) Gesetz über die Geheime Staatspolizei vom 10. Februar 1936, GS. 1936, S. 21, und Durchführungsverordnung (DVO) vom 10. Februar 1936, ebd., S. 22.
¹⁰⁴) Gemäß § 6 Abs. 1 Satz 2 DVO konnte der Chef der Geheimen Staatspolizei hiervon Ausnahmen zulassen.
¹⁰⁵) Romeyk, Behördengeschichte, S. 251 mit Fußnote 46. Die Staatspolizeistelle Düsseldorf wurde im September 1939 Staatspolizeistelle Düsseldorf, ebd. S. 271.
¹⁰⁶) PolAnzKR 1942 Nr. 22: zur Organisation und den Personalien der Gestapo-Außenstelle Krefeld vgl. Dieter Hangebruch, Emigriert – Deportiert. Das Schicksal der Krefelder Juden zwischen 1933 und 1945, in: Krefelder Juden (Krefelder Studien 2), 2. Aufl., Krefeld 1981, S. 137 – 412, hier: S. 186 ff.
¹⁰⁷) Die Versagung der Paßverlängerung wurde übrigens vom Bundesverwaltungsgericht und vom Bundesverfassungsgericht bestätigt (vgl. Posser, S. 85 – 90). Er erhielt seinen Paß erst 1957, nach dem Regierungswechsel in Düsseldorf.

Zur Geschichte der Wachstum- und Tapetenindustrie in Krefeld

2. Teil

von Burkhard Ostrowski und Reinhard Schippkus

Walzenfabriken und Gravieranstalten

Zu den günstigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen für die Entwicklung der Tapetenindustrie in Krefeld trugen die hiesigen Walzenfabriken und Gravieranstalten bei. Seit 1850 erfolgte in Deutschland allmählich der Übergang vom manuellen Tapetendruck zum Rotationsdruck, und dieser läutete den Beginn der heimischen Tapetenindustrie ein. In der Tapetenindustrie kamen in der Folge Rotationsmaschinen mit Farbwalzen zum Einsatz, die als analoge Maschinen auch in Stoffdruckereien standen.

In Krefeld spielte der Textildruck allerdings nur eine untergeordnete Rolle, da hier die Färberei bedeutender war⁹⁵. Bis zum Be-

ginn des Ersten Weltkrieges ließen die Webereien ihre für den Druck bestimmten Artikel zum weitaus größten Teil bei der hoch entwickelten französischen Veredlungsindustrie bedrucken. Als durch den Krieg die Verbindung mit Frankreich abriß, erhielten die einheimischen Druckereien die sonst nach dort gegangenen Aufträge und mußten sich mit dem Druck von Gewebeanlagen befassen, die man ihnen früher nicht anvertraut hatte⁹⁶.

Die Tapetenindustrie in Krefeld profitierte von Übereinstimmungen zwischen Appretur und Tapetendruck; bedeutend war dabei der hiesige Textilmaschinenbau für die verschiedenen Appreturverfahren⁹⁷. Vor allem Kalender, das heißt: Walzmaschinen mit übereinander angeordneten gegenläufigen

Walzen zur Be- und Verarbeitung von Textilien, wurden auch als Papierverarbeitungsmaschinen entwickelt und kamen bei der Tapetenherstellung zum Einsatz. Mehrere Krefelder Maschinenbau-Unternehmer schufen sich so einen guten Namen in der deutschen Tapetenindustrie. Robert Casaretto, ein Verwandter des weiter unten erwähnten Friedrich Josef Casaretto, gründete 1880 eine Walzenfabrik nebst Gravieranstalt. Seine Firma produzierte Walzen sowie Gaufriermaschinen und fertigte zudem Gravuren für die Textil-, Glas-, Tapeten- und Blechindustrie⁹⁸. Die Firma Casaretto lieferte gravierte Walzen auch an die Maschinenfabrik Johann Kleinewefers Söhne.

Die Brüder Johann und Wilhelm Kleinewefers gründeten mit dem Graveurmeister Jo-

sef Theisen, einem Angestellten der Firma R. Casaretto, 1895 die Firma Theisen & Co., die unter anderem Walzen für die Tapetenindustrie herstellte. Das Unternehmen Johann Kleinewefers Söhne stellte Gaufrücker für Sonderzwecke bei der Tapetenproduktion her, so für Tekko- und Lincrusta-Imitationen, Relieftapeten und Hochrelieftapeten. Des weiteren bot die Firma die Neugravierung abgenutzter Walzen an und produzierte auch Rapportträger und einzelne gravierte Walzen⁹⁹⁾. Der Firmeninhaber Johannes Kleinewefers war Mitbegründer des Papiermaschinenverbandes und wurde auch in dessen Vorstand gewählt. Trotz seiner Bindungen zur deutschen Tapetenindustrie hatte Kleinewefers aber keine Geschäftsbeziehungen mit Heeder & Co.¹⁰⁰⁾.

Im Jahre 1900 entstand die Walzenfabrik und Gravieranstalt Dornbusch & Co. Der Firmengründer Josef Dornbusch hatte zuvor bei Casaretto, Kleinewefers und Theisen gearbeitet. Ab den 1920er Jahren war die Firma Dornbusch für die Herstellung von Tapetenwalzen auch international bekannt. Gegen Ende der 1930er Jahre stellte Dornbusch darüber hinaus eine „Universal-Druck- und Färbemaschine“ zum Bedrucken und Einfärben von Tapeten her. Es ist davon auszugehen, daß es Geschäftsbeziehungen zwischen Dornbusch und der Krefelder Tapetenindustrie gegeben hat¹⁰¹⁾. In einem mehrmals aufgelegten deutschen Standardwerk über die Tapetenherstellung wurden im Kapitel über Tapeten Fotos abgebildet, die einen Graveur und einen Moletteur der Firma Dornbusch bei ihrer Arbeit zeigen¹⁰²⁾.

Von besonderer Bedeutung für die Krefelder Tapetenindustrie sollte die Firma des früheren Windereibesitzers Johann Briem werden, der mit dem Schlossermeister Leo Sistig 1882 eine Maschinenfabrik gründete, die Ausrüstungsmaschinen für die Samt- und Seidenindustrie herstellte. Johann Briem trennte sich wenige Jahre später von seinem Geschäftspartner und schloß sich mit Kaspar Koch zusammen. Die umfangreiche Produktionspalette der Maschinenfabrik Briem & Koch umfaßte auch Pressen für Holztapeten und Wachstuch¹⁰³⁾. Krefeld war zu diesem Zeitpunkt der einzige Standort der deutschen Tapetenindustrie, an dem Holztapeten „in anerkannter Vollkommenheit in großem Umfange“ sowohl für den heimischen Markt als auch „in beträchtlichem Maße“ für das Ausland hergestellt wurden¹⁰⁴⁾. 1913 waren die Brüder Briem Inhaber des Unternehmens, das nach 1918 mit der Maschinenfabrik Hengler & Cronmeyer fusionierte.

Weitere Krefelder Gravieranstalten, die für die Tapetenindustrie arbeiteten, waren die in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts gegründeten Unternehmen Storde sowie Odendahl & Co., später Odendahl & Keller, und zudem die Firma Foders, Werker & Köhlchens¹⁰⁵⁾, August Storde, Dornbusch & Co.



Abb. 11. Ein Mitarbeiter der Firma Dornbusch in Krefeld beim Gravieren einer Molette; um 1938. Der Graveur meißelt, sticht oder hämmer einen Rapport (Mustereinheit, die durch Wiederholung das gesamte gewünschte Prägemuster ergibt) in eine aus Werkzeugstahl bestehende Walze (Molette). Die Molette wird anschließend gehärtet und als Werkzeug verwendet. Mit Hilfe einer Spezialmaschine überträgt man das sich regelmäßig wiederholende Muster der Molette auf die eigentliche Prägwalze.

und Robert Casaretto waren im übrigen Mitglieder des Vereins zur Förderung der Textilindustrie in Krefeld, der sich unter anderem auch mit Tapeten beschäftigte¹⁰⁶⁾. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß von 1909 bis 1932 in Krefeld die Formstecherei Friedrich Kesper existierte, und daß 1910 seine Söhne Philipp und Friedrich Kesper junior ein Unternehmen gründeten, die heutige Kesper Druckwalzen GmbH. Die Kesperschen Firmen unterhielten Geschäftsbeziehungen mit Heeder & Co. und der Rheinischen Zierleitenfabrik, einem späteren Heederschen Zweigunternehmen¹⁰⁷⁾.

Daß sich die hiesigen Walzenfabriken und Gravieranstalten schnell etablierten, verdeutlicht der Jahresbericht der Handelskammer zu Krefeld für 1899. Obwohl eine schwache Nachfrage bei der Gaufrage von Geweben sowie Bändern und auch bei den Gravuren in Stoffdruck beklagt wurde, gab es im Berichtsjahr insgesamt eine Steigerung der Krefelder Walzenproduktion zu vermelden: „Wenn dennoch im allgemeinen befriedigende Beschäftigung vorhanden war, so liegt dieses an der Vielseitigkeit der hiesi-

gen Fabrikation, welche Druckwalzen für Gewebe, Wachstuch und Tapeten, sowie Prägwalzen für Gewebe, Tapeten, Bunt-, Luxus- und Zeichenpapiere, Leder, Pegamoid, Celluloid, Blech und Glas lieferte“¹⁰⁸⁾.

Farbholzmühlen und Anilinfarbenfabriken

Innerhalb kurzer Zeit waren für den Tapeten- und Druckdruck eigene Verfahren entwickelt worden, für den man damals wie heute drei Grundstoffe benötigte: Papier, Farben und Bindemittel. Öle und Firnisse kamen noch hinzu, wenn die Tapeten abwaschbar sein sollten. Das Herstellen und Mischen von Farben war in Krefeld aufgrund der Textilindustrie seit langem eingeführt und bestens bekannt. So vermerkt bereits der Bericht der Krefelder Handelskammer für 1860, daß der größte Teil der Produktion der hiesigen chemischen Fabriken seine Verwendung in den Krefelder Färbereien fand: „Der Umstand, daß unsere Färber mehr und mehr ihren Bedarf chemischer Präparate von den hiesigen Produzenten beziehen, stellt diesen hinsichtlich ihrer Leistungen ein günstiges Zeugnis aus. In dieser Beziehung verdient auch erwähnt zu werden, daß die für unsere Färbereien besonders wichtig gewordenen Teer- oder Anilinfarben in nicht unbedeutender Menge hier fabriziert worden sind“¹⁰⁹⁾.

Zu Beginn der Herstellung von handgedruckten Papiertapeten hatte man zumeist die heimischen Erd-, Mineral-, Pflanzen- und Tierfarbstoffe benutzt. Später kamen auch ausländische Farbstoffe, Farbhölzer und Extrakte hinzu. Die Bedeutung der natürlichen Farben ging zurück, als die künstliche, chemische Farbstoff-Erzeugung gelang. Die Erfindung der Teerfarbstoffe um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als Abfallprodukt aus Steinkohle bei der Leuchtgas- und Brennkoks-Herstellung angefallen, führte zu einer enormen Entwicklung der Farbenindustrie, nicht zuletzt auch in Krefeld¹¹⁰⁾.

Anilinbraun lieferte zum Beispiel die Fabrik von Dr. Heinrich Tillmanns, die um 1865 ihren Sitz unweit der Heederschen Fabrikationsstätte im Krefelder Landbezirk B, Haus Nr. 119, hatte, in solch hervorragender Qualität, daß sie für ihre Produkte auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 prämiert wurde¹¹¹⁾. Das Anilinbraun aus der Tillmannschen Fabrikation kann durchaus beim Bedrucken der Holztapeten, die – allerdings erst 20 Jahre später – jahrelang ein Spezialartikel der Krefelder Tapetenindustrie waren, seine Verwendung gefunden haben.

Trotz des unaufhaltbaren Siegeszuges der Anilin- oder Teerfarben verschwand die Farberstellung, zum Beispiel aus Pflanzenstoffen, nicht vollständig¹¹²⁾. In der Nähe von Heeder & Co. befand sich seit etwa 1884 die Farbholzmühle von Gerhard Terheggen se-



Abb. 12. Der Moletteur Peter Meder (geboren 1912 in Krefeld, gestorben 1998) von der Firma Dornbusch beim Einpressen des Musters der Molette auf eine Prägwalze, die nicht so stark gehärtet ist wie die Molette selbst. Die Prägwalze hat ein Vielfaches von Umfang und Breite der Molette. Durch Abwicklung der Molette auf den Umfang der Prägwalze und stufenweises Weitersetzen in der Breite entsteht das Gesamtbild des einmalig auf die Molette gravierten Rapports.

nior am Bäckerpfad 5. Es ist davon auszugehen, daß die Terheggenschen Produkte bei Heeder & Co. verwendet wurden, zumal es beim Tapetendruck Probleme mit der Lichtbeständigkeit von Anilinfarben gab¹¹³⁾. Die ersten Anilinfarben hatten zwar eine hervorragende Leucht- und Färbkraft, sie waren jedoch nicht lichtbeständig und brachten die Papiertapete in schweren Mißkredit. Tapeten, deren Farben mit der Zeit verblichen, waren ein immerwährendes Problem der Branche. Georg Bötticher, der im folgenden noch mehrmals erwähnt wird, spottete über die fehlende Farbbeständigkeit: „Entzückt dich ein Tapetenton, / O, sieh dich heut noch satt dran, Sohn. / Bedenk, beim nächsten Morgenschein / kann er schon längst verschwunden sein. / Doch nimmst Du wahr, daß Deiner Wand / der tiefe satte Ton entschwand / Nur Mut, Du schaust die Herrlichkeit – / Aufs neu, rückst Du ein Bild bei-seit“¹¹⁴⁾.

Während die natürlichen Farben immer mehr durch die chemischen Farben ersetzt wurden, blieben die Bindemittel, Leime, Firnisse und Emulsionen, die die Farben überhaupt erst druckfähig, wisch- und waschfest machten, bei der Tapetenherstellung weiterhin im Einsatz. Die Anilin- oder Teerfarben mußten für den Tapetendruck in Körperfarben umgewandelt werden. Dabei wurde der in Wasser gelöste Teerfarbstoff auf einen Grundstoff, zumeist Kreide, niedergeschlagen, das heißt: wasserunlöslich gemacht.

Abb. 14. Briem-Geschäftsanzeige im Adreßbuch Krefeld von 1909

Bis auf Tapetenrohpapier und Kreide konnten die genannten Werkstoffe für die Tapetenherstellung in Krefeld bezogen werden, teilweise sogar in der Nachbarschaft von Heeder & Co. am Bäckerpfad.

Kulturgeschichtliche Rahmenbedingungen

Die Jahre nach 1830 werden in der Kulturgeschichte als die Zeit des Historismus bezeichnet, in der auf vergangene Kunstepochen zurückgegriffen wurde, was sich besonders im Aussehen von Möbeln und Tapeten widerspiegelte. Es gab das Neorokoko, die Neogotik und die Neorenaissance,

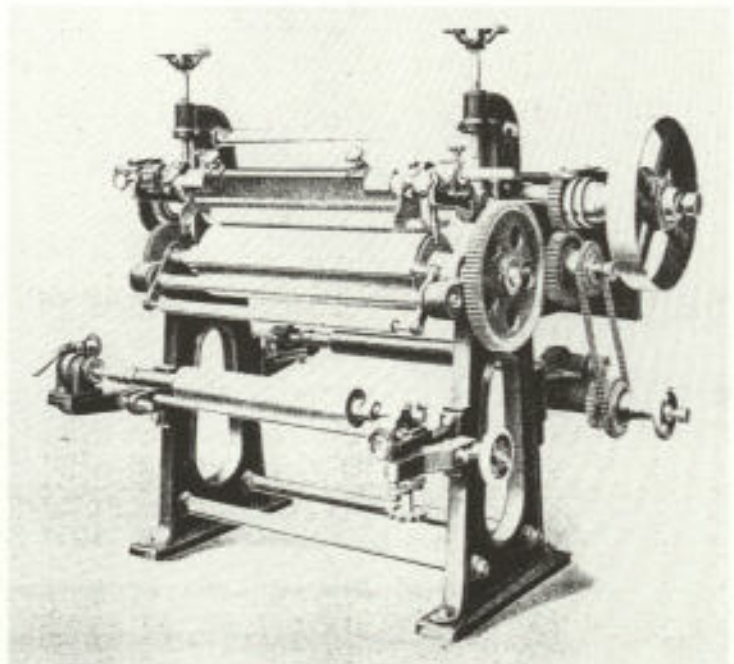


Abb. 13. Universal-Druck- und Färbemaschine (Spezialkonstruktion zum Drucken und Färben von Papier, Tapeten, Aluminium, Leder, Kunstleder und dergleichen) der Firma Dornbusch, damals in Krefeld, heute in Kempen angesiedelt, aus den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts.

BRIEM & KOCH

Maschinenfabrik

Adlerstr. 45 **KREFELD** Telephone No. 329

bauen als langjährige Spezialitäten:

Sämtl. Appretur-Maschinen für Seide, Sammet u. Band.

Pressen
für Sammet, Velvet, Satin,
Leder und Leder-Imitation,
Papier, Holztapeten,
Wachstuch usw. usw.

Gasfeuerungen.
Transmissionen.

D. R. P. Nr. 128 136, 138 751, 139 451, 203 540.

Kalender,
Papierwalzen,
Flammdruckmaschinen,
Scheuermaschinen,
Patent-Klopfmaschinen.
usw. usw.

sance, wobei in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Anlehnungen nicht streng voneinander getrennt wurden¹¹⁵⁾. Stilvielfalt, Stilmischungen und Naturalismus standen nebeneinander. Frankreichs Beitrag zum Historismus waren vor allem Tapeten mit naturalistischen Blumenmustern und Salondekore¹¹⁶⁾.

Deutsche und englische Musterzeichner wandten sich gegen den französischen Naturalismus. In Deutschland holten sich die Musterzeichner, die den Naturalismus ablehnten, ihre Anregungen hauptsächlich von alten Textilien. Zu ihnen gehörten Friedrich Fischbach und Georg Bötticher, die beide großen Einfluß auf die damaligen heimischen Musterzeichner ausübten. Fischbach und



Abb. 15.
Tapetenentwurf von
Georg Bötticher,
„Original-Composi-
tionen zu Flach-
mustern, No. 1“,
gedruckt von der
Firma C. Herting in
Einbeck (Hannover);
um 1880.
Die Paramenten-
Ausstellung in
Krefeld 1852 hat den
Anstoß zu Tapeten
mit Flachmustern,
das heißt:
Flächenmustern,
gegeben.

Bötticher propagierten Flächenmuster in ihren Vorlagewerken. Diese Muster verzichteten auf eine plastische Wirkung sowie na-

turhafte Ornamentik und hielten sich nicht genau an die jeweilige Stilmode. Nach 1870/71 holte die deutsche Tapetenindustrie



Abb. 16.
Tapete mit Flächen-
muster, zeitgenös-
sich „Flachmuster“
genannt, in einem
bürgerlichen Neo-
renaissance-
Zimmer;
um 1870/75.
Diese Richtung
wurde auch als
„Altdeutscher Stil“
bezeichnet.

gegenüber der europäischen Konkurrenz stark auf und errang bei Tapeten mit Flächenmustern – zeitgenössisch auch Flachmuster genannt – eine führende Position.

Krefelder Textilausstellung als Impulsgeber

Die Paramenten-Ausstellung in Krefeld im September 1852 hat einen bemerkenswerten Impuls für diese Entwicklung gegeben¹¹⁷. Dr. Franz Bock, Kaplan an der Pfarrkirche St. Dionysius, suchte im Auftrag des Bischofs von Münster Fabrikanten in Krefeld, die in der Lage waren, Paramententoffe herzustellen¹¹⁸. Die Firma von Friedrich Josef Casaretto und dessen Kompagnon, des Appreteurs Heinrich Kleinbroich, erwies sich als geeignetes Unternehmen. Die Paramente der Firma Casaretto präsentierte der Kunstgelehrte Bock zusammen mit ihren mittelalterlichen Vorbildern in einer Ausstellung in Krefeld, die in Auszügen später auch in Berlin und Wien zu sehen war¹¹⁹. In den Rumpfschen Sälen an der Rheinstraße, in denen noch vier Jahre zuvor die lebhaften Volksversammlungen der Revolution von 1848 stattgefunden hatten, waren in dieser Schau Paramente, kirchliche Gefäße und Gerätschaften sowie Schnitzwerke, Steinskulpturen, Miniaturalereien und architektonische Ornamente zu sehen.

Die von Dr. Franz Bock wiederentdeckten alten Gewebe wurden in fast allen deutschen Kunstgewerbemuseen ausgestellt. Von diesen Mustern, die er 1861 in der Schau Bockscher Textilien in Berlin sah, war Friedrich Fischbach sehr angetan. Neben seiner Beschäftigung mit Tapeten schuf sich Fischbach vor allem durch seine Entwürfe von Textilmustern einen Namen. Die 1864 in Wien gegründete Stiftung der Bockschen Sammlung alter Stoffe kam ihm sehr gelegen. Fischbach wurde Zeichner des Museums, das in Wien die Bocksche Sammlung betreute. Er kopierte und studierte die alten Gewebe und publizierte über die Sammlung. Seine Veröffentlichungen waren in allen kunstgewerblichen Bibliotheken zu finden.

Friedrich Fischbach beurteilte sein eigenes Wirken 1889 folgendermaßen: „Was Dr. Bock als höchst wichtige Kultur-Erbschaft der Kirche in alten liturgischen Gewändern erkannte, durfte ich für die deutsche und österreichische Textilkunst und Tapetenindustrie mit Benutzung der allgemeinen Motive verwerten. Siegreich war die Idee, daß die Tapete künstlerischen Gesetzen folgen soll, daß sie die Architektur unterstützt und die stofflichen Behänge zu ersetzen hat. [...] Es liegt mir sehr fern, diese großen Erfolge mir zuzuschreiben. Wenn ich etwas früher und energischer wie einige meiner verehrten Kollegen eingegriffen habe und Bahnbrecher sein durfte, so nenne ich das Glück“¹²⁰.

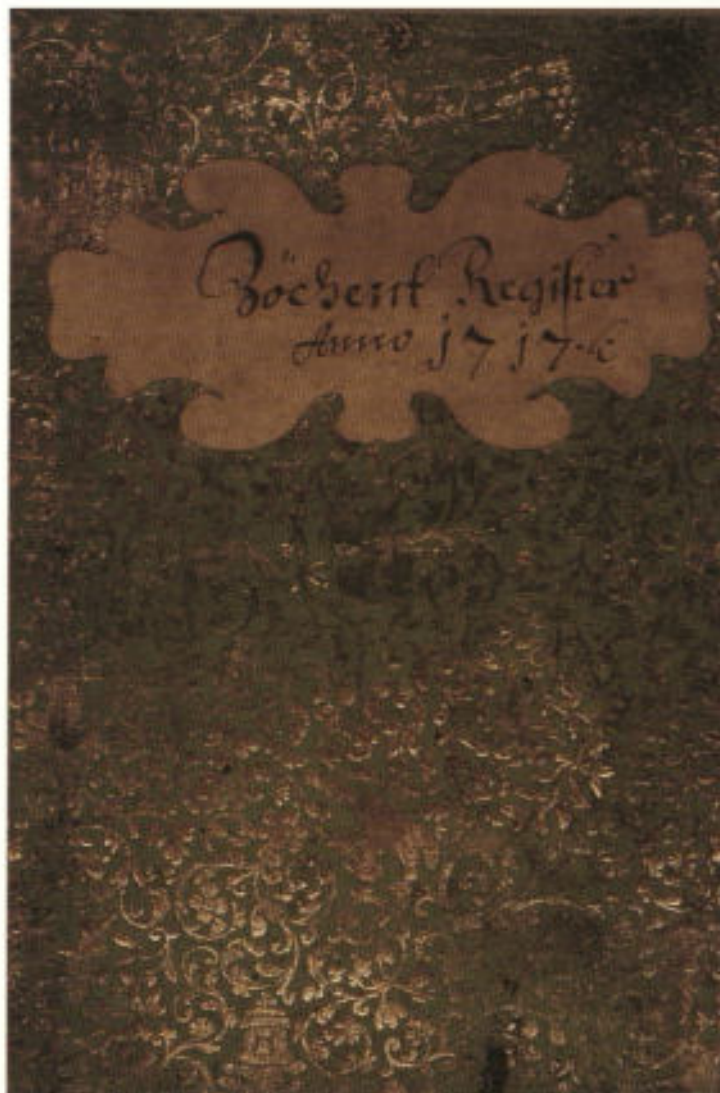
Fischbachs Äußerungen sind vor dem Hintergrund der nationalen Begeisterungswoge zu sehen, die dem siegreichen Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870/71 gefolgt war. Bis dahin hatte die noch unbedeutende heimische Tapetenindustrie aufgrund von Import, Ankauf von französischen Mustern oder Ausbildung der deutschen Musterzeichner in Frankreich stark unter direktem französischen Einfluß gestanden. Auch hierzu spottete Bötticher: „s Vorurdeel. / D'r ahle Musterzechner Stechen / Is schlecht uff de deutschen Fabriken zu sprechen. / Da heeßt's immer 'deutsche Gunstindustrie' - / Awer deutsche Muster - wär gooft'n die? / Aus Frankreich muß so ä Muster gomm - / Da finden se's scheen - da werd's genommen! / Wie ich in Baris war edawliert, / Da ging Sie's Geschäfte, wie geschmiert! / Da haw ich nach Deitschland schicken missen / Dagdäglich! Se hamm sich drum gerissen! / Un nu, wo ich widder in Deitschland sitze, / Vergoof ich nich eene lumpichte Skizzel / Un sähne - s'scheenste bleiw awer doch - / Un dadriwer lach ich Sie heite noch: - / Die Muster, die ich von dort gesandt, / Die waren Sie gar nich von meiner Hand! / Die hat mei Bariser Lehrling gemalt, / Dän ich zwee Frank fer'n Dag gezahlt!“¹²¹).

Altdeutscher Stil

Die große „Deutschnationale Ausstellung“ 1876 in München mit der Sonderschau „Unserer Väter Werke“ präsentierte Objekte „altdeutscher Renaissance“ und trug zur Verbreitung der Neorenaissance bei, die damals als „Altdeutscher Stil“ bezeichnet wurde. In diesem Stil eingerichtete bürgerliche Wohnungen waren sehr dunkel und standen voll wie ein Möbelmagazin. „Dazu hatten alle Möbel soviel altdeutsche Ecken und Kanten und soviel scharfe Ornamente an den unwahrscheinlichsten Stellen, daß der uneingeweihte Besuch mit Knochenhautentzündung nach Hause ging“¹²²). Die Zimmer waren zugestellt mit Sklavinnen aus Gips, Ritterrüstungen aus Papiermaché, ausgestopften Bären oder deren Fellen, Zinnhumpen, Orientteppichen und Kompositionen aus getrockneten Gräsern, Palmwedeln, Schilfbinseln und Pfauenfedern¹²³).

Diesen Einrichtungsstil, den er im Haus seiner Großeltern an der Mariannenstraße sah, beschreibt Otto Brües in seinen Lebenserinnerungen: „Ich glaube nicht, daß mir der großbürgerliche Zuschnitt das Haus der Großeltern Scheuten so lieb machte, denn mein Vater scheute sich nicht vor kritischen Anmerkungen, die dem allzu üppigen Mobilar und anderem Aufwand an merkwürdigem Nebeneinander galten“¹²⁴). Anstatt endlos die „Werke der Väter“ zu wiederholen, schrieb 1899 Friedrich Deneken, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Museums in Krefeld, sollten Anregungen aus der Gegenwart übernommen werden. Deneken erteilte dem

Abb. 17. Buntpapier aus der Königlichen Textilsammlung in Krefeld, das ursprünglich als Überzug für einen Buchdeckel mit dem Titel „Zöchent Register Anno 1717“ (Zehnt-Register im Jahre 1717) diente.



Historismus eine Absage und empfand, daß es „geschmacklos und geschmacksverwirrend ist, [...] wenn man seine Wohnräume mit zusammengekauften alten Möbeln und Kunstwerken vollstopft“¹²⁵). Die zahlreichen Einrichtungsgegenstände zogen wohl auch eine Menge Staub an. In seinen Erinnerungen erwähnt Richard Errell, daß er im Krefelder Adreßbuch von 1914 Inserate von Firmen las, die sich erboten, „Boas, Straussen- und Phantasiefedern zu reinigen“¹²⁶). Eine Anhebung des künstlerischen Niveaus, was letztlich auch die Tapeten betraf, war vonnöten.

Tapeten-Sammlung in der Weberschule und Flächenkunst-Kurse in der Kunstgewerbeschule

Wilhelm F. Exner, ein Chronist der deutschen Tapetenindustrie, schrieb 1869: „Die Versehung der Fabriken mit Mustern geschieht auf

dreifache Weise. Entweder hält die Fabrik ihren eigenen Dessinateur, oder sie bezieht Muster aus dem Atelier eines Künstlers, der entweder auf Bestellung arbeitet oder solche Muster am Lager hat, wie Fischbach in Wien, oder aber die Fabrik läßt sich durch irgend einen Agenten [...] Muster-Originale besorgen“¹²⁷). Die jährlich herausgegebenen neuen Muster-Kollektionen hatten allergrößte Bedeutung, sie sind als das eigentliche Lebenselixier der Tapetenindustrie anzusehen.

Das Niveau der Dessinateure in der deutschen Seidenindustrie, deren Hauptsitz Krefeld war, ließ sehr zu wünschen übrig. Im Jahre 1878 beklagte die Krefelder Handelskammer die Nichtbeachtung des Dessinsgebietes und das Fehlen von geschulten Zeichnern¹²⁸). Einen ersten Beitrag zur Anhebung der Qualität von Tapetenmustern lieferte die Königliche Webe-, Färberei- und Appreturschule, einen weiteren die später entstandene Handwerker- und Kunstgewerbe-

schule, und schließlich kam noch der Einfluß Friedrich Denekens in seiner Eigenschaft als Ortsvertrauensmann des Deutschen Werkbundes hinzu.

Unter der Leitung des von der Chemnitzer Webeschule nach Krefeld berufenen Direktors Ing. Emil Robert Lembcke wurde 1879 der Lehrkörper der Webeschule vergrößert und der Lehrplan erweitert. Im selben Jahr kaufte das Kultusministerium vom ehemaligen Konservator der Webeschule, Jakob Krauth, eine Sammlung alter Gewebe, Stickereien, Spitzen sowie Gobelintelle und dergleichen, die mit der schon vorhandenen Sammlung der Schule zusammen den Grundstock der 1880 gegründeten Königlichen Textilsammlung in Krefeld bildete. Von Beginn an wies der Bestand dieser Sammlung 3974 Nummern auf, wovon ein großer Teil in einer ständigen Ausstellung zu sehen war, so „daß eine Kopierung von den Schülern der Anstalt, sowie von Musterzeichnern und Industriellen, zu jeder Zeit in den festgesetzten Tagesstunden vorgenommen werden“ konnte¹²⁹. In der Sammlung befanden sich auch 235 Stücke „farbige dessinirte Papiere“, darunter Tapeten und gepreßte Buchdeckel aus dem 16. bis 18. Jahrhundert.

1883 erfolgte die Einweihung des neuerbauten Schulgebäudes an der Oberstraße, und im selben Jahr wurde Paul Schulze Konservator der Königlichen Textilsammlung in Krefeld¹³⁰. Schulze war auch Lehrer für Zeichnen, Dessinieren und Kunstgeschichte an der Webeschule. Der Unterrichtsplan sah nun unter anderem vor, Musterzeichnern, Formenstechern und Graveuren im gewerblichen und künstlerischen Zeichnen eine gründliche Ausbildung zu gewähren, namentlich Dessinateure heranzubilden, die in der Lage waren, selbständig neue, künstlerische Muster für die Weberei und für die Druckerei zu erfinden¹³¹.

In einem 1906 im Fachorgan „Innen-Dekoration“ erschienenen Aufsatz über moderne Möbelstoffe wies Paul Schulze auf das auch für Musterzeichner in der Tapetenbranche interessante Schulungsmaterial in Krefeld hin: „Durch die große Königliche Gewebesammlung mit ihren historischen Mustern und durch die Sammlungen des Vereins zur Förderung der Textil-Industrie mit vielen tausenden moderner Muster ist Fabrikanten und Zeichnern ein wertvolles Material zum Studium und zur Unterrichtung über den jeweiligen Modegeschmack geboten“¹³². Zum Schulvorstand der Webeschule gehörte im übrigen Alexander von Heimendahl, dessen jüngster Sohn später die Gründung der Krefelder Tapetenfabrik Hinderer, Thomas & Co. (Hitho) finanziell unterstützte.

Der Maler und Textilentwerfer Richard Zimmermann, der 1906 an die Webeschule berufen wurde, als die Gründung der Abteilung

für textile Flächenkunst erfolgte, wirkte dreißig Jahre lang an dieser Schule und zwölf Jahre an der Kunstgewerbeschule Krefeld¹³³. Zimmermann hat 1919 sowohl für Heeder & Co. als auch für Hitho Tapetenentwürfe angefertigt¹³⁴.

In der 1904 an der Petersstraße 123 eröffneten Handwerker- und Kunstgewerbeschule wurde in Kursen zur „Flächenkunst“ beispielsweise das Entwerfen von Buchschmuck, Stoffen und Tapeten gelehrt. Der Maler und Graphiker Raimund Jahn war von 1904 bis 1934 Lehrer an der Kunstgewerbeschule¹³⁵. Auch Jahn hat im Jahre 1919 Tapetenentwürfe für Heeder & Co. erstellt¹³⁶.

Paul Schulze als Tapetenförderer

Die erste große deutsche Tapeten-Ausstellung fand 1911 in Hamburg statt. „Vom Direktor der Königlichen Gewebesammlung in Krefeld, Herrn Professor Schulze, wurde uns ferner eine reiche Auswahl Abschnitte der verschiedensten Zeitepochen zur Verfügung gestellt“, bemerkte Tapetenfabrikant Gustav Iven, Vorsitzender des Ausstellungsausschusses, in seiner Eröffnungsansprache¹³⁷. Einer Anregung Schulzes folgend änderte die Ausstellungsleitung den geschichtlichen Teil der Schau. An die Stelle der alten Gewebe und der kostbaren Stücke aus Leder der Sammlung des Hamburger Kunstgewerbemuseums traten die von einzelnen Tapetenfabriken sorgfältig aufbewahrten Papierprodukte¹³⁸. Paul Schulze zählte – wie in der kunstgeschichtlichen Betrachtung auch heute üblich – Tapissereien (Wandteppiche) und textile Wandbespannungen nicht zu den Vorläufern der Tapeten, obwohl letztere vieles mit Wandbespannungen gemeinsam haben¹³⁹. Nicht nur in den Kreisen der nächstbeteiligten Tapetenindustrie und des Tapetenhandels in Hamburg wurde die Schau begrüßt. Das bekundeten die zahlreichen und namhaften Zeichnungen zum Garantiefonds der Ausstellung, so auch von Heeder & Co., Hitho und Theisen & Co. aus Krefeld¹⁴⁰.

Im Katalog zur Hamburger Tapetenausstellung schrieb Paul Schulze: „Die Papiertapete ist nicht, wie ihre Gegner behaupten, ein Behelfsmittel für Armeleutwohnungen, sondern [...] ein vornehmer, vielseitiger, für die Mehrzahl aller Raumauskleidungsfälle einzig geeigneter Wandverkleidungsschmuck, den ernste Arbeit zahlloser Künstler ästhetisch vollständig ausreifen ließ, dem eine hochentwickelte Industrie ihre hohe Intelligenz dienstbar machte, die praktisch anzuwenden ein gut geschulter Handwerkerstand in der Lage ist. [...] Gerade die gleichzeitig mit der Tapetenausstellung hier stattfindende Ausstellung bemalter Wohnräume, deren Dekorationstechnik von den Tapetengegnern so berechtigt das Wort geführt wird, unterstützt unseren Kampf um die Sympathien

des deutschen Publikums für die Raumauskleidung mit Papiertapeten. Die malerischen Leistungen stehen dort ästhetisch und technisch auf beachtenswerter Höhe. Aber die Wirkung ihrer farbig bemalten Wände ist eine andere und muß eine andere sein, als die der papiernen Wandverkleidung. Ihre leuchtkräftigsten Farben, ihre künstlerisch individuellen und geistvollsten Schmuckzeichnungen können die Kühle des Kalkbewurfs nicht beseitigen, dessen steinernes Weiß wie ein erkältender Strom durch die prunkende Pracht der Farben hindurchwirkt“¹⁴¹.

Der frühere Leiter des Deutschen Tapetenmuseums in Kassel, Josef Leiß, bemerkte hierzu 1969: „Diese Stellungnahme zur Papiertapete von Prof. Schulze, einem damals allseitig geachteten und bekannten Gelehrten, dessen Worte auch für das Kunstgewerbe von erheblichem Gewicht waren, dürfte für die Tapete um 1910 die gleiche Bedeutung gehabt haben, wie die positive Einstellung zur Tapete von Prof. Bartning in der Zeit um 1950“¹⁴².

Tapetenausstellungen in Krefeld

Zu den kulturgeschichtlichen Rahmenbedingungen, die dazu beitrugen, die Qualität von Tapetenmustern anzuheben, gehörten auch die Tapetenausstellungen. Der 1899 gegründete Verein zur Förderung der Textil-Industrie in Krefeld machte sich unter anderem zur Aufgabe, durch Ankäufe von alten Stoffen der Königlichen Gewebesammlung, aus der das heutige Deutsche Textilmuseum in Krefeld-Linn hervorgegangen ist, weiteres historisches Material hinzuzufügen. Zudem sollten aber auch Sammlungen von damals modernen Mustern für die Textil- und Tapetenindustrie angelegt werden. Im Jahresbericht des Vereins für das Jahr 1910 wird besonders auf die große Zahl der Tapeten-Musterkarten hingewiesen, die als ein neuer Zweig der Sammlung zusammengetragen worden waren. Die Tapetenmuster-Kollektionen wurden sämtlich archiviert, eine Auswahl unter den Mustern war meist nicht getroffen, wozu im Bericht bemerkt ist: „Es soll dies einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, die unbeeinflusst von Tagesfragen von einer höheren Warte aus imstande sein wird, besser über die Stilerzeugnisse der Jetztzeit zu urteilen wie die Zeitgenossen es können. [...] Der deutschen Tapeten-Industrie wird hier eine Stätte der Anregung und des Studiums geschaffen, wie sie sie bis jetzt noch nirgends hatte, eine Unterstützung des Vereins in seinem dahingehenden Bestreben ist durch Überlassung von Mustermaterial daher sehr erwünscht“¹⁴³.

Auf spätere Zeiten mußte der Verein nicht warten, bis seine Sammlung von Tapetenmustern gefragt war. Angeregt durch den Erfolg der Hamburger Tapetenausstellung von

1911 organisierte Paul Schulze eine solche Schau 1912 in Krefeld. In den Räumen der Gewebesammlung, die erst kurz zuvor durch einen großen Oberlichtsaal, den sogenannten Lembcke-Saal, erweitert worden waren, präsentierte Schulze eine Tapetenausstellung, die mit einer geschichtlichen Folge von Tapetenmustern aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts begann und einen Überblick der verschiedenen Stilperioden bis zum Jahre 1912 gab. Ein Fachorgan der Branche, die Tapeten-Zeitung, würdigte die Krefelder Schau mit mehreren Artikeln. Schulze selbst schrieb einen Beitrag, in dem er auch auf frühere Tapetenausstellungen in Krefeld hinwies: „Bereits im Jahre 1893, zur Zeit als in England die ersten Erfolge der modernen angewandten Kunst sich bemerkbar machten, war in der Königlichen Gewebesammlung eine Ausstellung moderner englischer Tapeten gezeigt und ihrer Eigenart wegen entsprechend bewundert worden. An die von England damals eingeschlagenen Bahnen knüpften dann unsere deutschen Nutzkünstler an, es kam die Eckmann-Zeit mit dem Jugendstil, die auch wieder in Krefeld zu einer Sonder-Ausstellung Anlaß gab“¹⁴⁴.

Die Tapetenausstellung von 1912 fand in vier Räumen der Königlichen Gewebesammlung statt. Eine Flucht von drei je zwanzig Meter langen Sälen präsentierte in den beiden ersten Räumen der Linken zahlreiche Stoffmuster der Gewebesammlung, die laut Schulze vielfach die Anregung zu Tapetenmustern gegeben hatten und Vergleiche mit den geschichtlichen Tapetenmustern zuließen, die an der rechten Längswand ausgestellt waren. Ältere Muster zeigte hauptsächlich die Firma J. Zuber & Co. aus Rixheim im Elsaß, deren ältestes Stück in der Krefelder Schau ein Handdruck mit Irisseffekt aus dem Jahre 1810 mit charakteristischen Ornamenten der Empirezeit war¹⁴⁵. Die Firma Flammersheim & Steinmann aus Köln präsentierte eine lange Bahn des Musters der im Jahre 1858 nach Entwurf von Professor Raschdorff gedruckten großgemusterten Tapete, die im Gürzenich-Saal in Köln an der Wand klebte. Dies war die erste Tapete gewesen, die sich nicht an französische Vorbilder anlehnte, wohl aber an die mittelalterlichen Tiernuster erinnerte, die um jene Zeit durch Franz Bocks und Friedrich Fischbachs Studien und Veröffentlichungen bekannt wurden.

Nicht ohne Stolz schrieb Paul Schulze: „Es sind die ersten Fabriken Deutschlands mit ihren Erzeugnissen vertreten, so in erster Linie durch Güte und Menge des Gezeigten die Firma Hinderer, Thomas & Co. [Hitho, Anmerkung der Verfasser], die es sich natürlich zur Ehrenpflicht angerechnet hat, in ihrer Vaterstadt ganz besonders gut auf dem Plan zu erscheinen; dann haben die Firmen J. Zuber & Co., Rixheim-Elsaß, August Schütz, Wurzen, die Anhalter Tapeten-Fabrik, Dessau, Flammersheim & Steinmann, Köln-Zollstock,

Hölscher & Breimer, Hannover, Erismann & Co., Breisach, die Tapeten-Fabrik Bammental, Heeder & Co., Krefeld, zum großen Teil sich ganz hervorragend beteiligt. Beste englische und amerikanische Erzeugnisse wurden gleichfalls zur Ausstellung beschafft. [...] Um die notwendigen Hinweise auf das für die Ausstellung wünschenswerte Material und um seine Herbeischaffung hat sich die Firma Baltus & Schmieder in Krefeld sehr verdient gemacht, aus deren Mustersammlungen die Auswahl zum größten Teil getroffen worden ist“¹⁴⁶. Von den in diesem Beitrag erwähnten Krefelder Unternehmen hat sich im übrigen nur Baltus & Co. in der Friedrichstraße 18 bis in die Jetztzeit halten können.

In der Krefelder Schau waren auch die Salubra-Tapeten-Fabrik aus Basel mit ihren sogenannten Tekko-Tapeten und die Firma Morris & Co. aus London mit einigen sehr feinen Mustern aus der Zeit um 1890 vertreten. Renommiertere Künstler stellten ihre Tapetenentwürfe aus, darunter von Beckerath, Peter Behrens, Otto Eckmann, Hermann A. E. Kopf (Frankfurt am Main), Walter Leistikow, William Morris, Albin Müller und Bruno Paul. Die Krefelder Tapetenausstellung unterschied sich von der Hamburger Schau des Vorjahres dadurch, daß sie davon absah, ganze Zimmer vorzuführen. Um jedoch das Bild einer tapezierten Wand anzudeuten, wurden häufig zwei Bahnen nebeneinander gezeigt, und durch Anwendung von Borten, Friesen und Leisten war versucht worden, einen wandartigen Charakter hervorzurufen¹⁴⁷. Diese Art der Präsentation erhielt nicht nur Lob, sondern auch Kritik. „Es genügt heute nicht, wenn man Tapeten, und seien es die besten, an die Wand klebt oder in einen Rahmen spannt, wie man es in Krefeld sieht. Das Publikum ist zu verwöhnt, als daß eine solche Darbietung einen fesselnden Eindruck erwecken und dauernde praktische Werte hinterlassen könnte“, urteilte die Tapeten-Zeitung¹⁴⁸.

Anläßlich der Tapetenausstellung hielt Paul Schulze im Lembcke-Saal einen Vortrag über die geschichtliche Entwicklung, die technische Herstellung und künstlerische Ausgestaltung der Tapete, den er durch eine größere Anzahl von Lichtbildern ergänzte. Der Verein zur Förderung der Textil-Industrie in Krefeld wurde vom Handelsministerium weiterhin bezuschußt, um seine Mustersammlungen vermehren zu können. So erhielt er 1912 einen Zuschuß von 3000 Mark. Der Bericht des Vereins für das Jahr 1912 wies auf die neu angelegte Sammlung von älteren und neuen Tapetenmustern hin, die dank der Unterstützung der ersten deutschen Tapetenfabriken zu einer beachtenswerten Größe angewachsen war. „Die Sammlung habe schon jetzt die Aufmerksamkeit der Musterzeichner weit über Crefelds Mauern hinaus erregt und Anlaß zu eingehenden Studien gegeben. Der Bericht regt

im Anschlusse daran an, ein größeres Tapetenmuseum hier anzulegen“, heißt es in der Tapeten-Zeitung¹⁴⁹. An dieser Stelle überschätzte der Verein jedoch seine Möglichkeiten. Ein entsprechendes Museum wurde erst 1923 in Kassel unter Federführung Gustav Ivens gegründet. Gleichwohl war man sich in Krefeld der Bedeutung der Sammlung stets bewußt¹⁵⁰. Als Gustav Iven später seine Idee in die Tat umsetzte und zu diesem Zweck Geld von Fabrikanten und Händlern der Tapetenbranche sammelte, erhielt er auch finanzielle Unterstützung aus Krefeld, so von Heeder & Co, Hitho, Baltus & Schmieder, Wilhelm Prinzenberg und Samnee & Schemmly¹⁵¹.

Friedrich Deneken und der Deutsche Werkbund

In München war 1907 der Deutsche Werkbund gegründet worden und seit 1908 existierte in Krefeld eine Ortsgruppe des Werkbundes, der Friedrich Deneken, Direktor des Kaiser Wilhelm Museums, vorstand. In dieser Eigenschaft nahm Deneken auch Einfluß auf die Qualitätsverbesserung von Tapeten, die in Krefeld hergestellt wurden. Über die Ziele des Bundes schrieb er: „Seit dem Herbst 1907 besteht in Deutschland und Österreich eine umfassende Organisation zur Förderung des Kunsthandwerks und der Kunstindustrie, der 'Deutsche Werkbund'. Seine Mitglieder sind Künstler, die sich in der Praxis betätigt und bewährt haben, Gewerbetreibende, die auf gediegene und geschmackvolle Herstellung ihrer Erzeugnisse bedacht sind, und Sachverständige, welche miteintreten wollen für eine qualitative Verbesserung der deutschen Industrieerzeugnisse. Der Bund will in letzterem Sinne das Publikum aufklären und veredelnd einwirken auf das gesamte Kunstgewerbe. [...] Schon bei der Begründung des Deutschen Werkbundes hat man mich um meine Mitwirkung ersucht, die ich auch zusagte, indem ich dem Bunde als Mitglied beitrete. Man hat mich dann zum 'Ortsvertrauensmann' für Krefeld und zum 'Fachvertrauensmann' für die Gruppe Textilindustrie gewählt“¹⁵².

Die Aufnahme in den Deutschen Werkbund (DWB) erfolgte nur nach Aufforderung seitens des Bundes. Man konnte also nicht der Organisation beitreten. Mitglieder wurden sorgfältig ausgewählt und nur auf Vorschlag der Ortsvertrauensleute aufgenommen¹⁵³. Über den Krefelder Ortsverband des DWB bemerkte Deneken, daß er eigentlich nie „begründet“ worden sei und auch nicht den Charakter eines Vereins oder einer Körperschaft habe. Ebenso gab es weder einen Vorsitzenden noch eine Satzung und auch keine Zusammenkünfte. Mitgliedsbeiträge wurden ebenfalls nicht erhoben. Der Geschäftsstelle des DWB schrieb Deneken: „Die Ortsgruppe ist weiter nichts als der

Joh. Kleinewefers Söhne, Krefeld
Gegründet 1862 Maschinenfabrik, Eisengleiserei und Walzen-Gravieranstalt. Gegründet 1862.

Gaufrierkalender für Sonderzwecke
unter anderem für

<p>Tekko-Imitation Linkrusta-Imitation Relieftapeten Hochrelieftapeten etc. etc.</p>	<p>in jeder dem Zweck angepassten Bauart bis zu den schwersten Ausführungen mit hydraulischem Druck.</p>
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

➡ Mehr als 1000 Kalender mit gravierten Walzen geliefert. ➡

Abb. 18. Geschäftsanzeige der Firma Joh. Kleinewefers Söhne in der Tapeten-Zeitung, Nr. 19, 1. Juli 1906, S. 404. In derselben Ausgabe heißt es in einer Verlautbarung der Salubra-Tapeten-Fabrik: „Da wiederholt in den Inseraten und anderen Publikationen von Tapetenfabrikanten der Name 'Tekko' benützt wird, möchten wir Sie im Interesse unserer Herren Kollegen und auch der Herren Tapetenhändler ersuchen, in einer der nächsten Nummer Ihres Blattes bekannt zu geben, daß dieser Name 'Tekko' eingetragen und somit unser Eigentum ist, und daß der Gebrauch desselben für Artikel anderer Herkunft als aus unserer Fabrik verboten und strafbar ist“.



Abb. 19. Tapetenentwurf „Salta 4“ von Professor Karl Wach (geboren 1878 in Höchst/Main, gestorben 1952 in Düsseldorf), gedruckt von Hitho in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Diese Tekko-Imitation konnte durch Tapeten-Spezial-Geschäfte des In- und Auslandes bezogen werden. Wach war ab 1918 Professor an der Kunstakademie Düsseldorf und ist 1928 als Mitglied des Deutschen Werkbundes nachgewiesen. Professor Wach, Mitglied im Bund deutscher Architekten und in Düsseldorf von 1928 bis 1948 mit Heinrich Rosskotten assoziiert, entwarf unter anderem Gebäude der Neuen Kunstakademie Düsseldorf (1913) und das Verwaltungsgebäude Allianz-Haus in Köln (1932/33).

Kreis der in Crefeld wohnenden Werkbundmitglieder. Was die in unserem Museum veranstalteten Ausstellungen des 'DWB Ortsgruppe Crefeld' betrifft, so werden sie nicht etwa von den Mitgliedern der Ortsgruppe angeregt und durchgeführt, sondern ich lade die Mitglieder ein, zu einem bestimmten Zeitpunkt im Museum auszustellen, nachdem ich mit den Einzelnen Rücksprache genommen habe¹⁵⁴.

Bei einer Werkbund-Tagung in Würzburg wurde die mangelnde Qualität und der schlechte Ausbildungszustand der Musterzeichner in der Textilindustrie beklagt. Schon bald darauf, im Frühjahr 1909, beschaffte sich Deneken mit dem Problem der reformtbedürftigen Ausbildung der Musterzeichner und bildete ein mit hiesigen Werkbundmitgliedern besetztes Komitee, das entsprechende Kurse in Krefeld vorbereiten sollte¹⁵⁵. Der DWB-Geschäftsstelle teilte Deneken mit, daß die Einrichtung eines Ferienkurses für entwerfende Zeichner sehr zustimmend begrüßt worden sei, und fügte hinzu: „Man wünscht aber, daß dieser Kursus aus verschiedenen Gründen nicht auf die Zeichner der Textilindustrie beschränkt, sondern als 'Kursus für Flächenverzierung' bezeichnet wird, sodaß auch Zeichner der Tapetenfabriken, Lehrer an Kunstgewerbeschulen und andere teilnehmen können“¹⁵⁶.

Im Verzeichnis der Ansprechpartner, die zur Teilnahme an den Kursen aufgefordert werden sollten, befand sich auch Hitho. Obwohl das Komitee mit dem Architekten und Bauunternehmer Hugo Koch, dem Seidenwarenfabrikanten Alex Oppenheimer, dem Direktor der Kunstgewerbeschule Carl Wolbrandt und dem Syndikus der Handelskammer Dr. Richard Zeyß einflußreich besetzt war, kam das Projekt nicht zustande. Es scheiterte nicht zuletzt daran, daß die angesprochenen renommierten Ausbilder für den in den Sommerferien liegenden Termin Absagen erteilten.

Friedrich Deneken beschäftigte sich auch mit der Qualitätsverbesserung in der Textilfärberei. Von 1902 bis 1914 führte er eine Kampagne gegen das Färben mit Anilinfarben und trat für das sogenannte Echtfärben ein, was für ihn Färben mit Pflanzenfarben bedeutete. Die Krefelder Farbenschau von 1902, eine Ausstellung verschiedenster Exponate zum Thema Farbharmonien, sollte „entwerfenden Zeichnern nutzbare Anleitungen für die Kolorierung von Stoffmustern, Tapetenentwürfen u.a. Flächenverzierung“ vermitteln¹⁵⁷. Denekens Plan, die Gründung einer Echtfärberei in Krefeld einzuleiten, scheiterte. „Wir fanden Widerstand auf Seiten der Färbereibesitzer wie der Seidenfabrikanten“, schrieb er 1908 dem Chemiker Dr. Paul Kraus, der ein Fachmann auf dem Gebiet der Farbenforschung war und später im Auftrag des DWB die Publikation „Gewerbliche Materialkunde“ herausgab¹⁵⁸.

Der Deutsche Werkbund befaßte sich unter anderem mit Tapeten. In seinen Jahrbüchern wurden Fragen zur Wandbekleidung erörtert. Dr. Paul Kraus forschte um 1909 in Tübingen über Farbechtheit von Tapeten. Der DWB plante, das Ergebnis in einer Publikation zu veröffentlichen. Deneken bezeichnete die Forschungen von Dr. Kraus über echte und unechte Tapetenfarben als äußerst verdienstvoll und wichtig. Er gab aber zu bedenken, daß die geplante Publikation „Käuferregeln“ keine Werbung für bestimmte Firmen enthalten sollte, so wie Kraus dies vorhatte¹⁵⁹. Im Frühjahr 1912 veröffentlichte der DWB schließlich eine kleine Schrift über lichtechte Tapeten in Verbindung mit einer entsprechenden Mustersammlung. Laut Tapeten-Zeitung sprach der Deutsche Werkbund darin den von seinem Fachvertrauensmann Dr. Paul Kraus „scharf geprüften Erzeugnissen ihrer ausgezeichneten Echtheit wegen“ eine Empfehlung aus¹⁶⁰.

Friedrich Deneken sparte wiederum nicht mit Kritik: „Soeben erhielt ich die Flugschrift [...] des DWB nebst der Mustersammlung farbechter Tapeten. Ich kann nicht verhehlen, daß diese Mustersammlung auf mich einen recht üblen Eindruck macht, und daß ich es nicht verstehe, warum der Werkbund sich zur Verbreitung dieser Tapetenproben hergegeben hat. Es ist ganz gewiß verdienstlich, daß einige Tapetenfabriken endlich dazu übergehen, lichtechte Ware herzustellen, aber man sollte doch diese nur empfehlen, wenn sie in ihren Farben und ihrer Musterung auch einwandfrei ist. Diese Kollektion ist alles andere als geschmackvoll. Ich brauche gerade Tapeten für eine ganze Reihe von Museumsräumen, finde aber nicht eine einzige unter den vorliegenden, die mir auch nur einigermaßen zusagen würde, ja, manche der Muster (besonders die bunten Blumenmuster und die metallglänzenden Salubra-Tapeten) verdienen wegen ihrer absoluten Geschmackswidrigkeit als abschreckende Beispiele bezeichnet zu werden, und solche Dinge zu verbreiten ist doch eigentlich nicht Aufgabe des D.W.B.“¹⁶¹. Nach 1912 verminderte sich im übrigen Denekens Interesse am Kunstgewerbe, seitdem der künstlerische Zug darin nachgelassen habe, wie er an Peter Behrens schrieb¹⁶².

Die harschen Worte Friedrich Denekens über „metallglänzende Tapeten“ bezogen sich auf eine Markentapete namens Tekko, die der Stolz der Salubra-Werke in Grenzach bei Basel war¹⁶³. Das Unternehmen stellte seit 1896 diese stoffartig aussehende und seidenähnlich glänzende Tapete her, deren bronzefarbene Schicht mit fein eingepreßten Riffelungen verschiedener Richtung das Ton in Ton gehaltene Muster je nach Lichteinfall verschieden aufleuchten ließen. Eine Vorbedingung für die Wirkung der lichtechten und abwaschbaren Tekko nach dem Kleben war ein fester, glattgeschliffener Untergrund. Um

die große Nachfrage bedienen zu können, eröffnete das Unternehmen Verkaufshäuser in Paris, London, Mexiko City und Lissabon. Salubra ließ den Namen Tekko als geschütztes Warenzeichen eintragen, um die Benutzung durch andere Fabrikanten zu unterbinden. Tekko-Nachahmungen, für die auch Krefelder Maschinenbau-Fabriken entsprechende Walzen herstellten, waren ein großer Verkaufserfolg¹⁶⁴. Die äußerst kostspielige Tekko wird bis heute hergestellt und ziert die Räume des Kreml in Moskau, des Waldorf Astoria in New York und des Adlon in Berlin. Auch in Krefeld fand die echte Tekko Anklang.

Eine Schicht Tekko wurde 1997 in einem Raum der Villa des Seidenfabrikanten Richard Merländer bei der Freilegung der 1925 geschaffenen Wandgemälde Heinrich Campendonks entdeckt¹⁶⁵. Direkt auf den Gemälden befand sich ein Auftrag aus Kreide und Leinöl, der auch als notwendiger Untergrund für die Wirkung der Tekko-Tapete angesehen werden kann. Der Zeitpunkt, wann die Wandbekleidung mit Tekko



Abb. 20. Expressionistische Tapete von Heeder & Co.; 1921. Durch die Ausstellung des Deutschen Werkbundes 1914 in Köln mit Arbeiten von Dagobert Peche und Ernst Lichtblau wurde die „Wiener Ornamentik“ auch in Deutschland bekannt. Die abgebildete Tapete ist von dieser Stilrichtung beeinflusst.

vorgenommen wurde, ist unbekannt. Es erscheint fraglich, ob Merländer wegen eines „Tapetenwechsels“ die Wandbilder aufgegeben hat. Möglicherweise geschah dies erst, als der Raum nach Umgestaltung des Hauses in eine Pension als Rezeption diente.

Noch in der Zeit des Ersten Weltkrieges wurde Heeder & Co. im Juli 1918 Mitglied im Deutschen Werkbund. Hitho ist im September 1919 in den DWB aufgenommen worden¹⁶⁶. „Die Tapetenfabrik Heeder & Co. ist uns von Herrn Dr. Paul Kraus, früher in Tübingen, jetzt in Dresden, vorgeschlagen worden. Leider ist es versäumt worden, Ihnen [...] vor dem Vollzug der Aufnahme Kenntnis zu geben und ihre Genehmigung zu erbitten, was dadurch entstanden ist, daß ich zur fraglichen Zeit an der Influenza erkrankt war und die Geschäftsstelle nicht besuchen konnte“, lautete die Mitteilung Fritz Hellwags von der DWB-Geschäftsstelle in Berlin an Friedrich Deneken Ende Oktober 1918¹⁶⁷. Der Beitritt von Firmen und Verbänden, die einen wesentlich höheren Mitgliedsbeitrag als Einzelmitglieder zu entrichten hatten, war für die Berliner Zentrale eine willkommene Stärkung ihrer Finanzen und führte zu einer lascheren Handhabung des sonst üblichen Aufnahmeverfahrens. Heeder & Co. war wohl kein Einzelfall. Deneken beschwerte sich im Mai 1921 bei der Geschäftsstelle, daß sich unter Umgehung der Vertrauensleute potentielle Kandidaten direkt an Berlin wandten: „Das Ansehen des Ortsvertrauensmannes wird unleugbar dadurch geschädigt“¹⁶⁸.

Ausstellung der Ortsgruppe Krefeld des Werkbundes

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges „verlor der Deutsche Werkbund seine führende Rolle als richtungweisende Organisation [...], da sich die von ihm eingeleiteten Reformen an den Machtverhältnissen im Kaiserreich orientiert hatten“¹⁶⁹. Vor diesem Hintergrund ist ein Streit zwischen Friedrich Deneken und Heeder & Co. zu sehen, der sich an einer unterschiedlichen Beurteilung der Tapetenentwürfe Raimund Jahns entzündete, die das Unternehmen im Herbst 1919 in der zweiten Ausstellung der Krefelder Werkbundmitglieder im Kaiser-Wilhelm-Museum präsentieren wollte¹⁷⁰. Deneken lehnte zwei der Entwürfe Jahns ab. Ein Schreiben des Prokuristen von Heeder & Co., Ernst Langhardt, an Deneken veranschaulicht den Disput: „Wir haben auf Ihre Anregung hin Herrn Jahn zur Mitarbeit zugezogen, die Auswahl blieb uns überlassen. [...] Die Entwürfe haben wir auf Ihre Ablehnung hin dem ersten Tapetengeschäft am Platze vorgelegt und sie wurden uns als verkäuflich bezeichnet. [...] Den Ausspruch, die beiden Entwürfe wären für Kriegsgewinnler geeignet, weisen wir zurück, wenn Sie die Ent-

würde damit als geschmacklos bezeichnen wollen. Wir glauben Sie aber belehren zu müssen, daß die Kriegsgewinnler sehr oft kluge Leute darin sind, daß sie sich ihre Einrichtung nicht nach ihrem Geschmack auswählen, um entweder nicht geschmacklos zu sein oder altmodisch und rückständig, sondern daß sie einen modernen Architekten damit betrauen, und daß dadurch ebenso Kunstwerke entstehen wie in der früheren Geschichte der Kunst bei Aufträgen der Aristokratie, die auch nicht immer kunstverständlich gewesen ist. Wir bitten Sie nun höflichst, Ihr Urteil zu revidieren, und Jahns Tapeten-Entwürfe zur Ausstellung zulassen zu wollen, andernfalls müßten wir aber darauf verzichten, uns überhaupt an der Ausstellung zu beteiligen¹⁷¹). „Kriegsgewinnler“ war ein im und nach dem Ersten Weltkrieg populärer Schmähbegriff in Deutschland¹⁷².

Friedrich Deneken antwortete umgehend: „Aus Ihrem Schreiben sehe ich, daß Sie mich zwingen wollen, die von Ihnen nach Entwürfen des Herrn Jahn angefertigten Tapeten auszustellen, trotzdem ich [...] ausführlich

dargelegt habe, daß solche Tapeten, da sie als Hintergrund für andere Gegenstände dienen sollen, in dem Ausstellungsraum ganz unmöglich sind. [...] Ich bin nach wie vor bereit, die anderen Tapeten in der besprochenen Weise auszustellen, werde aber annehmen, daß Sie bei ihrer Weigerung, überhaupt an der Ausstellung teilzunehmen, beharren, wenn ich nicht alsbald eine anderweitige telephonische Nachricht von Ihnen erhalte¹⁷³). Es kam zu einer Einigung, die aber nicht überliefert ist. Heeder & Co. war jedenfalls in der Schau mit Tapeten nach Entwürfen von Raimund Jahn vertreten. Im Ausstellungskatalog heißt es: „In unserer scheinbar so ganz auf den mechanischen Betrieb eingestellten Zeit ist es eine auffallende Erscheinung, daß man vielfach zu den alten, seit Jahrzehnten aufgegebenen handwerklichen Verfahren zurückkehrt. [...] Dieses bezieht sich auch auf die Erzeugung von Tapeten, die sich ebenfalls – wie die nach Entwürfen von Richard Zimmermann von Hinderer & Thomas ausgeführten Proben beweisen – sehr wohl durch Handdruck herstellen lassen. Neben diesen verdienen

auch die von derselben Fabrik und von der Firma Heeder & Co. in gewohnter Weise gefertigten Tapeten volle Beachtung. Sie sind nach Entwürfen von R. Gruszka, R. Jahn und R. Zimmermann ausgeführt und entsprechen in Mustern und Farbgebung durchaus den Anforderungen, wie sie in den Kreisen des deutschen Werkbundes gestellt werden“¹⁷⁴).

Neben Reinhold Gruszka, Raimund Jahn und Richard Zimmermann haben noch andere Kunstgewerber und Kunschtchaffende, die ebenfalls dem Werkbund angehörten, Tapetenmuster für Heeder & Co. entworfen, so im Jahre 1925 Professor Harold T. Bengen, Kunstmaler und Lehrer an der Gewerbeschule in Berlin-Charlottenburg, 1926 Hans Hartl, Innenarchitekt in Essen, 1926 Hans Heinz Lüttgen, Architekt in Köln, 1921 Professor Bruno Ernst Scherz, Architekt und Maler sowie Lehrer am Staatlichen Kunstgewerbemuseum in Berlin-Charlottenburg und 1926 Heinz Zbinden, Architekt in Essen¹⁷⁵). Bruno Scherz war wohl der Namhafteste unter ihnen. In der Deutschen Tapeten-Zeitung heißt es in einer Notiz über ihn: „Der Verband



Abb. 21. Expressionistische Tapete von Hitho aus dem Jahr 1921



Abb. 22. Tapetenentwurf von Maria May, Dessin „Firnrot“, gedruckt von Heeder & Co.; um 1930

Kunstgewerblicher Ateliers für Tapetenentwürfe 'Verka' gibt sich die Ehre, Herrn Professor Br.(uno) E.(rnst) Scherz von den Vereinigten Staatsschulen Berlin an dieser Stelle als Mitglied zu begrüßen. Die Tatsache dieser Mitgliedschaft ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß auch Männer von der Bedeutung des Professors Scherz in anerkanntem Solidaritätsgefühl den Wert der Organisation zur Wahrung wirtschaftlicher und künstlerischer Interessen erkannt und die einzig richtigen Konsequenzen aus dieser Erkenntnis gezogen hat. [...]»¹⁷⁶.

Der 1899 in München geborene Hans Hartl studierte nach einer Schreinerlehre an der Staatlichen Kunstgewerbeschule in München. Von 1932 bis 1935 war er als Dozent an der Kunstgewerbeschule in Wiesbaden und nach 1945 bis 1950 als Professor an der Dresdener Hochschule tätig. Hartl schuf sich einen Namen als Entwerfer zahlreicher Möbel für die Serienfertigung. Zur Sammlung des Münchener Stadtmuseums gehören mehrere von ihm entworfene Möbel¹⁷⁷.

Über die ständige Suche der Tapetenfabrikanten nach Neuheiten bemerkte Emil Zilling, Vorsitzender des Verbandes deutscher Tapeten-Fabrikanten, im Dezember 1926: „[...] und nun geht die Jagd los nach Professoren in München, Frankfurt, Köln und Berlin, es können auch Architekten sein, jeder versucht, eine Größe zu finden, welche in der Lage ist, ganz aus dem Rahmen des Alltäglichen heraus etwas Neues zu schaffen. Die Herren Professoren und Architekten geben sich gewiß die größte Mühe, denn sie können ja bei einer derartigen Beschäftigung nur viel Geld verdienen; – aber nur einzelne Hühner finden einmal ein goldenes Körnlein. Vieles von dem Gebotenen gehört zu den Sonderkollektionen, die mit Widerwillen von der Kundschaft aufgenommen werden und aus denen die 5 vorgeschriebenen Partien nur bestellt wurden, weil der Kunde meint, er müsse die Karte haben, denn sein Konkurrent um die Ecke dürfe ihm nicht zuvorkommen“¹⁷⁸. Der zu große Umfang der jährlichen Musterwahl einschließlich der Spezial-, Sonder- und Künstlerkarten, branchenintern „Musterkartenseuche“ genannt, war ein Dauerthema in der deutschen Tapetenindustrie. Die Sonderkollektionen waren auch ein Grund, warum Heeder & Co. ins Schlingern geriet, worüber im 3. Teil dieses Beitrags berichtet wird.

Sonderkollektionen der Krefelder Tapetenindustrie

Die mit Eintritt in den Deutschen Werkbund gewählte Richtung behielten Heeder & Co. und Hitho bei und produzierten unter anderem auch anspruchsvolle Kollektionen. Beide Tapetenwerke versuchten weiterhin, durch Teilnahme an Ausstellungen für sich

zu werben, so beispielsweise 1922 im Kunstgewerbemuseum in Dresden¹⁷⁹. Fast alle großen deutschen Tapetenwerke folgten damals dem Trend, von Architekten und Kunstgewerblern Muster entwerfen zu lassen. Anfang der zwanziger Jahre standen dabei die sogenannten Expressionistischen Tapeten mit kantigen Ornamenten und dynamischen Formen, oft in Zickzacklinien, im Vordergrund. Sie blieben letztlich aber ebenso kurz in Mode wie Jahre zuvor die Jugendstil-Tapeten und waren um 1925 bereits wieder verschwunden. Seit Mitte der 1920er Jahre kam bei Tapetenmustern ein neuer Stil auf, die sogenannte Flächenkunst. Wie bei den „Flachmustern“ (Flächenmustern) wurde bei den Mustern der neuen „Flächenkunst“ auf eine plastische Wirkung sowie naturhafte Ornamentik verzichtet. Die abstrakt-geometrischen Muster der „Flächenkunst“, wie schablonierte Kreis-, Winkel- und Rechteckformen, waren an einer Seite klar abgegrenzt und verliefen zur anderen hin im Farbfond¹⁸⁰. Der Begriff „Flächenkunst“ war im übrigen auch im Textildesign präsent, so existierte in Krefeld in den 1930er Jahren für kurze Zeit die Preußische Höhere Fachschule für textile Flächenkunst¹⁸¹. Heeder & Co. näherte sich 1928 mit der Spezialkarte „Neuzeitliche Flächenmuster“ einer weiteren Stilrichtung der zwanziger Jahre, der sogenannten Neuen Sachlichkeit, schreibt Sabine Thümler, Leiterin des Deutschen Tapetenmuseums in Kassel¹⁸². Die „Neue Sachlichkeit“ war eine kulturelle Strömung in der Zeit der Weimarer Republik, die sich über Malerei und Dichtung zum prägenden Stil entwickelte¹⁸³. In der deutschen Tapetenindustrie war sie die Antwort auf die Debatte „Anstrich oder Tapete“ und präsentierte mit sogenannten Architekten-Karten Kollektionen zur „hellen“ und „ruhigen“ Wand. Uni- und Effekttapeten mit Pastellönen in fein abgestimmten Übergängen waren bei diesen Kollektionen vorrangig.

In der deutschen Tapetenindustrie erlangten Kollektionen nach Entwürfen der Textilgestalterin Maria May einen beachtlichen Stellenwert¹⁸⁴. Die bekannte und bedeutende Kunstgewerblerin entwarf auch Tapeten für Heeder & Co. Zu Maria Mays Entwürfen heißt es in der Fachzeitschrift „Farbe und Form“ im Frühjahr 1930: „Es ist immer eine Freude, den lachend heiteren Kretonnemen dieser Künstlerin zu begegnen, überhaupt dem lieblichen und immer so fraulich-reizvollen Spiel ihrer Phantasie, die mit einigen simplen, kleinen Blüten, leicht über die Fläche gestreut, einen Hauch von Frühling und Morgenstunde frisch ins Zimmer bringt [...]“¹⁸⁵. Der oben erwähnte Josef Leib bemerkte hierzu: „Diese Sätze mögen etwas überschwänglich klingen, es bleibt aber Tatsache, daß Frau Prof. May mit ihren Dessins, die sie lange Jahre für die Tapete zeichnete, eine Generation von Entwerfern beeinflusste, wozu auch ihr Amt als Lehrmeisterin in verschiedenen Kunstschulen beitrug. Daß sie

stets ihrer Linie treu blieb, zeigen bereits die Muster von 1930, entworfen für verschiedene Tapetenfabriken, darunter [...] für die Firma Heeder & Co., Krefeld, Dessin 'Firnrot' [...]“¹⁸⁶.

Anmerkungen

95) Stadtarchiv Krefeld (im folgenden: StAK). Krefelder Adreßbücher (im folgenden: Adb.). Das Adb. 1886 nennt sieben Seidendruckereien.

96) StAK, F 300. Die Industrie- und Handelskammer zu Krefeld 1804 – 1929. Erinnerungsschrift zur Feier des 125jährigen Bestehens, Krefeld [1929], S. 169 ff. Wie schleppend diese Entwicklung in Krefeld verlief, zeigt sich daran, daß Textildruckmaschinen hier erst nach 1918 aufgestellt worden sind und selbst 1929 ein großer Teil des hiesigen Stoffdruck-Gewerbes, wobei fast ausschließlich Seidenstoffe und Samt bedruckt wurden, noch Handarbeit war.

97) Ebd. Die Textilveredlung, ursprünglich ein Nebenweig der Weberei, teilte sich in die drei eigenständigen Bereiche Färberei einschließlich Erschwerung, Stoffdruck und Appretur. Um 1900 war daraus eine eigenständige Industrie geworden. Die Appreturbetriebe waren den Färbereien angegliedert, doch es gab auch selbständige Appreturen. Die Appretur umfaßt alle Bearbeitungsarten, denen das Material außerhalb des Bedruckens und Färbens unterzogen wird. Hierzu gehört unter anderem die Verleihung höheren Glanzes, das Einprägen von Mustern und das Morieren, wobei das Gewebe durch Flammen eine schillernde Oberfläche erhält. Vgl. Wilhelm Ernst: Außer Samt und Seide auch Stahl und Eisen. Die Entwicklung der Maschinen-, Eisen- und Stahlindustrie Krefelds 1835 – 1930, Krefeld 1997 (Krefelder Studien 9), S. 94. Ernst betrachtet die Färberei nicht als eigenständigen Zweig der Textilveredlung, sondern sieht sie als Teil der Appretur.

98) W. Ernst, S. 106. Dort ist 1876 als Gründungsjahr von R. Casaretto angegeben. Gravuren sind eingritzte Zeichnungen in Metalle oder andere harte Stoffe. Bei der Gaurfrage erhielten Textilien durch Warmprägen ein gearbtes Muster.

99) Ebd., S. 178, 191 – 194. Tapeten-Zeitung, Nr. 1, 1. Januar 1906, S. 17; Nr. 6, 20. Februar 1906, S. 120.

100) Auskunft erteilte freundlicherweise Dr. Wilhelm Ernst, nach Rücksprache mit Paul Kleinewefers (geboren 22. Januar 1905, gestorben 18. Dezember 2001), am 3. März 1999.

101) Schriftliche Auskunft erteilte freundlicherweise Ulrich Bruckmann, Dombusch Gravuren GmbH, Kempen, am 5. Februar 1999.

102) Franz Rullmann: Handbuch der Tapete. Geschichte, Herstellung, Handel, Stuttgart 1969, 4. Aufl., S. 54 f.; F. Rullmann: Die Tapete und ihre Herstellung, Stuttgart 1939, S. 40 f.

103) W. Ernst: Außer Samt und Seide auch Stahl und Eisen, S. 106 ff.

104) StAK, Bibl. III/45 1891 – 95. Jahresbericht der Handelskammer zu Krefeld (im folgenden: JB der HK) für 1891, S. 61.

105) August Storde (geboren 11. Januar 1859 in Krefeld, gestorben 24. Januar 1940) gründete 1892 sein Unternehmen. Peter Odendahl (geboren 1857) stammte aus Benrath.

106) Verein zur Förderung der Textil-Industrie in Krefeld: 3. Jahres-Bericht für das Jahr 1901, (Krefeld 1902), S. 14 f.

107) Schriftliche Auskunft erteilten freundlicherweise René Backes und Peter Kesper, Kesper Druckwalzen GmbH, Krefeld, am 6. Januar und 14. Dezember 1999.

¹⁰⁸ StAK, Bibl. III/45 1896 – 00. JB der HK für 1899, S. 60 (beziehungswise pag.: 531 Rückseite). Pegamoid (Kunstleder) war ein aus Baumwolle und Zelluloseelacken hergestellter abwäscher Überzugstoff für Bücher, Mappen, Koffer und anderes mehr. Typische Produkte aus Celluloid (Zellhorn) waren Billardkugeln, Spielsachen, Türschoner (Schloßschilder), Messergriffe, Bürsterrücken, Kämme und Manschetten, Möbel-Unterlagsscheiben zum Schutz des Linoleums sowie Trockenplatten in der Fotografie und Isoliermaterial in der Elektrotechnik.

¹⁰⁹ StAK, Bibl. III/45 1849 – 64. JB der HK für 1860, S. 9 (beziehungswise pag.: 100).

¹¹⁰ W. Keiper: Künstliche Farben, in: Naturwissenschaftlicher Verein zu Krefeld: Jahresbericht 1913 – 1914, Krefeld 1914, S. 65 – 69, hier: 69.

¹¹¹ Josef Leiß: Vom Handdruck zum Maschinendruck, in: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, hrsg. v. Heinrich Olligs, Bd. III, Braunschweig 1970, S. 9 – 70, hier: 24. Tillmanns war später mit Edmund ter Meer Inhaber einer Anilinfarben-Fabrik in Uerdingen, aus der das heutige Bayerwerk hervorgegangen ist.

¹¹² StAK, Bibl. III/45 1896 – 00. JB der HK für 1898, S. 63 (beziehungswise pag.: 477).

¹¹³ StAK, Adb. 1884/85, Straßenteil, S. 5. Irgard Lange-Kothe: Die ersten Dampfmaschinen in Krefeld, in: Die Heimat, Jg. 32 (Krefeld 1961), S. 73 – 77, hier: 76 f. F. Rulmann: Die Tapete und ihre Herstellung, S. 60. J. Leiß: Vom Handdruck zum Maschinendruck, in: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, Bd. III, S. 33.

¹¹⁴ Zitiert nach: J. Leiß: Die Tapeten von 1830 bis 1895 und der Historismus, in: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, hrsg. v. Heinrich Olligs, Bd. II, Braunschweig 1970, S. 10.

¹¹⁵ J. Leiß: Die Tapeten von 1830 bis 1895, in: Tapeten, Bd. II, S. 7 – 90, hier: 9.

¹¹⁶ Salondekore sind große aus Einsatz- und einzelnen Teilstücken bestehende Dekorationen für bürgerliche Empfangs- beziehungsweise Gesellschaftszimmer. Diese Räume entsprechen im heutigen Sinn in etwa Wohnzimmern, obwohl Salons damals eher Ausstellungsräumen glichen, in denen Statussymbole repräsentiert wurden.

¹¹⁷ StAK, Bibl. VIII/272. Kommentar zu der mittelalterlichen Kunst-Ausstellung zu Krefeld, worin niedergelegt ist die Geschichte der Paramentik und der kirchlichen Gefäße vom 10. – 16. Jahrhundert, chronologisch geordnet von Dr. Bock, Kaplan, Krefeld 1852, 2. Aufl.

¹¹⁸ Karin Thönissen: Wenig bekannt, aber hochgeschätzt. Paramentenstoffe aus Krefelder Werkstätten, in: Die Heimat, Jg. 71 (Krefeld 2000), S. 75 – 81. Heinrich Linssen: Mittelalterliche Kunstwerke Westfalens in Krefeld-Uerdingen, in: Die Heimat, Jg. 13 (Krefeld 1934), S. 20 – 25. Biographische Angaben zu Bock siehe Anmerkung 2 in Linssens Beitrag. Walter Prechtel: Gold zwischen Samt und Seide, in: Mitteilungen der westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, Jg. 61 (1973), Bd. 26, S. 53 – 56.

¹¹⁹ Friedrich Fischbach: Beitrag zur Geschichte der Tapeten-Industrie, Darmstadt 1889, S. 2 f.

¹²⁰ Ebd., S. 30 f.

¹²¹ Georg Böttcher: Afanzereien und Allotria, hrsg. v. Wolfgang U. Schütte, Leipzig 1992 (Bücherei Sächsischer Miniaturen, Bd. 6), S. 8. Georg Böttcher wurde 1849 als Sohn eines Pastors in Jena geboren. Ab 1863 besuchte er das Polytechnikum für Musterzeichnen in Dresden und 1866/67 die Chemnitzer Webeschule. Dort war im übrigen von September 1870 bis September 1879 Emil Robert Lembcke Lehrer für Maschinen-Elemente, Technologie und praktische Übungen der mechanischen Weberei. Lembcke wurde 1879 als Direktor zur Königl. Webe-, Färberei- und Appretur-Schule in Krefeld berufen. Nach seiner Ausbildung absolvierte G. Böttcher ein Volontariat in einer Webwarenfabrik. 1869 ging er nach Paris, um sich als Musterzeichner weiterzubilden. Mit Beginn des 1870/71er Krieges kehrte er zurück und lebte schließlich

in Leipzig. 1875 machte G. Böttcher mit seinem Buch „Kompositionen zu Flachmustern“ auf sich aufmerksam, als weitere Veröffentlichung von ihm erschien 1891 „Papiertapete und Linoleum“. Zusätzlich war er Mitarbeiter von humoristischen Zeitschriften, unter anderem der „Jugend“, die einer ganzen Stilrichtung ihren Namen gab. Sein Sohn Hans Böttcher (geboren 1883, gestorben 1934) nannte sich als Schriftsteller Joachim Ringelnatz. Zu Lembcke siehe: Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der höheren Webeschule zu Chemnitz 1857 – 1907, [Chemnitz 1907], S. 27. Schriftliche Auskunft erteilte freundlicherweise Dr. Hans-Joachim Hermes, Technische Universität Chemnitz, am 25. April 2000.

¹²² Alfred Lichtwark: Grundlagen der künstlerischen Bildung. Makartbouquet und Blumenstraus, Berlin 1905, 2. Aufl., S. 14 f. (1. Aufl. 1892), zitiert nach: Sabine Thümmler: Die Geschichte der Tapete. Raumkunst aus Papier, aus den Beständen des Deutschen Tapetenmuseums Kassel, Kassel 1998, S. 138.

¹²³ S. Thümmler: Die Geschichte der Tapete, S. 138.

¹²⁴ Otto Brües: – und immer sang die Lerche. Lebenserinnerungen, Duisburg 1967, S. 8.

¹²⁵ Erster Bericht des Städtischen Kaiser-Wilhelm-Museums in Krefeld über den Zeitraum von der Eröffnung des Museums am 6. November 1897 bis zum 31. März 1899 dem Kuratorium erstattet vom Direktor Dr. F. Deneken, Krefeld 1899, S. 49, zitiert nach: Martina Padberg: Krefeld um 1900 und die Moderne, in: Reformzwang – Zur Frühgeschichte der Moderne im Rheinland, H. Campendonk, H. Macke und H. Nauen und die Krefelder Kunstgewerbeschule, hrsg. v. Burkhard Leismann, Bönen 1999, S. 13.

¹²⁶ Richard Errell: Die Fleischtöpfe Ägyptens. Die jüdische Gemeinde im Leben Krefelds nach der Jahrhundertwende, in: Krefelder Studien 1, Krefeld 1973, S. 347.

¹²⁷ Wilhelm F. Exner: Die Tapeten- und Buntpapier-Industrie für Fabrikanten und Gewerbetreibende, sowie für technische Institute dargestellt, Weimar 1869 (Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke, Bd. 25), S. 27, zitiert nach: Henning Buck: Gründerzeite – Bilder aus der Vor- und Frühgeschichte einer Industrie, in: Tapetenfabrik Gebr. Rasch GmbH & Co. [Hrsg.]: Rasch-Buch 1897 – 1997. Bramsche 1998, S. 22.

¹²⁸ StAK, F 51. Die Höhere Textilschule Krefeld 1855 – 1930. Festschrift zum 75jährigen Bestehen der preussischen Höheren Fachschule für Textilindustrie (Spinn- und Webeschule) zu Krefeld, Düsseldorf [1930], S. 10 f., 23. Dessinateure sind Musterzeichner im Textilgewerbe, also heutige Textildesigner.

¹²⁹ StAK, Bibl. III/45 1880 – 85. JB der HK für 1883, S. 24.

¹³⁰ Heutiges Gelände der Albert-Schweitzer-Schule am Corneliusplatz.

¹³¹ StAK, Bibl. III/45 1880 – 85. JB der HK für 1883, S. 19.

¹³² Zitiert nach: Tapeten-Zeitung, Nr. 20, 10. Juli 1906, S. 415.

¹³³ StAK, Bibl. VIII/193/2. Krefelder Künstler und Künstler vom Niederrhein, angekauft und ausgestellt vom Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld 1945 – 1961, hrsg. v. Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld, Krefeld [1961/62] (Bestandskataloge 2, Krefelder Künstler), S. 102. R. Zimmermann (geboren 10. Januar 1881 in Stuttgart, gestorben 28. Juli 1956 in Krefeld) machte eine Lehre bei einem Dekorationsmaler, danach studierte er an der Kunstgewerbeschule Stuttgart (sechs Semester, anschließend dort Lehramt) und an der Königsberger Akademie.

¹³⁴ StAK, F 905. Zweite Ausstellung des Deutschen Werkbunds, Ortsgruppe Krefeld, Herbst 1919 im Kaiser-Wilhelm-Museum zu Krefeld, S. 3.

¹³⁵ M. Padberg: Krefeld um 1900 und die Moderne, in: Reformzwang – Zur Frühgeschichte der Moderne im Rheinland, S. 11 – 31, hier: 25 f. (R. Jahr: geboren 4. Juni 1878 in Wien).

¹³⁶ StAK, F 905.

¹³⁷ Zitiert nach: Tapeten-Zeitung, Nr. 13, 1. Mai 1911, S. 158. Eröffnungstag war der 26. April 1911.

¹³⁸ Ebd., Nr. 24, 20. August 1911, S. 310.

¹³⁹ Hinweis erteilte freundlicherweise Frau Dr. Birgit Liesenklas, ehemalige Mitarbeiterin im Deutschen Textilmuseum Krefeld. S. Thümmler: Die Geschichte der Tapete, S. 9.

¹⁴⁰ Tapeten-Zeitung, Nr. 7, 1. März 1911, S. 90; Nr. 10, 1. April 1911, S. 128.

¹⁴¹ Zitiert nach: J. Leiß, H. Olligs: Die Werbung für die Tapete, in: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, Bd. III, S. 259.

¹⁴² Ebd. Otto Bartning, Präsident des Bundes deutscher Architekten, war einflussreicher Befürworter der Tapete in Deutschland während der Wiederaufbaujahre nach dem Zweiten Weltkrieg.

¹⁴³ 12. Jahresbericht des Vereins zur Förderung der Textil-Industrie zu Krefeld für das Jahr 1910, zitiert nach: Tapeten-Zeitung, Nr. 18, 20. Juni 1911, S. 230 f.

¹⁴⁴ Tapeten-Zeitung, Nr. 9, 20. März 1912, S. 99 f.

¹⁴⁵ Beim Iriseffekt laufen die Farbtöne der Fonds oder des Musters ineinander, wie dies bei einem Regenbogen der Fall ist.

¹⁴⁶ Tapeten-Zeitung, Nr. 9, 20. März 1912, S. 103.

¹⁴⁷ In der damaligen Zeit war eine dreifache Wandteilung in Fries, Hauptfeld und Sockel üblich.

¹⁴⁸ Tapeten-Zeitung, Nr. 13, 1. Mai 1912, S. 159.

¹⁴⁹ Ebd., Nr. 18, 20. Juni 1912, S. 218.

¹⁵⁰ Wilhelm Kasten: Vom Kunstleben in Krefeld, in: Deutschlands Städtebau. Krefeld, hrsg. v. Oberbürgermeister der Stadt Krefeld, Berlin-Halensee 1922, S. 60. Kasten, Chefredakteur einer Krefelder Zeitung, lobt darin auch den Verein zur Förderung der Textil-Industrie mit seinen Mustersammlungen und seiner Bücherei sowie die mit der Webeschule und der Färbereischule verbundene Gewebesammlung mit ihren Musterbüchern für das Webgewerbe und die Tapetenindustrie.

¹⁵¹ „Die Tapete“, Nr. 19, 10. Oktober 1922, S. 6; Nr. 20, 25. Oktober 1922, S. 14; Deutsche Tapeten-Zeitung (vormals Tapeten-Zeitung), Nr. 21, 1. November 1928, S. 325 f.

¹⁵² Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld (im folgenden: KWM), 47, Gruppe IX, Nr. 9 I, Deutscher Werkbund (im folgenden: DWB), Bl. 200. Schreiben von F. Deneken an den Krefelder Oberbürgermeister Dr. Oehler, 27. Oktober 1908.

¹⁵³ KWM, 47, Gruppe IX, Nr. 9 III, DWB, Bl. 68. Laurie A. Stein: „Der neue Zweck verlangte eine neue Form“ – Das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe im Kontext seiner Zeit, in: Deutsches Museum für Kunst in Handel und Gewerbe 1909 – 1919, hrsg. v. Kaiser-Wilhelm-Museum, Krefeld, und Karl Ernst Osthaus-Museum, Hagen, Gent 1997, S. 19 – 25, hier: 23.

¹⁵⁴ KWM, 48, Gruppe IX, Nr. 9 IV, DWB 1916 – 1922. Entwurf eines Schreibens von F. Deneken an die DWB-Geschäftsstelle, 21. April 1920. StAK, F 2177. Krefelder DWB-Mitglieder waren laut Katalog zur DWB-Ausstellung des Bezirkes Krefeld im KWM vom 5. April – 7. Mai 1911, S. 7 f.: Audiger & Meyer (Seidenwarenfabrik); A. Biebricher (Architekt und Lehrer an der Handwerker- und Kunstgewerbeschule, im folgenden: HKGS); W. Bolliert (Stadtbaumeister); J. Boysen (Bildhauer und Lehrer an der HKGS); Krefelder Teppichfabrik A.G.; Dr. A. Eppler (Oberlehrer, Schmucksteinforscher, seit 1913 an der HKGS); J. Harder (Kunstschlichter und Lehrer an der HKGS); R. Jahn (Maler und Lehrer an der HKGS); H. Koch (Architekt und Bauunternehmer); G. Koltmann (Möbelstoffweber); Professor Dr. H. Lange (Direktor der Königl. Färberei- und Appreturschule); E. Lotheissen (Lehrerin an der Königl. Webeschule); Maas & Jungvogel

(Gravieranstalt); H. Meltzer (Kunstgärtner); G. Möri (Kunstschmied und Lehrer an der HKGS); R. Nose (städtischer Garteninspektor); Frau Professorin Pahde (vermutlich Anna Mathilde Vazin, Ehefrau von Professor Dr. A. Pahde); M. Platen (Bildhauer und Grabmalkünstler); G. Ruyter (Möbelfabrik); K. Sauer (Kunstbuchbinder und Vergolder); K. Storck (Krefelder Schmucksteinindustrie); H. Stroucken GmbH (Möbelfabrik); J. Svensson (Goldschmied und Lehrer an der HKGS); Professor C. Wolbrandt (Architekt und Direktor der HKGS); Dr. R. Zeyß (Syndikus der Handelskammer) und R. Zimmermann (Maler und Lehrer an der HKGS).

¹⁵⁵ Gerda Breuer: Geschmacksveredelung am Ort – Auswirkungen einer restaurativen Kulturtopie. Friedrich Denekens Programm der Gewerbeförderung durch das Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld, in: Der westdeutsche Impuls 1900 – 1914. Kunst und Umweltgestaltung im Industriegebiet. Von der Künstlerseite zur Industriefotografie. Das Museum zwischen Jugendstil und Werkbund, hrsg. v. Krefelder Kunstmuseen und Autoren, Essen 1984, S. 23 – 51, hier: 39. Deneken hatte ähnliches bereits im Jahre 1902 probiert, als er mit Unterstützung der Handelskammer einen Kursus für Krefelder Musterzeichner einrichtete.

¹⁵⁶ KWM, 48, Gruppe IX, Nr. 9 b, 6. März 1909 – 30. November 1909, DWB, Künstlerische Ferienkurse für entwerfende Zeichner, Bl. 6. Entwurf eines Schreibens von F. Deneken an Dr. W. Dohm, DWB-Geschäftsstelle, 18. März 1909. Hinweis auf „Hinderer, Thomas & Cie. Tapetenfabrik“ (Hilho) mit einer falschen Zuordnung des Firmensitzes (Köln) siehe ebd.: Bl. 16.

¹⁵⁷ Katalog zur Ausstellung Farbenachau, Krefeld 1902, S. 9, zitiert nach: G. Breuer: Geschmacksveredelung am Ort – Auswirkungen einer restaurativen Kulturtopie, in: Der westdeutsche Impuls, S. 23 – 51, hier: 36.

¹⁵⁸ F. Deneken an P. Kraus, 15. Mai 1908, zitiert nach: G. Breuer, S. 37. Als Quelle gibt Breuer an: KWM, VII, 12 I, 85.

¹⁵⁹ KWM, 47, Gruppe IX, Nr. 9 I, DWB, Bl. 215. Schreiben von F. Deneken an Dr. W. Dohm, DWB-Geschäftsstelle Dresden. Zum Verhältnis DWB und Werbung siehe: Angelika Thiekötter, Laurie Stein: Markenware – Werkbundware. Der Deutsche Werkbund, in: Die Kunst zu werben. Das Jahrhundert der Reklame, hrsg. v. Susanne Bäuml, Köln 1990, S. 241 – 249.

¹⁶⁰ Tapeten-Zeitung, Nr. 13, 1. Mai 1912, S. 158. Dr. Paul Kraus wurde am 17. Dezember 1866 in Stuttgart geboren. Kraus, der von 1906 bis 1910 in Tübingen wohnte, hatte zuvor in England gelebt. In Lustnau, einem Nachbarort Tübingens, ließ er sich 1910 eine Villa erbauen, in der er bis 1918 wohnte. Danach verlegte Kraus seinen Wohnsitz nach Dresden. Schriftliche Auskunft erteilte freundlicherweise Frau Antje Zacharias, Stadtarchiv Tübingen, am 26. April 2000. In der „Zeitschrift für angewandte Chemie“ veröffentlichte Kraus mehrere Beiträge über Lichtechtheit von Farben, siehe: Wilhelm Wirtz: Voraussetzungen der Qualitätsproduktion. Die deutsche Tapetenindustrie unter dem Einfluß der Qualitätsbewegung, Zürich und Leipzig 1916, S. 12.

¹⁶¹ KWM, 47, Gruppe IX, Nr. 9 II, DWB, Bl. 224. Entwurf eines Schreibens von F. Deneken an die DWB-Geschäftsstelle, 6. April 1912.

¹⁶² M. Padberg: Krefeld um 1900 und die Moderne, in: Reformzwang – Zur Frühgeschichte der Moderne im Rheinland, S. 20. Als Quelle gibt Padberg an: KWM, IX, 8, Schreiben von F. Deneken an P. Behrens, 17. August 1912.

¹⁶³ Süddeutsche Zeitung, Wirtschaft, 4./5. März 2000, S. 26. Hinweis erteilte freundlicherweise Johann Jakob Mantel, Kreisarchiv Viersen in Kempen.

¹⁶⁴ Tapeten-Zeitung, Nr. 19, 1. Juli 1906, S. 393; Nr. 24, 20. August 1906, S. 501.

¹⁶⁵ Horst Hahn: Zur Restaurierung der Wandmalereien von Heinrich Campendonk in der Villa Merländer, in: Denkmalpflege im Rheinland, Jg. 15 (Pulheim 1998), Nr. 4, S. 163 – 168, hier: 166, Anmerkung 6. Ders.: Zur Technik der Wandmalerei von Heinrich Campendonk in der Villa Merländer, Krefeld, in: Ingrid Schupetta: Heinrich Campendonk und die Wandgemälde in der Villa Merländer. Ein Kalender und eine Dokumentation, Krefeld 1998 (Edition Bülstein, Schriftenreihe der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, Bd. 7), S. 33 f., und Foto zu Monat Mai. Ingrid Schupetta: Die Wandbilder Heinrich Campendonks in der Villa Merländer. Sechs Grußkarten und ein Text, Krefeld 1998 (Edition Bülstein).

¹⁶⁶ KWM, 48, Gruppe IX, Nr. 9 a II, DWB. Heeder & Co. wurde am 13. Juli 1918 DWB-Mitglied und Hilho am 11. September 1919.

¹⁶⁷ Ebd., Schreiben der DWB-Geschäftsstelle an F. Deneken, 31. Oktober 1918.

¹⁶⁸ Ebd., Schreiben von F. Deneken an die DWB-Geschäftsstelle, 13. Mai 1921.

¹⁶⁹ Michael Fehr, Gerhard Storck im Vorwort von: Deutsches Museum für Kunst in Handel und Gewerbe, Gent 1997, ohne Seitenzahl. Vgl. Joan Campell: Der Deutsche Werkbund 1907 – 1934 (übersetzt aus dem Englischen von Toni Stolper), Stuttgart 1981, S. 131 – 174.

¹⁷⁰ Die erste Krefelder DWB-Ausstellung hatte 1911 stattgefunden, siehe Anmerkung 154.

¹⁷¹ KWM, 30, Gruppe V c, Nr. 36 III/II, Weihnachtsausstellung. Krefelder Mitglieder des DWB (Führende Krefelder Tapetengeschäfte waren Baltus & Schmieder, W. Prinzenberg sowie Sannée & Schermuly).

¹⁷² Nach Kriegsbeginn beschäftigte sich die Öffentlichkeit mit der Tatsache, daß zur gleichen Zeit, als Millionen Soldaten an der Front standen, einem Teil der Unternehmer, Händler und Vermittler in der Heimat hohe Gewinne zuflossen. Um diese wegzusteuern, wurden im Deutschen Reich 1916, 1918 und 1919 Kriegsgewinnsteuern erhoben. Bei Einzelpersonen war der Vermögenszuwachs und bei Gesellschaften der Mehrerwerb als Maßstab der Besteuerung gesetzt. Dies veranlaßte so manchen „Kriegsgewinnler“, die leicht und mühelos erworbenen Kriegsgewinne systematisch zu vergeuden, sie in Luxusgegenständen und dergleichen anzulegen, um sie der Kriegsgewinnsteuer zu entziehen. Karl Bräuer: Kriegsgewinnsteuer, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, hrsg. v. Ludwig Elster, Adolf Weber, Friedrich Wieser, 5. Bd., Jena 1923, 4. Aufl., S. 971 ff.

¹⁷³ KWM, 30, Gruppe V c, Nr. 36 III/II.

¹⁷⁴ STAK, F 905. Zweite Ausstellung des Deutschen Werkbunds Ortsgruppe Krefeld Herbst 1919 im Kaiser-Wilhelm-Museum zu Krefeld, [Krefeld 1919], S. 15. Zu Gruszka siehe Rudolf Perpéet: Reinhold Gruszka. Leben und Werk, in: Die Heimat, Jg. 44 (Krefeld 1973), S. 157 – 162, sowie Joachim Lilla: Der Stadtgeschichte verpflichtet, in: Rheinische Post, 14. März 1998. Der aus Oberschlesien stammende Kunstmaler und Grafiker R. Gruszka (geboren 24. August 1881 in Beuthen, gestorben 28. März 1934) war in der Düsseldorfer Akademie Schüler bei Fritz Helmuth Emcke. Deneken wurde auf ihn aufmerksam und kaufte für das KWM Arbeiten Gruskas an. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges war Gruszka fester Mitarbeiter bei zwei Krefelder Tageszeitungen und schuf sich des weiteren einen Namen mit seiner Werbekunst-Werkstätte an der Jahnstraße 1 (heute Vater-Jahn-Straße). Die weiße Faust im schwarzen Dreieck der

Brauerei Hannen und das ursprüngliche Signet des Vereins für Heimatkunde in Krefeld stammen von Reinhold Gruszka.

¹⁷⁵ Schriftliche Auskunft erteilte freundlicherweise Dr. Hans-Peter Glimme, Deutsches Tapetenmuseum Kassel, am 19. Oktober 1998. Zu den Entwerfern recherchierte freundlicherweise Dr. Inke Ristow, Köln. Zur Mitgliedschaft der Entwerfer im DWB erteilte schriftliche Auskunft freundlicherweise Frau Anna Tschierschky, Werkbund-Archiv, Museum der Alltagskultur des 20. Jahrhunderts, Berlin, am 1. April 1999.

¹⁷⁶ Deutsche Tapeten-Zeitung, Nr. 12, 15. Juni 1928, S. 184.

¹⁷⁷ Schriftliche Auskunft erteilte freundlicherweise Dr. Wolfgang Til, Münchener Stadtmuseum, am 14. April 1999. Hans Ottomeyer, Alfred Ziffer: Möbel des Neoklassizismus und der Neuen Sachlichkeit (Katalog der Möbelsammlung des Münchner Stadtmuseums), München und New York 1993, S. 10 und 207. Weitere Künstlertapeten, die Heeder & Co. drucken ließ, stammten von der K.G.M.-Gruppe in Berlin (1921), Fred Gerhardt (1926), Hein Nöcker (1926), Robert Schwarz (1926) und Hanns Wieschebrink (1926).

¹⁷⁸ Tapeten-Zeitung, Nr. 1, 1. Januar 1927, S. 6. Eine Partie besteht aus 36 Rollen eines Musters in demselben Farbton.

¹⁷⁹ Dresdener Anzeiger, 10. Februar 1922, zitiert nach: „Die Tapete“, Nr. 4, 25. Februar 1922, S. 7.

¹⁸⁰ S. Thümmler: Die Geschichte der Tapete, S. 179 – 191.

¹⁸¹ Karin Thörnissen: Die Erfindung des Industrie-Textildesigns am Beispiel der Krefelder Flächenkunstschule, in: Moderne und Nationalsozialismus im Rheinland. Vorträge des interdisziplinären Arbeitskreises zur Erforschung der Moderne im Rheinland, hrsg. v. Dieter Breuer und Gertrude Cepi-Kaufmann, Paderborn, München, Wien, Zürich 1997, S. 341 – 360.

¹⁸² S. Thümmler: Zwischen Art déco und Neuer Sachlichkeit – Die Tapeten zwischen den Weltkriegen, in: Tapetenfabrik Gebr. Rasch, S. 78 – 95, hier: 84.

¹⁸³ Detlev J. K. Peukert: Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne, Frankfurt a. M. 1987 (Neue Historische Bibliothek, hrsg. v. Hans-Ulrich Wehler), S. 166 – 190.

¹⁸⁴ Professorin Mia May (geboren 24. September 1900 in Berlin, gestorben 28. Oktober 1968 ebd.) übernahm 1955 die Leitung der Meisterschule für Mode in Hamburg, an der 1958 rund 800 Schülerinnen und Schüler studierten, siehe: Katrin Walther: Der Weg zur Modekünstlerin. Die Hamburger Meisterschule für Mode, in: Westermanns Monatshefte, Juni 1958, S. 64 – 70. May hat die Meisterschule für Mode bis zu ihrer Pensionierung im September 1965 geleitet. Schriftliche Auskunft erteilte freundlicherweise Frau Groschek, Freie und Hansestadt Hamburg, Staatsarchiv, am 4. Juni 2002.

¹⁸⁵ Zitiert nach: J. Leiß: Deutsche Tapeten nach 1900 – 1938, in: Tapeten, Bd. II, S. 182. Das von Leiß ohne Anmerkung versehene Zitat stammt offenbar aus: Max Osborn: Neue Arbeiten von Maria May, in: Farbe und Form, Verlag Schule Reimann, Berlin 1930, Heft Februar/März, S. 25 – 46. Schriftliche Auskunft erteilte freundlicherweise Dr. Jürgen Zimmer, Staatliche Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Kunstbibliothek, am 6. November 1998.

¹⁸⁶ J. Leiß: Deutsche Tapeten nach 1900 – 1938, in: Tapeten, Bd. II, S. 182 f.

Wo die braunen Netze baumeln – Aalschokker eroberten einst den Rhein

von Werner Böcking

Die wenigen noch tätigen Aalschokker auf dem Niederrhein bei Zons, Düsseldorf, Neuss und Vynen in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts vermittelten einen letzten Hauch Vergangenheit und Romantik auf dem Strom, obschon das große Fischsterben im Jahre 1969 ab Bingen mit 40 Millionen toter Fische der Berufsfischerei den Rest gab. Dabei hatten sie einst ihre große Zeit. Ihr Ursprungsland sind die Niederlande. Von dort kamen einzelne kurz nach 1900 über die Grenze in das preußische Rheingebiet. Sie wurden von deutschen Pächtern angemietet und ab 1903 in der Nähe von Emmerich tätig. Gegenüber der lange betriebenen Zugnetzfisherei (Salmzegen) war diese Fangart revolutionierend.

Hierzu Großfischer Erich van Elsbergen, Grieth:

„Mein Vater, Johann Alexander van Elsbergen, war der erste, der die Schokker-Fische-



Abb. 2. Aalschokker vor Köln-Mülheim, Oktober 1912, wo sie die dortigen bekannten Räu-
chereien belieferten



Abb. 1. Schokker „Cormoran“, Vynen, Strom-
km 832, vor einer überfluteten Kribbe; Juni
1965

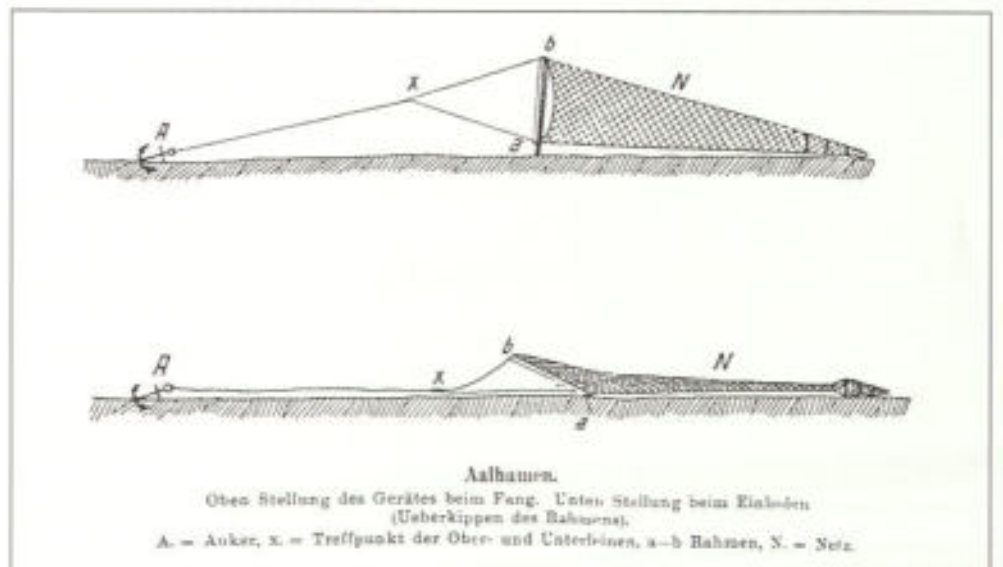


Abb. 3. Kleine Ankerkuile, gestellt und gelegt

rei auf dem Rhein einführt. Während der Blütezeit hatte er sechzehn Schokker in Betrieb. Davon waren fünf eigene und elf gecharterte, zumeist Niederländer. 1926/1928 waren die Spitzenjahre. Die Schokker lagen bis zum Mittelrhein herauf verteilt. In Köln-Mülheim befanden sich die bekannten Aal-Räuchereien. Die Schokker-Fischerei wurde am 25. Mai freigegeben. Saisonschluß im Herbst richtete sich nach dem Wasserstand. Die Niederländer wollten immer gerne vor Allerheiligen (1. November) zu Hause sein. Dort fischten sie natürlich weiter."

„Womit fischte man Aale, bevor man die beweglichen Schokker kannte?“

„Vor Einführung der Schokker aus dem niederländischen Raum kannten unsere Fischer nur die kleine Ankerkuile oder die Handkuile, die aber nur in Ufernähe auf Kies- und Sandbänken ausgelegt oder aufgestellt werden konnten. Diese waren nur am Niederrhein bekannt.“

Nach Auskunft von Fischer Jan van den Boom, Lüttingen/Xanten waren die Fischerdörfer Dreumel an der Waal und Heerewarden an der Maas die Orte, von denen nach der Jahrhundertwende die meisten Aalschokker zum Nieder- und Mittelrhein auf-



Abb. 5. Das Zegennetz (et Sägen) wird auf der Nachenleiter erneut geschichtet; rechts: Flotreep (Schwimmer), links: Lotreep (Bleie); die Männer von links: Jan van den Boom, Josef Manten, Theodor Remy, alle Lüttingen; 1949

brachen. Fischer van den Boom ist in Dreumel geboren.

Die Schokker strebten auf der Suche nach guten Liegeplätzen zügig rheinauf. 1906 erreichten sie Köln-Mülheim, 1907 Rolands-eck. Im Regierungsbezirk Koblenz war die Verwendung der Ankerkuile verboten. – „Sie wurde im Juli 1910 als Fanggerät zugelassen, und noch im selben Jahr erschienen die ersten Ankerkuilen bei Unkel, Neuwied und

Urmitz“, berichtet F. Bürger. Schon 1911 sah man sie bei St. Goarshausen, 1912 bei Kaub, und 1914 erreichten sie die südliche Grenze der Rheinprovinz bei Bingerbrück.

Natürlich waren sie in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts gering an Zahl und übten keinen großen Einfluß aus. Die Netzfischer ließen sie erst einmal gewähren, glaubten sie doch ernstlich, daß sie ihnen keine Konkurrenz bieten würden und sich



Abb. 4. Johannes van den Boom (1893 – 1982), Lüttingen, mit einem Wels oder Waller; 1960

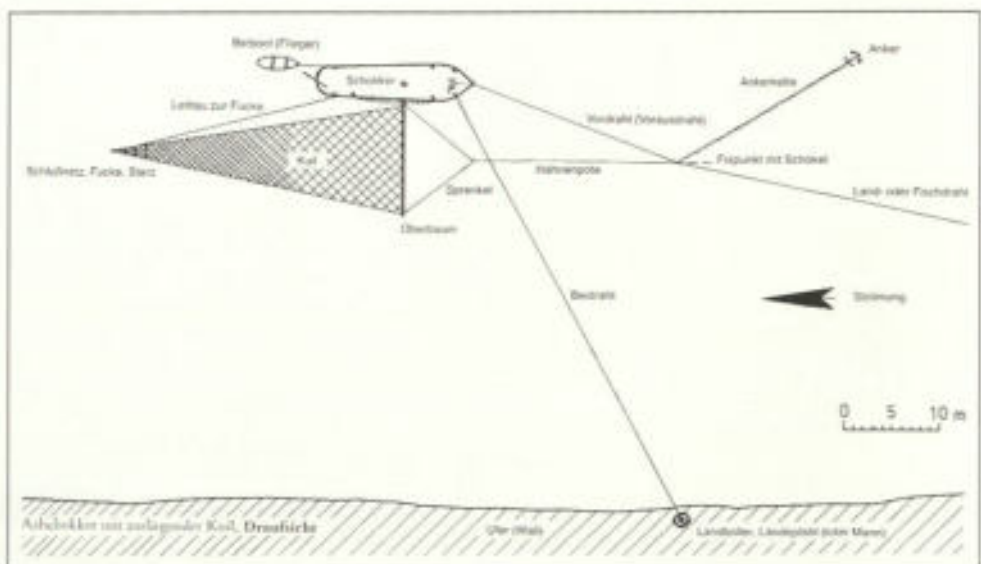


Abb. 6. Aalschokker mit ausliegender Kuil (Draufsicht)

gar schnell wieder zurückzögen. Wie sie sich irren sollten! Erst als das Koblenzer Verbot aufgehoben wurde, kamen diese Fangboote in regelrechter Invasion den Rhein herauf.

Schon im Jahre 1912 zählte man von Kaub

bis zur niederländischen Grenze 100 Fahrzeuge. Diese hohe Stückzahl wurde nur 1921 mit 104 und 1925 mit 125 Stück überboten. Dabei müssen wir uns vor Augen halten, daß nicht jede Stelle des Rheins als Liegeplatz geeignet war und als Fangplatz erst

recht nicht. Gute Fangplätze waren von jeher rar und wurden als Geheimnis gehütet. Andere Plätze wurden schnell wieder aufgegeben und bessere gesucht. Damit verging viel Zeit, und oft waren umfangreiche Verhandlungen zu führen. Die Großfischereien des Niederrheins heuerten die niederländischen Schokker an und schickten sie weit den Rhein herauf. Dort wurden sie den einheimischen Kleinfischern zu einer echten Plage und Belastung, gegen die sie sich entschieden zur Wehr setzten.

Während in früherer Zeit die Kullen oder Hamen nur in Ufernähe mittels Anker an kiesigen Stellen ausgelegt werden konnten, wurde dieses schwerfällige Fanggerät, ein 10 m langes, keilförmiges Netz mit Abschlußfuke oder Abschlußreue, niederländisch „Kreuk“ genannt und mit einem Öffnungsrahmen von 6 x 4 m, nunmehr mit einem Bootskörper gekoppelt. Das Netz konnte jetzt auf 30 m Länge gebracht werden. Der Öffnungsrahmen erhielt die Ausmaße von 12 x 6 m. Mehrere Boote, dicht nebeneinander plaziert, riegelten einen breiten Stromstrich ab und garantierten gute Ergebnisse.

Die Einführung der Aalschokker rief viele Gegner auf den Plan. Die bislang dominierende Zugnetz-Fischerei sah sich bedroht. Eine Protestwelle durchlief das Rheingebiet, denn die Salmfischer sahen ihre Einkünfte schwinden. Da die meisten Schokker in niederländischem Besitz waren, forderte man energisch den Rückzug der ausländischen Fischer vom preußischen Rhein. Nach den geltenden Bestimmungen mußte ein Schokker mit zwei Leuten besetzt sein. Man wollte die Niederländer zwingen, je einen deutschen Fischer an Bord zu nehmen. Dagegen wehrten sich die Niederländer, die jeweils ein Team bildeten und eingearbeitet waren.

So ergab sich in den 1920er Jahren die dringliche Frage, ob in Zukunft niederländische Fischer mit eigenen Schokkern auf deutschen Aalfischereien zugelassen werden sollten oder nicht. Wirtschaftliche Erwägungen gaben den Ausschlag. Die Niederländer fischten meist gegen „Fanganteil“; sie waren verpflichtet, die gefangenen Aale den deutschen Pächtern abzuliefern. Für jedes gefangene Pfund Aal erhielten sie einen vereinbarten Fanglohn. Es gab von 1921 bis 1925 von der Nahe-Mündung bis zur niederländischen Grenze jährlich 72 besetzte Fangstellen, teils mit deutschen, mehr jedoch mit niederländischen Fischern. So kamen die insgesamt gefangenen Aale ausschließlich der deutschen Volkswirtschaft zugute. Hätte man die Niederländer zurückgeschickt, wäre über die Hälfte der günstigen Fangstellen unbesetzt geblieben und die Erträge merklich gesunken.

Die Niederländer, eine alte Fischereination, kamen gut ausgerüstet mit eigenen Booten,

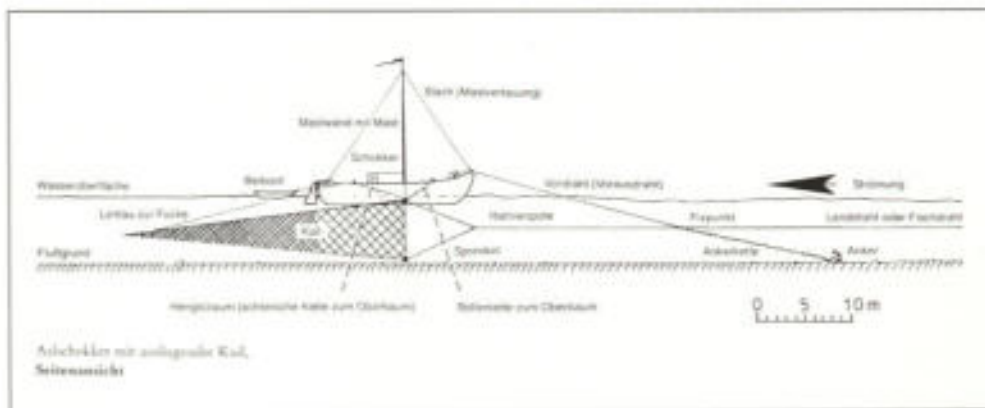


Abb. 7. Aalschokker mit ausliegender Kull (Seitenansicht)



Abb. 8. Niederländische Schokker erobern zügig den Rhein. Vorn noch ein Holzschokker der 1920er Jahre im Rheinbogen Richtung Benrath, Strom-km 723

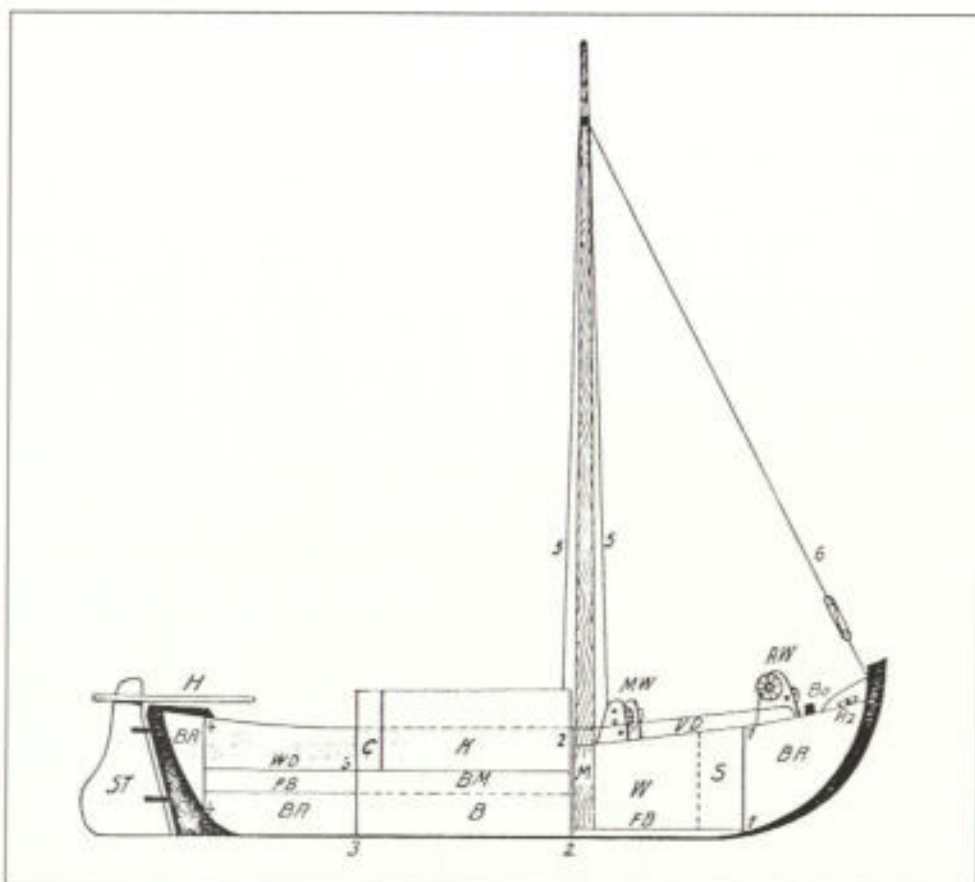


Abb. 9. Aalschokker, Längsschnitt (schematisch) mit Raumaufteilung; Zeichnung: nach F. W. Bürger

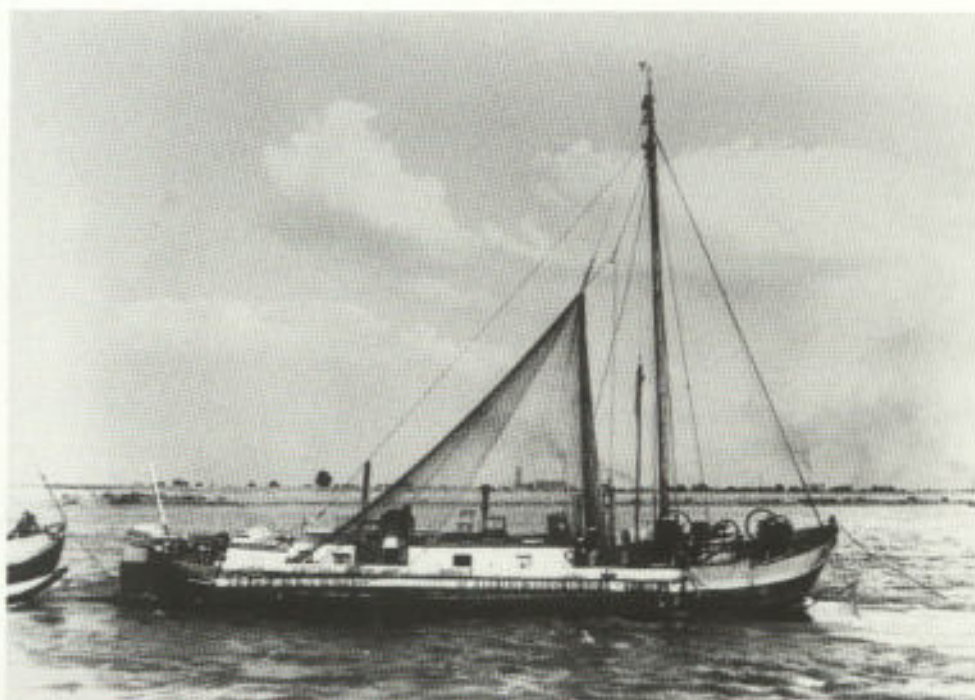


Abb. 10. Zwei Tjalken, als Aalschokker umgebaut, bei Orsoy, Strom-km 795; Besitzer: Josef Reiers; 1938

eigenem Gerät und eigenen Leuten. Für sie war es in Deutschland ein Sechs-Monate-Saisonbetrieb, während über Herbst und Winter in den Niederlanden weitere Fanggründe aufgesucht wurden. Bei den Großfischereien waren sie gern gesehen.

Ein guter Schokker kostete in den 1920er Jahren ohne Netz etwa 8 500 Mark, eine Ankerkuile dazu nochmals 550 Mark. Zwei Netze mußte jeder Schokker haben. Somit beliefen sich die Gesamtkosten auf etwa 9 600 bis 10 000 Mark. Unsere damalige Wirtschaftslage war aber nicht geeignet, die deutschen Fischer zu solchen Anschaffungen zu ermutigen. Nur schleppend kamen sie ins Geschäft, und das mit hohen Unkosten, Belastungen und Schulden. Aus der Not machten sie eine Tugend: Ausgediente Bootsrümpfe ehemaliger Frachtsegler, meist Tjalken, wurden zu Schokkern umgebaut, deren Ursprung auf der Insel Schokland lagen, heute zum Nord-Ost-Polder gehörig, wo sie überwiegend gebaut wurden. Die Tjalken als Ersatz blieben aber durchweg plump und unbeweglich und kamen in keiner Hinsicht an die niederländischen Schokker-Typen heran. Spätere Bauaufträge gingen häufig an niederländische Werften.

Durch die Schokker-Fischerei erkannte man erstmals den ungeheuren Aalreichtum des Rheins. Wären die abwandernden Aale in den Niederlanden gefangen worden, wären die Verluste entschieden größer gewesen.

Mit Ankerkuilen wurden auf der Rheinstrecke von der Nahe-Mündung bis zur niederländischen Grenze schätzungsweise gefangen: 1923 rund 140 000 Pfund Aale mit 72 Schokkern, 1924 rund 250 000 Pfund Aale mit 86 Schokkern, 1925 rund 270 000 Pfund Aale mit 125 Schokkern.

Setzt man den damaligen Verkaufswert für lebende Aale mit einer Mark für das Pfund an, so ist der Rohertrag schnell errechnet – wahrlich, neben der Salmzegen-(Lachs-)Fischerei, die um diese Zeit ihren Höhepunkt längst überschritten hatte, ein recht beachtlicher Beitrag zur Nahrungswirtschaft der damaligen Zeit.

Quellen

Böcking, W.: Nachen und Netze, Bd. 12 der Reihe „Werken und Wohnen“, Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, Köln (Amt für Rheinische Landeskunde) 1962.

Bürger, F. W.: XI. Die Fischereiverhältnisse im Rhein im Bereich der preußischen Rheinprovinz, in: Zeitschrift für Fischerei, Bd. 24, Berlin 1926.

Großfischer Erich van Elsbergen, Grieth.

Fischer Jan van den Boom, Lüttingen.



Private Altersvorsorge Ein Tipp der Volksbank Krefeld eG:

Vorsorge - Warum ?

Ein kontinuierlich sinkendes Rentenniveau bei steigenden Beitragssätzen und niedrigen Geburtenraten bei einer immer höheren Lebenserwartung. Wenn das herkömmliche Rentensystem ins Wanken gerät, ist private Vorsorge gefragt.

Das Niveau der staatlichen Rente wird sinken. Wer sich allein auf die staatliche Versorgung verlässt, wird seinen Lebensstandard im Alter nicht halten können. An privater Vorsorge führt kein Weg mehr vorbei.

Aber wie sorge ich privat für das Alter vor?

Die Volksbank Krefeld hat zusammen mit der Union Investment ein Konzept entwickelt, das von der Stiftung Warentest zum Testsieger gekürt wurde. Unter der Bezeichnung **UniProfiRente** belegt das Angebot Platz 1 bei der Stiftung Warentest. Die Anlagefonds sind staatlich geförderte Fondssparpläne, bei denen das angesparte Fondsguthaben ab Rentenbeginn in eine lebenslange Rente umgewandelt wird. In der Zeitschrift Finanztest Ausgabe 10/2002 wird dieses Produkt empfohlen.

Zwei Finanztest-Ausgaben vorher (8/2002) hat die Volksbank ebenfalls als Testsieger mit dem staatlich geförderten Banksparplan abgeschlossen.

Wesentlicher Bestandteil des guten Abschneidens unseres Angebotes, erläutert Jürgen Nothers, Leiter Vermögensberatung bei der Volksbank Krefeld, ist die feste Bindung des Banksparplans an die Umlaufrendite und damit klare Regeln über künftige Zinsänderungen. Umlaufrendite nennt man die durchschnittliche Verzinsung der öffentlichen Anleihen. Die Volksbank bietet einen momentanen Zinssatz von 3,79 %, festgeschrieben für ein Quartal.

Nothers: „Auch bei der Differenz zur Umlaufrendite, also bei dem, was die Bank für die eigene Arbeit abzieht, ist die Volksbank Krefeld unter den Günstigsten. Wer Unsicherheiten vermeiden will, ist besser mit einem Vertrag bedient, der die Zinsanpassung eindeutig regelt. Die Umlaufrendite wird täglich von der Bundesbank veröffentlicht. Das Angebot ist klar, leicht zu überprüfen und bietet gute Renditechancen. Wer sich für zertifizierte Renten interessiert, sollte jetzt handeln.“

Von 30 Millionen Anspruchsberechtigten bundesweit haben bislang 2,5 Millionen einen zertifizierten Altersvorsorge-Vertrag abgeschlossen.

Neben den speziellen Renten-Angeboten hält die Volksbank weiterhin eine große Palette von Vorsorge-Alternativen für Sie bereit. Ob Banksparplan, Fondssparen oder Lebensversicherung: Mit unseren Vorsorge-Lösungen sichern Sie sich und Ihre Familie individuell und effektiv ab.

Mehr über das Volksbank Krefeld-Angebot unter www.vobakrefeld.de und bei den Anlageberatern der Bank.

Der Testsieger: UniProfiRente

Jetzt kann man nicht mehr warten!



Volksbank Krefeld

Der Verein für Heimatkunde 2001/02

von Reinhard Feinendegen

Am Beginn des Berichtsjahres stand wieder das Erscheinen der „Heimat“. Der 72. Jahrgang wurde in der Presse sehr positiv gewürdigt und fand auch bei den Lesern wieder eine erfreuliche Resonanz. Jahr für Jahr stellt sich heraus, daß die Redaktion keine Probleme hat, geeignete Autoren und Themen zu finden, daß es vielmehr als eine Ehre betrachtet wird, in der „Heimat“ mit einem Beitrag vertreten zu sein. Die maßvolle Preiserhöhung hat offenbar nicht geschadet.

Die Hauptversammlung im März brachte zunächst einen Vortrag von Dr. Wolfgang Herborn aus Bonn über die Geschichte des rheinischen Bieres; rund 100 Mitglieder lauschten mit großem Interesse seinen Ausführungen. Die anschließenden Regularien waren schnell abgewickelt: Joachim Lilla verzichtete auf eine Wiederwahl als Schriftführer, an seine Stelle trat Burkhard Ostrowski, ein Mitarbeiter der NS-Dokumentationsstelle. Beim Vereinsrat gab es zwei Wiederwahlen: Edith Heinzlmann und Irmgard Stockhausen. Als Kassenprüfer erhielten Klara Bossmann und Manfred Lüdorf erneut das Vertrauen der Versammlung. Zuvor hatten sie dem im Vorjahr gewählten neuen Kassenwart Peter Vermeulen eine ordnungsgemäße Kassenführung bescheinigt. Der Kassenbericht fand einhellige Zustimmung.

Der Band 5 der Reihe „Krefelder Archiv“, das Tagebuch der Brüder Claes und Abraham ter Meer wurde im Mai der Presse vorgestellt und ist seitdem im Stadtarchiv erhältlich.

Dieter Hangebruch hat mit seiner Erschließung dieser Quelle einen interessanten Zugang zur Krefelder Alltagsgeschichte im 18. Jahrhundert eröffnet. Inzwischen sind im „Arbeitskreis Krefelder Archiv“, den der Verein vor 12 Jahren einrichtete, neue Publikationsvorhaben auf den Weg gebracht worden. Der „Arbeitskreis Mundart und Brauchtum“ hat seine Arbeit ebenfalls erfolgreich fortgesetzt. Für 2003 ist – jetzt schon zum dritten Mal – ein kleiner, sehr empfehlenswerter Kalender mit Mundartsprüchen und fröhlichen Zeichnungen „Suo kalle de Lüh“ herausgegeben worden. Die Veranstaltung „Enne Morje en Kriewel“ fand diesmal im Rahmen der Reihe „En Mönke voll Platt“ im Kulturpunkt Friedenskirche statt und erfreute sich eines regen Zuspruches. Mitglieder des Arbeitskreises wirkten auch bei der Aktion 55plus der Stadtbücherei mit.

Der heimatkundliche Stammtisch im Haus Uhlen am Stadtgarten (an jedem letzten Donnerstag im Monat von 18 bis 20 Uhr) tagt weiterhin regelmäßig und bietet Gelegenheit, eine Fülle von interessanten Themen in kleinem Kreis zwanglos zu besprechen.

Die beiden Studienfahrten – im Sommer ins Rheinische Industriemuseum nach Euskirchen-Kuchenheim und nach Kommern zur Ausstellung „Rheinländer erobern Amerika“, verbunden mit einem Besuch des Freilichtmuseums, im Herbst nach Essen-Werden – verliefen sehr gut. Leider konnten aus Platzmangel nicht alle Interessenten mitgenommen werden.

Mitglieder des Vereins sind weiterhin bei der Herausgabe der fünfbändigen neuen Krefelder Stadtgeschichte maßgeblich beteiligt (Band 4 wird Anfang 2003 erscheinen), arbeiten im Landschaftsbeirat, im Denkmalausschuß und in der Jury für den Krefelder Denkmalpreis mit und kümmern sich um zahlreiche Fragen, die mit Stadtgeschichte, Stadtgestaltung und Landschaftsschutz zu tun haben.

Weniger erfreulich ist die Tatsache, daß die Finanzsituation des Vereins sich verschlechtert, weil Zuschüsse gekürzt oder gestrichen wurden und auch die knappen Kassen bei den Inserenten und den Mitgliedern sich bemerkbar machen. Hinzu kommt, daß die Mitgliederzahl sich verringert hat, nicht zuletzt aufgrund einer hohen Zahl von Sterbefällen. Zur Zeit (1. November 2002) gehören 898 Mitglieder dem Verein an.

Mit meinem Dank an alle, die sich in der Vereinsarbeit eingesetzt haben, möchte ich die dringende Bitte verbinden, verstärkt auf den Verein, und insbesondere auf „die Heimat“ hinzuweisen. Andere Städte beneiden uns um unser Jahrbuch. Gerne werden zu Werbezwecken ältere Jahrgänge der „Heimat“ als Probe-Exemplare zur Verfügung gestellt (beim Vorsitzenden oder beim Schriftführer erhältlich). Der Zuspruch, den die Vereinsaktivitäten an vielen Stellen finden, sollte uns ermutigen, mit Tatkraft und Ideenreichtum die Arbeit fortzusetzen.

Lasergerechte
Systemlösungen

Bauteile bis 3 x 12 Meter
Prototypen-Eilservice
CAD-Datenübernahme
Musterteile-Vermessung

Punktgenau

CNC Laserschneiden
Laser Rohrbearbeitung
CNC Abkanten

Schages

Emil-Schäfer-Straße 20 · D-47800 KREFELD
Fon +49(0)2151/4968-0 · Fax +49(0)2151/4968-10
Web: www.schages.de · Mail: info@schages.de

ZERTIFIZIERT NACH DIN EN ISO 9001:2000



Bücher

Das Tagebuch der Brüder Claes und Abraham ter Meer 1732 – 1756

bearbeitet von Dieter Hangebruch, Krefeld 2000 (= Krefelder Archiv. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Krefeld und des Niederrheins. Neue Folge, Band 5)

In der blauen, vom Verein für Heimatkunde herausgegebenen Reihe hat Dieter Hangebruch eine bemerkenswerte Quelle ediert. Das Original ist verschollen, und auch zwei der drei 1932 angefertigten Abschriften sind verloren gegangen. Karl Rembert hatte in „Die Heimat“ 11 und 12 bereits Auszüge aus dem Werk veröffentlicht, die aber zum Teil durch Entstellungen und willkürliche Auslassungen gekennzeichnet waren. Nun liegt das Tagebuch der Brüder ter Meer in der niederländischen Fassung und in der neu angefertigten Übersetzung von Dieter Hangebruch vor, versehen mit einer kurzen Einleitung, einem Anmerkungssteil, der Wort- und Sacherläuterungen bietet und auf fragwürdige Textstellen eingeht, und einem Register.

Claes (1721-1756) und Abraham (1729-1804) ter Meer waren die Söhne der Eheleute Johann ter Meer und Anna geb. Scheuten, entstammten also der wohlhabenden, den Textilssektor dominierenden Mennonitenschicht. Johann ter Meer sattelte wohl um vom Leinenhändler zum Betreiber einer Grützmühle, Claes wurde Kaufmann, Abraham zunächst Sayettweber und später Buchhändler.

Auffällig ist, dass sich das Tagebuch fast gänzlich der Introspektion enthält und das Innenleben der Verfasser ausspart. So erfährt der Leser nichts darüber, wie die Brüder ter Meer die Ereignisse erlebten, die sie beschrieben, nichts über ihre Emotionen und Gedankengänge. Das Tagebuch ist ganz einer nüchternen Berichterstattung über das, was die Verfasser gesehen oder als Nachrichten gehört und gelesen haben, verpflichtet. Wohl ist das Faktum, dass das, was notiert wurde, eine Auswahl aus den Geschehnissen darstellt, ein Indiz dafür, dass es bemerkenswert oder merkwürdig erschien. So vermerkt Claes ter Meer seitenlang die Pilgerzüge der katholischen Wallfahrer durch Krefeld, aber wo die reformierten Synodalprotokolle beispielsweise von einem „abgöttischen Baalsgeschrei“ sprechen, unter dem die Pilger Krefeld durchquerten, und somit eine eindeutige Ablehnung formulieren, beschränkt sich Claes

ter Meer darauf, den Herkunftsort der Pilger und die Farben der Fahnen, die sie mit sich trugen, zu registrieren.

Auch bei den vielfach notierten Hinrichtungsprozeduren, die auf den heutigen Leser wegen ihrer extremen Grausamkeit abstoßend wirken, bleiben Gefühlsregungen unerwähnt. Ausführliche Beschreibungen erfolgen bei Besuchen von Landesherrn, wie dem Kurfürsten von Köln oder dem preussischen König. Auch bei den häufigen Reisen, so in die Umgebung Krefelds, nach Frankfurt und in die Niederlande nach Rotterdam, Delft, Den Haag, Leiden und Amsterdam, werden die Ortschaften mitsamt ihren besonderen Bauwerken und Sehenswürdigkeiten in der Art eines Reiseführers porträtiert. Regelmäßige Einträge finden sich zu Krankheiten und Seuchen von Mensch und Vieh, Kriegen, Erdbeben (der Leser wundert sich, wie häufig hier früher die Erde bebte) und Stürmen, Bränden und Verbrechen, sowie den Predigten der Mennonitengemeinde. Besonders erwähnenswert waren z.B. die Besichtigung eines Adlers für ½ Stüber, die Befreiung von zwangsrekrutierten Soldaten oder gefangen genommenen Deserteuren durch Frauen, auch die aus Willich stammende Begine Anna Elisabeth Tiers, die einen so frommen Lebenswandel geführt hatte, dass sie nicht mehr zur Beichte ging und den Priestern ein weit weniger gottgefäl-

Die Kompetenz-Zentren

TÖLKE & FISCHER



**Audi Zentrum
Krefeld**



**Volkswagen Zentrum
Krefeld**



**Audi Gebrauchtwagen
Zentrum Krefeld**



**VW Gebrauchtwagen
Zentrum Krefeld**



**Porsche Zentrum
Willich**



**Nutzfahrzeugzentrum
Krefeld**

liges Verhalten vorhielt, deswegen in Uerdingen inhaftiert wurde, wo ein gleichfalls einsitzender Jude ihr half, und die nach ihrer Entlassung und einem neuen Zusammenstoß in Willich nach Krefeld zog.

Der Quellenband bietet dem historisch und stadtgeschichtlich Interessierten eine gewinnbringende Lektüre, er vermittelt allerdings wegen der überwiegend mangelnden Plastizität der Schilderungen kein Lebensbild der Epoche, wie es mancher Leser vielleicht erwarten mag.

Frank Deisel

Wiederaufgefunden: Engelbert vom Bruck: Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben (1775)

Seit mehr als siebenzig Jahren galt es als verloren, das Druckexemplar einer Schrift, mit der der Krefelder Publizist Engelbert vom Bruck sich in dem Streit um den Roman *Sebaldu Nothanker* von Friedrich Nicolai (1733-1811) von Krefeld aus 1775 zu Wort meldete und damit der niederrheinischen Manufakturstadt erstmals auf literarischem Gebiet überregionale Resonanz verschaffte. Der Buchhändler, Literaturkritiker und Schriftsteller Friedrich Nicolai, den man – mit

einem heutigen Ausdruck – ruhig als den Literaturpapst der Aufklärungszeit bezeichnen kann, verfasste 1773 einen Roman *Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldu Nothanker*. In diesem Werk kritisierte und verhöhnte er u. a. das orthodoxe Priestertum. Das Buch erregte in Deutschland großes Aufsehen und zog zahlreiche Schriften nach sich, die sich befürwortend oder ablehnend damit auseinandersetzen. Im rheinisch-bergischen Gebiet war es der Elberfelder Arzt Heinrich Jung-Stilling, der 1775 in seiner Schrift *Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den Verfasser des Sebaldu Nothanker* heftig angriff. Gegen Jung-Stillings Text verfasste der Krefelder Brieffreund Nicolai, Engelbert vom Bruck, eine Gegenschrift, in der er Jung-Stilling wiederum kritisierte und die Schrift Nicolais verteidigte. Sie wurde Ende 1775 in Krefeld verlegt.

Diese Schrift mit dem Titel *Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben, dem verständigen Publikum zur Einsicht mitgeteilt* konnte nun in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar ausfindig gemacht werden. Endlich kann vom Brucks scharfzüngige Stellungnahme nachgelesen werden. Seit Alfred Gerbeth, dessen Dissertation über den Krefelder Aufklärer Engelbert vom Bruck 1935 als 2. Band in der Reihe *Krefelder Archiv* erschien, hatte es sich ein-

gebürgert, die Schrift als verloren zu betrachten und sie nur aus Sekundärquellen zu erschließen. Auf gleiche Weise wurde noch 1987 in einer religionswissenschaftlichen Dissertation von Rainer Vinke *Jung-Stilling und die Aufklärung. Die polemischen Schriften Heinrich Jung-Stillings gegen Friedrich Nicolai* verfahren, in der das Urteil, dass die *Anmerkungen* verloren seien, beibehalten wurde. Nun konnte ein Druckexemplar des Textes ausfindig gemacht werden.

Die Berichterstatteerin ging einem Hinweis in einem der Briefe Friedrich Nicolais an Engelbert vom Bruck nach, in dem er sich bei dem Krefelder für das ihm überlassene Exemplar der *Anmerkungen* bedankt. Sie fragte in der Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, wo die Handschriften Nicolais aufbewahrt werden, nach dem Buchnachlass Nicolais. Es ergaben sich durch Recherchen der wissenschaftlichen Bibliothekarin Helga Döhn, vor allem aber durch die von Frau Regina Mahlke, Leiterin der Abteilung Historische Drucke, Hinweise darauf, dass ein Exemplar der vom Bruckschen Schrift sich in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar befinde. Tatsächlich konnte es dort in einem Sammelband von insgesamt sechs kleineren Schriften vorgefunden und dem Stadtarchiv Krefeld als Kopie zur Verfügung gestellt werden. Die Recherchen dort waren dem Einsatz von Frau Ingrid Arnholt, der

Heizung · Sanitär · Elektro

GmbH & Co.
Gebr. Lorenzen

47799 Krefeld · Uerdinger Str. 10-12 · Ruf 0 21 51 / 85 58-0

Auf unseren Service
können Sie bauen.

Abteilungsleiterin Sondersammlungen, zu verdanken. Wann und von welchem Vorbesitzer die Schrift in die Weimarer Bibliothek gekommen ist, konnte nicht festgestellt werden.

Zunächst sah es so aus, als ob sich in der Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, auch die zweite Schrift des Engelbert vom Bruck, die er im Streit um den Nicolai-Roman gegen Jung-Stilling gerichtet hatte, die *Abbitte an das einsichtsvolle Publikum wegen der Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben, Krefeld 1776*, mit einem Druckexemplar befinden würde. Sie stammte allerdings nicht aus dem Buchbestand Nicolais, sondern war 1908 von der Berliner Institution erworben worden. Von diesem Text ist bisher nur ein handschriftliches Exemplar im Stadtarchiv Krefeld vorhanden. Leider stellte sich bei den Nachforschungen im Magazin heraus, dass dieses Exemplar seit 1987 als vermisst geführt wird. Dennoch ist es durch die Wiederentdeckung des ersten Werkes vom Brucks im Streit mit Jung-Stilling nun möglich, zwei der ersten literarischen Schriften, die in Krefeld verlegt wurden, genauer zu erforschen.

Ursula Broicher

Krefelder Wasser – 125 Jahre zentrale Wasserversorgung

hrsg. für die Stadtwerke AG von Gabriele Franken und Götz Wanninger, Krefeld: Niederrhein-Verlag 2002

Nach „Strom für Krefeld – das erste Jahrhundert“ (1999) und „Gut, dass wir sie haben – 100 Jahre elektrische Straßenbahn in Krefeld (2000) haben die Stadtwerke erneut ihre Arbeit für Krefeld und seine Bürger in einem stattlichen Band (192 Seiten) dokumentiert. Dafür verdienen sie den Dank aller historisch Interessierten. Wer meint, über die jüngere Geschichte könne man sich schnell informieren, erlebt oft eine herbe Enttäuschung; gerade diese Recherchen erweisen sich oft als zeitraubend und mühsam.

Mit der Krefelder Wasserversorgung hat man es nun leichter, denn alle wichtigen Aspekte – wenn man einmal das Abwasserproblem ausnimmt, das nur gestreift wird – sind in dem hier vorzustellenden Buch von kompetenten Autoren behandelt. Den wichtigsten

Part hat Wolfgang Herbrandt übernommen: in zwei großen Beiträgen (zusammen 52 Seiten) berichtet er über die Anfänge der Krefelder Wasserversorgung und über die Entwicklung nach 1945. Die Zeit zwischen 1933 und 1950 wird von Gabriele Franken behandelt, mit den Zuständen vor Einführung der zentralen Wasserversorgung befasst sich Elisabeth Kremers. Ein kurzer Blick auf die anderen Kapitel und ihre Verfasser: Krefelds Grundwasser (Reinhold Strotmann/Claudia Holl-Hagemeier), Krefelds Quellen (Stefan Kronsbein), Krefelds Wassertürme (Axel Föhl), Krefelds frühe Bäder (Wilhelm Strammann), Krefelds Brunnen (Dieter Nellessen) Gewässer in Krefelds Parkanlagen (Thomas Visser), Ausblick in die Zukunft (Rainer Dumke). Eine Fülle von Abbildungen, Graphiken, Tabellen und Karten veranschaulicht den Text, eine ausführliche Chronik fasst den zeitlichen Ablauf noch einmal zusammen. Positiv hervorzuheben ist, dass nicht nur von Alt-Krefeld die Rede ist, sondern auch die eingemeindeten Stadtteile zu ihrem Recht kommen; man vermisst allerdings den Wasserturm im Oppumer Eisenbahn-Ausbesserungswerk.

Wer das Buch aus der Hand legt, ist um viele Einsichten reicher: dass mit der Einführung der zentralen Wasserversorgung die Hygiene verbessert wurde, die Wirtschaft günstigere Arbeitsbedingungen erhielt, die Stadt verschönert werden konnte, dem Sportler und Spaziergänger ein Dienst erwiesen wurde, dies und vieles andere wird auf verständliche und sachgerechte Weise dargestellt. Die Herausgeber und die Autoren können zu einem gelungenen Werk, das auch dem technisch und naturwissenschaftlich Interessierten viele bietet, beglückwünscht werden.

Fd.

Werner Kisters: Einer vom Jahrgang 25

Krefeld 2002

Das im Selbstverlag (Michaelstr. 106) erschienene, 224 Seiten starke broschierte Buch ist aus zwei verschiedenen Gründen lesenswert: zum einen deshalb, weil einer aus der Kriegsgeneration sein Leben beschreibt und dabei das Schwergewicht auf die Jahre 1943 (Einberufung zum Arbeits-

dienst, später zur Luftwaffe) bis 1947 (Entlassung aus russischer Kriegsgefangenschaft) legt, die den Verfasser zutiefst geprägt haben, zum anderen wegen der Beleuchtung der Krefelder Szene, wie der Autor sie in seinen ersten 17 Lebensjahren erlebt hat. Und dieser zweite Aspekt rechtfertigt vor allem den Hinweis auf dieses Buch im vorliegenden Jahrgang der „Heimat“. Werner Kisters beginnt mit seinem ersten Schultag in der Volksschule 29 auf der Oberdießemer Straße, erzählt von seinen Lehrerinnen und Lehrern, von Spiel und Sport – lässt es dabei nicht an Namen fehlen – und wirft einen Blick auf die Arbeits- und Wohnverhältnisse in seiner Umgebung. So entsteht ein keineswegs unkritisches, natürlich subjektives Bild der kleinen Welt, in der der Verfasser aufwuchs. Dass die „große Welt“ in das Leben der Menschen am Dießem hineinwirkte, wird sehr deutlich, wenn Kisters von seinen Erfahrungen mit der Hitlerjugend berichtet und immer wieder die Reaktionen auf politische Ereignisse und Ideen kommentiert, die er in Familie, in Kirche und Schule erlebt. Auch ganz Alltägliches kommt – erfreulicher Weise – zur Sprache: die Gottesdienste bei den Alexianern, der Schrotthändler, der regelmäßig durch die Straße zum Güterbahnhof fuhr, die Pferdeäpfel, die hinter den Fuhrwerken der Gemüsebauern aufgegeben wurden. Liebevoll werden stadtteilbekannte Typen charakterisiert: der „jেকে Karl von Fütting“, der „Lumpenhändler Eu“, der Schuster „Hages“ der Kohlenhändler „Schmetze Rich“. Wenn man die Krefelder Geschichte dieser Zeit nicht nur aus dem Blickwinkel der führenden Schichten sehen will – was sehr einseitig wäre –, sondern Denken, Fühlen, Erleben und Handeln der „einfachen Leute“ mit hinzunimmt, dann sollte man an dem Buch von Werner Kisters nicht vorbei gehen.

Fd.

Fritz Huhnen: Gute, Böse und Krefelder

Unveränderter Nachdruck der ersten Auflage mit einem einführenden Beitrag von Hans-Joachim Ingenpahs, Krefeld: Kronsbein 2001

„Jeder Dreck ist heute gleich ein 'Kultbuch' ...“ lässt Eckhard Henscheid in seinem Wörterbüchlein „Dummdeutsch“ (Neuausgabe

ALLES WAS LICHT IST . . .

KREFELD · DRIESSENDORFER STRASSE 27-31 · FON 0 21 51 - 62 79 62

AUGUST



FRANK
DAS LICHTHAUS

Stuttgart: Reclam 1993) verlauten. „Kultbuch im eigentlichen Wortsinne“, so das Vorwort zu der anzuzeigenden Neuauflage, ist Fritz Huhns „Gute, Böse und Krefelder“, zuerst erschienen 1955, am allerwenigsten (wenn man denn weiß, was das sein soll). Es ist das schönste Geschichts- und Geschichtenbuch über die Stadt und ihre Menschen in der guten alten Zeit, die man hier wie auch sonst getrost bis zum Ende der zwanziger Jahre rechnen kann. In dem hier vorgelegten Nachdruck liest man mit neuem Vergnügen, nicht zuletzt dank der vorzüglichen Zeichnungen, die der Autor seinen Erinnerungen eingestreut hatte. Vielleicht sollte bei einem gewiss bald wieder zu erwartenden Nachdruck die Biographie eines der bedeutendsten Krefelder Künstler die kargen Lebensdaten, die der Neuauflage vorangestellt sind, ersetzen – und auch das Geburtsdatum nicht verschweigen. Hn

Fritz Huhns: Schöpfung und Sündenfall. 12 Blätter des rheinischen Künstlers aus Privatbesitz

Mit einer Hinführung von Adolf Düppengießer, Krefeld: Kronsbein 2000

In den gut zwanzig Jahren, die seit dem Tod des Krefelder Künstlers und Karikaturisten Fritz Huhns vergangen sind, waren nicht viele seiner Arbeiten der Öffentlichkeit zugänglich. Die meisten seiner Werke befinden sich in Privatbesitz, und selbst von den etwa zweihundert Arbeiten, die sich im Kölner Theater-Museum befinden, sind nur wenige ausgestellt.

Von daher ist es umso erfreulicher, dass nun ein ganzer Schöpfungs-Zyklus, der in den Jahren zwischen 1920 und 1940 entstand, in Form von zwölf großzügigen Farbproduktionen veröffentlicht wurde. Diese Blätter zeigen den Karikaturisten Huhns am Werk, der aus einer reichen Kenntnis der biblischen Geschichten heraus seine Auseinandersetzung mit dem traditionellen katholischen Glauben seiner Kindheit führt. In den durch ihre Farbvielfalt und Detailfreude bestechenden Darstellungen entlarvt er humorvoll lächelnd die oft allzu menschlichen, bildhaften Vorstellungen vom Schöpfungsgeschehen, die ihm und vielen seiner Zeitgenossen nicht mehr glaubhaft waren. Zu Recht betont

jedoch der ehemalige Krefelder Regionaldekan Adolf Düppengießer in einer informativen Hinführung zum Künstler und seinem Zyklus, dass damit nicht der christliche Glaube der Lächerlichkeit preisgegeben werden sollte. Im Gegenteil, Huhns gelingt es mit seinen Bildern, die biblische Botschaft auf die ihm eigene Weise augenzwinkernd und zum Vergnügen des Betrachters zu illustrieren.

Es bleibt zu wünschen, dass der Kronsbein Verlag noch weitere bisher nicht zugängliche Werke dieses Krefelder Künstlers – und Originals –, der zu Unrecht in Vergessenheit zu geraten droht, in sein Programm aufnimmt.

Norbert Feinendegen

Helga Schmitter: Schubladengedichte

Krefeld, 2002

„Wünsche und Gedanken in Reime verpackt“ heißt es auf der Rückseite des 200 Seiten starken, hübsch gestalteten Büchleins, das die Autorin nach langem Drängen ihrer Freunde und Bekannten in den Druck gab. Und recht hat sie daran getan, auch wenn es vorwiegend Gelegenheitsgedichte sind, die der Leser in die Hand bekommt. Denn diese Gedichte zeigen zweierlei: einmal das Geschick Helga Schmitters im Umgang mit der Sprache, die sie scheinbar mühelos in wohlklingende, glatt fließende Verse bringt, zum anderen Beobachtungsgabe – gepaart mit Phantasie, wenn man sich die Inhalte näher anschaut. Humor schimmert durch, Gespür für zwischenmenschliche Beziehungen wird sichtbar, bestimmte Situationen werden glänzend erfasst und hintergründig kommentiert. Es macht Spaß, in dem Büchlein zu blättern, und wenn man dann etwa in Wort und Bild auf Ernst Hoff stößt, dann erinnert man sich gerne dieses klugen, literarisch und künstlerisch talentierten Krefelders, der auch der „Heimat“ immer verbunden war. Helga Schmitter lässt den Leser einen Blick tun in ihr Selbst, ihr Leben, ihre Familie, ihr Umfeld, und bleibt dabei so natürlich, so sympathisch, dass man sich auch angesprochen fühlt, wenn man nicht zu ihrem engeren Freundeskreis gehört. Sie lebt gern in Krefeld,

reimt nicht nur, sondern malt auch – wovon das Titelbild Zeugnis ablegt – und freut sich über jeden, dem sie eine Freude machen kann. Damit, dass sie diese Gedichte aus der „Schublade“ geholt hat, ist ihr dies gewiss bei vielen gelungen. Fd.

Jupp Schäfer: Wie osen Herrjott Krie-wel boude. Gedichte, Prosa on twi-e Ledches

Illustrationen Josef Mikuska, Hrsg. von Rolf und Klaus Schäfer, Krefeld 1998 (Privatdruck; nachzufragen bei Rolf Schäfer, Urfeystr. 9, 47803 Krefeld)

In dem hier anzuzeigenden Bändchen haben die Söhne des 1962 verstorbenen Mundartdichters Jupp Schäfer (vgl. ds. Zschr. 33, 1962, S. 131) eine Auswahl seiner Gedichte und Prosastücke zusammengestellt. Man hat bei der Lektüre bald heraus, daß dem Ernert die ganze Zuneigung des Autors gehörte. Unsentimental und erfindungsreich, zu Hause in der Mundart des Krefelder Nordwestens, findet er einen originellen Ton, so dass man das Bändchen mit wachsendem Vergnügen liest. Die Eiseheiligen hatten es ihm besonders angetan: Das Gedicht „Die Schienhellige“ schließt mit der Strophe

„Denn wä sech an kli-ene Blömkes verjrippt
On sech freut, wenn die Blömkes dann
jriene,
Wä sinn Fengere en anger Lütts Jardes
stippt,
De kläut u-ech Hellijeschiene.“

„De fennije Drei“ endet:

„Für Stro-ef werd ech de fennije Drei,
– On se bruke sech ne-it te beklage, –
En de Allerhellijelitanei
Janz stikum üwerschlage.“

Eine Anmerkung sei gestattet: Eine Notiz der Herausgeber über Vorlagen, Erstdrucke und Auswahl wäre wünschenswert gewesen. Auch über Jupp Schäfer hätte man gerne etwas mehr erfahren, als dem lebenswürdigen, doch ein wenig ungelungenen Vorwort von Theo Mülders von 1991 zu entnehmen ist.

Hn

ALLES WAS LICHT IST . . .

KREFELD · DRIESSENDORFER STRASSE 27-31 · FON 0 21 51 - 62 79 62

AUGUST



FRANK

DAS LICHTHAUS

Jupp Pasch (Hrsg.): Tiere, Gedichte und Erzählungen in rheinischen Mundarten

Jupp Pasch (Hrsg.): Pflanzen, Gedichte und Erzählungen in rheinischen Mundarten

Hrsg.: Gruppe Rheinischer Mundartschriftsteller e.V., Krefeld-Hüls: Kaltenmeier 2001, 2002 (= Stimmen der Landschaft Bände 41, 42)

Die beiden hier anzuzeigenden Bändchen greifen sprachlich weiter aus, vom Niederrhein bis in den Hunsrück. Die Tiere, welche die Aufmerksamkeit der Autoren finden, sind so zahlreich, dass sie unschwer die Arche des Noah hätten bevölkern können. Katz und Maus sind beliebt wie eh, daneben finden sich die Vögel des Himmels, auch Eichhörnchen, Elefanten, Muscheln und vieles andere mehr, schließlich bringt, so erzählt es jedenfalls die Krefelderin Hedwig Wittmann, ein genervter Ehemann – seine Frau hatte, es ist Nachkriegszeit, in der Küche Huhn und Kaninchen gesund gepflegt – aus der nahe gelegenen Wirtschaft noch „nen Aap“ mit: Der Kater wird sich schon einstellen ...

Bäume, Blumen, Gemüse, Unkräuter, welche in dem zweiten Band besungen werden, sind nicht weniger vielfältig: Osere Jaard – en Paradies! Natürlich kommt auch der auf seine Kosten, der Vergnügen an mundartlichen Unterschieden findet, auch solchen zwischen Hüls (Margret Boixen), Traar (Theo Versteegen) oder Bockum (Hedwig Wittmann). Hn

Literatur am Niederrhein

Zeitschrift für Literatur niederrheinischer Autoren. 18. Jg., Nr. 50, Dezember 2001

Im November 1984 erschien das erste Heft der „Literatur in Krefeld“ mit dem Untertitel „Zeitschrift für Krefelder und Autoren vom Niederrhein“; im Dezember 2001 lag die fünfzigste Ausgabe, eine „Jubiläumsausgabe“ also, vor – inzwischen mit dem Titel „Literatur am Niederrhein“. Mutiger Initiator damals war Klaus Ulrich Düsseldorf, risikobereiter Verleger und hervorragender Literaturkenner; Barbara Düsseldorf, seine Tochter und Nachfolgerin, zeichnet als Herausgeberin der Jubiläumsausgabe der anspruchsvollen Literaturzeitschrift.

Wie alle vorangegangenen Hefte lädt auch das fünfzigste zum Lesen, Schauen, Inneh-

ten und Weiterdenken an. Die Titelseite ist bestimmt durch eine Tuschezeichnung von Rolf Sackenheim. Sechs weitere Künstler der Region sind mit Zeichnungen, Lithografien und Linolschnitten vertreten. Jede dieser Arbeiten bildet einen eigenen Fixpunkt. Den größten Raum nehmen, der Konzeption der Zeitschrift entsprechend, die literarischen Texte ein. Preisgekrönte Autorinnen und Autoren wie Viktoria Lösche, Liesel Wilms und Herbert Slegers sind mit Gedichten vertreten. Unter den epischen Texten beeindruckt eine Erzählung von Clemens Füsers. Unter dem Titel „Amors Irrtum“ wird die uralte Geschichte vom „Unverhofften Wiedersehen“ besonderer Liebreiz heiter witzig variiert. Von Miniaturen des niederländischen Autors Koos van Zomeren, die ursprünglich als Zeitungskolumnen erschienen und dann einen Sammelband füllten. Zehn von 1001 Texten bringt „Literatur am Niederrhein“ in Übersetzung.

Die gelungene Grenzüberschreitung ist ein wohlthuendes Signal. Gern hätte man wenigstens eine der Miniaturen im niederländischen Original gelesen.

Der Herausgeberin und der Redaktion herzliche Gratulation und beste Wünsche für die Zukunft. Th. P.

- Hochbau
- Industriebau
- Schlüsselertigbau
- Sportstättenbau
- Krankenhausbau

- Denkmalschutz
- Technisches Büro
- Schreinerel
- Metallbau
- Containerdienst



Parkstrasse 55 · 47829 Krefeld (Uerdingen)
Telefon: 0 21 51 / 4 98 - 0 · Telefax: 0 21 51 / 4 98 - 144
e-mail: info@rostek-pesch.de · Internet: www.rostek-pesch.de

R & P
ROSTEK & PESCH
HOCH- UND INDUSTRIEBAU
SCHLÜSSELFERTIGBAU

Paul Eßer: Jenseits der Kopfwenden. Sprache und Literatur am Niederrhein

Düsseldorf: Gruppello 2002

Der Verfasser nimmt sich vor, eine „brauchbare Literaturgeschichte der Region“ (S.7) zu schreiben, und ist sich des doppelten Risikos bewusst, das der eingeht, der zunächst einmal umschreiben soll, was die „Region Niederrhein“ ausmacht, und der dann die Literatur der letzten 100 Jahre vorstellen will, die in diesem Raum entstanden ist. Von Stammesdünkel und Heimatideologie gleich weit entfernt, tritt er einzig für den „Wert des regional Gewachsenen“ (S.9) ein.

Da es aber weder kulturgeschichtlich noch sprachlich ein „homogenes Gebilde namens ‚Niederrhein‘“ (S.15) gibt, fällt es schon schwer, treffende Aussagen zum Thema Sprache am Niederrhein zu machen. Es mag zutreffen, dass es in den achtziger Jahren noch einmal eine „Dialekteuphorie“ (S. 31) gab. Von einer Wiederbelebung der Mundart kann kaum die Rede sein. Nicht auf der Straße und auf den Schulhöfen wird Mundart gesprochen, sondern in Kursen der Volkshochschule. So fällt das Kapitel über „Mundartdichtung“ knapp aus. Einzig Ludwig Soumagne aus Neuss-Norf wird ausgiebig gewürdigt.

Vierzehn Autoren, die die „hochsprachliche Dichtung“ (S.65) des Niederrheins repräsentieren sollen, werden dann mit Werk und Lebenslauf in eigenen Kapiteln vorgestellt. In der Gruppe der Kriegsautoren findet Albert Vigoleis Thelen die besondere Wertschätzung des Verfassers, während Otto Brües eine eher skeptische Betrachtung erfährt. Unter den Nachkriegsautoren nimmt Dieter Wellershoff den höchsten Rang ein. „Eine erstaunliche Kunstfertigkeit“ wird aber auch

Christoph Peters attestiert, der für seinen Roman „Stadt, Land, Fluss“ 1999 mit dem Niederrheinischen Literaturpreis der Stadt Krefeld ausgezeichnet wurde.

Hanns Dieter Hüsch, der Kabarettist aus Moers, wird als „Bauchredner Gottes“ (S. 173) vorgestellt und erhält den Ehrentitel „homo niederrheiniensis“ S. 175). Hüsch selbst hat sich zum Niederrhein bekannt, sich aber vor einer Vereinnahmung als Regional-Autor bewahrt, indem er erklärte: „Niederrhein ist überall.“ (S. 177)

Die vorgelegte Literaturgeschichte richtet sich, wie der Klappentext sagt, an ein breites Publikum. Inwieweit sie „wissenschaftlichen Ansprüchen“ genügt, wie im gleichen Satz behauptet wird, mag dahingestellt sein. Literaturfreunde werden sicherlich eher zufrieden gestellt als Linguisten. Th. P.

Jürgen Macha, Elmar Neuss, Robert Peters (Hrsg.): Rheinisch-westfälische Sprachgeschichte

Köln u.a.: Böhlau 2000 (= Niederdeutsche Studien. Band 46)

Michael Elementaler (Hrsg.):

Regionalsprachen, Stadtsprachen und Institutionssprachen im historischen Prozess

Wien: Ed. Praesens 2000 (= Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft. Band 10)

Mit der zuerst genannten Publikation bekommt das Land Nordrhein-Westfalen seine Sprachgeschichte, eine weit ausholende,

detaillierte Darstellung des Forschungsstandes. Missverständlich leider der Titel, was das Rheinische angeht: Drei Sprachräume nämlich werden durchgehend behandelt, der westfälische, der mittelfränkisch-ripariarische und der niederfränkisch-rheinmaasländische/niederrheinische. Der Begriff des Rheinischen aber bleibt dem Ripuarischen vorbehalten. Für das 20. Jahrhundert wird eine bemerkenswerte Veränderung vorgenommen: Neben das Westfälische und das Nordrheinische, das nun das Rheinische und das Niederrheinische umfasst, tritt die Ruhrgebietssprache.

Die Reihe der Abhandlungen beginnt mit einer Zusammenfassung der Entwicklung bis 1300 (Thomas Klein, Bonn), die allerdings für unser Gebiet, d.h. für die Rhein-Maas-Lande bzw. den Niederrhein lediglich auf die Forschungsliteratur verweist. Ob sich da nicht jemand an eine Zusammenfassung der sehr ertragreichen niederländischen und deutschen Forschung hätte machen können?

Die rhein-maasländische Sprachgeschichte beginnt mit einem Beitrag über die Zeit von 1250 bis 1500 (Michael Elementaler, Duisburg). Er setzt die vorangegangene Entwicklung voraus und findet den dialektgeographischen Rahmen im sog. Rhein-Maas-Dreieck, wie es auch im Atlas zur Geschichte des Niederrheins von Irmgard Hantsche eine anschauliche Darstellung gefunden hat (Karte Nr. 25). Man sieht auf den ersten Blick, dass die Sprachgeschichte dieses Raumes ungemain bewegt gewesen ist. Lässt sich mit der um die Mitte des 14. Jahrhunderts einsetzenden volkssprachigen Urkundenüberlieferung eine durchaus eigenständige und von den Nachbarn unterscheidbare Schreibtradition feststellen, setzen sich im 15. und 17. Jahrhundert von Süden (Köln) und Westen (Brabant, Holland) Einflüsse durch, welche die uns heute vertraute Differenzierung zwi-

SCHULTE
DESIGN

SCHULTE
DESIGN
HÜLSER STRASSE 214
WWW.SCHULTEDESIGN.DE



Die kostenlose Kundenkarte für unsere Stromkunden!



Immer wieder mit neuen Angeboten!

Telefon-Hotline:

0 800 - 0 79 50 00 (gebührenfrei)



schen hochdeutsch und hochniederländisch vorbereiten, so der Beitrag über die Zeit von 1500 bis 1650 (Arend Mihm, Duisburg). Eine ausgeprägte Mehrsprachigkeit ist die Folge. Das Vordringen des Niederländischen im 17. Jahrhundert zeigt, dass die heutige Sprachgrenze noch keineswegs ausgemachte Sache war (Heinz Eickmans, Münster). Noch für das Jahr 1794 stellt Georg Cornelissen (Bonn) die Zweisprachigkeit für Teile des Niederrheins fest. Erst mit der Grenzziehung 1815 ist es mit der Bewegtheit der sprachli-

chen Veränderungen vorbei: Der preußisch-deutsche Niederrhein wird „eingedeutscht“, nicht ohne Widerstände, doch gründlich – was den schriftlichen Sprachgebrauch angeht. Auch im Mündlichen hat sich die Standardsprache durchgesetzt, „regional gefärbt“ im alltäglichen Umgang, so Jürgen Macha (Münster) in seinen Darlegungen zur nordrheinischen Sprachgeschichte im 20. Jahrhundert. Was aus den Resten des Dialekts wird, bleibt abzuwarten. Es ist ja nicht auszuschließen, dass eine neue Mehrspra-

chigkeit sich nun den europäischen Nationalsprachen zuzuwenden hat. Insgesamt ist die vorliegende rheinisch-westfälische Sprachgeschichte von außerordentlichem Wert, zumal sie, wie in einer wissenschaftlichen Bilanz üblich, die Forschungslücken benennt.

Über Details ihrer Projekte haben Mihm, Elementaler, Cornelissen in den Rheinischen Vierteljahrsblättern 65, 2001, berichtet; das Duisburger Vorhaben zur Schreibsprachgeschichte des Niederrheins hat Elementaler bereits 1998 in Band 3 der Schriftenreihe der Niederrhein-Akademie („Sprache und Literatur am Niederrhein“) vorgestellt. In dem Tagungsband „Regionalsprachen etc.“ (S. 115 ff.) werden Ziele, Methoden und über den bisher bevorzugt bearbeiteten Schreibort Duisburg hinausgehende Ergebnisse aufgrund von Untersuchungen zu Ratingen, Wesel, Venlo zusammengefasst. Hn

Georg Mölich, Joachim Oepen,
Wolfgang Rosen (Hrsg.):
Klosterkultur und Säkularisation
im Rheinland

Essen: Klartext 2002 (Eine Publikation des
Landschaftsverbandes Rheinland)

Dieser Band bringt eine solche Fülle von Einsichten, Übersichten, Ausschnitten und Querschnitten, dass man auch nach einer zugegebenermaßen eher cursorischen Lektüre kaum weiß, wo einem der Kopf steht. Schon die seitenlange Aufzählung der Klöster und Stifte im Kölner Erzbistum, in der Reichsstadt Aachen und den an das Erzbistum angrenzenden niederrheinischen Gebieten (S. 56-69) deutet an, welche Fülle an Material sich anbietet; 45 Orden waren hier vertreten – mit an die 375 Niederlassungen (S. 36 f.). Eine entsprechende Übersicht über das Erzbistum Trier, das zu Recht mitbehandelt wird, fehlt. Dass man auch in das Kölnische Westfalen ausgreift, lässt ahnen, wie bunt der hier gebundene Strauß ist. Zudem trafen die Rheinlande zwei unterschiedliche Säkularisationen, die von der französischen Regierung 1802 für die linksrheinischen Departements angeordnete und die ein Jahr später aufgrund des Reichsdeputationshauptschlusses auf der rechten Rheinseite einsetzende.

Dem aufs Ganze gesehen vielleicht zu aspektreichen Sammelband liegen im wesentlichen Beiträge zu Fachtagungen des Landschaftsverbandes Rheinland in den Jahren 2000 und 2001 zugrunde. Sie alle im Einzelnen hier aufzuführen ist nicht möglich. Köln und Trier spielen eine zentrale Rolle, gehandelt wird auch über Bruderschaften und Wallfahrten, Archive der Klöster und Kunstschätze, über das Schicksal des Protestantismus in den französischen Departements, die „Besitzumschichtungen“ im Gefolge der

Versteigerungen der an den französischen Staat gefallenen Güter und Ländereien. Zu begrüßen ist, dass ein unvoreingenommener Blick auf das klösterliche Leben im ausgehenden 18. Jahrhundert geworfen wird. Ausführlicheres findet man über die für Krefeld bedeutsamen Klöster Steinfeld und Meer, das Tertiärinnenkloster St. Johann Baptist ist in der genannten Aufstellung nicht vergessen. Ein zentraler Beitrag ist der „verspätete Werkstattbesuch“ beim „Editionsprojekt über die Säkularisation und Mediatisierung in den vier rheinischen Departements 1803-1813 (Manfred Koltes, S. 349 ff.). Die zunächst in 6 Bänden (W. Schieder, Hrsg., Boppard 1991) gesammelten Unterlagen über den Verkauf der „Nationalgüter“ – von den rund 17000 angebotenen wurden ca. 14000 verkauft! (S. 333) – liegen nun auf CD-ROM vor und diesem Band bei.

Kein Zweifel: Die Fülle des ausgebreiteten Forschungsmaterials ist eindrucksvoll. Eigentlich bewegend aber bleibt wie stets die Schilderung des Einzelfalls – aus der Sicht des Augenzeugen: Erinnert sei z. B. an Friedrich Michels, Geschichte und Bedeutung der ehemaligen Abtei Camp bei Rheinberg, 1832 (nachgedruckt Kamp-Lintfort 1990), hier das „letzte“ Kapitel. Hn

Martin Mayer: Geheime Diplomatie und öffentliche Meinung. Die Parlamente in Frankreich, Deutschland und Großbritannien und die erste Marokkokrise 1904-1906

Düsseldorf: Droste 2002 (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 133)

Was hat denn dieses Buch hier zu suchen? Dies mögen Sie fragen, auf den ersten Blick auch zu Recht, aber auf den zweiten Blick nicht mehr. Den Vor- und Nachsatz des Buches bildet nämlich das 1904 entstandene Gemälde von Claude Monet „Das Parlamentsgebäude in London“, das 1907 vom Krefelder Museumsdirektor Dr. Friedrich Deneken erworben wurde und noch heute ein herausragendes Stück der klassischen Mo-

derne der Krefelder Kunstmuseen ist. Aufmerksam wurden Herausgeber und Verfasser der Arbeit auf das Bild übrigens durch eine Veröffentlichung in der „Heimat“ (67/1996, S. 103). Die Arbeit von Martin Meyer geht den parlamentarischen und öffentlichen Diskussionen während der ersten Marokkokrise nach. Das Monet-Gemälde hatte 1904 im öffentlichen Bewusstsein in Frankreich vielleicht eine bedeutendere Rolle als bislang vermutet: Es wurde (mit großem Erfolg) erstmals in Paris ausgestellt, als Frankreich und England sich über die Entente cordiale verständigten, das formlose Bündnis, das aber letztlich 1914 zum Kriegseintritt Englands führte. - Ila

Dieter Breuer und Gertrude Cepl-Kaufmann (Hrsg.): Moderne und Nationalsozialismus im Rheinland

Vorträge des Interdisziplinären Arbeitskreises zur Erforschung der Moderne im Rheinland, Paderborn u.a.: Schöningh 1997

Dies. (Hrsg.): Öffentlichkeit der Moderne, die Moderne in der Öffentlichkeit. Das Rheinland 1945-1955

Vorträge (wie vorher), Essen: Klartext 2000 (= Düsseldorf Schriften zur Neueren Landesgeschichte und Geschichte Nordrhein-Westfalens, Band 53)

Wie angekündigt (ds. Zschr. 72, 2000, S. 177) werden hier nach „Die Moderne im Rheinland ... 1900 – 1933“ (1994) zwei weitere Bände mit Erträgen des Interdisziplinären Arbeitskreises zur Erforschung der Moderne im Rheinland vorgestellt. Auch diese Publikationen gehen auf Kolloquien (1995, 1998) zurück und berühren mit einer großen Fülle von Beiträgen zahlreiche Facetten des Themas „Moderne im Rheinland“. Dass wiederum der Kreis von Literatur, Kunst, Musik ausgeschritten wird, erweitert durch Rundfunk und Film, lässt die große Spannweite der Überlegungen ahnen. Dem

Katholischen Akademikerverband im Übergang von der Weimarer Republik ins Dritte Reich ist ein eigener Beitrag gewidmet, er sprengt, zusammen mit der dokumentierten Kontroverse, so wichtig die Auseinandersetzung ist, doch eher den Rahmen. Der dritte Band verschiebt mit der Betonung der „Öffentlichkeit“ die Fragestellung ein wenig, ohne damit den zunächst eingeschlagenen Weg zu verlassen. Anzumerken wäre allerdings, dass die unverkennbare Konzentration auf die Metropolen (sic!) Köln und Düsseldorf (entgegen der im Vorwort bekundeten Absicht?) der Eigenart und Struktur der nördlichen Rheinlande nicht ganz gerecht werden dürfte. Dennoch, wer an der großen Vielfalt der Erscheinungen rheinischer Kultur interessiert ist, wird interessante Einblicke und Anregungen bekommen. Die Krefelder dürfte ein Beitrag von Karin Thönissen über „Die Erfindung des Industrietextildesigns am Beispiel der Krefelder Flächenkunstschule“ (S. 341 ff.) im ersten der beiden Bände besonders interessieren. Hn

Stefanie Schäfers: Vom Werkbund zum Vierjahresplan. Die Ausstellung „Schaffendes Volk“ Düsseldorf 1937

Düsseldorf: Droste 2001 (=Quellen und Forschungen zur Geschichte des Niederrheins)

In Düsseldorf kann man seit einiger Zeit eine erfreuliche Zunahme einer über die eigentliche politische Geschichte hinausgehenden Auseinandersetzung mit dem „Dritten Reich“ feststellen. Exemplarisch seien zwei Beiträge im letzten Düsseldorfer Jahrbuch (2001) genannt, die sich mit dem Düsseldorfer Generalbebauungsplan von 1938 bzw. dem Düsseldorfer Stadtjubiläum von 1938 beschäftigen. In diese Richtung zielt auch die hier anzuzeigende Arbeit, die der Düsseldorfer Geschichtsverein in seiner Schriftenreihe veröffentlicht hat. Schäfers geht in ihrer Untersuchung (eine kunstgeschichtliche Dissertation aus Wuppertal) der Vorgeschichte, Durchführung und den Nachwirkungen (teils bis heute) der Ausstellung „Schaffendes Volk“ nach, die 1937



GEGRÜNDET 1903 MONTAGE AM GANZEN NIEDERRHEIN - REFERENZEN ERSTER FIRMIEN

47807 KREFELD-FISCHELN,
HANNINXWEG 54
RUF 30 16 33

Führendes Leiter- und
Stahlrohrgelüstbau-Geschäft für:

- Fassaden-
- Kirchen-
- Saal-
- Rüstungen

im Norden Düsseldorf gezeitigt wurde, und sich in der Tradition großer Düsseldorfer Ausstellungen bis zur GESOLEI von 1926 verstand. „Schaffendes Volk“ war ursprünglich als Ausstellung des Werkbundes konzipiert, wurde dann aber nach 1933 von den Nationalsozialisten als Leistungsschau des nationalsozialistischen Deutschlands umfunktioniert und sollte das „neue Deutschland“ in all seinen Lebensäußerungen darstellen. Alles in allem kann man Düsseldorf zu Schäfers' Arbeit beglückwünschen. Leider gibt es einige Monita, die darauf zurückzuführen sind, dass die Bearbeiterin keine zünftige Historikerin ist und mit der Nomenklatura des „Dritten Reiches“ wohl ihre Probleme hat. Als Beispiel für mehrere diene der erste Satz der Einleitung: „Am 8. Mai 1937 gegen 8.50 kam der preußische Reichsinnenminister Hermann Göring...“ Hieran stimmt wohl nur der Termin und der Name. Reichs- und Preußischer Minister des Innern war seit 1934 Wilhelm Frick, der aber auf S. 158 gleich als Außenminister bezeichnet wird. Hier, und an anderer Stelle, hätte ein kritisches Lektorat Not getan. – Ila

Holger Berschel: Bürokratie und Terror. Das Judenreferat der Gestapo Düsseldorf 1935-1945

Essen: Klartext 2001 (= Düsseldorf Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens Band 58)

Bei der Arbeit von Holger Berschel handelt es sich um eine Dissertation, die an der Philosophischen Fakultät der Universität Mainz angenommen wurde. Ziel der Arbeit war, „am Beispiel des Judenreferates der Gestapo-Düsseldorf [...] ein möglichst genaues Bild der Gestapoarbeit zu zeichnen [...] – im Idealfall so, als würde man den Beamten über die Schulter schauen.“ (S. 11) Das geeignete Untersuchungsmaterial fand sich im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, wo 70.000 Personenakten aus den Büros der Gestapo Düsseldorf und ihrer Außenstellen (darunter auch der Außenstelle Krefeld) lagern. Sie geben im Detail Aufschluss über Art und Umfang der Tätigkeit der Geheimpolizei. Die „Judenbetreffe“ beschränken sich auf 6.400 Einzelakten, von denen Berschel eine Auswahl von 1.000 Akten sichtet. Für den Bereich Düsseldorf hat er damit immerhin über 15 % des Bestandes ausgewertet. In diesen 15 % enthalten sind 10 % Akten über Juden aus Krefeld. Doch auch die wenigen Generalakten sind für Krefeld interessant, da die zentralen Anordnungen ihren Weg in die Außenstellen über die Schreibstische der Düsseldorfer Vorgesetzten fanden. Die Leitstelle griff außerdem in das Geschehen in Krefeld ein. Zur Ergänzung zog der Verfasser unter anderem Akten über Wiedergutmachungsverfahren heran, in denen sich Aussagen der Opfer befinden. Über die Seite

der Täter recherchierte er zusätzlich in Entnazifizierungsunterlagen und Ermittlungsakten der Zentralen Stelle in Ludwigsburg. Dar gestellt ist der Krefelder Sachbearbeiter für Judenangelegenheiten Richard Schulenburg.

Für alle, die sich mit den konkreten Schritten zum Holocaust beschäftigen, ist das sorgfältig recherchierte und ordentlich geschriebene Buch besonders aufschlussreich. Die Deportationen aus Düsseldorf sind auch für den Niederrhein relevant, da Düsseldorf-Derendorf die erste Station auf dem Weg in die Ghettos und Vernichtungslager im Osten war. Bei der Abfertigung auf dem Schlachthofgelände wurden Juden aus Krefeld mit den Düsseldorfer Gestapo-Mitarbeitern konfrontiert, die der Autor in Kurzporträts vorstellt. Namentlich erwähnt sind die Beamten Heinz Illig und Hermann Waldbillig, an die sich eine Zeugin der Deportation im September 1944 noch heute mit Abscheu erinnert. Berschel sah sich außer den Personenakten auch jene Akten der Gestapo an, aus denen die Beteiligungen zahlreicher Bürokraten hervorgeht (Polizei, Reichsbahn, Finanzamt, Gerichte, Post, Banken, Versicherungen, Gerichtsvollzieher, NSV usw.).

Die Arbeit gliedert sich in einen knappen Teil über die Gestapo auf Reichsebene, einen ausführlicheren Abschnitt über die Gestapo im Regierungsbezirk Düsseldorf und einen Hauptteil über die Tätigkeit der Düsseldorfer Gestapo auf dem Gebiet der „Judenangelegenheiten“. Damit betont Berschel notwendigerweise, dass es sich bei der Gestapo um eine hierarchisch gegliederte Behörde mit ziemlich klaren Befehlssträngen von oben nach unten handelte. Die Handlungsspielräume der Beamten schätzt er als eher gering ein.

Mit seinem Ansatz, möglichst dicht an das historische Geschehen heran zu kommen, kann der Autor nicht nur die von interessierter Seite seinerzeit geschaffenen Mythen über die Geheimpolizei (allwissend, allmächtig, allgegenwärtig) als solche entlarven. Auch neue Mutmaßungen über einen besonderen Typ des Gestapo-Sachbearbeiters für Judenfragen (umgänglich, höflich, beruhigend) enttarnt er. In der Regel waren in den Außenstellen zwar ein bis drei bestimmte Mitarbeiter für Juden zuständig, bei der verhältnismäßig kleinen Dienststelle in Krefeld mussten häufig aber auch andere Beamte einspringen, wenn Richard Schulenburg abwesend oder überlastet war. Auch wenn verschiedene politische Einstellungen einzelner Beamten vermutet werden können, Unterschiede in der Praxis lassen sich kaum nachweisen. Grundsätzlich wurden von den Vorgesetzten nationalsozialistische und rassistische Einstellungen begrüßt – Schulenburg war einer der wenigen Beamten, die schon vor 1933 der NSDAP nahe standen – notwendig waren sie in der Dienstroutine offensichtlich nicht.

Bei der Betrachtung des Verhältnisses zu anderen Behörden wird sichtbar, dass es insbe-

sondere zwischen Polizei und Gestapo eine enge Kooperation gab. Ohne die Hilfe der normalen Polizei wären flächendeckende Erfassung, Kontrolle und Überwachung bis hin zur Transportbegleitung bei Deportationen gar nicht möglich gewesen. Berschel sieht in dieser Kooperation eher System als Improvisation, zumal in wirklich wichtigen Fragen die Gestapo die Weisungsbefugnis erhielt. Für die Personalstruktur der Judenreferate konstatiert Berschel, dass 75 % der Beamten bereits in der Weimarer Zeit als Schutz- oder Kriminalpolizisten beschäftigt waren. Die Versetzung zur Gestapo bedeutete in der Regel einen Karrieresprung, der unter normalen Verhältnissen nicht möglich gewesen wäre. Den Kollegen bei der Polizei blieb man privat verbunden (Wohnort, Vereine), was die Amtshilfe zusätzlich erleichterte. Der häufige Ortswechsel, der für die neuen Karrierebeamten der Gestapo besonders in der Kriegszeit charakteristisch ist, scheint für die Judensachbearbeiter nicht als Mittel der Einbindung in die große Kameraden- und Verbrechensgemeinschaft der SS benutzt worden zu sein. Richard Schulenburg hat Krefeld dienstlich nie verlassen.

Der Verfasser weist noch auf einen weiteren interessanten Aspekt hin: weder aus den zeitgenössischen Akten noch aus den Nachkriegsuntersuchungen geht hervor, dass in den Judenreferaten im Bezirk Düsseldorf mehr Gewalt als damals bei der Polizei üblich ausgeübt, systematisch geprügelt oder gar gefoltert wurde. Wo es etwas aufzuklären gab, erfolgte dies in Polizeiroutine: Befragung, Gegenüberstellung, Aufzeigen von Widersprüchen, erneute Befragung, Geständnis. Holger Berschel vermutet den Grund für die unerwartete Harmlosigkeit der Ermittlungen darin, dass es bei den Juden im Gegensatz zu den Sozialisten, Kommunisten, Zeugen Jehovas nie um das Aufrollen einer Organisation gegangen sei. Die Rezensentin hat aber gerade in dem Bereich der politischen Verfolgung ähnliche Beobachtungen gemacht. Hält sich hier noch ein Teil des Mythos?

Die immer noch ausstehende Gesamtdarstellung der Gestapo Düsseldorf und ihrer Außen- und Nebenstellen hat Holger Berschel nicht zu schreiben beabsichtigt. Er hat aber gute Teile des Fundaments geliefert und auch schon einige Bausteine bereitgelegt. Ingrid Schupetta

Bernd Kortländer und Gunter E. Grimm (Hrsg.): „Rheinisch“. Zum Selbstverständnis einer Region

Stuttgart-Weimar: Metzler 2001 (= Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf. Archiv, Bibliothek, Museum. Band 9)

Der vorliegende Band vereinigt einen bunten Strauß von Beiträgen, die (mit einer Ausnahme) bei einem „interdisziplinären Kollo-

quium" am 16./17. Juli 2000 im Heinrich-Heine-Institut vorgetragen wurden. Die seit geraumer Zeit brennende Frage, was es mit dem Niederrhein auf sich hat, findet weitere Antworten in der Auswertung einer „Umfrage unter Schriftstellern der Region“ bzw. in einer Abhandlung „Der Niederrhein im Kriminalroman“. Im Übrigen wagt man den Schritt von Hüsch zu Beikircher. Jener ist, darauf besteht der niederrheinische Rheinländer, natürlich weiterhin mitzudenken... Leider wird nicht eigentlich gesagt, was mit „Rheinisch“ gemeint sein soll oder schließlich gemeint sein kann, auch nicht wessen „Selbstverständnis“ erhoben wird. So bleibt es bei der Beiträgerinnen und Beiträger eigenem Geist. Zu bedauern ist auch, dass jede historisch politische oder sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Orientierung fehlt, so dass der eigentliche Anspruch landesgeschichtlicher Forschung, sich einer Synthese anzunähern, nicht in den Blick kommt. Dennoch: Viel Nützliches und auch Vergnügliches ist zu erfahren, z. B. wenn über die rheinische Küche gehandelt wird. Geographie, Kirchengeschichte und mancherlei Kulturgeschichtliches werden berührt. Hervorzuheben sind die sprachgeschichtlichen Überlegungen von Michael Elementaler mit dem Hinweis, dass auch die preußische Rheinprovinz ihre sprachliche Prägung hinterlassen hat, oder der Beitrag von Guillaume van Gemert, der die Rheinlande von den Niederlanden her in den Blick nimmt. Rheinisch? Schlagen wir nach bei Hüsch und Beikircher!
Hn

Alois Döring (Hrsg.): Faszination Nikolaus. Kult, Brauch und Kommerz

Essen: Klartext 2001 (Eine Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland. Amt für rheinische Landeskunde Bonn)

Der vorliegende Sammelband entstand im Anschluss an die Kölner Ausstellung der Jahre 1997/1998 „Komm Nikolaus komm ... Nikolausbrauch an Rhein und Maas – sein Wandel von 1900 bis heute“. Der Blick über die Grenze, schon in der Ausstellung nach Luxemburg, in die Wallonie, nach Limburg

getan, wird durch Beiträge aus den Niederlanden und aus Flandern geweitet. Was sich im letzten Jahrhundert des vergangenen Jahrtausends alles getan hat, lässt sich kaum referieren: Kein Heiliger der christlichen Tradition kann ja auf eine solche Karriere zurückblicken wie der Bischof von Myra: vom in Ost und West verehrten Beschützer der Seefahrer und beliebten „Adventsheiligen“ zum Coca-Cola Santa Claus und zum lächerlichen Weihnachtsmann der Werbung, die bekanntlich vor keiner Geschmacklosigkeit zurückschreckt. Der Gang der Geschichte wird in vielen Einzelheiten dargestellt und mit einer Fülle von Abbildungen illustriert. Vergnüglich die Karikaturen, die den Weihnachtsmann zusammen mit dem Osterhasen als Kompagnon zeigen, dankenswert die Wiedergabe einer byzantinischen Mosaik-Ikone des 9./10. Jahrhunderts aus Aachen-Burtscheid (S. 10), die mit einem Schlag den ganzen kommerziellen Firlefanz vergessen machen kann – was natürlich nichts heißt.
Hn

Elfi Pracht-Jörns: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen

Teil II: Regierungsbezirk Düsseldorf, Köln: Bachem 2000 (= Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern im Rheinland. Band 34.2)

Mit den Bänden des Forschungsprojekts „Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen“ wird den jüdischen Gemeinden des Landes ein monumentales Denkmal gesetzt. Entsprechend der Zahl der Regierungsbezirke sollen fünf Bände (im Lexikonformat) erscheinen, vier liegen bereits vor, der zweite befasst sich mit dem Regierungsbezirk Düsseldorf. Die Autorin, die für das gesamte Unternehmen verantwortlich zeichnet, leitet den Band ein mit einer gelungenen „Skizze zur Geschichte der Juden im Rheinland“ (S. 1-25), bevor in alphabetischer Reihenfolge Kreisfreie Städte und Kreise des Regierungsbezirks abgehandelt werden. Über Krefeld und die Stadtteile Fischeln und Hüls, Linn, Uerdingen wird auf den Seiten 149-181 Auskunft gegeben. Die einschlägige Literatur wird ausgewertet, manche Quelle zitiert. Eindrucksvoll die zahlreichen

Bilddokumente, vor allem auch die eigens für diesen Band erstellten Fotos von den Friedhöfen Heideckstraße und Alte Gladbacher Straße.

Der sehr sorgfältig gearbeitete Band schließt mit zahlreichen Verzeichnissen und einer Reihe von Karten, in die die „wichtigsten bekannten jüdischen Institutionen“ eingetragen sind; Karte 4 ist den Städten Krefeld und Mönchengladbach sowie dem Kreis Viersen gewidmet. Wie bei jedem guten Lexikon möchte man weiterblättern, wenn die zunächst gesuchte Information gefunden ist. Der Band lädt dazu ein: Kaum ein Ort am Niederrhein oder im Bergischen, in dem nicht Spuren jüdischen Lebens zu finden sind, von denen hier erzählt wird.
Hn

Katharina Hüfers: Von tüchtigen Bäuerinnen, selbstbewussten Bauern und ihrem Gesinde

Zur niederrheinischen Landwirtschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert. Hrsg.: Museumsverein Dorenburg e.V., Grefrath 2001 (= Schriftenreihe des Museumsvereins Nr. 53)

„In den Jahren 1997-1999 zeigte das Niederrheinische Freilichtmuseum eine Trilogie, in der die niederrheinische Landwirtschaft vor der allgemeinen Technisierung thematisiert wurde.“ So die Bearbeiterin des vorliegenden Bändchens. Arbeits- und Lebensbedingungen von Bäuerinnen und Bauern und deren Gesinde wurden präsentiert. Einige der Texte aus den Ausstellungen und vor allem eine beachtliche Anzahl von Photographien vermitteln ein eindringliches Bild des bäuerlichen Lebens. Wohltuend nüchtern und unaufgeregt wird die Erinnerung wachgehalten; man mag kaum glauben, dass die Älteren unter uns vieles davon selbst noch erlebt haben, in den ersten Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg! Besonders dankbar sei vermerkt, dass die Photos eingehend erläutert, zeitlich eingeordnet und nachgewiesen werden.
Hn

Mein Pelz ist von Wüstenberg

Ostwall 183 · 47798 Krefeld · Tel. (0 21 51) 2 89 00 · Fax 63 16 93

Hans-Wilhelm Quitzow und Ernst Schraetz: Tier- und Pflanzenwelt im Krefelder Stadtwald

Krefeld: Hilbertz 2000. Zugleich in: Natur am Niederrhein (Neue Folge) 15, 2000, Heft 2

Dieses Heft verdient besonderes Augenmerk. Die beiden Verfasser geben anhand eines kleinen Ausschnitts unserer Umgebung, des Krefelder Stadtwalds zwischen Nordtangente, Hüttenallee im Osten und Süden und Deußstraße einen Eindruck davon, welche unglaubliche Fülle des Lebens, der Tiere und Pflanzen, mit uns existiert. Die Liste der Vögel, der Farn- und Blütenpflanzen, der Moose und Flechten (bearb. von Justine Krüger bzw. Ulrich W. Abts) ist im Wortsinn unbeschreiblich. Dass 61 Baumarten zu verzeichnen wären, wird eher beiläufig erwähnt. Das Heft ist dem Ehrenvorsitzenden des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Krefeld, Dr. Hans Wilhelm Quitzow, zum 90. Geburtstag gewidmet. Da sollte sich die Redaktion der Heimat den Glückwünschen nicht anschließen, zumal den Lesern ein solcher Reichtum ausgebreitet wird? An den großen, ebenfalls mit Ernst Schraetz zusammen verfassten Beitrag „100 Jahre Krefelder Stadtwald“ in ds. Zschr. 70, 1999, S. 13 ff., sei ausdrücklich erinnert. Hn

Elisabeth Kremers: Vom Boulevard zum Biotop. Die Geschichte des städtischen Grüns in Krefeld

hrsg. von der Stadt Krefeld. Der Oberbürgermeister, Krefeld: 2002

Die Euroga 2002plus fand im abgelaufenen Jahr in Deutschland und in den Niederlanden, dem historischen Kulturraum zwischen Rhein und Maas, statt. Die Stadt Krefeld beteiligte sich an dieser – im Vorfeld nicht im-

mer unumstrittenen – Veranstaltungsreihe mit zahlreichen Aktivitäten, darunter die Wiederherstellung historischer Grünanlagen und themenbezogene Ausstellungen des Stadtarchivs.

Das Ergebnis der insgesamt fünf vom Stadtarchiv veranstalteten Ausstellungen hat Elisabeth Kremers in ein schmales Bändchen gebracht, das nun einen umfassenden Überblick über das städtische oder genauer gesagt öffentliche Grün in Krefeld vermittelt. Zunächst wird die Entwicklung und Geschichte der Parkanlagen in Krefeld vorgestellt, darunter nicht nur die Highlights wie Stadtwald und Forstwald, sondern auch die weitgehend unbekannteren und teils kaum noch vorhandenen Parkanlagen wie Südpark, Westpark oder der Henoumontwald. Einen markanten Platz im öffentlichen Grün nimmt das Krefelder Straßengrün ein, mit den vier bzw. drei Wällen an herausragender Stelle (eine kleine Anmerkung zum Nordwall: den nördlichen Abschluss des Wallvierecks sollte ursprünglich die heutige Nordstraße bilden, darum enden Westwall und Ostwall ja auch erst dort; die schon fortgeschrittene Bebauung der Nordstraße erlaubte jedoch nicht den Ausbau zu einem Wall, weswegen die Meuser Straße dann 1876 zum Nordwall umgewidmet wurde).

Die Personen die das öffentliche Grün schufen bzw. betreuten, die Krefelder und Uerdinger Stadtgärtner, werden in Kurzbiographien gewürdigt, bevor dann die Garten- und Parkanlagen bei Burgen, Herrenhäusern und Villen im Einzelnen vorgestellt werden, wobei erfreulicherweise auch der nicht mehr vorhandenen bzw. überbauten Gärten und Parks gedacht wird. Einen wichtigen Bestandteil des öffentlichen Grüns stellen auch die Friedhöfe dar, derer es in Krefeld mittlerweile ein rundes Dutzend gibt. Weitere, gelegentlich vergessene Aspekte des öffentlichen Grüns sind die über 4 000 Kleingärten in Krefeld, deren Entwicklung (und auch Funktionswandel von der Selbstversorgung zur Erholung) dargestellt wird. In diesem

Zusammenhang werden die öffentlichen Grünanlagen auch als Freizeiteinrichtungen gewürdigt, wie etwa die Rennbahn, die Golfplätze und der eigens für die Naherholung angelegte Elfrather See.

Dass in einer Stadt mit so zahlreichen Grünanlagen wie Krefeld auch biologisch eifrig geforscht wurde, liegt quasi auf der Hand. Als Beispiele seien der Botanische Garten, die limnologische Station und der naturwissenschaftliche Verein als Institutionen ebenso genannt wie fast zwanzig namhafte Biologen, die in Krefeld wirkten bzw. wirken. Das Buch von Elisabeth Kremers informiert fundiert über alle Aspekte des öffentlichen Grüns in Krefeld und wird auf lange Zeit das grundlegende Werk zum Thema bleiben. Praktischer Nebeneffekt: Man kann es in die Tasche stecken und sich an Ort und Stelle informieren. Ihm sind viele Leser zu wünschen. – Ila

Hans Vogt: Von der Burg Friedestrom in Zons am Rhein zum Vierseen-Schloss Krickenbeck an der Netze

Unterwegs auf dem Hauptwanderweg X 3, Krefeld 2002 (Ein heimatkundlicher Wanderführer des Vereins Niederrhein e.V.)

Mit seinem 9. Bändchen setzt der Verfasser die Reihe seiner bewährten Wanderführer fort. Auch diesmal möchte man sofort die Wanderschuhe anziehen oder sich aufs Fahrrad setzen, so einladend ist die Darstellung, sind die Abbildungen und die Wanderkarten. Es lohnt sich allerdings auch, in dem Büchlein zu lesen, wenn man hinter dem Ofen sitzen muss. Mit sicherem Gespür für das Wichtige bietet Vogt manchen überraschenden Einblick in Geschichte und Besonderheiten der auf der Wanderung berührten Orte und Gegenden. Von Eisenbahnstrecken, Autobahnen, moderner Industrie ist ebenso die Rede wie von Römerlagern, Schlössern, Kirchen, Städten und Dörfern am Wege. Wer es hier und da noch besser weiß, darf dem Autor dennoch gratulieren. Hn

Das kleine Buch vom Niederrhein

Duisburg: Mercator 2002

Der Strom der Niederrheinbücher reißt nicht ab. Graphisch hervorragend ausgestattet, mit zahlreichen Fotos, wie sie nur Könner zustande bringen, und Reproduktionen von Gemälden von Clarenbach und Liesegang führt das Büchlein durch die Jahreszeiten. Texte von Hüsch (aus „Tach zusammen“), Wetterregeln, allerlei Vierzeiler von Claudius bis Hesse bieten eine idyllische Welt. Wörtlich: Geboten werden Bildchen von einem



MALEREI · ANSTRICH · RAUMGESTALTUNG · INDUSTRIEANSTRICH · VERGLASUNG

Herbert Hahn Bogenstraße 7 Tel. (0 21 51) 2 27 68
Malermeister e.K. 47799 Krefeld Fax (0 21 51) 80 28 38
<http://www.mon.de/nr/herbert-hahn-malermeister>

schönen ländlichen Niederrhein. Immerhin, auf einem Foto sind Radfahrer zu sehen, auf einem anderen Angler mit einer Kühlbox. Von einem Schäfer abgesehen, scheint es sonst Menschen am Niederrhein nicht zu geben, auch keine Städte und Ortschaften Autobahnen, Eisenbahnlinien, Industrieansiedlungen, Wälderkämpfe, Penner ... Es ist schade um Büchlein dieser Art, sie sind nur zum Verschenken da. Hn

Ludwig Hügen: „Watt de Nachtigall sengt ...“ (Was die Nachtigall singt) – Singvögel am Niederrhein –

Willich-Schiefbahn 2001

Der unermüdliche Ludwig Hügen setzt mit dem liebevoll gestalteten neuen Bändchen seine Reihe „Niederrheinische Mundart“ fort. Die am Niederrhein vorkommenden Singvögel werden in alphabetischer Reihenfolge vorgestellt, mit wunderschönen Photos als Passbildern und ihren Namen (lateinisch, niederländisch, mundartlich), Lebensweise und Besonderheiten werden beschrieben. Der Krefelder vermisst den Krähenvogel, der laut fachkundiger Auskunft so wenig singen kann wie Dohlen und Elstern, die nicht vergessen werden, und doch zu den Singvögeln zählt ... Übrigens scheinen die Krefelder Vogelkundler auf die einheimischen Bezeichnungen nicht viel Wert gelegt zu haben, wie ein Blick in die Wörterbücher von Hermes und Webers vermuten lässt. Ein in mehrfacher Hinsicht also sehr anregendes Bändchen des Schiefbahner Autors. Hn

Christa Beckers und Winfried Schorre: Burg Bischofstein an der Mosel

Koblenz: Görres 2002

Das Fichte-Gymnasium Krefeld feierte im vergangenen Jahr die 150 Jahre seines Bestehens. In zwei Jahren kann die Schule auf 50 Jahre als Burgherrin zurückblicken: 1954 kaufte der „Schullandheim Fichtegymnasium e.V.“ die Burg Bischofstein an der Mosel. Nun liegt eine detaillierte Geschichte der Burg vor, herausgebracht vom „Verein zur Förderung des Fichte-Gymnasiums Krefeld und des Schullandheims Burg Bischofstein e.V.“. Die Autoren haben in dem ungewöhnlich aufwendig ausgestatteten Band offenkundig alles zusammengetragen, was sich über Bischofstein an schriftlichen und bildlichen Quellen finden ließ. (Ob die zahlreichen Nennungen von Bischofstein in den Quellen so ausgiebig in Reproduktionen wiedergegeben werden mussten, wobei die Lesung der handschriftlichen Vorlagen im Einzelnen nicht immer überzeugen kann, mag dahin-

gestellt bleiben.) Gleichzeitig geben sie eine historische Darstellung von den Anfängen bis heute, stets mit Erfolg bemüht, die größeren Zusammenhänge herauszuarbeiten. Die außerordentliche Fülle der vielen Lesern wohl eher fremden Details würde manche Verwirrung stiften, wäre das Buch nicht wohlgegliedert. Gewissenhaft erarbeitete Verzeichnisse: Literatur, Quellen, Abbildungen, runden das Werk ab. Ist daran gedacht, dass auch Schüler (und Nicht-Historiker) sich einlesen sollen und nicht nur ein wunderschönes Bilderbuch vorfinden, sollten die Autoren ein kleines, doch nicht zu knapp bemessenes Fachwortregister mit eingehenden Erklärungen beilegen. Hn

Jüdische Gemeinde Krefeld: Das Leben – Chai. Zeitschrift für Aspekte jüdischen Lebens

1. Ausgabe Dezember 2001, Kisslev 5762

Mit der neuen Gemeindezeitung erhält die Krefelder jüdische Gemeinde ein Organ, das dem Zusammenhalt dienen und die weitere Entwicklung fördern wird. Für die nun beinahe tausend Mitglieder wird der hier vorgestellte Neubau eines Gemeindezentrums mit einer Synagoge in der Wiedstraße besonders wichtig sein. Ein kleiner Rückblick erinnert daran, dass seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert Juden in der Stadt gelebt haben, nicht einmal eine Handvoll zunächst, Mitte 1933 fast 1500 mit ihrer großen, 1938 niedergebrannten Synagoge.

Der Forstwald

Ausgabe 31/April 2002 „1952 – 2002. 50 Jahre Bürgerverein Forstwald“

Darin neben Beiträgen über die Künstlerkolonie der „Forstwald-Indianer“ (Bosseljon, Icks, Steuernthal, Samnée) oder das Diorama „Schlacht bei Krefeld“ im Landgasthof

Hückels May ein ausführlicher Rückblick auf 50 Jahre Bürgerverein Forstwald. Die lesenswerten Beiträge, die früheren Ausgaben der Mitteilungen des Bürgervereins entnommen sind, erinnern daran, dass die einstige St. Töniser Heide einmal Grenzland und leider auch beliebtes Schlachtfeld war. Des wohl bekanntesten Bewohners, des Hauptmanns von Köpenick, wird in der „Chronik“ gedacht.

Grönland

Nr. 27/Juni 2002 Sonderausgabe zum 50-jährigen Bestehen des Bürgervereins Grönland

Darin vor allem Beiträge aus Anlass des Jubiläums. Erinnert wird an das „moderne Vorzimmer der Stadt“, einst weit vor den Toren, eben wie Spitzbergen – so die Bezeichnung für ein paar Weberhäuschen westlich der früheren St. Bonifatiuskirche – und Grönland!

Hülser Heimatblätter

Heft 49/Ostern 2002

Darin u. a. Beiträge über alte Hülser Brunnen, Gaststätten in den 30er Jahren, Hülser Kunstorte. Von Interesse ein Rückblick auf die alte Landgemeinde Benrad und der Versuch, den Erbauer des Straßburger Münsterturms Johann Hültz (gest. 1449) mit der Herrlichkeit Hüls in Verbindung zu bringen.

Anrather Heimatbuch

Nr. 25/2002

Darin u. a. Beiträge über die alten Bauernschaften Cloerath und Kehn, Widerstand, Fremdarbeiter und Kriegsgefangene während des Dritten Reiches. Wichtig der Hinweis auf die Doomer-Zeichnungen, die 1902 durch den Ankauf der großen Sammlung

Wohnstätte Krefeld

WOHNUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Mit 9.500 Wohnungen in allen Bezirken größter Wohnungsanbieter

Mietangebote unter Telefon 0 21 51 - 63 27-0

Wohnstätte Krefeld

Königstraße 192 · 47798 Krefeld

<http://www.wohnstaette-krefeld.de>

E-Mail: mail@wohnstaette-krefeld.de

Adolf von Beckeraths ins Berliner Kupferstichkabinett (Staatliche Museen zu Berlin, preußischer Kulturbesitz) gelangten.

Meerbuscher Geschichtshefte Heft 18/2001

Darin u.a. Beiträge über die Herren von Buderich, die Bemühungen um den Erhalt der Rheinaue bei Planung und Bau der Flughafenbrücke, eine übersichtliche Darstellung der (Vor)Geschichte der Stadt Meerbusch 1945-2000.

Jahrbuch 2002/2003

Hrsg.: Freundeskreis lebendige Grafschaft

Darin u.a. Beiträge über die Verhältnisse in einem alten Rumelner Bauernhaus, das frühere Kloster Marienfeld in Rumeln, die Milchwirtschaft und das Rübenkraut, Begräbnisbräuche am Niederrhein und Entwicklung und Schicksal des großen Verschiebebahnhofs Hohenbudberg.

St. Töniser Heimatbrief

Nrn. 146/2000 und 147/2001

Darin u.a. Beiträge zur Geschichte von St. Tönis aus den handschriftlich überlieferten Erinnerungen von Jakob Ortmann, über Luftangriffe im 2. Weltkrieg, Schulleben in alter Zeit, die Unterhaltungskapelle Walter Wimmers.

Tönisberger Heimatblätter

Heft 4/Pfingsten 2002

Darin u.a. Beiträge über Honschaftsrechnungen von Tönisberg 1668-1700, Tönisberger Straßen und Begräbnisstätten, der erste Teil einer Darstellung zur Geschichte des Steinkohlenbergbaus und der Zeche Niedberg.

Der Niederrhein

Hefte 1-4/2002

Darin u.a. Beiträge über Jan de Beijer, „zur Kulturgeschichte des Schweins“, den Niederrhein in der Literatur, die Geschichte der Telekommunikation am Niederrhein, das französische Projekt eines Nordkanals zwischen Venlo und Neuss vor 200 Jahren.

Volkskultur an Rhein und Maas

Nrn. 1/2001, 1/2002, 2/2002

Darin u.a. Beiträge über die Kulturgeschichte der rheinischen Gaststätte, zur gesprochenen Sprache im Rheinland, zur rheinischen Geheim- und Sondersprachen-

forschung, über „Bröckskes, Klümpchen und Kamellen“ in der Umgangssprache, Weihnachtsbrauch-Wandel seit 1945, Dialekte und Standardsprachen im Maas-Rhein-Gebiet, die Vermarktung von Halloween.

Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein

Heft 204/2001

Darin u.a. Beiträge über die Bedeutung von „Klein-Jerusalem“ in Neersen, die Kolpinghäuser bis zum ersten Weltkrieg, die politische Haltung der westdeutschen Arbeiterzeitung (WAZ) der katholischen Arbeiterbewegung 1928-38.

Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur

Hefte 1 u. 2/2001, 1 u. 2/2002

Der Blick über den Rhein lohnt sich. Die sehr reichhaltige und solide redigierte Halbjahreszeitschrift der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur lädt ein, die große Stadt an der Ruhr vor allem auch mit ihren jüngeren historischen Traditionen wahrzunehmen. Die Frage drängt sich an vielen Stellen auf: Was war damals bei uns...? Überraschend etwa ein Beitrag zur „Kirchen- und Kirchengeschichte des Ruhrgebiets im Industriezeitalter“ (2/2001). Die Hefte sind Schwerpunkten gewidmet: Museen und Denkmale, Bauen und Wohnen, Welterbe: Zeche Zollverein, Ton, Steine, Scherben – Archäologie im Ruhrgebiet

Rheinische Heimatpflege

Hefte 4/2001, 1-3/2002

Darin u.a. Beiträge über die Vorbereitung der Säkularisation 1797/98, die Wiederherstellung von Denkmälern, über die napoleonische Kirchenpolitik im Rheinland (mit der Gründung des ersten Bistums Aachen, 1801-25), den historischen Bergbau im Siebengebirge, die eindrucksvolle Erneuerung der Kölner Pfarrkirche St. Peter („Kunststation“), das Welterbe Kulturlandschaft Mittelrhein, den Nürburgring.

Rheinische Kunststätten

Heft 457: St. Gereon in Monheim mit Filialkirchen und Kapellen

Heft 458: Die evangelische Kirche in Essen-Werden

Heft 459: Kreisstadt Heinsberg

Heft 462: Der Wipperkotten in Solingen

Rheinische Vierteljahrsblätter Jg. 66/2002

Darin u.a. Beiträge über „Die Zeit der Reformen. Das Rheinland im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit 1450-1550“, die auf der Arbeitstagung des Instituts für geschichtliche Landeskunde in Bonn im September 2000 vorgetragen wurde

Die an dieser Stelle üblicher Weise folgenden kurzen Hinweise auf Neuerscheinungen werden in Zukunft auf Publikationen beschränkt werden, die Krefeld oder das unmittelbare Umland betreffen. Nachdem die „Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein“ und die vierteljährlich erscheinende „Rheinische Heimatpflege“ des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz regelmäßig ausführliche Bibliographien zur rheinischen Geschichte und Volkskunde veröffentlichen, braucht in der „Heimat“ wohl nicht mehr so weit ausgegriffen zu werden. Fd.

Schöne neue Welt. Rheinländer erobern Amerika; Hrsg.: Landschaftsverband Rheinland.

Zwei Begleitbände zur Ausstellung im Rheinischen Freiluftmuseum Kommern, bearb. von Dieter Pesch (Bd. 1) und Kornelia Panek (Bd. 2). Martina Galunder Verlag, Kommern 2001.

Rudolf Hirsch (Krefelder Jude, geb. 1907): Aus einer verlorenen Welt (Lebenserinnerungen), hrsg. von Walter Nowojski, 2002.

Gottfried Andree (Hrsg.): Chronik der ein-klassigen Volksschule zu Orbroich. Bürgermeister St. Hubert, später Hüls Kreis Kempen 1863-1966. Hüls 2001

Arbeitsgruppe Krefelder Poststempel: Die Poststempel des Stadtgebietes Krefeld Hrsg.: Sammlergilde Heinrich von Stephan e.V. Krefeld (vgl. ds. Zschr. 71, 2000, S. 1988)
Inzwischen erschienen: Bände 3-5. Bestelladresse: Heinz Offermanns, Braunsweg 10, 47807 Krefeld.

Der Krefelder Karneval; hrsg. von der Stiftung Heimatarchiv Krefelder Karneval, Krefeld 2002

Andreas Storz: „... bitte mit Sahnel“ Krefelder Cafés, Eiscafés, Konditoreien, Bäckereien früher und heute. Krefeld 2001.

Andreas Storz: Essen, trinken und viel mehr (Krefelder Gaststätten), Selbstverlag, Krefeld 2002.

Andreas Storz: Es war einmal (Krefelder Ansichtskarten), Selbstverlag, Krefeld 2002.

St. Dionysius Krefeld. Hauptpfarrkirche. 150 Jahre Dionysiuschor 1952-2002. Hrsg.: Kirchenchor St. Dionysius, Krefeld (2002).

80 Jahre Kirchenchor St. Bonifatius Stahldorf, Festschrift zum Jubiläum, Krefeld 2001.

Sudentendeutsche Landsmannschaft Kreisgruppe Krefeld 1952-2002

Gelduba um 200 n. Chr., Modell einer römischen Kulturlandschaft im Museum Burg Linn. Begleitheft zur Ausstellung. Texte: Robert Fahr, Christoph Reichmann, Karsten Dahmen, Krefeld 2001.

Karsten Dahmen: Geschichte im Kleinformat. Die römische Welt des 4. Jahrhunderts im Spiegel der Sammlung R. Heynen. Krefeld (Schriftenreihe des Museums Burg Linn).

Wirtschaftsstandort Krefeld, hrsg. von Christian Kirk/WFG Krefeld, Darmstadt: Europäischer Wirtschaftsverlag 2002.

Tönisvorst, eine Bilderreise durch St. Tönis und Vorst, Tönisvorst: Alwo-Druck 2002.

Klaus Jacobi, Joachim Sobotta: Die Flughafenbrücke, Köln: Landesbetrieb Straßenbau 2002.

Manfred Schulz: Wirtschaftsjahrbuch Kreis Viersen, Mönchengladbach: Scriptor Verlag 2002.

Wolfgang Löhr: Die Gladbacher Benediktiner. Bd. 19 der Reihe „Zeugen städtischer Vergangenheit“; Mönchengladbach 2001.

Heinz Habrich: Kirchen und Synagogen – Denkmäler aus der Zeit von 1850 bis 1916 in Mönchengladbach, Bd. 44 der Beiträge zur Geschichte der Stadt Mönchengladbach, 2002

Theodor v. d.

Weien

Hochbau seit 1885

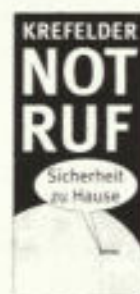
Th. v. d. Weien GmbH & Co. KG
Lehmheide 37 · 47805 Krefeld
Fernruf (021 51) 37 76-0

... erster Name
für Innendekoration

vankann

GmbH
Rheinstr. 60/Ecke Luisenstr. · 47799 Krefeld
Tel. 0 21 51 / 2 55 96 + 2 70 51
Fax 0 21 51 / 60 26 72
www.vankann-gmbh.de

Krefelder Verein für Haus- und Krankenpflege



Krefelder Menü

- gesund genießen im Alter
- portioniert auf Porzellan serviert
- heute bestellt, morgen geliefert

Krefelder Pflege

- 44 Jahre in Krefeld – der Tradition verpflichtet
- individuell zu Hause pflegen
- mit dem Gütesiegel des TÜV

Krefelder Notruf

- 24 Stunden Sicherheit
- sorgenfrei zu Hause leben
- eine examinierte Krankenschwester kommt sofort

Telefon 0 21 51/83 90-0

Personalien/Jubiläen

Hansheinz Hauser

Große Zustimmung in ganz Krefeld fand der Rat der Stadt, als er im Juni Hansheinz Hauser die Ehrenbürgerwürde verlieh. Der ehemalige Oberbürgermei-

ster (von 1968 bis 1982 im Amt) entstammt einer alten Krefelder Familie – so ist er selbstverständlich am Heimatleben und an der Stadtgeschichte höchst interessiert und auch Mitglied des Vereins für Heimatkunde –,

lernte den ursprünglichen Beruf (Bäckermeister) und das politische Engagement von klein auf kennen (Vater Johannes Hauser war schon Oberbürgermeister) und gehörte von 1964 bis 1999 der CDU-Stadtratsfraktion an. So behielt er auch engen Kontakt zur Basis, als er von 1958 bis 1972 Mitglied des nordrhein-westfälischen Landtages und von 1972 bis 1990 Mitglied des Deutschen Bundestages war, wo er in der CDU-Fraktion zum stellvertretenden Vorsitzenden und Leiter des Diskussionskreises Mittelstand gewählt wurde. Von seinen sonstigen Ämtern seien seine Mitgliedschaft im Präsidium des Deutschen Städtetages und im Vorstand des Städtetages Nordrhein-Westfalen erwähnt. Vor allem hat er sich im Handwerk auf allen Ebenen intensiv engagiert. Seit 1985 ist er Präsident der Handwerkskammer Düsseldorf. Anlässlich seines 80. Geburtstages am 23. Juni 2002 erschien eine Festschrift, in der Hausers Verdienste gründlich und facettenreich gewürdigt wurden. Daß er auch Träger vieler hoher Auszeichnungen ist (z. B. Großes Bundesverdienstkreuz mit Stern und Schulterband, Landesorden Nordrhein-Westfalen) versteht sich fast von selbst. Entscheidend sind aber die persönlichen Eigenschaften, die ihn in hohem Maße auszeichnen, oft aber bei Politikern und Funktionären vermißt werden: absolute Integrität und Geradlinigkeit, Selbstdisziplin und Sachverstand, Augenmaß und Kontaktfreudigkeit, Bürgernähe und Verlässlichkeit. Für Krefeld war und ist er ein Glücksfall. Seine Verbundenheit mit der Vaterstadt und sein unermüdlicher Einsatz für sie können gar nicht hoch genug eingeschätzt wer-

den. Er setzt die von Dechant Gottfried Reinarz 1863 begonnene Reihe der Krefelder Ehrenbürger würdig fort. Fd.

Paul Kleinewefers

Im hohen Alter von über 90 Jahren starb im Dezember 2001 Senator Diplom-Ingenieur Paul Kleinewefers. Er war einer der profiliertesten Vertreter der Krefelder Wirtschaft. Seine Firma, die Maschinenfabrik Kleinewefers, die inzwischen in andere Hände übergegangen ist, gehörte lange Zeit zu den Säulen der Krefelder Maschinen-Industrie. Ihr Seniorchef Paul Kleinewefers war sich durchaus bewußt, aus welchen kleinen Anfängen die Firma hervorgegangen war. Er gehörte zu den wenigen Industriellen, denen die Pflege des Firmenarchivs und die Beschäftigung mit der Geschichte der Firma ein großes Anliegen waren.

Am Leben seiner Vaterstadt nahm er engagiert Anteil. Er förderte Künstler, war dem Verein für Heimatkunde, dessen Vereinsrat er eine Zeitlang angehörte, ein treuer Freund und Förderer, ließ sich auch in der „Heimat“ mit einem Beitrag zur Fremdarbeiter-Frage vernehmen. Sein Lebensbericht „Jahrgang 1905“, in dem er offen über sein Tun und Erleben bis in sein siebenzigstes Lebensjahr hinein Auskunft gibt, ist auch heute noch lesenswert.

In der jüngeren Vergangenheit wandte sich sein Interesse vor allem der von ihm gegründeten „Adalbert-Stiftung“ zu, der er die Aufgabe zuwies, sich der Pflege gutnachbarlicher Beziehungen zu den osteuropäischen Ländern zu widmen. Bei ihm



Auch die besten Cafés schließen irgendwann...

In Ihrem Traumhaus oder Ihrer Traumwohnung können Sie das Leben den ganzen Tag genießen.

Wir würden Ihnen gerne dabei helfen:

z. B. mit einer architektonischen Beratung, einer Entwurfs- und Bauplanungsplanung oder einem schlüsselfertigen Festpreisangebot, der Koordination aller Gewerke, etc. Selbstverständlich geben wir Ihnen auf unsere Arbeiten 5 Jahre Gewährleistung.

Oder träumen Sie schon länger von

einer Baderneuerung, einem Wintergarten, der Ihrem Haus angepasst wird, einem Dachgeschossausbau, Anbauten und Aufstockungen, einer völligen Neugestaltung Ihrer Wohnräume oder senioren- und behindertengerechte Umbauten?

Ihre Träume in unseren Händen. Genießen Sie Ihr Leben.

InfoTelefon: Firma Hambloch 02151 30 93 -0, www.Hambloch.de

verband sich ein weit gespannter Horizont mit dem Bewußtsein des Verwurzeltheits in der Geschichte der Heimatregion. Fd.

Eva Brües, Edith Heinzelmänn

Zwei um Krefeld verdiente Frauen wurden im April/Mai 75 Jahre alt. Frau Dr. Eva Brües, angesehene Kunsthistorikerin mit Wohnsitz im Otto-Brües-Haus auf der Gutenbergsstraße in Krefeld und am Otto-Brües-Weg in Au bei Bad Aibling ist in Krefeld jedem vertraut, der sich mit Denkmalpflege beschäftigt, hat sie doch bereits 1967 die beiden Krefeld-Bände des Standardwerkes „Die Denkmäler des Rheinlandes“ verfaßt und 1975 im 46. Jahrgang der „Heimat“ als Ergänzung dazu die Beschreibung der Hülser Denkmäler veröffentlicht. Sie war aber auch sonst in reichem Maße publizistisch tätig, seit ihrer Pensionierung vor allem als Sachwalterin des literarischen Werkes ihres Vaters, des Krefelder Ehrenbürgers Otto Brües. Sie rief auch den Otto-Brües-Freundeskreis ins Leben, dessen Aktivitäten sie maßgeblich mit bestimmt. Ihre berufliche Tätigkeit war vor allem dem Museum Schloß Rheydt gewidmet, dem sie nicht zuletzt eine viel beachtete Sammlung von Webstühlen und Textilmaschinen angliederte. Eva Brües hat bestimmt, daß das Wohnhaus der Familie als Krefelder Literaturhaus mitsamt dem reichen Nachlaß ihres Vaters einmal in den Besitz der Stadt übergeht.

Auch für Edith Heinzelmänn ist das Erbe ihres Vaters Verpflichtung und Auftrag. Ohne ihn, Dr. Karl Heinzelmänn, lange Jahre als Lehrer am Arndt-Gymnasium tätig, wäre die bekannte zweibändige Stadtgeschichte von Gottfried Buschbell nie erschienen. Er leistete beträchtliche Beiträge dazu und sorgte für die Herausgabe aus Buschbells Nachlaß. Seine Tochter schlug ebenfalls die Pädagogen-Laufbahn ein und hat ganze Generationen von Krefelder Kindern unterrichtet, zuletzt als Rektorin einer Grundschule. Kinder und Kollegen vertraut zu machen mit heimatkundlichen

und heimatgeschichtlichen Sachverhalten, war ihr immer ein besonders Anliegen. In vielfacher Hinsicht hat sie ihr Wissen und ihre Tatkraft auch in den Dienst des Vereins für Heimatkunde gestellt, dessen Vereinsrat sie seit vielen Jahren angehört. Ihr sind vor allem die zwei großen „Heimat“-Register für die Jahrgänge 60 bis 70 zu verdanken. Neben ihrer erfolgreichen Arbeit als Pädagogin und Heimatkundlerin soll auch ihr großes Engagement im kirchlichen und sozialen Bereich nicht unerwähnt bleiben. Beiden Jubilarinnen sei gewünscht: ad multos annos! Fd.

Dieter Pützhofer

Am 14. Mai 2002 wurde Dieter Pützhofer 60 Jahre alt; wenn er mit jugendlichem Elan ans Rednerpult tritt – was sein Amt häufig verlangt –, mag man es kaum glauben. Dabei hat er schon zwölf Jahre als Krefelder Oberbürgermeister nach der alten Kommunalverfassung hinter sich (1982 – 1989, 1994 – 1999) und ist seit 1999 hauptamtlich in dieser Funktion für die Stadt und ihre Bürger, die ihm mit traumhaften 63 Prozent ihr Vertrauen schenken, tätig. Er ist gebürtiger Krefelder, machte nach einer Ausbildung als Betriebsschlosser auf dem Abendgymnasium sein Abitur und schlug dann die Laufbahn eines Lehrers ein, die er 1978 als Schulrat beendete, um sich ganz der Politik widmen zu können.

Schon früh engagierte er sich in der Jungen Union, wurde 1975 erstmals Ratscherr und brachte es 1985 zum Vorsitzenden der CDU Rheinland, die dann in der Fusion mit dem Landesverband Westfalen aufging. Von 1990 bis 1999 war er Mitglied des Deutschen Bundestages.

Er leidet darunter, daß seine stadtgestalterischen Ideen, seine Pläne zur Wirtschaftsförderung und zur Weiterentwicklung des kulturellen Lebens sich wegen der katastrophalen Enge in den kommunalen Finanzen nur in bescheidenem Maße verwirklichen lassen. Trotzdem stellt er seine ganze Kraft in den Dienst der Stadt, bleibt bürger-nah, auch wenn er in regionalen

und bundesweiten Gremien seine Stimme erhebt, begnügt sich keineswegs nur mit Festansprachen, denen es im übrigen nie an einem guten Schuß Humor mangelt, sondern bewirkt hinter den Kulissen mehr, als viele vermuten. Der Verein für Heimatkunde, dem er sich seit langem verbunden fühlt, gratuliert herzlich und wünscht ihm Glück und Erfolg für seine weitere Arbeit. Fd.

Carl Arnold Willemsen

Im Jahre 2002 hat sich zum hundertsten Mal der Geburtstag von Professor Carl Arnold Willemsen geöhrt, der am 29.3.1902 als zweites von fünf Kindern der Eheleute Arnold und Carola Willemsen geboren wurde. Nach Jugendzeit und Schule in Krefeld-Uerdingen studierte er von 1921 bis 1924 Geschichte an den Universitäten Freiburg, Marburg und München. Danach durchlief er ver-

schiedene Stationen als Dozent und fand sich nach den Wirren des Zweiten Weltkrieges 1950 als Honorarprofessor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Bonn wieder. 1965 wurde er ordentlicher Professor im gleichen Fachgebiet daselbst. Im Jahre 1986 ist er dort auch verstorben.

Im Mittelpunkt seines Gelehrtenlebens stand der Stauferkaiser Friedrich II. (1194 – 1250), der unter den deutschen Kaisern des Mittelalters eine ganz herausragende Stellung einnimmt. Dieser Gestalt fühlte sich Carl Willemsen in besonderer Weise verbunden. Davon zeugt vor allem seine Maßstäbe setzende Neuedition des berühmten „Falkenbuches“. In diesem Werk, das noch heute durch die auf genauer Naturbeobachtung beruhenden Beschreibungen und Zeichnungen erstaunen läßt, hat Friedrich II. seine in langen Jahren gesamt-

KREFELD
Stadt wie Samt und Seide

MACHT EINFACH SPASS

- Shopping ohne große Wege
- Stadttheater
- Museen
- Zoo
- Burg Linn
- Elfrather See
- Botanischer Garten
- Radfahren
- Eishockey
- Galopprennen

Informationen durch:
Stadtmarketing · 47792 Krefeld
Rathaus · von-der-Leyen-Platz 1
Tel. 0 21 51/86 15 01 · Fax 0 21 51/86 15 10
www.krefeld.de · e-mail: freizeit@krefeld.de

melten Erfahrungen in der Falkenjagd niedergelegt.

Die Volkshochschule Krefeld hatte anlässlich des hundertjährigen Geburtstages von Carl Willemsen Professor Theo Kölzer von der Universität Bonn zu einem Vortrag mit dem Titel: „Das Falkenbuch Kaiser Friedrichs II. – Bedeutung und Deutungen“ eingeladen. Der Referent würdigte bei dieser Gelegenheit ausführlich auch das Werk Professor Willemsens, der in seiner Zunft eher ein Außenseiter war. Er war nicht in erster Linie ein auf reine Quellenforschung spezialisierter Forscher, der seine Erfüllung ausschließlich in kritischen Texteditionen fand. Vielmehr war er „ein Augenmensch, ein Ästhet, allen Schönheiten der Kunst und der Landschaft gegenüber aufgeschlossen und zudem ein großartiger Fotograf“ (Hans-Martin Schaller 1987). Davon zeugen die noch heute überaus sehens- und lesenswerten Bildbände über Apulien und Kalabrien. Auch sein letztes

Werk über das „Rätsel von Ottranto“ zeigt ihn als Meister seines Faches.

Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß Carl Willemsen auch ein großartiger Lehrer war. Seine ehemaligen Studenten sprechen noch heute mit Begeisterung von seinen Vorlesungen und von den Exkursionen, die er mit ihnen nach Apulien und Sizilien zu den steingewordenen Zeugnissen der Herrschaft Friedrichs II. unternommen hat.

Krefeld tut gut daran, diesen vielfach ausgezeichneten Gelehrten nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. A. W.

Reinhard Feinendegen

Mit einer gewissen Neugier liest man in der jährlich erscheinenden Zeitschrift „die Heimat“ gegen Ende unter dem Abschnitt „Personalien/Jubiläen“ seit einigen Jahren: „Runde Geburts-

tage“. Zuständig für diese Spalten in der „Heimat“ ist der Vorsitzende des Vereins für Heimatkunde e. V., Dr. Reinhard Feinendegen. Ihn wollen wir bei der gepflegten Statistik unterstützen und in Erinnerung bringen, daß er am 2. Juni 2002 70 Jahre vollendete.

In Fortsetzung einer Familientradition wirkte er Jahrzehnte im höheren Schuldienst, seit 1970 als Gründungsdirektor des Krefelder Gymnasiums Horkesgath. Für die Krefelder CDU saß er im Schulausschuß und in der Bezirksvertretung Ost.

Neben seinem pädagogischen Wirken und seinem kirchlichen – insbesondere ökumenischen – Engagement ist er seit 1976 Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde in Krefeld und bildet mit Dr. Oskar Burghardt die Schriftleitung des Krefelder Jahrbuches „die Heimat“. Vielfältig ist darüber hinaus sein Wirken im weiten Feld der Historie. So ist er Mitherausgeber

der neuen Krefelder Stadtgeschichte. Im Jahre 2002 erschien aus seiner Feder in der Reihe „Rheinische Kunststätten“ das Heft „St. Matthias in Krefeld-Hohenbudberg“. Auch das Bockumer Heimatbuch und zahlreiche weitere Veröffentlichungen entstanden unter seiner Regie.

Aus dem Denkmalausschuß der Stadt Krefeld ist Dr. Reinhard Feinendegen als sachverständiger Bürger nicht wegzudenken. Mit Fachwissen und Beharrlichkeit kämpft er für die sachgerechte Erhaltung und Sicherung des überkommenen Bildes seiner Heimatstadt. Seit vielen Jahren ist er auch Mitglied des Kulturausschusses. bü

STEMPELNITSCHMANN
POKALE BESCHLÄGE
SCHILDER STEMPEL

■ Inh. Peter Aretz
Königstraße 84
47798 Krefeld
Tel. 0 21 51 / 606 606
Fax 0 21 51 / 606 688

■ Geschäftszeiten:
Mo.-Fr. 9.00-18.00
Sa. 10.00-14.00

Wir beraten Sie gern

Heinz Steinmetz GMBH

Fabrikstraße 14
47798 KREFELD
Telefon 60 11 66 / 6 64 67
Telefax 60 11 72



Sanitär und Zentralheizung
Badplanung und Ausführung
Neuanlagen · Reparatur
Kundendienst · Notdienst



Aber auch Traumbäder müssen vom Fachmann montiert und installiert werden, damit sie nicht zum Alptraum werden.
Also: Wir sind bereit.

Nachrufe, Amtsübernahmen, Auszeichnungen

Werner Ross starb im Alter von 90 Jahren. Der heimatbewußte Uerdinger (s. „die Heimat“, 52, S. 13) hat sich durch ein umfangreiches literarisches Schaffen im deutschen Geistesleben seiner Zeit einen Namen gemacht und bemerkenswerte Fähigkeiten als Kulturmanager (u. a. Direktor der Deutschen Schule in Rom und danach der Goethe-Institute) und Essayist entwickelt. 1995 erhielt er den Niederrheinischen Literaturpreis (s. „die Heimat“, 67, S. 55). Seine sprachgewandten, geistreichen Vorträge sind vielen Zuhörern in bester Erinnerung.

Im Alter von 85 Jahren verstarb **Emil Brüster**, der sich um die Krefelder Wohlfahrtspflege große Verdienste erworben hat und in zahlreichen ehrenamtlichen Funktionen tätig war, nicht zuletzt als Geschäftsführer der Krefelder Familienhilfe und des Stadtsportbundes.

Hubert Friedrichs, der bekannte frühere Braumeister von Gleumes und in zahlreichen politischen und bürgerschaftlichen Aktivitäten engagierte ehemalige Ratsherr der CDU starb 81jährig.

Theo Rangs, der Mann aus Uerdingen, der sich nie scheute, den Mund aufzumachen und die Ärmel aufzukrempeln, wenn soziale Not an sein Ohr drang, starb mit 80 Jahren. Als Betriebsrat im Bayer-Werk, als Ratsherr der CDU, als Vorstandsmitglied der CDA und Leiter der Konrad-Adenauer-Begegnungsstätte entfaltete er eine reiche Tätigkeit zum Wohle der Mitmenschen.

Neue Rheinlandtaler-Träger aus Krefeld sind **Dr. Hans-Christian Mittag**, dessen Einsatz für Natur und Umwelt nicht hoch genug eingeschätzt werden kann – jahrelang war er Leiter des NABU Krefeld – und **Theo Versteegen** aus Traar, der sich durch seine Lesungen und Bücher in Mundart einen Namen gemacht hat und unermüdlich mit Humor und Tiefsinn für Heimat- und Brauchtumpflege eintritt. Mit dem Rheinlandtaler ausgezeichnet wurde auch der Neusser Kunsthistoriker und frühere Museumsdirektor **Dr. Max Tauch**, ferner aus dem Kreis Viersen der Historiker **Dr. Hans Kaiser** und der Naturschützer **Günter Wessels**.

Winfried Schittges, der Vorsitzende der Landschaftsversammlung Rheinland, wurde mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. In seinen vielen Funktionen – er ist auch Vorsitzender der Krefelder CDU, Ratsherr und Landtagsabgeordneter – hat er zahlreiche Aktivitäten entwickelt, nicht zuletzt auch auf dem Gebiet des Sports, und für Krefeld viel Positives bewegt.

Das Albert-Steeger-Stipendium ging 2002 an **Dr. Horst Wallraff** für seine Forschungen über den Nationalsozialismus in den Kreisen Düren und Jülich und an **Dr. Heye Bogena** für seine geowissenschaftlichen Untersuchungen im Einzugsgebiet des Wahnbachs.

Die beiden Historiker **Professor Dr. Hermann Wellenreuther** und **Professor Dr. Hartmut Lehmann**, die seit 1983 maßgebend an den Krefelder deutsch-amerikanischen Historiker-Symposien beteiligt sind, erhielten die Stadtehrenplakette verliehen.

Das Stadtsiegel wurde zuerkannt **Christiane Brüggemann** (der Vorsitzenden des Vereins der Freunde und Förderer der Linner Museen), **Werner Mellen** (dem um Hüls besonders verdienten Heimatforscher), **Albert Girmes** (dem engagierten Vorsitzenden der Krefelder Familienhilfe), ferner **Willi Pins**, **Irmgard Schlösser** und **Theo Thissen**.

Die Krefelder Kunstmuseen erhielten in Frau **Dr. Beate Ermacora** aus Wien eine neue stellvertretende Leiterin in der Nachfolge von **Dr. Julian Heynen**, dem die Verantwortung für die Kunstsammlung im Düsseldorfer Ständehaus übertragen wurde. Frau Dr. Ermacora hat in Innsbruck studiert. Krefeld kennt sie bereits von einer Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Adolf-Luther-Stiftung im Jahre 1992. Zuletzt hatte sie eine Stelle an der Kunsthalle Kiel.

Auch das Deutsche Textilmuseum in Linn erhielt eine neue stellvertretende Leiterin in der Person von Frau **Dr. Isa Fleischmann-Heck**. Nach Studien in Aachen, Freiburg und New York arbeitete sie an Museen in Bad Homburg und Mainz.

Neuer Direktor des Geologischen Dienstes NRW (früher: Geologisches Landesamt) wurde **Professor Dr. Josef Klostermann**, bekannt u. a. durch umfangreiche geologische Forschungen am Niederrhein. Sein Vorgänger **Diplom-Geologe Hans Dieter Hilden** trat in den Ruhestand.

Runde Geburtstage

120 Jahre wäre Schulrat **Franz Heckmanns** am 10. Juni 2002 geworden. Im Verein für Heimatkunde, für den er sich jahrzehntelang einsetzte – auch als Vorsitzender – ist er unvergessen.

90: **Hans Neikes**, an der Krefelder Heimatarbeit seit Jahrzehnten interessiert, Mitglied des Kreis 23, verdienter langjähriger Schiedsmann

80: Archivdirektor i.R. **Dr. Guido Rotthoff**. Nach Stationen im Dienst des Landes und des Landschaftsverbandes Rheinland baute er als erster eine fachgerechte und systematische Archivarbeit in Krefeld auf. Ihm ist die diesjährige Ausgabe der „Heimat“ gewidmet (s. S. 5 und nebenstehende Abb.);



Joachim Fontheim, von 1966 bis 1985 sehr erfolgreicher Generalintendant der Vereinigten Städtischen Bühnen Krefeld/Mönchengladbach, aus Leipzig gebürtig, aber inzwischen auch zum Niederrheiner geworden; **Herbert Maeger**, der frühere Krefelder Verkehrsdirektor, der mit vielen guten Ideen die Stadtwerbung voran brachte, besonders bei der Philadelphiade 1983; **Heinrich Gallhoff**, der frühere Krefelder Stadtförster, der auch nach seinem Eintritt in den Ruhestand unermüdlich seine Stimme im Dienste der Natur erhebt und vor allem für das Waldgut Schirmau weiterhin eifrig tätig ist; **Rudi Neuhausen**, ein Urgestein des Krefelder Karnevals, mit der Krefelder Mundart bestens vertraut, unermüdlich in seiner Mitarbeit bei der Krefelder Familienhilfe

75: **Ludwig Soumagne**, der auch in Krefeld, insbesondere durch seine Veröffentlichungen bei van Acken sehr bekannte Neusser Mundartdichter;

Alt-Oberbürgermeister **Willi Wahl**, auch heute noch ehrenamtlich tätig, mit der Mundart bestens vertraut; **Will Cassel**, weithin bekannter, mehrfach ausgezeichneter, umtriebiger Krefelder Künstler (Markenzeichen: Gartenzwerg); **Günter Kusch**, früherer Mitarbeiter des Hochbauamtes der Stadt und von 1969 bis 1981 als Baudezernent an der baulichen Entwicklung Krefelds maßgeblich beteiligt

70: **Dr. Herbert Eichmanns**, der frühere Direktor des Verkehrsvereins, beliebter Moderator, engagierter und humorvoller Kenner und Förderer der Krefelder Mundart und gesellschaftlicher Aktivitäten in der Stadt, (auch im Verein für Heimatkunde);

Christiane Brüggemann, die langjährige verdiente Vorsitzende des Vereins der Freunde und Förderer der Linner Museen; **Alfred Böll**, jahrzehntelang für Krefeld engagiert als Lehrer und Rektor, als Ratsherr der CDU und Fraktionsvorsitzender, als städtischer Beigeordneter;

- Pfarrer **Karl Josef Maßen** von der Pax-Christi-Gemeinde, weiterhin bekannt als engagierter Förderer des Gespräches zwischen Kirche und moderner Kunst;
- Paul Alfred Kesseler**, früherer Leiter des städtischen Planungsamtes, maßgeblich beteiligt an der städtebaulichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte;
- Helmut Kupski**, für die SPD jahrelang im Stadtrat und im Landtag, heute vor allem aktiv im Ausbau der Kontakte zwischen Krefeld und Uljanowsk (Rußland);
- Eva Staudacher**, verdiente Sozialpolitikerin in der SPD-Stadtratsfraktion;
- Hans Fuchs**, Verfasser bzw. Herausgeber vieler Schriften mit stadthistorischen oder heimatkundlichen Themen;
- Hanns Kockers**, „Baas“ der Gesellschaft Creinvelt;
- Eberhard Crux**, ehemaliger Bankdirektor, in vielen berufständischen und ehrenamtlichen Funktionen aktiv, u. a. bei den Freunden des Krefelder Theaters
- 65: **Heinz-Josef Vogt**, früherer Krefelder Oberstadtdirektor und Vorsitzender des „Kulturraum Niederrhein“; weiterhin bei der „action medeor“ engagiert;
- Friedrich Noth**, CDU-Ratsherr mit besonderem sozialpolitischen Schwerpunkt
- 60: **Jürgen Küper**, Krefelds Stadtdirektor und Kämmerer in für die Finanzen schwerer Zeit; nicht nur seit über 25 Jahren in städtischen Diensten, sondern auch darüber hinaus für die Bürger engagiert (u. a. beim Roten Kreuz);
- Hans Joachim (Stan) Mathias**, der mit Krefeld bestens vertraute und in vielen Sätteln gerechte Leiter des städtischen Presseamtes (seit 1970);
- Werner Näser**, CDU-Ratsherr aus Uerdingen, besonders im Hafensbereich engagiert;
- Dieter Nellessen**, durch mehrere fundierte heimatkundliche Veröffentlichungen ausgewiesener Schulrektor;
- Dieter Backerra**, langjähriger Ratsherr der SPD, Vorsitzender des Bauausschusses
- 50: **Ulrich Hahnen**, Fraktionsvorsitzender der Ratsfraktion der SPD, in verschiedenen Ratsausschüssen aktiv, auch im Kulturausschuß, Aufsichtsratsvorsitzender bei den Stadtwerken;
- Benedikt Lichtenberg**, Fischelner Urgestein, in Politik und Vereinsleben engagiert
- 75: Gesellschaft Creinvelt
Bürgerverein Süd-West
Tambour- und Fanfarencorps Uerdinger Spielfreunde 1927
DLRG, Ortsgruppe Uerdingen (dazu erschien eine Festschrift)
Kanu-Abteilung im KTSV Preußen 1855
Karnevalsgesellschaft „Nette stölle Jonges“
Kegelclub „Do mots et joot könne“
Niederrheinische Büoreinigung NBRG Schmitz GmbH
Schuhmacherbetrieb Kessel
Autohaus Uebergünn
Barmer Ersatzkasse, Geschäftsstelle Krefeld
- 50: Bürgerverein Forstwald (mit Festschrift)
Bürgerverein Grönland
Verein für Segelflug Krefeld
Karnevalsgesellschaft Op de Höh Uerdingen
Karnevalsgesellschaft Mösche-Männekes
Kajuja – Karnevals-Sitzungen in Krefeld
Siedlergemeinschaft Heim und Scholle
Technisches Hilfswerk, Ortsverband Krefeld
Jagdhornbläser-Corps der Kreisjägerschaft Krefeld
Sudetendeutsche Landsmannschaft, Kreisgruppe Krefeld
Kindergarten der evangelischen Gemeinde Alt-Krefeld
Gaststätte „Bröckske“ in der heutigen Gestalt; Nachfolge-Bau für ein 1943 zerbombtes und später abgebranntes Gebäude, das in der Nähe der seit 1838 belegten Rhenania-Altbiere-Brauerei stand
Firma Optik Frese
- 25: Industrie- und Handelskammer Mittlerer Niederrhein, 1977 entstanden aus der Vereinigung der IHKs Krefeld, Mönchengladbach und Neuss bei gleichzeitiger Abtrennung des unteren Niederrheins, der zur IHK Duisburg geschlagen wurde
Sparkasse Krefeld, 1977 aus dem Zusammenschluß von Stadtparkasse Krefeld und Kreissparkasse Kempen-Krefeld entstanden
Wassersport- und Freizeitzentrum Elfrather See/Unten im Bruch
Bürgerverein Tackheide
- 10: Aktivkreis Krefelder Restauratoren im Handwerk (eine Initiative der Kreishandwerkerschaft Krefeld)

Jubiläen

- 350: St.-Sebastianus-Schützengesellschaft Oppum
- 150: Kirchenchor St. Dionysius
Kolpingfamilie Krefeld
Uerdinger Bürgerschützenverein
- 125: Werk Uerdingen der Bayer AG, 1877 als Chemische Fabrik Dr. E. ter Meer & Cie gegründet
Kirchenchor St. Peter Uerdingen
Männergesangverein Cäcilia 1877 Fischeln
- 100: Kirchenchor St. Josef Traar
Bäckerei Wilms
Elektro-Firma Bergs & Wildermuth
- 90: Trommler- und Fanfarencorps „Gut Schlag“ Fischeln
Kleingartenverein Weyerhof – mit umfangreicher, informativer Festschrift
- 80: Gesangverein der Bäcker-Innung Krefeld
- 200 die Heimat 73/2002

Och en Jubiläum

Vür dörting Johr woover et suowiet,
„die Heimat“ kreig en ganz nöi Klieed,
dat bös vandag jehalde.

Jeängert hät sech Johr für Johr
mar dat Dessäng, dat es wahl woahr,
dat Klieed, dat es jebleeve.

Mer freut sech döchtig jeddes Kiehr,
vertält dat Heft doch ömmer wier
van't Lank an Maas on Rhien.

Vüel Lü, die ueverlegge, denke,
modde sech dä Verstank verrenke,
dat alles klappe dieet.

Bös all dat dann tusaamekömt,
van wat dem Baas et Johr duor drömt,
flüsst männig Dröppke Schwieet.

Däm Boss on die däm jonnt tu Hank
möt all dän Ärbet, Sachverstank
die „Heimatleäser“ säggen Dank.

K. H., enne Fän van „die Heimat“

Krefelder Daten und Ereignisse der letzten zwölf Monate

zusammengestellt von Michael van Uem

1. Oktober 2001: Braumeister Georg Mäurers übernimmt die Gaststätte „Herbst Pitt“.

6. Oktober: Die deutsche Dante-Gesellschaft (DDG) hält am Wochenende ihre 78. Jahrestagung in der Volkshochschule ab.

24. Oktober: Die Nebenstelle des Amtsgerichts Krefeld, Hubertusstraße 169, wird aufgelöst. Die Dienststellen ziehen in das ehemalige RWE-Gebäude, Preußenring 49, das Insolvenzgericht an den Nordwall 131.

27. Oktober: Der Verein Niederrhein zeichnet Frau Professor Dr. Renate Pirling im Jagdschloß mit der Albert-Steeger-Plakette aus.

21. November: Das Tankschiff „Stolt Rotterdam“ schlägt beim Beliefen des Bayer-Werks leck und gerät in Brand. Mindestens 10 bis 15 Tonnen Salpetersäure laufen in den Rhein.

29. November: In der Linner Museumsscheune findet unter dem Titel „Geschichte der NS-Zeit vor Ort“ anlässlich des 100. Geburtstags von Aurel Billstein eine Tagung der Landeszentrale für politische Bildung unter Beteiligung der NS-Dokumentationsstelle und des Villa Merländer e.V. statt.

2. Dezember: Der Krefelder Autor Ulrich Peltzer wird mit dem Niederrheinischen Literaturpreis ausgezeichnet.

13. Dezember: Bei Hüls entsteht der erste Krefelder Windpark. Die dänische Firma NEG Micon beginnt mit der Montage von fünf Windkraftanlagen.

20. Dezember: Der Stadtrat verabschiedet den Haushalt für das Jahr 2002. Der Etat von 1,7 Milliarden Mark weist eine Deckungslücke von 388 Millionen Mark auf. Bei acht Gegenstimmen erteilt der Rat mit den Stimmen der CDU- und SPD-Fraktion den Auftrag an die Bau

GmbH, eine Veranstaltungshalle (KrefeldArena) mit einem Investitionsvolumen von ca. 55,2 Millionen Mark zu errichten.

1. Januar 2002: Die Sparkasse Krefeld als Zweckverbandssparkasse der Stadt Krefeld und des Kreises Viersen fusioniert mit der Stadtparkasse Viersen (SSK).

27. Januar: Ein 8 500 Tonnen schwerer Tunnel wurde in zwölf Tagen als letztes Bindeglied der Innenstadtumgehung durch den Bahndamm zwischen Deutschem Ring und Ritterstraße gepreßt.

28. Februar: Bei der Rhenania-Brauerei wird die Produktion eingestellt.

14. März: Der Rat der Stadt stimmt mit 33 gegen 24 Stimmen für die Errichtung eines von den Universal Studios geplanten 80 Hektar großen Freizeitparks, des International Entertainment Center (IEC), auf dem Gelände der Firma Thyssen-Krupp in Fichtenhain.

9. April: In der Neusser Straße wird mit dem Abriß der Jugendstilhäuser Nr. 33 und 35 begonnen.

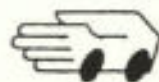
16. April: Anlässlich des Abzugs des 7. Fernmelde-Regiments der britischen Streitkräfte aus Krefeld findet vor dem Rathaus eine Militärparade statt.

9. Mai: Zum 7. deutsch-amerikanischen Historiker-Symposium - treffen sich unter dem Leitthema „Politische, soziale und kulturelle Perspektiven der Medien und der Medientechnologie in der amerikanischen und der deutschen Geschichte vom 17. bis zum 20. Jahrhundert“ bis zum 11. Mai 30 deutsche und amerikanische Historiker in Krefeld.

12. Mai: Anlässlich der 100. Wiederkehr der Uraufführung von Gustav Mahlers 3. Symphonie führt Uri Caine eine Komposition zu diesem Werk in der Friedenskirche auf.

31. Mai: Bei Iwerich wird die Flughafenbrücke der Autobahn 44 zwischen Düsseldorf und Meerbusch eröffnet.

Alten- und Krankenpflege zuhause



MOBICARE

- Ältester privater Pflegedienst Krefelds
- individuelle, patientenorientierte Pflege
- Grund- und Behandlungspflege nur durch examiniertes Personal
- Abends, sonn- und feiertags, 365 Tage im Jahr
- Haushaltshilfe - Alle Kassen
- Gesprächs- und Beratungstermine nach telef. Vereinbarung

Steckendorfer Str. 146 · 47798 Krefeld · www.mobi-care.de
Tel. (021 51) 61 87-87/88 · Fax 61 87 89 · e-mail: info@mobi-care.de

5. Juni: Die Hauptversammlung der Verseidag AG stimmt dem Beschluß zu, die Aktien der Kleinaktionäre auf den Hauptaktionär, die Deutsche Gamma GmbH, zu übertragen.

10. Juni: Das Theaterkuratorium der Städte Krefeld und Mönchengladbach beschließt, den in Brünn geborenen Dirigenten Othmar Mága für die nächste Spielzeit ab 1. September als kommissarischen Generalmusikdirektor (GMD) anzustellen.

2. Juli: Generalmusikdirektor Anthony Bramall verabschiedet sich im 7. Sinfoniekonzert mit der 3. Sinfonie von Gustav Mahler von Krefeld.

11. Juli: Der Stadtrat beschließt den Verkauf der Gebäude des Standesamtes am Bismarckplatz und des Chemischen Untersuchungsamtes an die Hermes Vermögensverwaltungs GmbH für eine Million Euro.

14. Juli: Auf dem Linner Burghof findet nach 50 Jahren wieder ein großes Rheinisches Chorfest statt.

25. Juli: Der in Krefeld geborene Wirtschaftswissenschaftler und seit 27 Jahren am Massachusetts Institute of Technology tätige Professor Dr. Rüdiger Dornbusch erliegt im Alter von 60 Jahren in Washington seinem Krebsleiden.

31. Juli: Der Vorsitzende des Sozialausschusses des LVR, Paul Heidrich, überreicht im Rathaus Oberbürgermeister Dieter Pützhofer das der Stadt vom Landschaftsverband verliehene „Prädikat behindertenfreundlich“.

16. August: Auf dem Westwall und dem Südwall findet im Rahmen der Tour der Hoffnung zum zehnten Mal der Radsportabend SWK-Classic statt. Unter den Teilnehmern sind Erik Zabel und Robbie McEwen.

9. September: Im Uerdinger Kasino findet der offizielle Jubiläumsempfang zum 125jährigen Bestehen des Werkes Bayer Uerdingen statt.

14. September: Die Stadtwerke Krefeld (SWK) feiern in der Burg Linn mit geladenen Gästen das 125jährige Bestehen der Krefelder Wasserversorgung.

22. September: Bei den Wahlen zum Deutschen Bundestag werden im Wahlkreis 111 einschließlich Krefeld I Willy Wimmer (CDU) und im Wahlkreis 115 einschließlich Krefeld II Siegmund Ehrmann (SPD) direkt gewählt.

27. September: Der Vorstandsvorsitzende der Escada AG, Wolfgang Ley, wird bei der elften „Größten Straßenmodenschau der Welt“ mit der „Goldenen Seidenschleife“ der Stadt geehrt.



KREFELDER HELFEN KREFELDERN

Sie doch sicherlich auch?

Spenden erbeten
auf eines unserer Konten:

Sparkasse Krefeld

(BLZ 320 500 00)

Kto.-Nr. 328 344

Volksbank Krefeld eG

(BLZ 320 603 62)

Kto.-Nr. 100 601 2023

Geschäftsstelle

Westwall 152 – 154

Tel. 78 68 00 und

Fax 78 67 00

buch-krefeld.de

➤ **Bücherladen am Rathaus GmbH
+ Büchergilde Gutenberg**
Westwall 27, Telefon und Fax 2 00 44
www.buch-krefeld.de

➤ **Der andere Buchladen GmbH**
Dionysiusstraße 7, Telefon 6 68 42
Fax 6 11 50
E-Mail: info@der-andere-buchladen-krefeld.de,
www.der-andere-buchladen-krefeld.de

➤ **Fischelner Buchhandlung GmbH**
Kölner Straße 574, Telefon 93 81 80
Fax 93 81 81
www.buch-krefeld.de

➤ **Hülser Buchhandlung**
Kempener Straße 6, Telefon 73 08 70
Fax 73 12 68
www.buch-krefeld.de

➤ **Klein'sche Buchhandlung GmbH**
Rheinstraße 133, Telefon 2 65 82
Fax 80 33 23, E-Mail: kleinsche.buchhandlung@t-online.de
www.buch-krefeld.de

➤ **Lesezeichen, Traarer Buchladen**
Traarer Rathausmarkt 44
Telefon 56 09 46, Fax 95 36 36
E-Mail: lesezeichen-traar@t-online.de
www.traar-online.de

➤ **Buchhandlung Mennenöh**
Rheinstraße 64a, Telefon 2 45 95
Fax 60 11 13
E-Mail: mail@mennenoech-buecher.de
www.mennenoech-buecher.de

➤ **Meyers Bücherinsel Uerdingen**
Oberstraße 88, Telefon 4 99 70
Fax 4 99 73
www.meyers-buecherinsel.de

➤ **Buchhandlung Plaeschke GmbH + Co.**
Rheinstraße 100
Telefon 2 68 79, Fax 80 48 15
www.buchkatalog-plaeschke.de

➤ **Willicher Buchhandlung + Hör Bar CDs**
Grabenstraße 12, 47877 Willich
Telefon 0 21 54 / 9 28 80
Fax 0 21 54 / 9 2 88 31
www.willicher-buchhandlung.de

KREFELD

Bildnachweis

- | | | |
|--------------------|-------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| R. Wilkes-Valkyser | Abb. 1-7 | Archiv Frau R. Wilkes, Krefeld |
| A. Spelberg | Abb. 1-6 | Stadtarchiv Krefeld |
| | Abb. 7-11 | Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen |
| H. J. Albrecht | Abb. 1-3 u. 7 | Archiv Albrecht, Krefeld-Hüls |
| | Abb. 4, 5, 9 u. 11 | Frau A. Albrecht, Krefeld-Hüls |
| | Abb. 6. u. 10 | Fachbereich Design der Hochschule Niederrhein, Krefeld |
| | Abb. 8 | Frau A. Moors |
| C. Krausch | Abb. 1 | Stadtarchiv Krefeld |
| | Abb. 2, 4 u. 5 | C. Krausch, Mönchengladbach |
| | Abb. 3 | Frau L. Liebermann, Herzogenrath |
| B. Leendertz | Abb. 1-12 | B. Leendertz, Krefeld-Traar |
| C. Heiser | Abb. 1-13 | Repros: Frau C. Heiser, Bochum |
| D. Nellessen | Abb. 12 | aus: Brües, E., im Anhang Nr. 8 |
| | Abb. 13 u. 19 | Bildarchiv des Uerdinger Heimatbundes, Krefeld-Uerdingen |
| | Abb. 14 | aus: Schauber, V., Schindler, H. M.: Heilige und Namenspatrone im Jahreslauf, Augsburg 1993, S. 62 |
| | Abb. 15 | aus: Wietzorek, P.: Erinnerungen an Uerdingen – Bilder erzählen, Horb am Neckar 1997, S. 51 |
| | Abb. 16 | aus: Feinendegen, E., nach S. 12 |
| | Abb. 17 | aus: Kühnel, H. [Hrsg.]: Alltag im Spätmittelalter, Graz, Wien, Köln 1996, S. 325 |
| | Abb. 18 | wie Abb. 17, S. 325 |
| | Abb. 20 | wie Abb. 15, S. 13 |
| | Abb. 21 | wie Abb. 17, S. 122 |
| | Abb. 22 | wie Abb. 17, S. 138 |
| | Abb. 23 | aus: Hofstätter, H. H.: Kunst im Bild – Spätes Mittelalter, Baden-Baden 1979, Abb. 9 |
| H. Hahn | Abb. 1 | aus: Foto-Sammlung B. u. H. Hahn, Köln |
| | Abb. 2-8 | H. Hahn, Köln |
| H. N. Weiler | Abb. 1 | Archiv des Fichte-Gymnasiums, Krefeld |
| Th. Peister | Abb. 1 | Presseamt der Stadt Krefeld: Frau St. Zimmermann |
| M. Risse-Richter | Abb. 1, 11-13,
15 u. 17-19 | Hochbauamt der Stadt Krefeld |
| | Abb. 2-6 | Stadtarchiv Krefeld |
| | Abb. 7 | aus: „Rheinische Post“ vom 5. Januar 1960 |
| | Abb. 8 u. 9 | Archiv des Hochbauamtes der Stadt Krefeld |
| | Abb. 10 | aus: „Neue Rhein Zeitung“ vom 13. März 1969; Foto: R. Brass, Krefeld |
| | Abb. 14, 20 u. 21 | L. Strücken, Krefeld-Traar |
| | Abb. 16 | Skizze aus dem Hause GLAS-DECO Franken, Krefeld |
| G. Opdenberg | Abb. 1-5 u. 7-11 | G. Opdenberg, Krefeld |
| | Abb. 6 | aus: Fahrt und Führer. Briefe der Jungenschaft Gau „Niederrhein“ im „Alt-Wandervogel“, Holland=Heft; o. O., Sommer 1925 |
| R. Hennig-Scheifes | Abb. 1 | Stadtarchiv Krefeld |
| G. Janß | Abb. 1 | aus: Ausstellungskatalog „Heinz von der Way. Malerei und Grafik 1913 – 1971; Cover; Krefeld (Kunstverein) 1998. – Genehmigung zur Reproduktion durch die Eigentümerin des Originals, Frau U. Altenähr, Krefeld |
| | Abb. 2-6 | G. Janß, Krefeld-Bockum |
| W. Gobbers | Abb. 1-6 | W. Gobbers, Krefeld-Forstwald |
| J. Schupetta | Abb. 1 u. 3 | Privatbesitz |
| | Abb. 2 | Stadtarchiv Krefeld |
| | Abb. 4 | Frau I. Schupetta, Krefeld |
| | Abb. 5 | Geschichtsarchiv der Zeugen Jehovas, Wachturm Gesellschaft, Selters (Taunus) |
| St. Kickum | Abb. 1-4 | Stadtarchiv Krefeld |
| G. Opdenberg | Abb. 1-2 | G. Opdenberg, Krefeld |
| U. Broicher | Abb. 1 | aus: W. Buchner: Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen; Lahr 1881 |
| | Abb. 2 | aus: M. Buchner: Es rollt die Zeit; Heilbronn 1923 |
| | Abb. 3 | aus: „Die Heimat“, Jg. 29, Krefeld 1958, S. 78 |
| | Abb. 4 | aus: Krefelder Zeitung, Nr. 156, vom 7. Juli 1882 (links) und Krefelder Zeitung vom 24. Februar 1883 (rechts) |
| C. Reichmann | Abb. 1-17 | C. Reichmann, Krefeld-Linn |
| R. Pirling | Abb. 1, 3 u. 4 | Frau R. Pirling, Krefeld-Linn |
| | Abb. 2 | Stadtarchiv Krefeld |
| | Abb. 5 | aus: Krefeld. Verwaltungsbericht 1984 – 1989. Schritte nach vorn, Krefeld 1989, S. 108 |
| E. Thiesbürger | Abb. 1-5 u. 7-9 | E. Thiesbürger, Krefeld |
| | Abb. 6 | V. Döhne, Krefeld |
| W. Mellen | Abb. 1-5 | W. Mellen, Krefeld-Hüls |
| | Abb. 6 | Kaiser Wilhelm Museum, Krefeld; Nitschke |
| Seite 135 unten | Abb. | Privatbesitz |

W. Mellen	Abb. 1 u. 2	W. Mellen, Krefeld-Hüls
	Abb. 3	Kreisarchiv Viersen, Nachlaß Verhuven
	Abb. 4 u. 5	Rheinisches Amt für Denkmalpflege, Abtei Brauweiler, Pulheim-Brauweiler; Michael Thuns
	Abb. 6	Krefelder Kunstverein, Krefeld; Einladungskarte
E. Kremers	Abb. 1-8	Stadtarchiv Krefeld
J. Lilla	Abb. 1-10	Stadtarchiv Krefeld
B. Ostrowski u. R. Schippkus	Abb. 11 u. 12	aus: F. Rullmann; Die Tapete und ihre Herstellung, Stuttgart 1939, S. 18 u. 40 f. Repros: B. Ostrowski, Krefeld
	Abb. 13	Dornbusch Gravuren GmbH, Kempen
	Abb. 14	Stadtarchiv Krefeld, a. a. O.
	Abb. 15	aus: G. Böttcher: Original-Compositionen zu Flachmustern (Tapeten, Gewebe, Intarsien etc.), Dresden [um 1880], ohne Seitenzahl, Sächsische Landesbibliothek – Staats- u. Universitätsbibliothek Dresden
	Abb. 16	aus: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, hrsg. v. H. Olligs, Braunschweig 1970, Bd. II, S. 51. Repro: B. Ostrowski, Krefeld
	Abb. 17	Deutsches Textilmuseum, Krefeld-Linn, Nr. 08144
	Abb. 18	Hessische Landes- u. Hochschulbibliothek Darmstadt, a. a. O.
	Abb. 19	Privatbesitz
	Abb. 20 u. 21	wie Abb. 16, a. a. O., Bd. III; S. 155
	Abb. 22	Staatliche Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Kunstbibliothek, a. a. O. Repro: D. Katz, Berlin
W. Böcking	Abb. 1, 6 u. 7	W. Böcking, Xanten
	Abb. 2	Archiv E. van Elsbergen, Grieth
	Abb. 3 u. 9	nach F. W. Bürger
	Abb. 4 u. 5	G. Offen
	Abb. 8	Nachlaß P. Hecker, Düsseldorf-Volmerswerth
	Abb. 10	Archiv W. Böcking, Xanten
Seite 199	Abb.	Presseamt der Stadt Krefeld; Frau St. Zimmermann

Die Autoren

Professor Hans Joachim Albrecht, Joepenstr. 29, 47839 Krefeld-Hüls
 Dr. Kurt von Beckerath, Von-Ketteler-Ring 51, 83646 Bad Tölz
 Werner Böcking, Erprather Weg 32, 46509 Xanten
 Dr. Ursula Broicher, Hohenzollernstr. 53, 47799 Krefeld
 Dr. Heinz Büsch, Lenssenstr. 10, 47798 Krefeld (bü)
 Frank Deisel, Westwall 81, 47798 Krefeld
 Norbert Feinendegen, Lengsdorfer Hauptstr. 11, 53127 Bonn
 Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstr. 14, 47800 Krefeld-Bockum (Fd.)
 Wilhelm Gobbers, Meisenweg 22, 47804 Krefeld-Forstwald
 Horst Hahn, Mauenheimer Str. 32, 50733 Köln
 Kurt Hausmann, Breslauer Str. 236, 47829 Krefeld-Gartenstadt (K. H.)
 Christiane Heiser, Welperstr. 40, 44879 Bochum
 Rolf Hennig-Scheifes, Ellringhauser Str. 27, 45527 Hattingen (Ruhr)
 Dr. Heribert Houben, Stresemannstr. 69, 47803 Krefeld (Hn)
 Günter Janß, Pfarrer i. R., Am Eickerhof 8, 47800 Krefeld-Bockum
 Stephanie Kickum, Philadelphiastr. 78, 47799 Krefeld
 Dr. Christian Krausch, Kunsthistoriker, Annakirchstr. 28, 41063 Mönchengladbach
 Elisabeth Kremers, In der Silbert 19, 47877 Willich-Anrath
 Berthold Leendertz, Maria-Schmann-Str. 93, 47802 Krefeld-Traar
 Joachim Lilla, Nordwall 66, 47798 Krefeld (-lla)
 Dipl.-Ing. Werner Mellen, Herrenweg 1, 47839 Krefeld-Hüls
 Dieter Nellessen, Seilbahn 35, 47829 Krefeld-Uerdingen
 Georg Opdenberg, Dionysiusstr. 163, 47798 Krefeld
 Burkhard Ostrowski, c/o NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, 47792 Krefeld
 Dr. Theodor Pelster, Forstwaldstr. 41, 47804 Krefeld (Th. P.)
 Ulrich Peltzer, Maybachufer 3, 12047 Berlin
 Dr. Leo Peters, Gartenstr. 16a, 41334 Nettetal
 Professor Dr. Renate Pirling, c/o Museum Burg Linn, Albert-Steeger-Str. 19, 47809 Krefeld-Linn
 Dr. Christoph Reichmann, c/o Museum Burg Linn, Rheinbabenstr. 85, 47809 Krefeld-Linn
 Dipl.-Ing. Monika Risse-Richter, Architektin VAA, Eichhornstr. 34a, 47807 Krefeld-Fischeln
 Reinhard Schippkus, Melanchthonstr. 37, 47805 Krefeld
 Dr. Ingrid Schupetta, NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, 47792 Krefeld
 Almuth Spelberg, c/o Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, Konrad-Adenauer-Platz 1, 47803 Krefeld
 Edgar Thiesbürger, Kaiserstr. 101, 47800 Krefeld-Bockum
 Michael van Uem, Dionysiusstr. 125, 47798 Krefeld
 Theo Versteegen, Bergstiege 31, 47802 Krefeld-Traar
 Professor Dr. Hans N. Weiler, 752 Tolman Drive, CA 94305 Stanford, USA
 Renate Wilkes-Valkyser, Uerdinger Str. 204, 47799 Krefeld
 Arnold Willemsen, Weilerstr. 43, 50321 Brühl (A. W.)

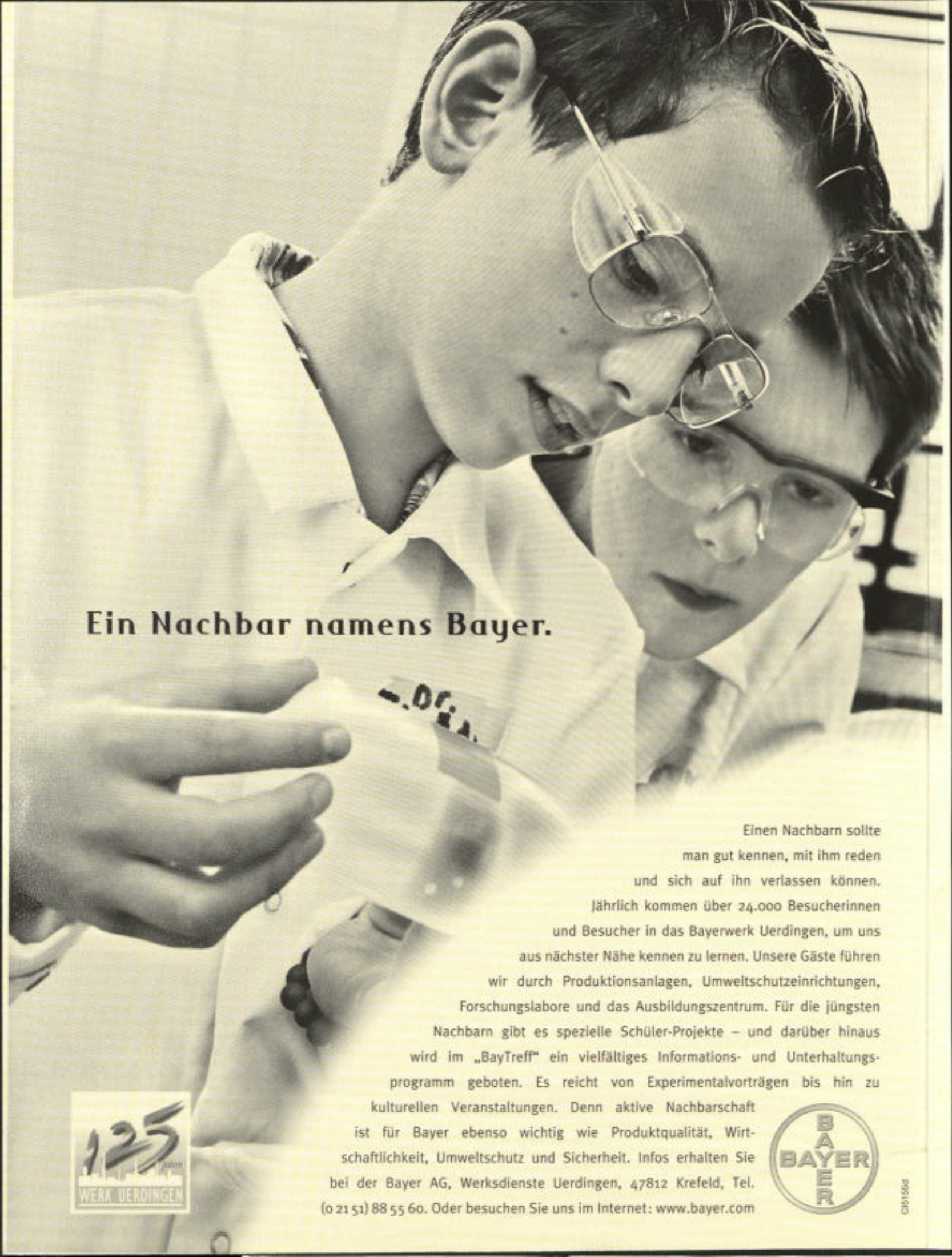


**Mit unserem Vermögens-Management
ändern sich nicht Ihre Gewohnheiten,
aber Ihre Ansichten.**



Sparkasse Krefeld

Wer mehr aus seinem Vermögen machen will, ist bei der Sparkasse genau richtig. Denn hier beraten Sie erfahrene Spezialisten, die Ihnen ein umfangreiches Angebot zum optimalen Vermögens-Management bieten.



Ein Nachbar namens Bayer.

Einen Nachbarn sollte man gut kennen, mit ihm reden und sich auf ihn verlassen können. Jährlich kommen über 24.000 Besucherinnen und Besucher in das Bayerwerk Uerdingen, um uns aus nächster Nähe kennen zu lernen. Unsere Gäste führen wir durch Produktionsanlagen, Umweltschutzeinrichtungen, Forschungslabore und das Ausbildungszentrum. Für die jüngsten Nachbarn gibt es spezielle Schüler-Projekte – und darüber hinaus wird im „BayTreff“ ein vielfältiges Informations- und Unterhaltungsprogramm geboten. Es reicht von Experimentalvorträgen bis hin zu kulturellen Veranstaltungen. Denn aktive Nachbarschaft ist für Bayer ebenso wichtig wie Produktqualität, Wirtschaftlichkeit, Umweltschutz und Sicherheit. Infos erhalten Sie bei der Bayer AG, Werksdienste Uerdingen, 47812 Krefeld, Tel. (0 21 51) 88 55 60. Oder besuchen Sie uns im Internet: www.bayer.com

